Kinkels Uhr.

Die Ahr.

83,4304

Landschaft, Geschichte und Volksleben.

Zugleich

ein Führer für Ahrreisende.

Mit einem Stahlstich nach Originalzeichnung.

Von

Gottfried Kinkel.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Bonn,

Verlag von C. Habicht.

1846.

Meinen verehrten Freunden,

Herrn Dr. Jakob Burckhardt,

Professor an der Universität zu Basel,

und

Herrn A. J. Weidenbach,

Lehrer an der Stadtschule zu Aberweiler,

in Anerkennung ihrer verdienstlichen Forschungen
auf dem Gebiete der rheinischen Geschichte

gewidmet.

Vorrede.

Der nächste Zweck dieses Buches war, über die herrliche Landschaft des Ahrthals Alles zusammenzustellen, was dem Reisenden über sie zu wissen etwa wünschenswerth ist. Daß man es darum mit einem bloß aufs Lukrative berechneten Buchhändlerunternehmen verwechseln werde, fürchte ich nicht. Für jenen Zweck allein würde ich aber das Buch nicht geschrieben haben. Nächst inniger Liebe zu dem schönen Ahrthal, das mir von früher Jugend an wie meine Heimat vertraut war, ist es vor Allem ein historisches Interesse gewesen, was mich dazu trieb. Unsere deutsche Geschichte muß aus der Geschichte einzelner Landschaften zusammenwachsen, und sie wird besonders durch Erforschung der bisher unverantwortlich vernachlässigten Schicksale des kölnischen Erzstifts und seiner Vasallenfamilien gewinnen können. Der Strich Landes, den wir hier schildern, ist dafür von großer Bedeutung: kein Gewitter hat sich über dem westlichen Deutschland entladen, das nicht wenigstens mit Einem Blitze die Felsgeschiebe des Ahrthals beleuchtet hätte. Schon hier ließ sich der Beweis führen, daß der Stamm des Rhein-

franken, zu dem ich mit Stolz mich zähle, nie theilnahmlos an den Verlangen des großen Vaterlandes gewesen ist, daß er selbst in den vorigen Jahrhunderten, wo die Elendigkeit seiner französisch gesinnten Herrscher ihm die Thatkraft abschnitt, mit allen übrigen Brüdern wenigstens das Leiden redlich getheilt hat. Jener unerträgliche Uebermuth, mit dem die nordischen und östlichen Stämme auf den rheinischen als charakterlosen Halbling herabblicken, ist nur durch die beliebte grenzenlose Unwissenheit, die man über rheinische Geschichte nährt, zu erklären. Eben darin liegt für den Rheinländer die Pflicht begründet, diese seine Geschichte nach Kräften aufzuhellen, und wer auf diesem Felde redlich arbeitet, trägt dem großen gemeinsamen Vaterlande eine Schuld ab.

Aus dieser Tendenz rechtfertigt sich die Einrichtung des Buches. An dem einzelnen Punkte, den er besucht, mag der Reisende sich nicht gerne mit Lesen langer Geschichtsabhandlungen zerstreuen. Deshalb sind die Dynastenfamilien bei den einzelnen Burgen nur kurz behandelt, und es wurden auch hier die bloßen Stammbaumfüller weggelassen, deren Dasein mit dem Einen Verse charakterisirt ist: „er lebte, nahm ein Weib und starb.“ Hierfür konnte ich ohnehin auf frühere Arbeiter verweisen. Dagegen ist in der ersten Abtheilung die allgemeine Geschichte des Ahrthals zusammengestellt und ihr Verwachsen mit den großen Geschicken der übrigen Welt aufgewiesen worden. Hier fanden denn

auch die wenigen wahrhaft weltgeschichtlichen Persönlichkeiten dieser Landschaft ihren würdigen Platz.

Vollständig glaubte ich in Angabe und Beurtheilung der Kirchenbauten und sonstigen Kunstwerke sein zu müssen. Nicht Vieles freilich hat das Ahrthal gerettet und kaum Etwas vom ersten Range; aber der Sinn für die Kunst ist erwacht und freut sich, auch kleinere Leistungen in die geschichtliche Reihenfolge zu verflechten.

Gleichfalls ist Sage und Volksleben berücksichtigt worden. Daß der Vergleich der Gegenwart mit der glücklicheren Vergangenheit sich mir aufdrängte, daß ich statt romantischer Schilderungen idyllischen Bauernglücks den wirklichen Nothstand des Thales und den Schmerz der Auswanderung ins Auge faßte, daß ich endlich da und dort nach bescheidenem Ermessen ein Mittel zur Abhülfe nannte, das verdenkt mir Keiner, der das Ahrthal kennt.

Wo die Stimmung der Landschaft oder die Sage sich bereits wahrhaft und vollständig im Gedicht ausgesprochen hatte, wäre es verkehrt gewesen, die Wirkung des Verses wieder in Prosa aufzulösen. Ich habe es mehreren meiner Freunde zu danken, daß ich die schon vorhandene Sammlung von Ahrliedern und Ahrsagen um einige werthvolle Stücke bereichern konnte.

Die Quellen der geschichtlichen Darstellung sind in möglichster Kürze unter dem Text angegeben: auf einem so neuen Felde wie die Spezialgeschichte des Rheinlandes darf man sich im Interesse

des nach uns kommenden Arbeiters nicht allzu sehr vor Zitaten scheuen. Für das Mittelalter mußten bei den Dynastengeschlechtern oft die bloßen Urkunden aushelfen, welche leider wol nie fähig sind ein volles Bild der Persönlichkeit zu geben. Von Bearbeitungen aus diesem Zeitabschnitt liegt außer vielen brauchbaren Aufsätzen in den beiden Jahrgängen des verdienstlichen Niederrheinischen Jahrbuchs meines Kollegen Dr. Lersch eigentlich nur Jakob Burckhardts Conrad von Hochstaden (Bonn 1843) vor, der aber dafür auch ausgezeichnet ist: ein Buch wie gemacht dazu, durch die anziehendste Darstellung einer der wichtigsten historischen Epochen die allgemeine Aufmerksamkeit den Höhepunkten der kölnischen Geschichte zuzuwenden. Sehr Vieles gab die 1499 bei Koelhoff gedruckte Cronica van der hilliger Stat van Coellen, die in Jahrszahlen vorsichtig zu gebrauchen ist, aber vortreffliche Anekdotenzüge mittheilt. Die von Jakob Grimm herausgegebenen Weisthümer sind von mir zum erstenmal für die Kulturgeschichte unserer Gegend ausgebeutet worden. Mit der Reformazion tritt dann eine mehr beglaubigte Zeit ein. Die Kriegsgeschichten, die sich an Gebhard Truchseß anschließen, die Thaten Adolfs von Neuenahr und der Ahremberger findet man bei den Geschichtschreibern des holländischen Freiheitskampfes. Besonders Strada hat im achten Buch der zweiten Dekade die Eroberung von Neuß durch den Prinzen von Parma mit der vollen Anschaulichkeit eines antiken Historikers er-

zählt; Hooft wetteifert mit ihm. Beide Männer, der Jesuit und der protestantische Republikaner, liefern bei ihrer Uebereinstimmung in den Hauptzügen und im Urtheil den Beweis, daß jedem klaren Kopf und tüchtigen Menschen auch auf dem verfänglichsten Gebiet konfessionelle Unbefangenheit möglich bleibt. Anders freilich Michael von Isselts armes Parteibuch, das durch die flauen mit lateinischen Poetensprüchlein verbrämten Moralanmerkungen der deutschen Ausgabe von 1764 auch nicht gewonnen hat, aber für den Ursprung der truchseßschen Händel leider die einzige ausführliche Quelle abgiebt. Es versteht sich, daß Bartholds fleißige Arbeit über Gebhard in v. Raumers Taschenbuch nicht unbeachtet blieb. Für das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert kamen mir viele aus Kirchen- und Gemeindebüchern des Ahrthals ausgezogene Notizen zu Gute. Die Hauptquelle aber für das erstere Jahrhundert ist die handschriftliche Chronik des Franziskanerklosters auf dem Kalvarienberg bei Ahrweiler. Allerdings laufen hier meist durch ganze Seiten hinunter nur Register über die Zahl der an den Hauptordensfesten herbeigeströmten Pilger; wo aber ins Ahrthal Geschichte eintritt, da bricht sie auch durch diese Klosterinteressen sich Bahn. Erst beim Eintritt des achtzehnten Jahrhunderts nimmt die Bedeutung dieser Quelle ab, wo aber auch Nichts mehr im Ahrthal passirte. Beim Jahr 1702 wird außerdem die Vorschrift eines Klosteroberen angeführt, daß kein Mit-

glied des Ordens hinfort über Staatsgeschäfte, die auf Fürsten oder Soldaten sich beziehen, ein Urtheil niederschreiben dürfe. Die Chronisten sind dem sehr streng nachgekommen, und ihre Hauptinteressen bilden seitdem eine etwaige Juden- oder Ketzertaufe, ein Festessen mit dem Rath der Stadt Ahrweiler und die Gewichtangabe der Wachskerzen, die von Prozessionen geschenkt worden sind; in ein Recipe gute Dinte zu machen läuft die Chronik mit dem zweiten Bande und dem Jahre 1747 aus.

Von jüngern Werken bleibt zuerst mit dankbarer Anerkennung das Unternehmen des wackern Bärsch zu nennen, der uns die Eiflia illustrata des alten Schannat in deutscher, mit reichen Noten ausgestatteter Uebersetzung zuerst zugänglich gemacht hat. Lacomblets meisterliche Urkundensammlung, welche später erschien, hat allerdings bis zum Jahr 1200 Vieles von den dort aufgestellten Ansichten widerlegt, vervollständigt und berichtigt; durch sie konnte ich z. B. bei der Sassenburg Gewisseres geben, während für Ahremberg und Blankenheim Bärsch das bis jetzt Vorhandene fast vollständig bietet. Lacomblets Bedeutung für unsere Dynastengeschichten tritt bereits im größten Maßstabe in dem musterhaft fleißigen Werke über die Grafen von Are, Hochstaden, Nurburg und Reuenare zu Tage, das so eben (Bonn 1845) von Weidenbachs Feder erschienen ist. Der Verfasser hat das noch nie benutzte Rathsarchiv von Ahrweiler gelesen und geordnet; seine umfassenden und scharfsichtigen For-

schungen bringen zum ersten Male in viele der verwickelten Verwandtschaftsverhältnisse Licht, die zwischen jenen Häusern obwalten. Die von ihm zu erwartende Geschichte der Stadt Ahrweiler, welche er mit einem Urkundenbuch und einer Quellensammlung verbindet, wird in noch weiterem Kreise die Spezialhistorie des Rheins fördern. Seiner freundlichen Nachweisung verdanke auch ich eine Menge von Berichtigungen und Vervollständigungen, und ich zähle es mir zu den schönsten Früchten meiner Arbeit, daß sie mir die Freundschaft dieses Mannes verschafft hat, den wir unter die genauesten Kenner der Geschichte des Oberstifts Köln zählen dürfen.

Von eigentlichen Reisebüchern ist Ernst Wendens Ahrthal mit Recht sehr verbreitet und hat daher 1839 eine zweite Auflage erlebt. Der Verfasser hat mit unermüdetem Fleiße eine Masse von Quellen zusammengebracht und die handschriftlichen oft gut benutzt. In urkundlichen Forschungen aber mangelt zuweilen die Gründlichkeit, und die sonst reichen Einzelnotizen verwachsen nicht recht zu einem organischen Ganzen, daher denn alles Geschichtliche mit sehr aschgrauer Färbung von dem hochromantischen Ton der Sagen und der landschaftlichen Schilderungen absticht. Das große Verdienst bleibt diesem Buche, daß es, ähnlich wie des Verfassers noch sorgfältigere Arbeit über Godesberg und das Siebengebirge, den Geschichtsstoff zum erstenmal zusammengeordnet hat. Ganz auf fremder Forschung ruhend, aber sie kurz und verständig ausbeutend, ist Wirtgens

Ahrthal immer empfehlenswerth; die mineralogiſchen und botaniſchen Nachweiſungen gehen aus eigener Kenntniß und Anſchauung hervor. Endlich thun des greiſen Arndt Wanderungen aus und um Godesberg manchen klaren Blick auch ins Ahrthal und in die mit ihm zuſammenhangenden kölniſchen Verhältniſſe; mit beſonderm Vergnügen wird man ſeine Betrachtungen über das mittelalterliche Ritterleben der Eifel leſen, wenn ſie ſchon mehr kombinirt als aus den in dieſer Hinſicht ſo dürftigen Quellen erwieſen ſind.

Mag denn dieß Buch dem weitern Leſerkreis von Nutzen ſein, dem es ſeinem Zwecke und ſeiner ganzen Haltung nach beſtimmt iſt. Hoffentlich enthält es trotz jenen Vorgängern doch des Neuen genug, um nicht überflüſſig zu ſcheinen.

Schloß Poppelsdorf, den 20. Juli 1845.

Gottfried Kinkel.

Inhalt.

Erſte Abtheilung.

Allgemeiner Ueberblick.

Geografiſche Ueberſicht 1—12.

Charakter der Eifel 1—4. Was der Herr Dr. Simon Rechwin von der Eifel geſagt hat 3. Lauf der Ahr 5. Bekkenbrüche 6. Weinbau. Andere Produkte 10—12.

Zur Geſchichte des Ahrthals 13—145.

Römiſche Anſiedlung 13. Völkerſcheide 14. Annahme des Chriſtenthums 15. Das Aregau und ſeine Zerſtückelung 17. Einzelne Abrdynaſten 18. Welfen und Waiblinger 19; Bau der Landskron 22.

Konrad von Hochſtaden und ſein Haus 23; Schenkung der Erbgüter an Köln 28.

Zehden zwiſchen den Erzbiſchöfen und der Ritterſchaft; Händel um Neuenahr und Saffenburg 30. Böſer Zuſtand des Landes im vierzehnten Jahrhundert 32.

Verbündniß der Eifeler 34. Landfrieden zwischen Rhein und Maas 35. Erzbischof Dietrich von Mörs 38. Erblandesvereinigung 41. Wahl Ruperts von der Pfalz 42. Die Böcke und Wölfe; Mord Wilhelms von Blankenheim 44. Burgundischer Krieg 46. Entsetzung der Stadt Neuß und Tod Ruperts 49.

Die Reformazien 49—86. Stimmung an der Ahr 50. Hermann von Wied, durch Neuenahr und Manderscheit unterstützt 1521, reformirt Bonn 55, muß abtreten 57. Gebhard Truchseß mit Hülfe Adolfs von Neuenahr erneuert den Versuch 58. Predigten in Mechtern 60 und Bonn 62. Ausbruch des Krieges; die Ahrgemeinden auf katholischer Seite 63. Gegenwahl Ernsts von Baiern 66. Fall Gerresheims 68, Bonns 69. Neuenahr und Schenk setzen den Krieg fort 71; Verheerungen in Neuß, Bonn, Rommergen und Ahrgemeinden 72—77. Schenk und Neuenahr fallen 78. 79. Gebhards Ende 80. Perfidie der protestantischen Reichsstände 81. Sieg der Gegenreformazien im Ahrthal 83. Gründung und Wirksamkeit des Franziskanerklosters auf dem Kalvarienberge 86—97. Sendschöffen 98. Hexenwesen 99—105.

Dreißigjähriger Krieg 106—118. Streifzüge des Schweden Banér im Ahrthal 107. Franzosen 109; Turenne plündert Ahrweiler; Bericht des gleichzeitigen kalvarienberger Mönchs 111. Nach dem westfälischen Frieden Ueberfall der Lehrmeier 119; Räuberbanden 120; große Pest 121.

Die Franzosenkriege 123—141. Erster von 1672; Rheinbach und Ahrweiler von Holländern eingenommen, Bonn erobert 124—127. Im Frieden Uebereinkunft des Ahrgemeinden 128; zweiter Krieg von 1688. Im Ahrthal Franzosen 130. Verwüstung 132. Zweite Belagerung von Bonn 134. Friede zu Ryswyk 135. Dritter Krieg

um die spanische Erbfolge; Saffenburg von Franzosen besetzt 136; dritte Belagerung von Bonn 137; Saffenburg kapitulirt 138. Endlicher Friede 140.

Zustand des Ahrthals im achtzehnten Jahrhundert 141. Revoluzion 143. Preußische Besitznahme 145.

Gegenwärtiger Zustand 146—164.

Wachsende Armuth 146. Oberahr: Nothwendigkeit eines Straßennetzes 148. Auswanderung 149. Unterahr: Winzernoth, Fröste, Handelsverhältnisse, Chaptalisiren 151—154. Gedicht von Georg Weerth auf die Winzernoth 155.

Volksleben: Schützenfeste in Ahrweiler 158. Maifeste in Altenahr 160; Thieriagen und Mailehn 161. Lied W. Müllers über das Mailehn 162. Weinlese 163.

Zweite Abtheilung.

Die Unterahr.

1. Die Wege nach der Ahr 167—201.

Von Süden über das Maifeld 167. — Von Norden: Bonn über den Kreuzberg (168), Röttchen, Meckenheim (170), den Tomberg (172) nach Altenahr; über Schloß Gudenau (173) und die lautershofener Höhe (176) nach Ahrweiler. — Vom Rhein, aus Remagen (176; Pfarrthor 177; Kirche 178; Apollinarisberg 181) nach der Landskron und Heppingen.

Sinzig 185—201. Römische Sagen 186. Wechsel der Herrschaft im Mittelalter 187. Zu Jülich 189; Erbauung der Burg 192; Sage von der weißen Frau 194. Zerstörung der Burg 193. Die Pfarrkirche; der h. Vogt, die Bilder aus der kölnischen Schule 195—200. Gasthöfe 201.

II. Von der Ahrmündung bis Ahrweiler 201—258.

Charakter des untern Thals; Bekendorf, Lohrsdorf 202.

Heimersheim: Architektur der Kirche 203; Glasgemälde 205; Marmorarbeit und Franzika als Steinmetzzeichen 207.

Heppinger Brunnen 209.

Die Landskron 209—232; Jungfernkapelle, Sage, Wittwe der Mutter 210; Aussicht von der Burg 213; Geschichte: Burgbau 215. Gerhard I. und II; Verschwägerung mit Neuenahr 216. Simrocks Wunderbrache 217. Gerhard IV. Glanzpunkt des Geschlechts 218—224; Theilung der Burg 225, Lutter Quad vom Lowberg 226—230; Eroberung durch die Schweden 231; Sprengung 232. Wege nach Ahrweiler 233.

Der Neuenahr 233—242: Gestein 233. Art der Befestigung. Aussicht 234. Sage vom Pfalz 235; Entstehung der Burg 236; Fehden zwischen Neuenahr und Saffenburg 237; Schiefung 239; jüngere Linie der Grafen von Neuenahr 240; das Erbe von Neuenahr. Gedicht von H. Müller 241.

Der Kalvarienberg, Ursulinerinnen, Pensionat, Aussicht 243. 44. Gedicht eines Mönche auf Ahrweiler 245.

Ahrweiler 246—258. Gasthöfe 246. Geschichte: Entstehung 246; Uebergang an Köln und Stadtrecht 247; Rittergeschlechter, Besteuerung, Verfassung, Schöffenstuhl, freier Bürgersinn 248—250. Gegenwart: Weinbau 250. Pfarrkirche 251; frühgothischer Stil 253, drei gleich hohe Schiffe 254, Hauptthurm 255, Kunstwerke im Innern 256. Post und

Omnibus; Umgebungen Ahrweilers 257. Gedicht von Reinick 258.

III. Von Ahrweiler bis Altenahr 259—312.

Charakter der Gegend 259. Wallportzheim; Kaufmanns Gedicht auf den S. Peter 260. Bunte Kuh 262. Gedicht vom Kobold 263. Kloster und Dorf Marienthal 265. Eintritt ins fassenburger Ländchen; Dernau 267; Fußpfad nach Mayschoß und zum weißen Kreuz 267. Das Dorf Rech 268.

Die Saffenburg 269—286. Weg von Rech dahin; Art der Befestigung 269. Sage von der Entstehung 270. Simrocks Gedicht: Drei Schüsse 271. Geschichte der Saffenburg: erstes, gräfliches Geschlecht 272; Uebergang an Sayn 273 und Cleve 274: zweites bloß ritterliches Geschlecht 275; Uebergang an Virneburg und Manderscheid-Schleyden 277; Protestantismus, Filipp von der Mark 278. Einnahme durch Schweden und Spanier 279. Quellenbericht über die letzten Belagerungen im Erbfolgekrieg und die Sprengung des Schlosses 280—284. Uebergang der Herrschaft an Ahremberg 285. Aussicht 286.

Mayschoß: Kirche; Madonnenbild; Grabstein der Katharina von der Mark 287.

Fernerer Weg nach Altenahr. Lochmühle, Laach 289; Reimerzhofen und das weiße Kreuz 290; Gedicht Reinicks daselbst 291.

Flecken und Burg Altenahr 292—312. Gasthöfe 292. Profil der Gegend 293. Kirche und Monstranz 294. Volksleben; Gedicht an die Auswanderer 295. Einzelne landschaftliche Partien: die Burg und ihre Geschichte 297—303. Alte Grafen von Are, Uebergang an Köln, Flucht

der gefangenen kölner Patrizier 299; Sprengung 300. Aussicht 301. Der Rittersprung von W. Müller 302. Nach Kreuzberg und Pützfeld, über das Horn, zum Teufelsloch 302. Badeplätze; Weg um die Breite Lei; Gedicht von W. Müller 304. Tour nach dem Hasenberg und Hochturner; Steinring des Heidengartens 306. Rückweg durchs Sahrthal; Kirchsahr und das Altarblatt in der Kirche 307. Gedicht von Burckhardt 309.

Dritte Abtheilung.

Die Oberahr.

Charakter der Landschaft 315. Rückschritt gegen den früheren Zustand 316. Reiseplan 318—320.

B. Von Altenahr bis zum Ahremberg 320—366.

Fußpfad und Chaussee nach Kreuzberg 320. Altenburg; Bauses Gedicht vom Teufelsloch 321. Kreuzberg; Mündung der Sahr und Vischel 325. Der Weinberg Antonia und das Dorf Pützfeld mit der neuen Chaussee 326. Brück 327. Erster Weg nach der Hohen Acht über Kesseling, Weidenbach, Herschbach und Kaltenborn 327. Prüm und Köln Waldbesitzer 328; Waldweisthum von 1617 329. Kaltenborn 331. Zweiter Weg nach der Acht; Hönningen 332.

Die Teufelslei 332—335. Goethes Mefistofeles als Mytholog 333. Aussicht 334. Weg von hier nach der Hohen Acht 335.

Die Hohe Acht 336—340. Sagen; Aussicht 336. Ge-

dicht 338. Weg nach der Nürburg 340; nach dem Rheine 340 Note.

Die Nürburg 340—350. Weg über die Wasserscheide zwischen Ahr und Mosel 340. Das Dorf Nürburg 341. Anlage des Schlosses 342. Aussicht 343. Geschichte: Sage von Nero; Ulrich von Are-Nürburg; Nebenlinie der Neuenahr (Gedicht vom Schild von Nürburg 345); kölnische Verwaltung durch Burgmänner 347; milde Gerichtsordnung 348; Sprengung durch die Franzosen 349. Wege nach Kellberg und über Hirschbroich und Breitscheid nach Adenau 350.

Die Kreisstadt Adenau 350—353. Gasthöfe 350. Kirche 351. Wege nach Dümpelfeld und Antweiler 353.

Reifferscheid 353. Dümpelfeld 354. Insul, Schuld, Schorrenkapelle 354—357. Wege nach dem Ahremberg 357.

Schloß Ahremberg 358—378. Ruinen und Aussicht 359. Geschichte: Erster Stamm, Herrn von Arburg 362. Zweiter Stamm, Ahremberg-von der Mark 362. Volkslied vom Junker von Arburg 364. Ausbreitung im Wallonenlande durch die Linien Lumain und Bouillon 365. Verhältniß zu den Erzstiften 366. Dritter Stamm, Ahremberg-Ligne 367. Schlacht bei Heiligerlee 368. Erschleichung des Stammschlosses durch die Franzosen 371. 372. Höchste Blüte des Hauses Ahremberg 373. Revoluzion 376. Abbruch des Schlosses 377.

11. Die letzte Strecke des Thals 378—396.

Wege nach Blankenheim 378. Antweiler, Dorsel, Ahrdorf, Stahl- und Ahrhütte 379, 380.

Schloß Dollendorf: seine Besitzer und Schicksale 381—384.

Schloß und Stadt Blankenheim 385—393. Gasthöfe, Gegend 385. Abrquelle, Burgtrümmer, Strafkapelle 387. Geschichtsabriß 387—393.

Wege von Blankenheim nach Trier, Köln, Koblenz 393.

Rückweg durch das Ahrthal 394. Kaufmanns Warnung vor der Ahr 396.

Erſte Abtheilung.

Allgemeiner Ueberblick.

Geografiſche Ueberſicht.

Wo der Rhein die engen Schluchten oberhalb Koblenz verläßt, tritt er in ein weiteres Thal ein, das in verſchiedener Breite, oft von einer halben, oft von drei Stunden zwiſchen den beiden Bergreihen des Weſterwaldes und der Eiffel eingeſchnitten iſt, bis dann vom Siebengebirge an die Hügelketten noch weiter zurücktreten und die große Ebne des kölner und jülicher Gebietes bis zum holländiſchen Flachland ſich fortzieht. Natur, Geſchichte und zweitauſendjährige Kultur haben dieſen Strich des Rheinthals, von Koblenz bis Bonn, mit höchſtem Reize geſchmückt; das junge Leben der Kunſt und Wiſſenſchaft breitet ſich dort mächtig aus, bewegt von dem brauſenden Verkehr auf dem ſchönen Strome, der von Alters her als Völkerverbindung zwiſchen Nord und Süd weltgeſchichtlich iſt. Aber kaum iſt man aus dieſer Ebne auf die nächſten Gebirge heraufgeſtiegen, ſo ändert ſich die Geſtalt des Landes. Rauh und ſteinig, im Winter durch Schneefall oft viele Wochen vom Flachlande abgeſchnitten, ſtellen ſich auf dem rechten Rheinufer der Weſterwald, auf dem linken die Eiffel dar. Nur zu Holzwuchs, Bergbau und Metallſchmelzen, ſonſt noch zu Anbau gröberer Getreidearten und zur Viehzucht ſind dieſe ausgedehnten Plateaus brauchbar; doch finden ſich

besonders in der Eifel ganze Strecken auf den höchsten Punkten der Hochebene, die dem Anbau ganz verloren sind; andere Gegenden erscheinen von ausbrechenden Schlammvulkanen mit unfruchtbaren Schichten zusammengeschmelzten Lehms oder mit steinharten schwarzen Laven verdeckt: in vielen dieser alten Krater hoch auf den Bergen stehen jetzt spiegelhelle Seen. Andere Stücke Landes werden nur bebaut mit Hülfe der auf ihnen gewachsenen Heide, die dann nach mehrjährigem Brachliegen abgestochen und zu düngender Asche verbrannt wird.

Die Römer haben mit kriegsgehärteter Hand zuerst dieses rauhe Gebiet bezwungen: ihnen war es unschätzbar als Mittelglied zwischen Trier und Köln und als undurchdringliche Naturfestung wider die überrheinischen Germanen. Auch wußten sie sich durch Kanäle, Landstraßen, Festungen und Luxusbauten dort wohnlich einzurichten. Dann begann unter den Franken der eiserne Fleiß der Mönche die Eifel auszubeuten: sie erst machten es möglich, daß später auch ein tüchtiger Bauernstand, ein Bürgerthum voll von Lebensfreude, ja sogar ein reiches oft glänzendes Ritterleben dort sich gründete. Als dieser Zustand mit dem Mittelalter vorüber gegangen war, versumpfte das Leben der Eifel, bis in neuerer Zeit die großen Landstraßen sie wieder aufgeschlossen, den Ackerbau gehoben und besonders den Bergwerken eine günstige Verbindung mit dem gewerbfleißigen, in Handel und Bildung vorausgeeilten Rheinthal eröffnet haben.

Die wellenförmige Eifelhochebne ist nun aber auf allen Punkten durch eingeschnittene Thäler belebt; in

dieſen tiefen zackigen Rinnen läuft eine Menge Gewäſſer, kleine Sturzbäche und auch größere Flüßchen, zum Rhein und zur Moſel hinab. Solche Bachthäler haben einen von der Hochebne völlig verſchiedenen Charakter: in ihrer Tiefe empfinden ſie den Wind minder ſtark, die Luft iſt milder, das Land ergiebiger. Dort ſind ſchöne grüne Weiden, es kommen edlere Getreidearten fort, und ſelbſt feine Obſt- und Gartenfrüchte gedeihen an ſonnigen Stellen. Am reichſten iſt mit allem dem das Thal der Ahr bedacht: ſie theilt ſogar mit allen Nebenflüſſen das mittlern Rheins die Ehre des Weinbaues.

Und ſo iſt noch jetzt wahr, was der Herr Doctor Simon Rechwin am Anfang des 16. Jahrhunderts von dieſem Berglande ſchreibt, der daſſelbe nach dem Zeugniß des Sebaſtian Münſter *) „wohl durchfahren und beſichtiget hat.“ „Diß Land,“ ſagt er, „iſt von Natur vngeſchlacht, rauch von Bergen vnd Thälern, kalt vnd mit vngeſtümen Regen vberſchüttet, aber Waſſer vnd Brunnen halb gar luſtig. Die Einwoner ſeind gar arbeitſam, haben ſinnreiche Köpff wo ſie geübt werden, aber ſie hangen an dem Ackerbaum, vnd warten Viechs. Es hat diß Land gar weiß Vich, vnd vil Milch vnd Molcken. Es hat mehr Viſch dann Wildpret, bringt auch Frücht für ſich gnug, außgenommen do es ſo gar rauch iſt, bringt es zimlich Habern, aber wenig anderer Früchten. Vmb Manderſcheid von Gerardſtein (Gerolſtein) möcht es zu Sommers Zeiten vergleicht werden

*) Coſmographey, Baſel 1569, S. 713.

Italie (!) seiner Sommer Früchten halben, dann es bringt Melonen, Cucumern, krausen Lattich vnd dergleichen welschen Früchten. In den Herrschaften Selida (Schleyden), Cronenberg vnd Kiele (Kyll?) seind Eysen Ertz, da man die eysen Öfen auß geußt."

Ein Zug der Eiffelberge ist vorzüglich charakteristisch. Dieß ist eine Bergkette, die ungefähr sechs Stunden lang aus der Gegend von Münstereiffel bis nach Nurburg und Kellberg sich fortzieht, im Ganzen mit gerader Linie und in gleicher Höhe, nur daß da und dort aus dem eintönigen Grauwackenplateau das Erdfeuer den Basalt hervorgestoßen hat, der nun über dem dichtbewaldeten neptunischen Kamm in schwarzen oft nackten Kuppen stolz emporragt. Solche Kuppen sind die höchsten Punkte des ganzen Eiffellandes; die mächtigste, die hohe Acht, steigt auf 2400 Fuß über dem Meeresspiegel; der ganze Bergzug wird Hocheiffel genannt.

Im Schooß dieses kräftigen Gebirgsstocks entspringt die Ahr. Ihr Thal steigt meist in Gestalt einer engen Felsrinne vom Rheine herauf, bis es in einem allwärts geschlossenen Bergkessel vor einem nicht hohen, aber stark ansteigenden Felsen endet. Auf diesem Felsen steht das Schloß Blankenheim, um seinen Fuß lagern sich die Häuser der gleichnamigen Stadt. Dort, in einem ummauerten und von Häusern überbauten Brünnchen, ist der Ursprung der Ahr; alsbald bei ihrem Quell speist sie einen großen Weiher mit ihrem Wasser und greift auch gleich in Mühlräder ein. Nun stärkt sie sich durch Nebenbäche, deren einige bedeutender als sie selbst sind, und stürmt mit raschem Fall zwischen Wiesen in das

immer tiefer absinkende, von stets höhern Bergen eingeschlossene Thal hinab. Entsprungen im Uebergangskalk durchbricht sie bei Dorfel das Grauwackengebirge, welches den Kern der Hocheiffel bildet, und kommt oberhalb Kreuzberg in das Gebiet des Thonschiefers. Bei Schuld wird das Thal ganz enge, dann wieder bei Kreuzberg und Altenahr. Das obere Thal hatte mehr einen friedlich-idyllischen Charakter: hier dagegen beginnen die wildromantischen Strecken. Das schwarze Schiefergebirg setzt seine scharfen trotzigen Kanten dem Flusse entgegen, der, bei Kreuzberg durch Sahr und Vischel verstärkt, wider sie anprallt und durch das zerklüftete Bette schäumend hinrauscht. Aber sie nöthigen ihn zu mäandrischen Irrwegen, bis er zwei Stunden unter Altenahr wieder hinaustritt in das lachende Thal von Wallportzheim und Ahrweiler. Von dort geht er mit geraderem Laufe am Fuß der Landskron vorbei und strebt dem Rheine zu, den er unterhalb Sinzig, Linz gegenüber, erreicht. Auf geradem Wege würde die Entfernung von der Quelle bis zur Mündung neun Stunden betragen, aber durch die vielen Windungen wird sie fast doppelt so lang.

Der Fluß hat ein sehr starkes Gefälle: man hat es auf 69 Fuß für die Stunde berechnet. Im Sommer klein, schwillt er bei der Schneeschmelze oft mächtig an und wird durch jähen Sturz sehr gefährlich. Am furchtbarsten ist er nach Wolkenbrüchen, die in der Mitte des Sommers einzutreten pflegen. Diese sind überhaupt im Eiffellande schrecklich, obwol glücklicherweise selten. Auch andere Flüßchen dieses Berglandes sind ihnen aus-

gesetzt, wie wir denn von zwei furchtbaren Schwellungen der Erft wissen, die das enge Thal von Münstereiffel füllt und bei Neuß in den Rhein mündet; die eine vom Jahr 1416 *), die andere noch bei Menschengedenken. Auf der untern Ahr wurde 1719 am ersten August Heppingen durch einen Gewitterregen heimgesucht, der selbst Menschen in Gefahr brachte fortgerissen zu werden **). Aber in erschreckendster Erinnerung unserer Zeitgenossen

*) Cronika van der hilliger Stat van Coellen (1499) fol. 292 a „In dem selven jair (1416) quam bynnen nachtz dae die lude slieffen eyn altzo groiff ververlich ind vnversiende wasser. dat man noempt eyn hemelborst (Wolkenbruch) vur Munster Eyffell. So dat die portzen mit der muyren eyn aff dreyff. ind voirte dat hertze van der Stat enwech, dae verdruncken vill lude mit den kynderen. ind auch vill vees (Viehes) So dat men waill zwey hundert mynschen doit. ind me dan drie dusent stucker vees vant vmbtrint (ungefahr) anderhalff myle Ind idt dede vil me schadens an husen ind an goid. dat mit ewech dreiff. dan men gemircken kunde.“

**) Aus der handschriftl. Chronik des Calvarienbergs: „1719 prima Augusti fuit talis pluvia in Heppingen daß die Maur vom garten Vice Satrapae (Amtverweser) vom wasser umbgeworffen, die stein 25 schritt hinweggetrieben, die Allee auß der erden geworffen, die pöst (Pfosten) auß dem Garten biß nach Lorsdorf getrieben, daß paviment domus Satrapae auffgehoben, 2 Knechte haben sich auf die baum salvirt, die amptsverwalterin mit angreiffung eines Nast (Astes) an einem baum sich kümmerlich salvirt so lang biß sie endtlich durch hulff und darreichung ist errettet worden. uno verbo es ist sehr erschröcklich und erbarmlich zuzusehen gewesen. Der schöne garten ist ganz ruinirt.“

hat sich die Ueberschwemmung des Sommers 1804 erhalten. Am 21. Juli, es war ein Sonntag, brach die Oberahr in Folge eines Wolkenbruchs mit ungeheurer Wucht am Nachmittage in das enge Thal von Altenahr ein. Acht Fuß hoch über den Steinbrücken stand das Wasser, Häuser, Höfe, Mühlen wurden bis auf die Fundamente weggespült, die Brücken geschleift. Ahrweiler in seinem gesperrten Mauerring füllte sich mit Wasser; man erzählt, es sei durch einen großen Kelterbaum gerettet worden, den die Wogen so stark gegen das geschlossene Niederthor antrieben, daß es aufsprang und dem Wasser Raum ließ. Noch jetzt wirkt diese Noth nach: zwar sind Weinberge und Häuser erneuert worden, aber im Adenauer Kreise, besonders bei Schuld, sind bis heute Wiesen und Ackerland am Flußufer von unfruchtbarem Kies überlagert. Am 23. Juni 1844 fand gleichfalls in Folge eines Gewitters eine Ueberschwemmung statt, die viele Weinberge bei Ahrweiler vom Felsen löste und in die Tiefe hinabriß. Auch bei der Mündung zeugen die aufgeschichteten Kiesmassen von dem winterlichen Ungestüm des wilden Bergstroms, der im Sommer manchmal Mühe hat durch den Sand seines Bettes sich zum Rheine durchzuwinden.

Das oberste Kesseltbal, in welchem die Ahr entspringt, ist durch die altwärts einschließenden Berge vor den rauhen Winden beschirmt. Dort kommen daher in milderer Luft Waizen, ausgezeichnete Obstarten und feine Küchengewächse sehr gut fort. Weiter abwärts aber ist das Thal kalt; die Wiesen am Flusse und die Waldhaiden an den Abhängen befördern die dort sehr blühende

Viehzucht: zugleich sind Bergwerke in glücklichem Betrieb. Der Ackerbau wird außer den gewöhnlichen Gemüsepflanzen vorzüglich auf den Spelz oder Dinkel gewendet, der auf dem Kalkgebirge am besten gedeiht. Endlich wächst auf den Bergen der Hocheiffel, besonders am rechten Flußufer, das herrlichste Holz. Von Altenahr aber beginnt dann mit dem Schiefergebirge der Weinbau, der von unvordenklichen Zeiten her den Haupterwerbszweig der untern Ahr ausmacht. Weißer Wein ist selten, gut wird er nur bei Rech, mittelmäßig auch auf den höchstgelegenen Punkten der übrigen Weinlagen gezogen, wo die rothe Rebe nicht mehr wohl gedeiht. Die Mönche und geistlichen Herren des Ahrthals haben verlängst die Regel entdeckt, daß man den weißen Wein trinken soll als Kur wider den zu stark genossenen rothen; das Mittel ist probat. Bei weitem vorherrschend an Masse und Güte ist gegenwärtig der Rothwein, der am Rhein nur vom Aßmannshäuser übertroffen wird, aber dem Niederingelheimer wenigstens gleichsteht: er ist von dunkler Farbe, hat, wie die meisten Rothweine, wenig Duft, ein herbes, doch höchst angenehmes Feuer, und ist ausgezeichnet gesund. Weil man früher den Wein vor der Gährung kelterte, also bevor der Farbstoff der Hülsen sich mit dem Safte verbunden hatte, behielt er eine hellröthlich-bleiche Farbe; darauf bezieht sich der Name Ahrbleichart, unter welchem er seinen alten Ruf besitzt. Jetzt ist der Name geblieben, doch die Sache hat sich vollständig umgekehrt: denn längst hat man die französische Weinbereitung eingeführt, welche vor dem Keltern den Farbstoff auszieht und so gerade einen sehr dunkeln Wein ge-

winnt. An Farbe, Glut, Kraft und Geſchmack iſt Wallportzheim und in einigen Lagen Ahrweiler die Krone des Thals: doch auch Altenahr, Dernau und Bodendorf ſind vorzügliche Lagen. Die Rebe liebt gerade das dunkle Schiefergeſtein, das ſonſt auf ſeinen Zackenklippen keinen Pflanzenwuchs hervorzubringen vermöchte. Darin liegt die Mühſal des Weinbaus begründet. Mit großer Anſtrengung muß der jäh abfallende Schieferfels durch künſtliche Mauerterraſſen eingefaßt werden, auf denen beſſeres Erdreich und Dünger haften kann. Die edleren Lagen, vorzüglich bei Wallportzheim, gleichen daher, aus der Ferne geſehen, trümmerhaften Baſtionen, die vom Fuße des Felſen bis zum umbüſchten Gipfel emporreichen. Der Dünger muß in Traglörben auf den ſteilen Treppenpfaden heraufgeſchleppt werden, das Pfahlholz in Bündeln, was eine Hauptarbeit des Winzers ausmacht. An manchen Stellen will man jetzt auch verſuchen, was am Rheine oft vorkommt, die junge Rebe in einem Korbe mit Erde gefüllt in den Weinbergsgrund einzuſenken: meiſt aber wurzelt ſie auf dem kahlen Geſtein ſelber. Die eng zuſammengedrängten Felſen verdoppeln im Sommer die Hitze durch Widerſtrahlung; der ſchwarze gebröckelte Schieferſtein, mit welchem der Boden der Weinberge abſichtlich bedeckt wird, ſaugt die Glut des Tages ein und läßt ſie während der kühlern Nacht auf die Trauben nachwirken. Auch der Fluß giebt dem Winzer ſeinen Segen: aus ſeinem lauen Waſſer ſteigen im Sommer in die abgekühlte Nachtluft die warmen Nebel empor, die man am frühen Sommermorgen ſo ſtill und wunderbar brütend im ganzen Thale antrifft:

sie tränken den versengten Felsgrund und erweichen die Hülsen der Trauben gegen die reifende Glut des Sonnenstrals. Ungefähr vier Stunden reicht dieser Strich, wo der Wanderer auf der Nordseite des Flusses ununterbrochen von Weinbergen begleitet wird; bei einem sogenannten „vollen Herbst," der aber selten kommt, werden an 20,000 Ohm Wein im Thale gewonnen.

Bedeutend ist im ganzen Thale der Reichthum an wildwachsenden oft seltenen Pflanzen; die Verschiedenartigkeit des Bodens und des Klimas, so wie die großen noch nicht oder doch nur unvollkommen angebauten Strecken des obern Thals begünstigen die Erhaltung der mannigfaltigsten Arten: am reichsten ist die Gegend von Altenahr *). Der Mineraloge findet im Uebergangskalk unterhalb der Quelle interessante Petrefakten und zahlreiche Eisengruben, weiter abwärts den Basalt in den verschiedensten Formen und in der Teufelsley bei Höningen einen schönen mit Krystallen ganz durchwachsenen weißen Quarzfelsen; ein anderer auf dem Rücken des Neuenahr ist großentheils schon im Mittelalter zum Zweck des dortigen Burgbaus abgebrochen worden. In der Nähe von Liers kommt Basaltjaspis vor, bei Brück Spießglanz, bei Rodder, zwischen Adenau und Antweiler, Kupfer, außerdem Blei. Auch das Thierreich ist nicht arm. Schmetterlinge sieht man hier, wo sie wenig gejagt werden, ziemlich zahlreich; besonders der Se-

*) In diesem Stücke glaube ich mich verpflichtet besonders auf meinen Vorgänger Wirtgen, so wie in mineralogischer Hinsicht auf Nöggerath zu verweisen.

gelfalter (Papilio Machaon), der ſich im Rheinthal ſelten gemacht hat, wird zu Pfingſten nie auf der Landskron fehlen. In den Wäldern der obern Ahr iſt Roth- und Schwarzwild ziemlich ſtark; dort hinüber ſchweift auch im Winter noch der Wolf der Ardennen. Das kleine jagdbare Wild, auch Geflügel, iſt außerordentlich häufig, wie in der ganzen Eiffel. An Einer Stelle, nämlich an der Lochmühle bei Altenahr, werden Fiſchottern Winters auf dem Schnee geſchoſſen. Das zahme Vieh iſt nicht ſehr groß, aber gut; die Stallfütterung iſt an der obern Ahr noch nicht allgemein eingeführt, ſondern das Weideleben herrſcht vor. Ganz vorzüglich ſind die Krebſe und die Forellen; zwar haben ſie bei dem ſtarken Verkehr durch die Fremden in der Ahr bedeutend nachgelaſſen, doch liefern die kleinern Eiffelbäche, die in ſie ausmünden, deren noch genug für die Wirthstafeln. Endlich erwähnen wir noch der kleinen Ahrfiſchchen, die unter dem Namen der Rümpchen am ganzen Niederrhein höchſt beliebt ſind und einen bedeutenden Nahrungszweig des mittlern Ahrthals, um Altenahr herum, bei Reimerzhofen und Brück, ausmachen. Die Art des Fangens iſt einfach und ſinnreich. Mitten ins Flußbett wird dem Lauf des Waſſers nach ein langer Steindamm gelegt, der oben und unten nahe ans Ufer heranreicht. An das untere Ende zwiſchen Damm und Ufer ſtellt man die Reuſen auf: alsdann wird das obere Ende abgedämmt. Nun lauft alles Waſſer binnen dem Damme und dem Ufer unten ab, und was von Fiſchen darin iſt, geräth beim Verſuch zu entwiſchen in die Reuſen hinein. Die Fiſche werden nach der Größe ſortirt,

die kleinſten, höchſtens ein Fingerglied lang, genannt das Geſäme, ſind die wohlſchmeckendſten und theuerſten. Man kocht ſie in Salzwaſſer bis zur Siedhize ab und verpackt ſie dann in Weidenrinde, die ſie friſch erhält und vielleicht zu dem angenehm bittern Geſchmack mitwirkt: hernach werden ſie mit Oel und Eſſig ſervirt. Die meiſten Fiſchchen gehören einer eigenen Gattung (Cyprinus phoxinus) an, welche überhaupt nicht größer wird: wenn man aber genau zuſieht, wird man auch manche junge Fiſche von größerer Gattung, beſonders die an ihren rothen Flecken leicht kennbare Forelle, darunter erkennen und ſich nicht leugnen, daß durch dieſe Art von Fiſcherei dem künftigen Beſtand großer Schaden geſchiehet.

Und ſo erſcheint uns das Ahrthal auch da, wo Ceres ihre Gaben nicht überreich verſtreute, als ein hochgeſegnetes Land, wegen ſeiner Enge zwar nicht zur Geſtaltung einer groſſartigen Geſchichte, wohl aber zur Entwicklung einer großen Menge individueller Lebensformen geeignet. Was die Natur anlegte, hat die arbeitſame Menſchheit erfüllt: ein Ueberblick der Geſchichte unſeres Thals wird das bewähren.

Zur Geſchichte des Ahrthals.

An der Mündung und dann wieder nahe bei der Quelle der Ahr finden ſich noch die Spuren der älteſten nachweisbaren Anſiedler, der Römer. Unweit Blankenheim ſtreicht der Römerkanal vorbei, der beſtimmt war das friſche Waſſer der Eifelbäche nach Köln und Trier zu leiten: dort und um die Nürburg hat man antike Särge und Metallgeräthe ausgegraben. Am Ausfluß aber beherrſchte das Römerkaſtell Sentiacum die Rheinebne, und etwas weiter aufwärts, in Niederbreyſig, haben ſich die Reſte eines groſſen viereckten Gebäudes von römiſchem Mauerwerk erhalten. Ob jedoch die Ahr bereits von Schriftſtellern dieſes Volkes genannt worden ſei, iſt unſicher. Zwar hat man ſie in dem Namen Obringa wiedererkennen wollen, den der Geograf Ptolemäus (150 Jahr nach Chriſtus) einem Nebenfluſſe des Rheins gibt. Aber da Ptolemäus von dieſem Fluſſe ausdrücklich ſagt, daß Mainz nördlich von ihm liege, ſo geht der Name viel wahrſcheinlicher auf den Main *), und ſo dürfen wir uns nicht auf jene Stelle

*) Ausführliche Unterſuchung bei Minola: Kurze Ueberſicht deſſen, was ſich unter den Römern ſeit Julius Cäſar bis auf die Eroberung Galliens durch die Franken am Rheinſtrome Merkwürdiges ereignete. 2te Ausg. Köln 1816. S. 140 ff.

berufen, um zu beweiſen, daß die Ahr unter den Römern zwiſchen dem obern und dem untern Germanien die Grenzſcheide gebildet habe. Wohl aber iſt die Ahr in anderer Hinſicht eine merkwürdige Völkergrenze, und dieß gewiß ſchon von der großen Völkerwanderung her. Als ſolche wird ſie auf das beſtimmteſte durch die Dialektverſchiedenheit bezeichnet, die gerade an ihrer Mündung beginnt. Bis zu dieſer zieht ſich nämlich mit geringen Abwandlungen das niederrheiniſche Sprachelement, wie es im ganzen vormaligen Erzſtift Köln annoch herrſcht. Gleich oberhalb der Ahr jedoch beginnt der oberländiſche Dialekt, der weſentlich dem ſchwäbiſchen nahe ſteht und von da, nur mit immer geſchärfteren Lauten, bis zu den Schweizeralpen hinaufſteigt. Hier liegt die uralte, oft beſtrittene und von vieler Männer Blut begoſſene Grenze der Franken und der Alemannen; denn mit dieſem unverwüſtlichen Sprachzeugniß ſtimmt auch die Geſchichte überein. In dieſe Gegend pflanzte Kaiſer Julianus einen Frankenſtamm, der den Namen der Ripuarier erhielt. Ein Einbruch der Alemannen in ihr Gebiet wurde Anlaß zu Chlodwigs Feldzug gegen Jene und zu der für die Weltherrſchaft und das Chriſtenthum ſo entſcheidenden Schlacht zwiſchen beiden Bruderſtämmen, die nicht fern von hier, drüben auf dem weiten Blutfeld Zülpichs, 496 geſchlagen wurde. Seitdem gehörte das Gebiet der Ripuarier zum Frankenreiche; eine Revoluzion verunglückte, auf demſelben Felde von Zülpich fiel 611 König Theudebert von Ripuarien, und unter Beibehaltung ſeines alten Geſetzbuches wurde Ripuarien als Herzogthum in den Lehns-

verband des Frankenreichs aufgenommen. Beim Zerfall des letztern kam es an das Reich der beiden Lothare, bis es endlich unter dem sächsischen Könige Heinrich I. sammt Lothringen durch den bonner Vertrag an Deutschland festgekettet wurde. Bis zu den Hohenstaufen verblieb Ripuarien ein abgesondertes Herzogthum; das Ahrthal bildete gerade dessen südöstlichsten Zipfel. Also seit anderthalb Jahrtausenden wohnen bis zur Ahr die Franken, südlich aber von der Ahrmündung die oberdeutschen Stämme, die von ihnen besiegt aber nicht ausgedrängt wurden. Leicht erklären wir uns jetzt den oben aufgezeichneten Wechsel des Dialekts an diesem Flusse. Die eigentliche Grenzscheide bildet übrigens auch hier nicht der Fluß, sondern das Gebirge: bis in die Wälder der Hocheiffel wohnt fränkisches, darüber hinaus auf dem Maifeld, von Burg Rheineck an, oberdeutsches Blut. Die Ahr selbst gehört also auf beiden Ufern noch dem fränkisch-niederrheinischen Sprachstamme an. Auch der Volkscharakter neigt auf diese Seite.

Wann dieß Land das Christenthum empfangen, ist ungewiß. Das untere Ahrthal mit seiner Römerstadt Sinzig gewiß frühe. Denn wenn wir uns auch nicht auf die schwanke Sage berufen mögen, daß eben dort Kaiser Constantin das Zeichen am Himmel geschaut das ihn zum Christen machte, oder daß seine Mutter Helena die Kirche zu Sinzig gestiftet habe — so wissen wir ja selbst aus griechischen Schriftstellern, daß zu Constantins Zeiten die Bewohner des Rheinthals Christen waren *), und eben damals treten sowol von Köln als

*) Sozomenus (Kirchengesch. II, 6.) von Constantins Zeit:

von Trier urkundlich beglaubigte Bischöfe auf. Aber die gleich darauf, zwischen Constantin und Julian, hier einbrechenden Franken, damals noch Heiden, haben dem gewiß ein Ende gemacht: wissen wir doch, daß Julian auf seinem Zuge rheinabwärts zwischen Mainz und Köln nur noch Eine Stadt und Einen Vertheidigungsthurm unzerstört fand. Also mußte auch wol der Christenglaube erst ganz neu hier gegründet werden, was denn in Folge von Chlodwigs Taufe im ganzen Frankenreich geschah. Soweit die kirchliche Geschichte des Ahrthals hinaufreicht, sehen wir dasselbe zu dem unmittelbaren bischöflichen Sprengel von Köln gehörig. Seine religiöse und sittliche Ausbildung muß langsam erfolgt sein, da sich hier keins der ältern Klöster angesiedelt hat. In der Nähe finden wir Prüm, Himmerode, Steinfelden, Laach; im eigentlichen Ahrthal aber treffen wir nur von spätern Orden, von Johanniterm, Augustinern und Bettelmönchen, klösterliche Stiftungen zu Ahrweiler, Marienthal, Adenau und Blankenheim. Es scheint, daß von frühe her die Landesherren und ihre Fehden zu gewaltsam für die Ruhe eines Klosters gewesen sind. Auch findet sich auf der ganzen Thalstrecke kein uralter Kirchenbau; der von Altenahr, welcher wol der bejahrteste ist, geht doch dem Stil nach höchstens ins zehnte Jahrhundert zurück. Später gehörte das Ahrthal zum eiffler und Ahr-Dekanat, welche unter dem Archidiakonat von Bonn standen: doch waren manche Kirchen Patronate und wurden als solche von den einheimischen Dynasten besetzt.

„denn schon schon hatten die am Rhein wohnenden Stämme den christlichen Glauben angenommen."

Heller wird die Geschichte dieses Landstrichs unter den sächsischen und fränkischen Kaisern. Wie ganz Deutschland, so erscheint auch Ripuarien unter ihnen in Gaue getheilt: jedes Gau erhält vom Kaiser als obersten Verwalter und Richter einen Grafen gesetzt. Damals giebt die Ahr einem eignen Gau den Namen, dem Aregau, das indes immer zu den kleineren Gauen des Vaterlandes gehört hat. Dasselbe zieht sich von Breysig über Bonn hinaus am Rheine hin, bis es etwas unterhalb Wesselingen an seinem Nordende mit dem Köllengau zusammenstößt. Alsdann streicht die Grenze in einem Bogen, die Burg Tomberg und die Stadt Rheinbach mit umfassend, in südwestlicher Richtung bis etwa 2 Stunden oberhalb Altenahr. Südlich geht sie zuletzt über die Ahr hinaus bis auf den Bergzug der Hocheiffel, der das Aregau vom Maifeld trennt. Die Gerichtsstätte dieses Gaues ist entweder auf dem Hochtürner bei Altenahr oder in der Stadt Bonn gewesen.

Unter den ersten Hohenstaufen, und zum Theil schon früher, geht dann die große Veränderung in der deutschen Reichsverfassung vor sich, welche den ersten Anlaß zu unserer unsäligen Zerstückelung in eine Masse von kleinen Territorien gegeben hat. Waren früher die Gaugrafen kaiserliche Beamte, so nahmen sie jetzt ein eigenes Hoheitsrecht auf die verwalteten Landschaften in Anspruch: aus den Statthaltern wurden reichsunmittelbare Fürsten, Dynasten. Damals zerstückelte sich auch das Aregau. Das beste Theil desselben, die mittlere Ahr, beherrschten seitdem die Grafen von Are als Nachkommen jener Gaugrafen; neben ihnen gewannen jedoch

auch andere Geschlechter Reichsunmittelbarkeit. Sinzig und Remagen verblieben als kaiserliche Städte dem Reich, das bonner Gebiet aber bis zum Drachenfels kam nun auch politisch unter die Herrschaft des Erzstiftes Köln. Das Zeitalter der Ritterfehden begann; die kleinen Interessen der Gebietsstreite, der Erwerbungen durch Kampf oder Heirath schienen diese Geschlechter gegen große Weltfragen gleichgültig gemacht zu haben. Denn um diese zu lösen, ist das ganze Eifelland so wenig wie der ihm entsprechende Westerwald des andern Rheinufers von der Natur angelegt: seine Physiognomie ist dafür zu zerrissen, zu wechselnd zwischen Berg und Thal, es ist zu wenig Ebne, zu wenig Einheit da für große gemeinsame Geschichtsthaten, die Bestrebungen seiner Bewohner zersplittern sich. Wenigstens heben sich in der ganzen Abrgeschichte nur einige Persönlichkeiten kraft- und wirkungsvoll hervor, während die Geschicke der übrigen in trostlosem Einerlei sich abspinnen.

Im elften und zwölften Jahrhundert erscheinen bereits die meisten Burgen des Ahrthals und die Herrschergeschlechter, die sich nach ihnen benannten. An der obern Ahr zunächst die Grafen von Blankenheim und die Herren von Dollendorf und Abrenberg; dann folgt, von Ahrdorf und Dümpelfeld bis eine Stunde unterhalb Ahrweiler, die Grafschaft Are, von der aus die Schlösser Nürburg und Neuenahr als Sitze zweier Nebenlinien gegründet worden sind. Als Enclave liegt mitten im Gebiet von Are das Ländchen der Herren von Saffenburg. Weiter wird im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts auf dem kaiserlichen Gebiet gegen

die Mündung des Fluſſes hin das Schloß Landskron erbaut, welches ebenfalls Sitz eines bald ganz ſelbſtſtändigen Geſchlechtes geworden iſt. Sinzig endlich hat ſeinen Herrn mehrmals gewechſelt, bis es zuletzt feſt bei Jülich blieb. Ein Strich, den man ſeiner Länge nach in zwölf Stunden bequem durchwandert, gehorchte nicht weniger als ſieben verſchiedenen Gebietern. Außerdem ſiedelten ſich freie Rittergeſchlechter in den Städten des Thals, in Sinzig und Ahrweiler, ja ſelbſt in Dörfern, wie in Dernau, an: ſie waren das Mittelglied zwiſchen dem Adel und den Bürgerſchaften, deren Schöffenſtühle ſie meiſt in Beſitz hatten und mit denen ſie zu Schutz und Trutz ſich verbündeten.

Die Geſchichte dieſer einzelnen Geſchlechter wird uns erſt bei ihren verſchiedenen Burgen beſchäftigen: hier gilt es jedoch ſchon die gemeinſamen Geſchicke zu überſchauen, welche das ganze Ahrthal ſeit jener Zerſtückelung betroffen haben. Wir können als unzweifelhaft ausſprechen, daß eben die Zerſtückelung dem Wohlſein des Thales ſehr geſchadet hat, weil in allen Kriegsfällen die Parteiung jede gemeinſchaftliche Vertheidigung verhinderte.

Dieß machte ſich ſogleich in dem großen Hauptkampf des deutſchen Mittelalters, dem der Hohenſtaufen und Welfen, fühlbar. Zwar Kaiſer Friedrich I. der Rothbart feſſelte noch Alles an ſeine mächtige Perſönlichkeit, zumal ſein Kanzler Reinold als Erzbiſchof von Köln ihm treu blieb: in jener Zeit finden wir daher auf hohenſtaufiſcher Seite namentlich die mächtigen Grafen von Hochſtaden, welche bereits in die Beſitzun-

gen von Are eingetreten und somit im Ahrthal die einflußreichsten Dynastien waren. Unter Friedrichs Sohn Heinrich VI. blieb das Verhältniß unverändert; Graf Theoderich von Hochstaden leistete ihm Heeresfolge über die Alpen und wurde ihm beim Kampf um seine Erblande in Unteritalien durch persönliche Tapferkeit sehr nützlich, daher denn auch der Kaiser einen Bruder des Grafen, den bonner Propst Lothar, bei dessen Bewerbung um das Bisthum Lüttich nachdrücklich, ja ungerecht unterstützte. Erst als nach Heinrichs VI. Tode der Stern der Hohenstaufen zu erbleichen schien, löste sich auch hier die alte Lehnstreue. Ursache wurde, daß das Erzstift Köln auf die welfische Seite trat. Die meisten Herren der Ahr hatten sich bereits zu diesem in Abhängigkeit gestellt, indem sie entweder, wie die Nürburger und Saffenburger, ihr Schloß selbst oder doch außer ihren selbstständigen Gebieten bedeutende Güter von ihm zu Lehn annahmen. Der Abfall Kölns riß sie daher mit zu den Welfen herüber. Da kam für das Ahrthal und das Stück des Rheines von der Mosel abwärts eine schwere Zeit. Der Welfe Otto wurde 1198 zum Gegenkönig wider Philipp von Schwaben erwählt, eroberte Achen und erzwang die Krönung: mit ihm hielten die Fürsten des Niederrheins und Adolf von Altena, Erzbischof von Köln. Auf sie richtete sich der erste Stoß von Philipps Macht: überhaupt wurde der Krieg am Rheine entschieden. Gekrönt in Mainz, aber durch einen fremden Erzbischof, nicht nach altem Herkommen durch den von Köln, drang Philipp über die Mosel ins Erzstift ein; in den zwei Jahren 1198 und 1199 wurde

dieſer ſüdliche Theil deſſelben furchtbar verwüſtet, Andernach, Bonn, Koblenz brannten ab, Sinzig wurde geplündert und zerſtört. Noch macht ſich an den rheiniſchen Bauten jener Kriegsſturm ſpürbar; an der Stelle der zerſtörten erhuben ſich bald darauf zahlreiche neue Kirchen, die man alle in dem damals herrſchenden Uebergangsſtil baute. Daher kommt es, daß gerade dieſer Stil, der die Mitte zwiſchen der romaniſchen und germaniſchen Art hält, in dieſem Theil des Rheinthals ſo ſtark verbreitet iſt. Andernach, Bonn, Neuß, in der Ahrgegend aber Oberbreyſig, Sinzig, Remagen, Heimersheim und Ahrweiler haben im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts ihre jetzigen Kirchen theils halb theils ganz neu gebaut, und dieſe alle tragen gemeinſamen Stil. So wurden dieſe Kämpfe, wie ſo oft der Krieg, für die Neugeburt der Kunſt ſpäter ſegensreich. Aber für den Augenblick war das Elend grenzenlos: die Söldner Filipps, wie ein kölner Chroniſt erzählt, ſchonten ſelbſt Nonnen nicht: eine wurde nackt mit Honig beſtrichen, dann in Federn herumgedreht und auf einem Pferde verkehrt ſitzend zum Spott herumgeführt. Doch Filipp, in allen Dingen ſonſt der mildeſte der Hohenſtaufen, ſtrafte dieſen Frevel furchtbar: er ließ die Uebelthäter in ſiedendem Waſſer erſäufen *).

Derweil trat Papſt Innozenz III. nach langem Zögern auf Ottos Seite, der ihm in Neuß den Treueid ſchwur. Aber dieſen verließ das Glück; Filipp kam zum zweitenmal mit Heeresmacht an den Rhein, Adolf von

*) v. Raumer Hohenſtaufen II, 628.

Köln vermochte ihm nicht zu widerstehen, da Otto aus Mistrauen ihn nicht unterstützte; er ging zu Filipps Partei über, schwur ihm 1204 in Koblenz Treue und krönte ihn zu Achen 1205 zum zweitenmal. Das Domkapitel jedoch hielt am Papste und folglich am König Otto fest; zwei Bischöfe als päpstliche Kommissarien setzten Adolf ab und wählten Bruno von Sayn. Jener begab sich landesflüchtig zu Filipp nach Speier, und so hatte dieser einen neuen Anlaß das Erzstift zu bekriegen. In der Sinziger Ebne lagerte sein Heer, wo die Leute des Erzstifts ihm schon unterworfen waren, Filipp selbst wohnte in Sinzig. Damals, so berichtet die Sage, ritt er auf die benachbarte Basaltkuppe hinauf und von der freien Höhe ausblickend rief er: „Das ist des Landes Krone!" Dort, noch auf Reichsboden, aber hart an der Grenzen des Erzstifts, beschloß er eine starke Burg zu erbauen. Im Lande war theure Zeit, also fehlte es an Händen nicht, die um etwas zu verdienen den Bau ohne große Unkosten aufführten *). Landskron und Sinzig wurden nun die Stützpunkte seines Angriffs auf das untere Stift, Bonn und Neuß sie-

*) Cronica van der hilliger Stat van Coellen fol. 181. pag. 1: „Ind up dat he dat Stifft van Coellen betzwingen moichte, so dede he buwen dat schone Sloss Landtzkron genoempt up der Ayr (Ahr) mit Hulpen des Gestichts Luden (Unterthanen des Erzstifts) die he vurmails betzwungen hadde. Zo der tzyt was groyss duyr tzyt, also lieff vill volcks zo umb die kost, ind wart gerincklich (wohlfeil) gebuwet dat vurß. (vorgenannte) Sloss. Ind van dem Sloss bedreve he groiss gewalt in dem vurß. Stifft."

len bald, und geſchlagen wurde die Entſcheidungsſchlacht bei Waſſenberg im jülicher Lande 1206; Erzbiſchof Bruno wurde gefangen, Otto flüchtete mit Mühe nach England. Köln erhielt den Frieden und die Bürger luden den König zum Oſterfeſte ein, welches er 1207 mit großem Gepränge dort feierte.

Die Hohenſtaufen hatten geſiegt, und bis zum gänzlichen Erlöſchen des Hauſes blieb ihnen Sinzig und Filipps neue Schöpfung, die ſtarke Landskron, treu. Aber kaum am Ziele angelangt, fiel Filipp ſchon zwei Jahre nach der Entſcheidungsſchlacht (1208) zu Bamberg durch Mörderhand, und die Parteiung, unter ſeinem Neffen und Nachfolger Friedrich II. anfänglich niedergehalten, erwachte von neuem, als auch dieſer mit dem päpſtlichen Stuhle brach und Köln zum zweitenmale von den Hohenſtaufen abfiel. Dieſe letzte Begebenheit, die das Schickſal des großen Geſchlechtes in Deutſchland entſchied, knüpft ſich aber gerade an einen Fürſten des Ahrthals, an Konrad von Hochſtaden, Erzbiſchof von Köln. Konrad iſt durch dieſen Schritt die bedeutendſte und durch den von ihm begonnenen Dombau die berühmteſte Perſönlichkeit geworden, welche jemals dem Ahrgebiet entſproßte. Nur freilich war ſeine eigenſüchtige Thätigkeit dem Reiche verderblich: er vor allen andern Deutſchen hat das Haus der Hohenſtaufen und mit ihm die kaiſerliche Macht gebrochen.

Konrad ſtammt aus einem Geſchlechte, das eigentlich nicht, wie man früher annahm *), ſeine urſprüng-

*) Es gehört zu den Hauptverdienſten des Weidenbach-

liche Heimat an der Ahr hatte. Die Lage seines Stammschlosses Hochstaden ist freilich sehr unsicher; aber nach den neueren Forschungen ist es in die Pfarrei Fremersdorf zu versetzen, welche auf dem rechten Ufer der Erft zwischen Kaster und Grevenbroich etwa drei Meilen von Köln entfernt liegt*); dort hat sich der Name in dem des Dorfes Hoisten bis heute erhalten. Das Schloß ist nach der kölner Chronik schon 1318 in Folge einer Fehde des Erzbischofs Heinrich von Virneburg mit den Bürgern von Köln durch die letztern abgebrochen worden, weil durch die Besatzung desselben ihnen viel Schaden geschehen war. Die zum Schlosse gehörige Grafschaft umfaßte die Herrschaft Wickerath und breitete sich gegen Norden vielleicht bis gegen den Ausfluß der Erft hin, so daß sie zwischen Jülich und dem Erzstift in der Mitte lag: südlich aber müssen Theile des Gebietes selbst über die Ahr hinausgegangen sein, da Graf Gerhard II. von Hochstaden (1137 oder 38) die ihm zugehörige Hälfte des Sees Laach der dortigen Abtei schenkte**).

---

schen Buches über die Ahrgrafen, den unumstößlichen Beweis geliefert zu haben, daß die Häuser Are und Hochstaden nicht von Einem Stamme, sondern nur durch Heirath mit einander verwandt gewesen sind.

*) Konrad von Hochstaden in einer Urkunde von 1251 bestimmt, quod *castrum nostrum de Hostadin* totaliter pertineat ad ecclesiam de Vremersdorp. Weidenbach S. 139.

**) Die Grenzen der Grafschaft genauer als hier geschehen zu bestimmen scheint mir verderblich zu gewagt. Weidenbach rechnet noch die spätern kölnischen Aemter Linne und Ger-

Das Geſchlecht hat nur kurz geblüht. Als erſter bekannter Graf von Hochſtaden tritt am Ende des elften Jahrhunderts Gerhard I. und gleichzeitig deſſen Bruder Hermann III. als Erzbiſchof von Köln (1089—1099) auf. Jenem folgte in der Grafſchaft ſein Sohn Gerhard II., ein wegen Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Beſitzthums angeſehener Mann, der von 1094 bis 1139 in Urkunden erſcheint. Mit ihm erloſch das Geſchlecht im Mannsſtamme, und ein jüngerer Sohn von Are, Otto, Bruder des regierenden Grafen von Are, Lothar, gewann das Erbe durch Heirath mit der, wie es ſcheint, einzigen Tochter Gerhards II. Da nun bald darauf die direkte Linie von Are gleichfalls ausſtarb, theilte der Sohn aus dieſer Ehe, Theodorich von Hochſtaden-Are, auch die Güter von Are mit einem Seitenverwandten, und arrondirte ſo die Grafſchaft Hochſtaden durch den Beſitz der halben Burg von Altenahr und des Ahrthales von ihr abwärts nebſt dem nähmlich zur Stadt anwachſenden Ahrweiler zu einem Länderſtrich, der gewiß unter die anſehnlichſten weltlichen Territorien jener Zeit gehörte.

Doch auch dieſer neue Stamm der Hochſtaden-Are ſollte nicht über ein Jahrhundert blühen, ſondern erlöſchend ſeine reichen Güter zum Ausbau des mächtigſten geiſtlichen Reichsgebiets in Deutſchland, des kölniſchen Erzſtiftes, abgeben. Auch das bewirkte im folgenden dreizehnten Jahrhundert der gewaltige Konrad von

---

dingen dazu, die aber noch unter Düſſeldorf, alſo ſehr weit nördlich liegen. Ganz falſch hat Spruner im hiſtor. Atlas die Lage des Schloſſes und Landes Hochſtaden angegeben.

Hochstaden, welcher 1238 auf den Stuhl von Köln gewählt wurde. Er war der Sohn des regierenden Grafen von Hochstaden-Are, Lothars I., also ein Urenkel jenes glücklichen Freiers Otto von Are, der in die hochstadensche Erbschaft eingetreten war. Konrad hat die Verhältnisse, die sich aus der Schwächung der zentralen kaiserlichen Macht eben damals beim Sinken der Hohenstaufen ergaben, meisterlich zur Vergrößerung seiner Fürstenmacht zu benutzen gewußt, ja er hat wesentlich zur Zersplitterung Deutschlands mitgewirkt, indem er der erblichen Monarchie der Hohenstaufen sich entgegenwarf. Er war es, der gestützt auf des Papstes Bann und an der Spitze der Welfenpartei, die auch durch die beiden andern rheinischen Erzbischöfe verstärkt wurde, gegen Kaiser Friedrich II. und dessen Sohn, König Konrad IV. nicht weniger als drei Gegenkönige aufstellte, der mit Waffengewalt dem Wilhelm von Holland die Thore der dem alten Kaiserhause getreuen Krönungsstadt Achen sprengte und ihm die königliche Krone aufsetzte. Es war derselbe Konrad, der in steter Fehde mit der Stadt Köln zuletzt die städtischen Freiheiten brach und die alte aristokratische Verfassung umstieß, indem er gegen die herrschenden Patrizierfamilien die Macht der Volksgemeine aufregte, welche später den Erzbischöfen selbst so verderblich werden sollte. Mit dieser Hülfe gelang es ihm die Häupter der Patrizier, die wider ihn in Waffen gestanden, in schmählich harte Gefangenschaft zu bringen: sein letztes Wort auf dem Todbette war die Weigerung, sie je wieder aus den Rhein- und Ahrburgen, in denen sie lagen, frei zu geben. Er ist es, der auch

den Dom zu bauen begonnen hat, und nur weil dieſe ſeine Schöpfung ihn und ſein Leben Jedem in unſern Tagen ſo nahe bringt, dürfen wir ſo kurz von ihm handeln *). Uns aber iſt er hier noch beſonders wichtig, weil er das Erzſtift Köln ſo bedeutend zu vergrößern wußte. Die mit den Beſitzungen von Are vereinigte Grafſchaft Hochſtaden fiel nach dem Abſterben der geraden männlichen Linie an Konrads Bruder, den Grafen Friedrich, als an den rechten Oheim des letzten Beſitzers. Dieſer Friedrich war aber geiſtlich und ſtand als Propſt zu Mariengraden zu Köln. Deshalb, da weder er noch Konrad rechtmäßige Erben erzielen konnten, lag es nahe, den großen Familienbeſitz der Kirche zuzuwenden, die eben damals den ſchweren Kampf für die Sache der Welfen bereinbrechen ſah. So ließ Friedrich zuerſt die Lehngüter in Münſtereiffel, Rheinbach, Ahrweiler und Wichterich, welche er von der Abtei Prüm zu Lehn trug, als Pfand für eine Geldanleihe an Köln übergehen, was von Prüm aus beſtätigt wurde. Sechs Jahre ſpäter aber übergab er ſein eigenes reiches Erbe dem heiligen Petrus und dem Erzſtift Köln unter der Bedingung, daß nie etwas davon veräußert oder auch nur als Lehn dürfe abgegeben werden. Am Quirinustage, den 30.

*) Konrads Thätigkeit iſt kürzlich in ausgezeichneter Weiſe dargeſtellt worden durch Jakob Burckhardt's eben ſo gründlich wie anmuthig gearbeitetes Werk: Conrad von Hochſtaden, Erzbiſchof von Köln und Gründer des Kölner Domes. Bonn 1843. Vgl. v. Sybel Erzb. Conrad von Hochſtaden und die Bürgerſchaft von Köln, in Lerſch Niederrhein. Jahrbuch, Bonn 1843.

März 1246 legte er die Schenkungsurkunde feierlich auf den Hochalter des ältern kölner Domes nieder: sich selbst behielt er, so lang er lebte, nur eine kleine Geldrente vor. Doch scheint es dem alten Herrn schwer geworden zu sein sich auch von seinem Wallportzheim zu trennen: dieß fügte er erst vierzehn Tage später durch eine besondere Urkunde sammt Weingütern, Unterthanen und allem Zubehör seiner Schenkung hinzu. Friedrichs und Konrads Schwestern und deren Gatten wurden für ihr Erbrecht durch Geldzahlungen entschädigt, die der Erzbischof aus dem Kirchenschatz bergab. Nur der Bräutigam einer minderjährigen Nichte Konrads, Walram von Bergheim, gestützt auf die Hülfe seines Bruders Wilhelm von Jülich und anderer benachbarten Fürsten, machte auf Landbesitz Anspruch und errang auch durch langwierige Fehde und Prozeßführung einen Landstrich, aus dem sich das spätere jülichsche Amt Münstereiffel bildete. Dagegen ging der übrige viel größere Theil jener hochstadenschen Güter, welche, wie oben erwähnt, Köln jetzt von Prüm zu Lehn trug, unter einem Nachfolger Konrads, Wichbolt von Holte, 1298 durch Vertrag an das Erzstift in der Art über, daß Prüm auf die Oberlehnsherrschaft verzichtete *).

Von jetzt an hatte das Erzstift Köln die größte Macht an der ganzen Ahr: Burg Are, das unangreifbare Felsennest, fiel ihm alsbald zu und wurde sogleich als Kerker für gefangene kölner Patrizier gebraucht.

*) Ueber den ganzen Rechtsstreit s. Weidenbach Ahrgrafen (nach den Urkunden besonders bei Kremer) S. 63—74.

Weiter gehörte zur Erbschaft das Schloß Hart, dessen Trümmer noch jetzt in stiller Waldnacht unweit Euskirchen versteckt liegen. Auf der Burg Hochstaden setzten die Erzbischöfe einen eigenen Burggrafen ein, der ihnen wegen der Nähe des Schlosses bei Köln in Fehden mit der Stadt sehr nützlich werden konnte. Die Stadt Ahrweiler mit ihren tapfern Bürgern war allezeit der neuen Herrschaft des Krummstabs besonders treu ergeben und mit Waffengewalt zur Hülfe gewärtig: sie wurde zur vierten Stadt des Erzstifts erhoben. Hiezu kam eine feste Burg bei Ahrweiler unter dem Namen des Thurms vor Ahrweiler, den jedesmal der Erbschenke des Erzstifts zu Lehn bekam. Ja, als sollte diese Macht unerschütterlich werden, erlosch nun auch etwa dreißig Jahre später die eine Nebenlinie von Are, die Nürburger, und ihr Felsenschloß nebst der ihm anhangenden zweiten Hälfte der alten Besitzungen von Are wurde von Köln als erledigtes Lehn eingezogen und in ein Amt des Erzstifts verwandelt, obwohl es ursprünglich ein Reichslehn gewesen war. Das reiche Weinland der ganzen untern Ahr, die fetten Aecker oben auf der Höhe von Ahrweiler bis gegen Bonn hin, der dichte wildreiche Rottenforst, der noch jetzt einer der schönsten und größten Wälder am Rhein ist, weiter hinauf am Flusse aber die Herrschaft Nürburg mit ihren Fischereien, Wiesen und Mühlen, endlich die fruchtbaren Korn- und Flachsländer der hochstadenschen Ebnen nach Jülich zu — das Alles diente jetzt der Tafel der Herren von Köln, und manches Gefäll von diesem wunderreichen Landstrich mag bereits in die Fundamente des Domes

vermauert worden sein: wenigstens begreift sich schon aus dieser Erbschaft der Ausspruch der kölner Chronik, Konrad habe den Dom begonnen, als er über die Maßen reich war. In der That, diese hochstadensche Erbschaft, die sich vom Niederrhein in einem fast ununterbrochenen Strich bis auf den Kamm der Hocheiffel fortzog, kann sich würdig den frühern Erwerbungen zur Seite stellen, die Köln durch den Feldzug des Erzbischofs Filipp von Heinsberg gegen Heinrich den Löwen in Westfalen und durch die Schenkung der Gräfin Mathilde von Sayn an den heil. Engelbert auf dem rechten Rheinufer oberhalb des Siebengebirges gewann.

Vortrefflich wußten nun auch die Nachfolger ihr Ahrthal zu benutzen. Es blieb ihnen in allen Fehden eine stets bereite Zufluchtstätte; die festen Burgen auf den Felshäuptern, vor allem Altenahr, waren für den kleinen Krieg, wie das Mittelalter ihn führte, unschätzbar, und bei dem Mangel an fahrbaren Straßen sind sie sogar in der Zeit des erfundenen Schießpulvers noch mehrmals bedeutend geworden. So hoch stand jetzt die kölnische Macht in dieser Gegend, daß die großen Familien ihr sich beugen mußten. Das Schloß der Neuenahr wurde 1371 durch Erzbischof Friedrich von Saarwerden gebrochen, Saffenburg gleichzeitig zur neuen Anerkennung der Oberlehnsherrlichkeit gezwungen. Die Neuenahr und die Abremberg nahmen bereitwillig jene die Erbvogtei diese das Erbschenkenamt vom Erzstift zu Lehn und knüpften so ihr Schicksal an dasselbe. Blankenheim und Sinzig haben sich gewiß nur dadurch zu behaupten gewußt, daß sie sich einem gleichfalls mächtigen

Herrn, dem mit Köln rivaliſirenden Jülich, unterwarfen. Die Verhältniſſe des ſpätern Mittelalters hatten ſich ſchon im vierzehnten Jahrhundert hier völlig feſtgeſtellt, daß nämlich die bisher reichsunmittelbaren kleinern Adelsgeſchlechter nicht mehr dem Kaiſer, ſondern einem der großen Reichsfürſten unterthänig waren.

Ein ſolcher Zuſtand konnte nicht unbeſtritten bleiben, weil er dem einen Theile unerträglich ſein mußte. Durchs ganze vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert ziehen ſich Verſuche der Ritterſchaft, die alte Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, bis endlich die Reformazionszeit, wie überall in Deutſchland, den ganzen Kampf noch einmal leidenſchaftlich aufregte und der Welt auch hier in der Perſon Adolfs von Neuenahr eine große Kraft zeigte, die an der Ungunſt der Zeit ſcheiterte. Der Kampf gegen die köln'ſche Uebermacht war noch immer nichts Unmögliches. Denn wie hätte man es ſo bald vergeſſen können, daß Kölns Größe in dieſen Landen auf der freien Schen'ung eines Grafengeſchlechts ruhte, daß der gewaltige Erzbiſchof Konrad, und ſelbſt noch nach der hochſtadenſchen Erbſchaft ſein Nachfolger Engelbert II. von Falkenburg auf Schloß Nideck en von weltlichen Herren, von zweien Herzögen von Jülich, viele Monate lang in ſchmählicher Haft gehalten worden, daß endlich 1288 die verbündeten weltlichen Gewalten in der furchtbaren worringer Schlacht den glänzendſten Sieg über den geiſtlichen Fürſten davongetragen hatten! Seitdem aber war den Erzbiſchöfen ein neuer Feind in den Bürgern ihrer eigenen Stadt erwachſen, die ſie einſt zum Sturz der Patrizier aufgerufen

hatten und nun wider sich selbst in Waffen sahen. Was lag näher als die Versuche des Adels, mit dieser jungen Volkskraft im Bunde dem Sieger von neuem die Spitze zu bieten? Selbst die geistliche Hülfsschar des Erzbischofs, das Domkapitel, konnte der Adel meist als verbündet ansehen, da dasselbe sich aus den jüngern Söhnen ergänzte und so durch Familieninteressen an die Bewegungen der Lehnsträger gekettet war.

Der erste Ritterbund, von dem wir erfahren, hatte freilich so politische und kriegerische Zwecke noch nicht, sondern vielmehr einen sehr friedlichen. Herstellung der Ordnung that am Rheine wie im ganzen Deutschland noth, da sich die Masse von widerstreitenden Gewalten in Folge der ewigen Fehden zuletzt in ein völliges Chaos aufzulösen drohte. Auch im Cisseliande war gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Sittenzustand schauderhaft, und wenn auch hier noch nicht wie anderwärts der Giftmord im Brauch war, dem gleichzeitig zwei deutsche Kaiser, Heinrich VII. und Günther von Schwarzburg erlagen, so trieb der Haß doch ähnliche Greuel hervor. In einem Gefecht zwischen Hardart von Schönecken und Otto von Schönberg fiel Hardarts Sohn vor Schönbergs Mauern: die Weiber des Ortes zerschnitten den Leichnam, brieten die Stücke und warfen sie den Hunden vor*). Solcher Sittenverfall schien

*) Boos Eulalia (Köln 1828) II, 47 ff. ohne Angabe der Quelle. Nach Schannat-Bärsch Vitlia illustrata ist die Erzählung aus dem seltenen Buche von Delisier: Tableau des Pays bas entnommen. Die ganze Fehde

den Zorn des Himmels herauszufordern. Recht in die Mitte des Jahrhunderts (1348) fiel die entsetzliche Pest, die unter dem Namen des schwarzen Todes Deutschland heimsuchte. In dreien Tagen lebendig und todt sanken während eines vollen Vierteljahres in den großen Städten, Köln, Mainz u. a. täglich an hundert, in den kleinern nach Verhältniß zwanzig bis dreißig Menschen ins Grab. Frevel und Landesunglück im Bunde riefen denn ein unnatürliches Bußgefühl hervor, das sich eben damals in den Erzstiften Köln und Trier durch die Fahrten der Geißler Luft machte. Von Stadt zu Stadt zogen mit Kreuz und Fahne unter eigens dafür gedichteten Bußgesängen die Prozessionen halbnackter Menschen, die sich selbst mit Geißeln beiderseits über die Achseln schlugen, daß das Blut bis über die Knöchel herabfloß. In den Kirchen angelangt fielen sie mit ausgereckten Armen in Gestalt eines Kreuzes zu Boden, ihre selbstgewählten Meister gaben Jedem durch einen Peitschenhieb Ablaß; dann hub sich der Zug in eine andere Stadt. Das Unwesen währte, bis die Landesherren im Bunde mit der Kirche, der diese selbstgeschaffene Bußung mißfiel, ihm ein strenges Ende machten *).

---

scheint Volkssage, ein Sohn Hardarts kann urkundlich nicht nachgewiesen werden. Aber auch als Sage spiegelt sie den Geist der Zeit ab.

*) Limburger Chronik, herausg. v. Vogel 1828. S. 14. Besonders Baldwin von Trier schritt mit bürgerlichen Strafen ein. Anonymi Gesta Baldewini de Luxenburch bei Reuber Veteres Scriptt. Francf. 1726 p. 986. Förstemann Geistergesellschaften 1828.

Noch wüster war die Tänzerkrankheit, welche wol aus derselben faulen Wurzel entsprossen 1374 in unsern Gegenden grassirte. Mitten im Sommer huben die Leute an zu rasen und zu tanzen einen halben Tag lang je zwei und zwei gegeneinander, bis sie zusammenstürzten. Aerzte und Geistliche vermochten ein Uebel sechszehn Wochen lang nicht zu heilen, welches jene von sehr natürlichen Ursachen, diese vom Teufel ableiteten *). Und unter all diesem widernatürlichen Greuel fuhr die Menschheit selbst fort wider sich zu wüthen. In dasselbe Jahrhundert fallen die gräßlichsten aller Judenverfolgungen. Der Volksglaube schob ihnen die Schuld an jenem großen Sterben durch Brunnenvergiftung zu, und wie schon früher der Pöbel im trierschen Lande unter einem selbstgewählten Anführer, den er seinen König nannte, die Juden erschlagen hatte, so begann jetzt im ganzen Rheinlande der Mord durch Ersäufen, Ersticken und Todtschlag, also daß manche Juden erst ihre Kinder, dann sich selbst in die Flammen warfen, um schlimmerer Qual zu entgehen **). Daneben ging ohne Aufhören das Fehdeleben und der offene Straßenraub seinen Gang fort.

Solche Dinge mochten wol ernstlich an Besserung des gemeinen Wesens mahnen, da die allgemeine Ordnung des Lebens in ihren Grundfesten zu wanken anfing. Erzbischof Baldewin von Trier, der tapferste und verständigste Fürst des vierzehnten Jahrhunderts, hatte seine ganze Regierung auf Herstellung eines friedlichen

*) Cronica van Coellen fol. 277. a Lamb. Ebrenk 71.

**) Gesta Baldewini ebendaselbst.

Zustandes und einer geregelten Verwaltung in seinem Staate verwendet und zu diesem Zwecke dem ungefügen und räuberischen Adel eine Menge von Burgen gebrochen. Achtzehn Monate vor seinem Tode krönte er dieß Werk seines Lebens dadurch, daß er unter dem Namen des „Verbündnisses der Eiffeler“ seine Vasallen und vielleicht auch andere Ritter zur Erhaltung eines allgemeinen Landfriedens vereinigte. Zum Schützer desselben ernannte er den Herrn von Schleyden und räumte diesem am 3. Juni 1352 sein Schloß Daun in der Eiffel ein. Das wirkte sogleich günstig: ein paar benachbarte Raubschlösser fielen alsbald, und eine Fehde zwischen zwei Grafen von Blankenheim wurde durch Konrad von Schleyden und den trierischen Marschall Heinrich, der auf Daun saß, gerichtet *). Aber in jenen wildesten Tagen des Mittelalters, wo die Reichsoberhäupter mit ihren Gegenkaisern und gleichzeitig mit den Avignonschen Päpsten alle Hände voll hatten, scheint das verständig angelegte Unternehmen rasch gescheitert zu sein.

Erst als etwas später die Städte und Bürger sich daran betheiligten, fand der Sinn für Frieden und Ordnung wirklich eine feste Wurzel im Volksleben. Der nächste Landfrieden war schon umfassender und hatte bestimmter die Absicht die Gewalt des Oberlehnsherrn zu beaufsichtigen und nach Umständen auch zu schwächen. „In

*) Gesta Baldewini p. 987. Schannat-Bärsch II. 254 setzt diesen Richterspruch ins Jahr 1335; soll vielleicht das Datum der Gesta sich nur auf die Dämmung von Daun beziehen?

dieſen Zeiten, erzählt die kölner Chronik *), geſchah beides zu Land und zu Waſſer viel Schaden den Kaufleuten und Andern. Dieß bemerkt kamen zuſammen Biſchof Friedrich (von Saarwerden) von Köln, Herzog Wenzel von Brabant, von Limburg, von Luxemburg, Herzog Wilhelm von Jülich und von Geldern, Graf Adolf von Cleve, item die Stadt Köln und die Stadt Achen. Die alleſammt und Andre mehr verbündeten ſich zuſammen einen ſteten feſten Frieden unter ſich zu halten und in all ihren Landen. Wäre es aber Sache, daß Uneinigkeit oder Ueberlaſt zwiſchen den vorgenannten Parteien aufſtünde durch ſie ſelbſt oder durch andre Fremde, ſo ſollten die vorgenannten Parteien deſſen ſich unterwinden und es wenden, ſchlichten und wehren." Dieſes iſt für unſere Gegenden der erſte aller größern Friedensbünde, der ſich ſelbſt den Landfrieden zwiſchen Rhein und Maas nannte; ſchon 1366 trat die Stadt Ahrweiler demſelben bei **). Bald darauf (1380) thaten ſich auch die oberrheiniſchen Städte von Frankfurt und Mainz aufwärts bis Schwaben zu ähnlichem Bunde zuſammen ***). Ueberhaupt waren es die Städte, die auch jenen niederrheiniſchen Landfrieden mit größtem Eifer aufrecht hielten. Sie ſchufen ſich eine eigene Volksbewaffnung in den Bürgerwehren: um für den Fall des Krieges wohlgeübt zu ſein, wurden auch im Frieden Schießſpiele angeſtellt, zu deren feſtlichem Beſuch die Schützen

*) Fol. 277 b.

**) Urkunde im Stadtarchiv von Ahrweiler.

***) Limb. Chronik 91.

aus allen Nachbarstädten zusammenkamen. Schwerlich haben aber auch die fehdelustigen Ritter der Ahr und der Eiffel sich dem Beitritt entzogen, seit Friedrich von Saarwerden, wie schon oben erwähnt, 1371 ein Exempel statuirte durch den Bruch der starken Veste Neuenahr und sechs anderer Schlösser, welche ihm die Bürger von Ahrweiler gewinnen halfen *). So kam das Bündniß anfangs dem Adel nicht überall recht: bald aber begriff er, welch eine Waffe er an demselben auch gegen den Oberlehnsherrn besaß. Schon Friedrich von Saarwerden sah das Werk wider sich gekehrt, dessen Mitstifter er gewesen war. Denn als er nach seiner gewaltthätigen Art die alte Fehde mit der Stadt Köln erneuerte, verklagte sie ihn beim Landfrieden. Doch dieser griff hier nicht ein, fuhr vielmehr mit Friedrich im Bunde fort, Burgen zu brechen **), und wurde sogar den Kölnern selbst feind, als diese 1376 in Deutz das Münster St. Heribert, die Pfarrkirche und die Abtei niedergebrannt hatten ***). Doch vermittelte er zuletzt 1393 durch schiedsrichterliches Gutachten bei der zwischen Erzbischof und Stadt geschlossenen Sühne †).

Zu einem kraftvollen Zusammenwirken des Adels kam es also noch nicht: dieß trat erst am Schlusse des

*) Eremca van Geelen fol. 271 a.

**) Ebendas. Hans Hemersbach 1366. fol. 268 a. Hans Dick 1383. fol. 281 a. Reifferscheid 1385. fol. 281 b.

***) Ebendas. fol. 272 a.

†) Ebendas. fol. 283 b. Es sind dieß die sämmtlichen Stellen, in denen die Eremca den Landfrieden erwähnt.

Mittelalters ein. Fast das ganze fünfzehnte Jahrhundert wird von der Regierung zweier Erzbischöfe von Köln ausgefüllt, welche dem Erzstift gleich verderblich wurden, Dietrich von Mörs durch die Unordnung der Finanzen, die in jener abgekühlten Zeit sich schon sehr empfindlich bestrafte, und sein Nachfolger Rupert der Pfälzer durch offenen Anschluß an den Reichsfeind, an Karl den Kühnen von Burgund. Unter diesen Männern trat für das Erzstift ein, was das vorige Jahrhundert nur gedroht hatte, die Auflösung alles Bestehenden, und die Edeln der Ahr haben redlich dazu beigetragen die Verwirrung noch toller zu machen.

Dietrich von Mörs wurde nach dem Tode seines Vorgängers und Verwandten Friedrich von Saarwerden 1414 zum Erzbischof ernannt. Die Wahl war aber zwiespältig, zwei Domherrn hatten für einen Bruder Herzog Adolfs von Berg gestimmt. So war Dietrich, wenn er sich behaupten wollte, gleich von Anfang auf die Waffen angewiesen. Viel Geld fand er nicht vorräthig, denn wir hörten, daß auch Friedrich in steter Fehde gelebt hatte. Dietrich begann mit Aufnahme von Geldsummen bei den kölner Bürgern, die er durch erheuchelte Leutseligkeit anlockte. Er warb deutsche und welsche Herrn und stellte sechstausend Mann ins Feld, mit denen er 1415 in der Schlacht bei Siegburg die verbündeten Herzöge von Berg und von Cleve schlug: die Domherrn aber, die wider ihn gestimmt hatten, ließ er im Kerker zu Brühl verrätherisch ermorden. Der erste Erfolg mag ihn geblendet haben; das ritterliche und kriegerische Wesen behagte seiner hochmüthigen Na-

tur; er gefiel sich wol mit einem Gefolge von 400 Lanzen vor den Kreistuhl ins Cleverland zu reiten. Und so wagte auch er sich wieder an die Stadt Köln, um wie alle seine Vorgänger an deren kühner Bürgerfreiheit zu scheitern. Dazwischen kam der Hussitenkrieg, zu dem er gleichfalls mit einem starken Heere auszog. Da reichten die gemeinen Zölle bald nicht aus: das Versetzen ging an. Die Stadt Ahrweiler, welche Dietrich doch wegen der gegen Adolf von Berg bewiesenen Treue so hoch rühmt *), wurde schon 1416 an Gerhard von der Gassen, Schloß und Flecken Altenahr aber, nachdem es 1421 eben erst von Dietrich von Gymnich eingelöst war, nebst den zugehörigen Dörfern und Einkünften 1426 aufs neue an Werner von Blatten verpfändet. Dem folgten andere Städte und Schlösser nach, aber auch das reichte nicht. Dietrich verfiel auf ganz tyrannische, ja gemein betrügliche Mittel. Er forderte von der Stadt Köln den Judenzins, weil Juden und Geistliche zu seiner Botmäßigkeit gehörten; worauf Köln alle Juden vertrieb und ihre Synagoge in eine Kirche zu Mariens Ehre verwandelte. Dem Grafen Adolf von Cleve borgte er Gold in alten vollwichtigen Stücken ab und wollte es ihm nur in neuem und geringerem Gelde wiedergeben. Der mochte das nicht: daraus entstand ein großer Krieg, indem der sich gekränkt stellende Dietrich nun das Land Cleve einem jüngern Bruder Adolfs zuzuwenden und im Trüben das feste Kaiserswerth zu fischen gedachte. Dieser Krieg aber kostete ihm so viel, daß er beinahe sein ganzes

*) Urkunde von 1417 im Stadtarchiv zu Ahrweiler.

Land darum verſetzen mußte *). Nun ſollten Bürger und Bauern dran: Dietrich legte auf jedes Pferd eine hohe Abgabe. Ahrweiler hatte bereits 1417 zur Auslöſung von Pfandſchaften 3000, dann 1421, um Altenahr zu löſen, 3600 Gulden zahlen müſſen: jetzt wurden noch mehrmals kleinere Summen nachgefordert. Auch die Reformazion des verwilderten Kloſterlebens, die man dieſem Erzbiſchof nachrühmt, iſt wol nicht aus reinen Abſichten ergangen: er dachte die Mönche wieder arm zu machen und der Biſchofsgewalt zu unterwerfen, um an ihrer Statt das Kloſtergut zu verſchwenden. Von dieſen und andern künſtlichen Einnahmen machte er 1431 den zweiten Huſſitenzug, der noch ſchlimmer als der erſte gelang: er verlor in Böhmen all ſein Geld und viele Kleinodien. Nun ſpekulirte er wie ein reicher Grundherr. Er befahl allen Weinbauern den Wein nur zu einem beſtimmten hohen Satze zu verkaufen, ohne Zweifel um ſein eigenes Produkt dadurch künſtlich im Preiſe zu ſteigern. Zuletzt aber führte er gar eine förmliche Einkommenſteuer ein; er hatte heimlich über alle Städte, Dörfer und Höfe ein Kataſter anfertigen laſſen, in welchem ſogar Hausrath, Schwein und Schaf des geringſten Bauern ſpezifizirt waren: darnach legte er nun die Schatzung um, bei der Juden und Geiſtliche auch nicht vergeſſen wurden. Von Dörfern, die nicht zahlten, borgte er auf ihr Vermögen ſo hohe Summen,

*) Ennica van Coellen fol. 297 a. „Der guch koſte den buſchoff alſo vil dat he by nae all ſyn lant dairumb verſetzen meiſte.“

daß manche noch 70 Jahre ſpäter nicht aus den Klauen der Wucherer frei waren. Aber das ſo erworbene Geld klebte nicht. Weſtfalen murrte wider die Steuer und dachte an Abfall vom Erzſtift. Die Stadt Soeſt wagte es darauf, ergab ſich an das Herzogthum Cleve und verwickelte ſo Dietrich in die ſchlimmſte Fehde von allen, die er ſein Lebtag geführt. Er, ein katholiſcher Biſchof, warb gegen eine katholiſche Stadt huſſitiſche Ketzer: böhmiſche Scharen, deren Hin- und Rückweg verbrannte Klöſter, Sakramentsentehrung, Jungfernſchändung und Mord bezeichneten, zogen in ſeinem Solde gegen Soeſt, ohne gleichwol ihm zu frommen. Zu dieſer Fehde, in welcher über 80,000 Mann unter Dietrich in Weſtfalen ſtanden, hatte er nun das Land ſo ſtark verpfänden müſſen, daß er auch nicht über ein einziges Schloß oder Amt mehr freie Hand beſaß. Das Domkapitel, welches als Zeuge die Schuldbriefe unterſiegelte, vermochte ſich auch nicht zu helfen, und verfiel als hartnäckiger Schuldner dem Bann, ſo daß ſogar im Dom der Gottesdienſt ſtille ſtand. Mitten in dieſen Wirrniſſen, nach langer, nahe an 50jähriger Regierung ſtarb Dietrich 1463 zu Zons.

Man wäge die Lage des Landes. Der Adel hatte unendlich gewonnen: ſein waren bis zur Auslöſung (und an die war vorderhand nicht zu denken) alle Einkünfte und zugleich alle feſten Schlöſſer des Erzſtifts. Durch die bloße Macht des Geldes ſchien er die alte Unabhängigkeit erreicht zu haben. Beſonders von Weſtfalen aus wurde jetzt auf eine förmliche Verfaſſungsurkunde gedrungen, da man unter dem Namen der Erblandesver-

einigung dem Nachfolger Dietrichs zur Unterzeichnung vorlegte: der Erzbischof verpflichtet sich darin, ohne Rath des Kapitels, der Ritterschaft und der Städte des Erzstifts keinen Krieg anzufangen, kein Bündniß zu schließen noch eine Schuld aufzunehmen, Verpfändung aber von Schlössern, Aemtern und Unterſaſſen war ihm unbedingt untersagt *). So gerüstet ging es zur neuen Wahl. Man hatte von auswärts dem Domkapitel Zumuthungen zu stellen gewagt. Cleve empfahl demselben wenigstens einen deutschen Adlichen, Filipp der Gute von Burgund aber vermied selbst Drohungen nicht um einen Bourbon einzuschieben. Die burgundische Macht, eben durch die Erbschaft der Jakobea um Flandern und Holland verstärkt, suchte offenbar jetzt einen Anlaß sich in die rheinischen Händel zu mengen: der Schritt wurde vorbereitet, den hernach Filipps Sohn Karl mit gewohntem Uebermuth wirklich that. Das ließ sich indes das Domkapitel noch nicht bieten, sondern wählte einmüthig einen deutschen Fürsten, dessen Hausmacht bedeutend genug schien dem Erzstift zur Stütze zu dienen. Es war die erste Abweichung von der bisherigen Gewohnheit den Erzbischof aus den Vasallenfamilien des Stiftes oder doch aus dem benachbarten Adel zu nehmen. Rupert von der Pfalz war der Gewählte, aus jenem in Heidelberg ansässigen Geschlechte, das eben damals unter seinem Haupte, Friedrich dem Siegreichen, in Rivalität

*) Dieß Grundgesetz des kölnischen Staates steht im deutschen Meshovius: Rei Gesch. der kölnischen Kirche. Köln 1764, II, Beil. 1 ff.

mit Brandenburg so kraftvoll emporstrebte. Man hoffte, und nicht vergebens, daß dieser mächtige Fürst seinen Bruder Rupert in diesen schweren Zeiten unterstützen werde.

Das schlug nun aber zum allerübelsten aus. Zwar Anfangs ließ Alles sich gut an. Der starke Geldmangel brachte eine unerhört wohlfeile Zeit: auf dem gemeinen Markt zu Köln kaufte man Roggen, Waizen, Hafer, Gerste von jedem ein Malter, ferner eine Tonne Heringe, ein fettes Huhn, ein Pfund Fleisch, eine Reihe Weißbrod und dazu ein Quart guten Wein allzusammen für drei oberländische Gulden *); im Ahrthal lassen sich ähnliche Zahlen beweisen. Auch bezwang Rupert mit Hulfe seiner bewaffneten und berittenen Landesknechte, die er ins Erzstift mitbrachte, manche Raubgesellen, die nach dem Ausdruck jener Zeit „Gottes Freund und aller Welt Feind" waren. Aber er mochte bald erkennen, daß dem ganz verzweifelten Finanzstand nur mit Gewaltthat ein Ende zu machen sei. Es kam schon vor, daß in Westfalen kölnische Gesandte, die auf einen Hansatag ritten, durch den Grafen von Tecklenburg niedergeworfen und gefangengesetzt wurden, weil das Domkapitel ihm seine Schuld nicht abtrug. Da sann Rupert darauf die Pfandherren unter jeder Bedingung aus den versetzten Schlossern los zu werden. Er bot ihnen geringes Geld für die großen dargeliehenen Summen: sie verweigerten die Annahme. Da zog er Proviant und größere Scharen von Heidelberg herunter

*) Cronica van Coellen fol. 315 b.

und griff die Pfandschlösser und Städte an. Unter dem Namen der Böcke erstürmten diese Oberländer rasch Kaiserswerth, Linne, Rheinbach und im Ahrthal die Nürburg. Wie zum Hohn bezahlte Rupert dann für die eroberten Plätze eine ganz unverhältnißmäßig kleine Summe. Aus Angst ließen manche Pfandinhaber sich gutwillig abdingen; Johann von Cinenberg, Herr zu Landskron nahm mit 7000 Gulden anstatt den 14000 vorlieb, für welche Altenahr versetzt worden war *) und gab die Pfandschaft heraus. Aber so gefügig waren doch nicht alle: die noch übrigen Pfandherrn verbündeten sich zur Gegenwehr, an ihrer Spitze Graf Wilhelm von Blankenheim. Ihre Kriegsknechte trugen auf den Ermeln gestickte Wölfe, und also, sagt die Chronik, begunten die Böcke und die Wölfe sich wohl zu stoßen. Am 5. Januar 1468 gerieth Wilhelm von Blankenheim und sein Verwandter Wilhelm von Virneburg, die auf Besuch nach Lechenich ritten, mit den Böcken zusammen und wurden mit ihnen handgemein. Die Böcke stachen dem Grafen mit einem Schwert durch den Hals, zehn seiner Knechte fielen, der Virneburger entrann. Dieß geschah ungefähr eine Meile von Lechenich entfernt, bei Wichterich; noch im vorigen Jahrhundert bezeichnete eine Steinsäule den Platz wo der letzte Blankenheimer verschieden **). Die Pfandherren, ihres Hauptes beraubt, schlossen sich an Cleve an, wegegen Geldern, mit Cleve

*) Weidenbach S. 137 aus dem Archiv von Ahrweiler.

**) Cronica van Geelen fol. 319 a. Der Brief eines Verwandten über diesen Todtschlag bei Schannat-Barsch I, 304.

in Fehde, dem Erzbischofe Hülfe leistete. Dieser ließ von seinen Gewaltthaten nicht ab. Im November desselben Jahres 1468 stürmte er die Stadt Brühl und setzte den Pfandherrn Johann von Palant, der sie inne gehabt hatte, gefangen: im folgenden Jahr fiel auch das brühler Schloß, und die Besatzung wanderte in die Kerker von Poppelsdorf, Godesberg und Rolandseck. Bald folgte Schloß Hackenbroich bei Zons; die Burg Alfter bei Bonn wurde niedergebrannt, und Neuß war in Gefahr durch Verrath überrumpelt zu werden. Aber nun trat dem Tyrannen der Feind in der Nähe auf, an dem er scheitern sollte: das Domkapitel. Auch dessen Rechte hatte er geschwächt, die Sendversammlung aus Köln nach Bonn verlegt und Weineinkünfte von Rheinbreitbach, Unkel und Walberberg an sich gerissen. Da wählte das Kapitel 1473 den verständigen Propst von Gereon, Hermann von Hessen, Bruder des regierenden Landgrafen, zum Gubernator des Stiftes Köln. Dieser kam, erhielt von Andernach und Bonn die Huldigung und eroberte die poppelsdorfer Burg. Ahrweiler und Linz fielen ihm gutwillig zu, aber Linz trat bald zu Rupert zurück. Dieser erhub hier jetzt doppelten Rheinzoll, den einen für Linz, den andern für Bonn, das von ihm abgefallen war. Schon belagerte Hermanns Bruder Heinrich den Ort, als im Spätherbst Kaiser Friedrich III. den Rhein hinabkam und die Sache zu schlichten beschloß. Hermann fand sich an seinem Hoflager ein, Rupert aber saß trotzig zu Brühl und erklärte den kaiserlichen Boten: das Domkapitel habe sich seinen Schützer erwählt, er auch, und die müsse man zusam-

menkommen lassen: sein Schützer aber sei der Herzog Karl von Burgund.

Es war wirklich so. Der elende Mann hatte dem Reichsfeind die Erbvogtei des Erzstifts angetragen, die ihm ein Recht zum Eingriffe ins Erzstift verlieh. Karl der Kühne lauerte längst auf Anlässe gegen Deutschland. Schon hatte er, während sein Vater noch lebte, Dinant der Erde gleich gemacht; noch entsetzlicher war im ersten Jahr seiner Regierung Lüttich von ihm bestraft worden, weil es ähnlich wie Köln seine Bürgerfreiheit gegen den Bischof wahrte: er verbrannte die prächtige Stadt, Frauen und Kinder wurden auf löcherigen Booten in die Maas versenkt, die Leichen der Todten mußten unbegraben verwesen. Das geschah um Deutschland zu schrecken, und es wirkte. Während der Kaiser in Köln sich bequemlich das Zeughaus besah und sein Sohn Maximilian sorglos mit den schönen Patriciernnen auf dem neuerbauten Gürzenich tanzte, eroberte Burgund die Städte Venloo, Roeremonde und Nymwegen und gewann ganz Gelderland. Keck wie immer ritt Karl dem Kaiser nach Trier nach, in einem Kleide von gesponnenem Golde erschien der mächtige Vasall und erhielt die Scheinbelehnung mit seiner geldrischen Beute. Aber das Volk empfand stolzer als das feige Reichshaupt: die Wuth gegen Rupert, den Landesverräher, wurde allgemein. Sein alter Feind, Filipp von Birneburg, der durch Heirath mit einer Saffenburgerin dem Ahrthal angehörte, war stets im Bügel, wo es dem Erzbischof zu schaden und Blutrache für den erschlagnen Verwandten, jenen Wilhelm von Blankenheim, zu üben

galt. Er hatte schon früher dem Erzbischof einen Vasallen, den Wilhelm von Orsbeck, auf offener Straße niedergeworfen und diesem selbst um Pfingsten 1470 zwischen Brühl und Poppelsdorf aufgelauert. Dabei war er selbst gefangen worden, aber bald freigekommen. Jetzt gelang es ihm 1471 den Weihbischof Ruperts in Bonn zu fassen. Er gab ihn dem wüthenden Volk preis, das ihm spöttlich die Sakramente ertheilte, ihn über Sand und Kies am Ufer schleifte und zerstach, endlich aber doch gehen ließ *). Gegen solche Stimmung im Volk half wenig daß der Papst auf Ruperts Seite trat. Vielmehr that man diesen jetzt öffentlich vor dem Dom als hartnäckigen Schuldner in den Bann, und die Ortschaften hingen am Domkapitel, das schon 1473 befohlen hatte dem Erzbischof als einem Recht- und Friedensbrecher nicht mehr zu gehorsamen. Hier nahm sich Ahrweiler wieder tapfer und reichstreu: an seinen festen Mauern und Bürgern scheiterte Rupert nach dreiwöchentlicher Belagerung; auch Burg Are widerstand. Und als Burgund nun Ernst machte, da erhub sich auch Köln mit gewohnter Entschlossenheit. Ein Herold Karls ritt in die Stadt ein und forderte Gehorsam gegen seinen Herrn als den erwählten Erbvogt des Stifts: das Volk bewarf sein aufgepflanztes Banner mit Koth; der Rath aber legte eine gezwungene Anleihe von zwanzig Prozent auf alles Vermögen, brach alle Häuser, Spitäler und Klöster vor den Ringmauern ab, prüfte sein vortreffliches Geschütz, dingte Söldner

*) Cronica van Coellen fol. 322 a.

und verstärkte die Befestigungen. Rheinland stand zusammen wie Ein Mann: nur wir und die Schweizer haben vor dem Mächtigen nicht gezittert, mit welchem Reich und Kaiser sich sogar absanden. Mit übermüthiger Pracht, wie auf allen seinen Heerfahrten, rückte Karl vom Niederrhein gegen das Erzstift heran: seine Pikarden verstärkten die Besatzung von Linz unter Ruperts Feldhauptmann Eberhard von Abremberg. Dort floß das erste Blut. Die rupertinische Partei in Linz, die hessische in Bonn, schlugen sich hitzig auf dem rechten Ufer, so daß Königswinter an Einem Tage zweimal erstürmt wurde. Aber Karls Hauptschar lagerte sich vor Neuß: dort war ihm auch das Ziel des Uebermuths gesteckt. Volle elf Monate ist das kleine Städtchen berannt worden, aber die Bürger wußten, daß das ganze Reich auf sie hinblicke. Sie widerstanden der Uebermacht und selbst dem Hunger, und die Kölner halfen wo sie konnten. Auch sie führte ein Abremberger, Wilhelm; man sieht, wie die Zwietracht selbst die Familien zerriß. Da bewegte sich endlich das schwerfällige Reich zur Hülfe heran: den meisten Beistand leisteten die süddeutschen Reichsstädte und der Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg, der sein ganzes Leben lang mit dem Kaiser hielt und hier gewiß doppelt gern den Kampf annahm, da es gegen den Bruder seines Nebenbuhlers im Reiche, Friedrich von der Pfalz ging *). Linz wurde im Januar 1475 eingeschlossen, aus dem Lager vor der Stadt dem Burgunder die Fehde angesagt. Der

*) Ranke Ref. Gesch. I. 69 ff.

Brandenburger gewann Neuenagen; da kapitulirte auch Linz nach dreimonatlicher Belagerung am 7. März. Andernach, Bonn und das Ahrthal waren stets gegen Rupert gewesen, und so war der Kampf im Oberstift schon entschieden. Köln nahm den Kaiser jubelnd auf, das deutsche Heer lagerte bei Zülpich auf dem rechten Ufer der Erft, Bischöfe fochten als in einem heiligen Kriege persönlich mit, aus dem Norden, aus Lübeck und Sachsen zog Hülfe heran. Da kam Karl in große Noth und war verloren, wenn nicht ein aller Welt unbegreiflicher geheimer Friedensschluß ihm freien Abzug geschenkt hätte. Das Volk erzählte, der Brandenburger sei mit großem Gelde bestochen, Friedrich aber durch Hausinteressen geblendet worden, da Karl ihm seine Tochter Maria für Maximilian zur Ehe angetragen habe. Wie dem sei, im Sommer 1475 auf Peter- und Paulstag brach Karl sein Lager ab und wandte sich zu neuem Kampfe gegen Frankreich und die Schweizer, denen er bald erlag. Neuß und das westliche Deutschland waren gerettet, und Ruperts Schicksal entschied sich rasch: die Burgen die ihm noch anhingen kapitulirten, er selbst, landesflüchtig, wurde von den Hessen gefangen und noch einige Jahre auf Schloß Blankenstein festgehalten. Er starb 1480; das bonner Münster bewahrt im linken Kreuzflügel seine Asche. Hermann folgte ihm und löste durch friedliche, aber kräftige Verwaltung das Erzstift von Schulden.

Zum letztenmal machte der Eiffeladel seine Selbstständigkeit in der Reformazionsfrage geltend, welche sich fünfzig Jahre nach diesen Begebenheiten an das Erzstift

Köln herandrängte. Hier aber wurde er machtlos, weil er ſelbſt in zwei Parteien zerfiel. Ganz abgeſehen nämlich von der religiöſen Ueberzeugung ließ ſich auch der weltliche Vortheil oder Nachtheil der Glaubensänderung von zwei Seiten anſehen. Denn wenn gleich der Sturz des Erzbisthums durch deſſen Uebergang in weltliche Hände der Unabhängigkeit der Vaſallen Vorſchub that, ſo ging ihnen dafür die vortreffliche Verſorgung verloren, welche die geiſtlichen Stellen im Domkapitel, die Propſteien und die überreichen Pfarreien den jüngern Söhnen darboten. Und wer konnte bei einer ſo gänzlichen Umgeſtaltung der Dinge klar vorausſehen, ob ſich das bisherige Lehnsverhältniß erhalten werde, aus dem der Adel einen ſo großen Theil ſeiner Einkünfte zog? So begreift es ſich, daß die großen Vaſallen es mit der Reformazion wagten, die kleineren von ihr zurücktraten. Im Ahrthal gingen die Grafen von Manderſcheid, an welche jetzt Saffenburg und Blankenheim gefallen war, zum neuen Glauben über: ebenſo die Städte an der Ahrmündung, obwol ſie unter dem katholiſchen Jülich ſtanden. Ahremberg jedoch, das jetzt nach Belgien ſeine Aeſte getrieben hatte und mit der ſpaniſchen Oberherrſchaft verwachſen war, hielt die kaiſerlich-katholiſche Partei feſt: auch das Bürgerthum iſt wenigſtens in dem wichtigſten Orte des Ahrthals, in Ahrweiler, nie in dem alten Glauben wankend geworden. Der ſchmalkaldiſche Krieg und beim zweiten Verſuche der Sturz des Gebhard Truchſeß entſchieden die Frage; das ganze Ahrthal iſt zum katholiſchen Bekenntniß zurückgekehrt.

Es war der Kurfürſt Hermann von Wied, der

zuerſt im Erzbisthum Köln die groſse Frage anregte, nachdem er im Anfang ſeiner Regierung (ſeit 1516) bekanntlich gegen die Reformazion feindlich aufgetreten war. Kaum Eine Perſönlichkeit jener groſsen, alle Maſsſtäbe verwirrenden Zeit iſt von allen Parteien ſo freundlich beurtheilt worden. An ſeiner perſönlichen Güte und an der Innigkeit ſeiner proteſtantiſchen Ueberzeugung haben ſelbſt die Gegner keinen Zweifel kundgegeben; auch lieſs ſich ja bei dem hochbejahrten Greiſe kein eigenſüchtiger Beweggrund und kein Verſuch vorausſetzen, das Erzſtift etwa zum Vortheil ſeiner Familie in einen erblichen Staat umzugieſsen. Unter ſeinem friedlichen Regiment hatte ſich das Land von den ſchweren Leiden des fünfzehnten Jahrhunderts erholt; obwol er die Auflagen erleichterte und es nicht verſchmähte ſich mit weltlichem Glanz zu umgeben, waren ſeine Finanzen doch geordnet genug um mehrere Pfandſchlöſſer wieder einlöſen zu können. So wollte er auch den geiſtlichen Zuſtand ſeines Landes beſſern, aber auf völlig geſetzmäſsigem Wege. Im Jahr 1536 verſammelte er deshalb ſeine Suffraganbiſchöfe von Lüttich, Utrecht, Münſter, Osnabrück und Minden zu einem Privatkonzil in Köln, um eine Beſſerung der Kirchenzucht und des Gottesdienſtes zu berathen. Es war darauf abgeſehen, durch Wegſchaffung von Misbräuchen dem Lutherthum allen Anlaſs abzuſchneiden, den es bisher zum Tadel der katholiſchen Kirche gehabt hatte. Wie damals Hermann von dem höchſten Klerus ſeiner Kirche geſchätzt wurde, beweiſt klar genug der hochachtungsvolle Brief, den der fromme Kardinal Sadolet über die Beſchlüſse eben jenes

Konzils am 3. Dez. 1541 an ihn erließ *). Nur Ein Lehrpunkt schien ihm zweideutig ausgedrückt: sonst rühmt er des Erzbischofs Beschlüsse nicht nur, sondern auch sein Leben und selbst seine Gelehrsamkeit, von welcher manche seiner Gegner so gering urtheilten. Bis dahin war also an Einführung des Lutherthums nicht gedacht worden. Nun aber lernte Hermann dieses auf den Reichstagen näher kennen; jene gemäßigten Beschlüsse von 1536 blieben ohne rechte Wirkung, während unter Adel und Volk der Wunsch nach einer durchgreifendern Aenderung immer lauter wurde. Und nun scheint denn auch einer seiner Vasallen, der bereits entschieden lutherisch dachte, auf den Erzbischof Einfluß gewonnen zu haben. Dieser Mann, der in der Politik jener Zeit überhaupt keine unbedeutende Rolle spielt, ist Graf Wilhelm V. aus dem Hause der Neuenahr, das die Erbvogtei des Stiftes und mit ihr große Güter zu Lehn trug. Schon Wilhelms Bruder Hermann, ein wegen vielseitiger Gelehrsamkeit geachteter Mann, welcher Dompropst und zugleich, eine in dieser Zeit höchst einflußreiche Stellung, Kanzler der Universität Köln gewesen, hatte für einen so guten Protestanten gegolten, daß man ihm einen Antheil an den vielberufenen Briefen der Dunkelmänner zuschrieb. Er hatte auch den Erzbischof 1530 auf den Reichstag nach Augsburg begleitet, wo er noch im blühenden Mannesalter gestorben war. Sein überlebender Bruder, Wilhelm V. von Neuenahr, vermittelte als Geschäftsträger des Kaisers 1536 zwischen

*) Mesbovius Rel. Gesch. der köln. K. I. S. 41.

diesem und dem Kurfürsten von Sachsen, ging dann aber noch in demselben Jahr, um Luthern persönlich kennen zu lernen, nach Wittenberg *), und wurde, obwol noch fortwährend in kaiserlichen Geschäften thätig, ein so eifriger Protestant, daß er in der Grafschaft Mörs alsbald die Reformazion einführte. Dieß Territorium war ihm nämlich durch Heirath mit der Gräfin Anna von Wied zugefallen, deren Mutter Margaretha eine geborne Gräfin von Mörs gewesen. Durch dieselbe Heirath war er mit Annas Oheim, unserm Erzbischof Hermann, verwandt, und vermochte viel über diesen. Aber nicht Wilhelm allein dachte lutherisch: an der obern Ahr war Dietrich IV. von Manderscheid, dem auch Schleyden und Saffenburg zugehörten, durch seinen frühern Hauslehrer Sleidanus eben so günstig für die Reformazion gestimmt, und die verwandte manderscheidsche Linie, welche Blankenheim besaß, machte nebst mehreren andern Adelsgeschlechtern des Erzstifts Miene nachzufolgen **). Hatten doch Dietrich von Manderscheid und Wilhelm von Neuenahr gewiß nicht deshalb allein im März 1540 den protestantischen Fürstentag zu Schmalkalden besucht, um dort die Sache der geistlichen Güter gegen Säkularisirung zu führen!***). Auch unter dem Bürgerstande fing die Gährung an. An der Erft, wo kölnische und jülichsche Herrschaft neben einander bestand, muß sich schon damals eine kräftige Nachwirkung von jener frü-

*) Seckendorf ad a. 1536.

**) Das Verzeichniß bei Ranke Ref. Gesch. IV, 340.

***) Seckendorf ad a. 1540. Sleidanus lib. XIII.

besten, bald durch den Scheiterhaufen abgekürzten Reformazionspredigt des Peter Flystädt gezeigt haben, der aus dieser Gegend nicht fern von Bergheim gebürtig war. Denn hier treten bald darauf, unter Hermann, Grafen von Neuenahr und Mörs, dem Sohne des erwähnten Grafen Wilhelm, protestantische Gemeinen in großer Zahl auf, welche in des Genannten Gebiet und Schutz zu Bedburg-Reiferscheid vom Jahr 1571 an ganz regelmäßig ihre Synoden hielten *). So mag dem Erzbischof die Reformazion sogar als Wunsch seiner Unterthanen erschienen sein. Und als nun 1541 der Reichstag zu Regensburg mit gewohnter deutscher Unbestimmtheit des Ausdrucks den geistlichen Prälaten die Pflicht auferlegte, eine christliche Reformazion aufzurichten, so zauderte der Erzbischof nicht länger. Im März 1542 versammelte er die vier Stände des Stifts, Domkapitel, Grafen, Ritterschaft und Städte auf dem Landtage zu Bonn, der seinen Absichten Beifall gab. Martin Bucer, Prediger in Strasburg, der von allen Protestanten damals den größten Eifer zeigte, die Union mit der katholischen Kirche zu erhalten oder vielmehr wiederherzustellen, war schon vor dem bonner Landtag auf kurze Zeit bei dem Erzbischof auf dessen Schlosse Buschhoven zu Besuch gewesen: jetzt kam er auf seine Einladung für längere Zeit, um in Verbindung mit dem kölner Theologen Johann Gropper, der sich auf katholischer Seite bisher in

*) v. Recklinghausen Ref. Gesch. von Jülich, Berg, Cleve u. s. w. I, 81.

ähnlicher Weise liberal gezeigt hatte, die Reformazion einzuleiten. Da aber Gropper sich jezt zurückzog, ging der Erzbischof entschiedener in Luthers Ideen ein, und bewog sogar den gleichfalls gemäßigten Melanchthon an den Rhein zu kommen. Jezt protestirte das Domkapitel, in welchem eine kleine Stimmenmehrheit den Sieg der katholischen Ansicht entschieden hatte: auf diese Seite stellte sich auch der Rath der Stadt Köln, stets gewohnt gegen die Erzbischöfe aufzutreten, und im Hinblick auf andere Städte, in welchen die Reformazion die alte Verfassung gestürzt hatte. Dagegen hielten die weltlichen Stände auf dem Landtag des nächsten Jahres, der am 15. März 1543 abermals in Bonn gehalten wurde, entschieden mit dem Erzbischof und dessen Planen. Melanchthon kam jezt wirklich, unter seiner Mitwirkung wurde der Reformazionsentwurf abgeschlossen und am 26. Juli von den weltlichen Ständen angenommen. Die kleineren Städte am Rhein bekamen protestantische Prediger. Bucer predigte im Franziskanerkloster zu Bonn und räumte aus allen Kirchen die Bilder aus. In Bonn ging überhaupt Alles den raschesten Gang: vielleicht hatte schon das Haupt der einheimischen Geistlichkeit, Friedrich von Wied, Bruder des Erzbischofs, daselbst vorgearbeitet. Seit 1522 Bischof von Münster suchte er seine zum Protestantismus neigenden Unterthanen milder zu behandeln als der dortige Klerus forderte: darüber in Streitigkeiten verwickelt legte er 1532 auf Anrathen des Kurfürsten Johann von Sachsen das Bisthum nieder, ging zu seinem Bruder Hermann und wurde von diesem mit der Propstei von

Bonn verſorgt *). Auch in der ihm untergebenen Münſterkirche hörte jetzt die Meſſe auf. Ein Mönch, Johann Meinerzhagen, wurde Prediger der Stadt und verheirathete ſich: andere vom Auslande herberufene Theologen wurden in Andernach, Linz und dem Niederſtift angeſtellt. Von Ahrweiler finde ich Nichts erwähnt, in Linz aber half das Volk mit und erregte einen Bilderſturm in kleinem Maßſtabe: gleichfalls in Mehlem vertrieb die Bauerſchaft den bisherigen Prediger aus der Kirche, als er mit dem neuen zu disputiren verſuchte. Der meiſte Adel, wo er nicht vorangegangen war, folgte jetzt, und ernannte für ſeine Burghäuſer ſtatt der Kapellane gleichfalls Prediger. Ungefähr um die gleiche Zeit riß in den benachbarten Herzogthümern Jülich und Berg die Reformazion mit unwiderſtehlicher Macht ein, und in den Niederlanden, in Achen, im Bisthum Münſter gohr es auch ſchon: das Erzſtift Köln ſah ſich auf allen Seiten von proteſtantiſchen Mächten umgürtet, und der Erzbiſchof, nachdem Kaiſer Karl bei einem Beſuche in Köln ihn ſeiner Ungeneigtheit unzweifelhaft verſichert, lehnte ſich durch Abgeſandte an die Fürſten des ſchmalkaldiſchen Bundes an.

Aber eben dieſer Schritt, durch den er ſich und das Erzſtift in die Plane und das mögliche Schickſal dieſes Bundes mitverflocht, ſcheint Manchen bedenklich gemacht zu haben. Noch hielten in Köln Rath und Kapitel wider ihn zuſammen, denen nunmehr auch die Univerſität beitrat. Ein Prozeß wurde in Rom in-

*) Seckendorf ad a. 1543.

ſtruirt: der Papſt ſprach im April 1546 die Abſetzung aus; und da auch der Kaiſer ſich ganz unzweideutig gewillt erklärte dem Urtheil des Papſtes Wirkung zu verſchaffen, ſo wählte das Domkapitel unter Vorſitz kaiſerlicher Kommiſſarien im Dom zu Köln an Hermanns Statt den bisherigen Koadjutor Adolf von Schauenburg zum Erzbiſchof. Raſch nahm dieſer Brühl und Bonn weg, wo alsbald der katholiſche Gottesdienſt hergeſtellt wurde. Noch widerſtanden zwar die weltlichen Stände, aber auch ſie ſcheinen vor der harten Entſcheidung gezittert zu haben, die eben damals ſich vorbereitete; die Macht des ſchmalkaldiſchen Bundes war ſchon im abgelaufenen Sommer durch den Feldzug des Kaiſers an der Donau bedeutend erſchüttert; es mochte doch ſelbſt den proteſtantiſch geſinnten Lehnsträgern bedenklich ſcheinen das Erzſtift in dieſe Kriſe hineinzuſtürzen. Jetzt konnten ſie in ihren eigenen Territorien ſich noch freie Hand erhalten, während bei gewaltſamem Widerſtand gegen den Kaiſer alle Zukunft unſicher wurde. Dieſe Ueberlegung mag denn Dietrich von Manderſcheid und Wilhelm von Neuenahr geleitet haben, aus eigenem Antrieb den Erzbiſchof zur Abdankung zu bewegen. Er folgte dem Rathe der Männer, die bisher ſeine und ſeines Lebensplanes getreuſte Freunde geweſen waren, reſignirte am 25. Februar 1547 und zog ſich in ſeine Grafſchaft Wied zurück, wo er trotz ſeinen 80 Jahren noch Zeit behielt die Reformazion feſt zu begründen. Das Gleiche that Dietrich in der Grafſchaft Manderſcheid-Schleyden, Wilhelm in Mörs.

War Hermanns Reformazionsbeſtreben zum Theil

daran gescheitert, daß es Luther und dem strenggläubigen Johann Friedrich von Sachsen zu schonend gegen das Alte, z. B. gegen das Klosterleben und manche Kirchenbräuche erschien, so konnte man das von dem späteren Versuche des Gebhard Truchseß gewiß nicht behaupten, der noch über Luther hinaus zu der kalvinischen Lehrform fortschritt. Hier aber war dafür die Zweideutigkeit der ganzen Sache und des Mannes eigene Untreue gegen die angenommene Ueberzeugung unverkennbar. Auch dießmal waren die Neuenahr die Seele des ganzen Unternehmens. Nachdem die eine Linie dieses Hauses schon mit Hermann, dem Sohne jenes Wilhelm V., im Mannesstamme ausgestorben war, vereinigte dessen Verwandter Adolf durch Heirath mit Hermanns Schwester, der Witwe des durch Alba hingerichteten Grafen von Hoorn, das ganze mächtig angewachsene Erbe, welches jetzt zwar nicht mehr die ursprüngliche Grafschaft Neuenahr, dafür aber außer der Erbvogtei noch Limburg, Bedburg, Hackenbroich, Alpen und Mörs umfaßte. Zu dieser politisch nicht unbedeutenden Macht, welche sich mit ihrer nördlichen Grenze leicht an die empörten und folglich gleichgesinnten Niederlande anlehnen konnte, kam nun Adolfs klare, tapfere Persönlichkeit, Entschlossenheit und feste Glaubensüberzeugung hinzu. Adolf war Kalvinist, also einer radikalen Reform zugeneigt und mit demjenigen Prinzip verbündet, welches in jener Zeit über das Lutherthum überall Triumfe davon trug; er hat diesem Prinzip seine Existenz als Reichsfürst und sein Leben aufgeopfert. Als Salentin von Isenburg auf das Erzbisthum Verzicht leistete, um sein erlöschendes Haus durch Heirath mit einer

arembergiſchen Gräfin neu zu gründen, wußte ſich Adolf auf die neue Wahl Einfluß zu verſchaffen und den einen der Bewerber, den Fürſten Ernſt aus dem ſtrengkatholiſchen Hauſe Baiern auszuſchließen. So wurde am 5. Dez. 1577 mit geringer Stimmenmehrheit Gebhard Truchſeß erwählt, ein ſtattlicher junger Mann von 30 Jahren, aus dem alten in Schwaben mächtigen Hauſe Waldburg, der auf mehreren Univerſitäten Filoſofie und Sprachen ſtudirt und durch Fürſprache ſeines Oheims Otto, des Kardinals und Biſchofs von Augsburg, bereits in Augsburg, Strasburg und Köln Pfründen als Domherr erhalten hatte. Im folgenden Jahre wurde er vom Papſt und Kaiſer beſtätigt, als er bereits ſein Herz verloren hatte. Denn kurz nach ſeiner Wahl verweilte die Gräfin Agnes von Mansfeld, Kanoniſſin in Gerresheim bei Düſſeldorf, mehrere Monate auf Beſuch bei ihrer neuvermählten Schweſter Maria in Köln, wo Gebhard ſie kennen lernte. Jetzt im Begriff, mit Schwager und Schweſter eine Reiſe nach ihrer Heimat Thüringen anzutreten, kam ſie nach Brühl, wo die Nacht des 16. September 1578 ihr Lebensgeſchick entſchied — nach Thüringen reiſte ſie nicht. Gebhard vertraute ſich ſeinem Freunde Adolf von Neuenahr an, der ihm die Geliebte in Mörs ſchützte. Bald aber kam ſie nach Bonn, und empfing offner des Erzbiſchofs Beſuche, der in Poppelsdorf wohnte. Es ging, wie gewöhnlich in Liebesſachen: das Paar glaubte ſich noch ſicher, während alle Welt um das Verhältniß wußte. Plötzlich erſchienen die Brüder der Agnes vor dem Erzbiſchof und forderten zornig, daß er durch geſetzmäßige Ehe die Ehre

der Schweſter herſtelle. Gebhard ſelbſt mochte ſchon ſolche Gedanken gehegt haben: auf dem Saale der bonner Kanzlei verſprach er ihnen ſeine geiſtliche Stelle niederzulegen und die Ehe zu vollziehen. Das war im Frühling 1582.

Er hätte in dieſem Falle nichts Auffallendes oder Beiſpielloſes gethan. Zwei Jahrhunderte früher hatte Graf Adolf von der Mark, um die Erbin des blühenden Landes Cleve zu gewinnen, gleichfalls auf das Erzſtift reſignirt und in nicht weniger als 16 Kindern, wie ſein Grabſtein in der Kapitelskirche zu Cleve bezeugt, einen neugrünenden Stamm gepflanzt. Auch Gebhards Vorgänger Salentin war wegen ſeines Schrittes weder mit dem katholiſchen Glauben noch mit der öffentlichen Meinung zerfallen. Aber wenn Gebhard auf ſeine Würde verzichtete, dann ſcheiterten Neuenahrs Hoffnungen. Er und Graf Solms waren es, welche in die Bruſt des Schwankenden den Gedanken warfen, ſein Weib und ſein Pallium zugleich zu behaupten. Um nun aber die Möglichkeit eines ſolchen Schrittes dieſem ſelbſt zu beweiſen, mußten nicht nur die Proteſtanten der Stadt Köln, deren Häupter wegen einer Bittſchrift um freien Gottesdienſt eingekerkert waren, an den Erzbiſchof appelliren, ſondern Adolf ſelbſt beſchloß ſich wider den ſtreng katholiſchen Rath zu verſuchen. Er beſaß als zur Erbvogtei gehörig den Maierhof Mechtern, der eine Viertelſtunde von Köln unweit Melaten gelegen war. Dorthin berief er den Doktor Zacharias Urſinus, einen Theologen Caſimirs von der Pfalz, alſo einen offenkundigen Kalviniſten, der als Mitverfaſſer des heidelberger Kate-

chismus bekannter ist. Am 7. Juli desselben Jahres 1582 waren die kölner Protestanten zu dessen Predigt auf den Maierhof herausbeschieden, den Adolf mit seinen Truppen besetzt hatte: unter ihrem Schutze hielt man den Gottesdienst. Am folgenden Sonntag sollte der Hofprediger Adolfs fungiren: der Rath sperrte die Thore, vermochte jedoch das heimliche Hinausziehen der Bürger nicht zu hindern. Da schickte er am dritten Sonntag in der Frühe Stadtsoldaten, um Mechtern zu besetzen. Aber die Junken waren nie durch Tapferkeit ruhmreich; sie eilten hinter die Wälle zurück, als sie Adolfs Reiter schon auf dem Platze antrafen. Da ließ der Rath rasch ein paar Bäume vor dem Weyerthor fällen, welche die Aussicht nach Mechtern zu behinderten, das Geschütz auffahren und den Maierhof beschießen: eine Kugel fuhr durchs Kirchendach dicht an Adolf vorbei, der Prediger schloß und entließ die Gemeine. Beide Theile wandten sich an den Erzbischof; auf dem Konvent zu Herrnmülheim brachte das Domkapitel, welches als Besitzer der Vogtei jetzt vorgeschoben wurde, seine Klage, Adolf aber jene mörderische Kugel vor, auf welche er Tag und Jahr des Schusses hatte eingraben lassen. Der Erzbischof gab mehr nach als seinen Planen gut war: er verbot die Predigten in Mechtern, worauf der Rath alle Protestanten der Stadt verwies, das Domkapitel aber auf eigene Faust den Chorbischof Friedrich von Sachsen-Lauenburg zum Besuch des bevorstehenden Reichstags beauftragte und so zwischen ihm und dem Erzbischof bittere Feindschaft aussäete.

Und nun entwickelten sich die Begebenheiten über alle Erwartung rasch. Unter dem Vorwande, das Erzstift gegen Spanier und Holländer zu schützen, warb Gebhard Truppen in Westfalen, rückte über Siegburg unverhofft nach Bonn, gewann nach einigen Schwierigkeiten mit den Bürgern die Schlüssel der Stadt und besetzte Kloster Dietkirchen vor den Mauern, Poppelsdorf, Kessenich und Godesberg. Die Befestigungen Bonns wurden verstärkt, im Franziskanerkloster begannen abermals protestantische Predigten. Hier that Gebhard denn auch den entscheidenden Schritt: am 2. Februar 1583 ließ er sich im Hause zum Rosenthal durch einen protestantischen Prediger öffentlich mit Agnes trauen. Schon den 19. Dez. 1582 hatte er durch ein Edikt seinen Uebertritt angekündigt und die freie Ausübung beider Religionen gestattet, der katholischen und lutherischen: denn mit dem Kalvinismus, zu dem sich die Mehrzahl des Adels bekannte, beschloß man noch zurückzuhalten. Aber gerade in diesem Edikt zeigte Gebhard seine innere Schwäche. Er erklärte feierlich, daß er nur für Lebenszeit sein Recht behaupten, dem Domkapitel aber nach seinem Abgange die freie Wahl ungeschmälert lassen wolle. Dadurch verlor er natürlich die Gunst und den Beistand des protestantischen Deutschlands, dem an seiner Person wenig, am Sieg seines Glaubens aber Alles gelegen war. Wer hätte jetzt Lust gehabt für eine immer zweideutige Sache einzustehen, wenn mit Gebhards Tode doch der katholische Glaube sich nothwendig wiederherstellte? So darf es uns nicht wundern, wenn außer dem rheinischen Adel, dem das Zurückdrängen der

klerikalischen Macht große Vortheile in Aussicht stellte *), nur noch der abenteuernde Casimir von der Pfalz ihm ferner die Hand bot. Ja selbst die Bevölkerung seines eigenen Landes mußte jetzt bedenklich werden, da er die zu ihm Uebertretenden der schweren Ahndung eines katholischen Nachfolgers preisgab. Wenigstens wies Linz, das unter Hermann so starke Neigung zur Reformation gezeigt hatte, jetzt sogleich den Bruder Gebhards, Karl Truchseß, ab, als er die Stadt besetzen wollte.

Unterdessen feierten Gebhards Gegner nicht. Der Chorbischof Friedrich von Sachsen-Lauenburg erschien im Felde und fing Proviant auf, der für Bonn von Westfalen herankam. Der Prinz von Parma, Heerführer der Spanier in den Niederlanden, also der natürliche Verbündete des Domkapitels, erbot sich zur Hülfe, und der Graf von Abremberg kam als sein Gesandter nach Köln, um bald eine persönliche Rolle in diesem Hader zu übernehmen. Abremberg und Neuenahr, beides mächtige Vasallen des Erzstifts, Einer Heimat, vielleicht sogar Einem Stamm entsprossen, traten jetzt an der Spitze der Parteien wider einander auf.

Besitz und Titel der alten Herren von Abremberg, die von einem Schlosse an der obern Ahr sich benannten, waren nämlich im Jahr 1547 mit der Hand der

*) Gebhard bot dem Adel an, die Rathsstellen, einen neu zu errichtenden Justizrath, die Kanonikate und Abteien, ja sogar die Plätze der sieben Priesterherren im Domkapitel hinfort nur mit Adlichen zu besetzen. Meshovius Rel. Gesch. I, 465.

letzten Erbin Margareta an den wallonischen Freiherrn Johann von Ligne übergegangen. Dieser besiegelte, als er 1568 bei Winschoten gegen die protestantischen Oranier fiel, mit seinem Blute den Bund seines Hauses mit dem katholischen Glauben. Die Söhne ehrten sein Andenken. Von diesen war es der Stammhalter, Karl von Ahremberg, der jetzt in dem alten Heimatlande des Hauses wider Gebhard aufstand: ein Recht dazu gab ihm sein Vasallenverhältniß zum Erzstift, von dem die Familie seit hundertfünfzig Jahren den Thurm vor Ahrweiler und das daran haftende Erbschenkenamt zu Lehn trug. Er brachte in den ganzen Handel, der bis jetzt meist auf dem schleichenden Wege diplomatischen Schriftenwechsels ergangen war, seinen wallonischen Ungestüm und die Entscheidung des Schwertes herein.

Schon ein paar Tage vor Gebhards Vermählung, am 28. Januar 1583, versammelte das Domkapitel seine noch treu gebliebenen Stände zu einem Landtag im Dominikanerkloster zu Köln. Mit Berufung auf die Erblandesvereinigung und auf den geistlichen Vorbehalt, den Kaiser Ferdinand I. in den Religionsfrieden von Augsburg eingeschoben hatte, wurde eine Klage beim Kaiser beschlossen. Am folgenden Tage versprach Ahremberg die Hülfe des Prinzen von Parma, und als nun Neuenahrs Gesandte protestirten und von „spanischen Factionen" ein Wort fallen ließen, da erklärte er dieß als persönliche Beleidigung seines Königs: er sei gewillt, solches aus eigener Autorität zu rächen. Der Streit wurde hitzig: der eine Gesandte Neuenahrs mußte vor gezogenen Degen aus der Versammlung weichen:

die anwesenden kaiserlichen Räthe aber gaben zu verstehen, das Domkapitel dürfe die Verwaltung des Erzstifts unbedenklich in seine Hand nehmen. Sogleich eröffnete Friedrich von Sachsen-Lauenburg die Fehde, schon am 12. Februar nahm er Brühl durch Ueberrumpelung, andere Städte und Schlösser folgten nach. Gebhard zog sich, um die Vasallen im Westerwalde zu sichern, nach Dillenburg, während Neuenahr das Niederstift, Karl Truchseß Bonn besetzt hielt und Kloster Dietkirchen abbrach, weil es so nahe bei der Mauer einem Belagerungscorps nützen konnte. Casimir von der Pfalz führte dem Erzbischof eine Reiterschar zu, rückte in Bonn ein und soll auch die Landskron gewonnen haben. Aber hier im Oberstift warf sich jetzt Salentin von Isenburg, der resignirte Vorgänger Gebhards, ihm entgegen. Er besetzte Linz und Andernach und hielt von da aus auch das Ahrthal im Schach: Linz, Ahrweiler und Amt Altenahr leisteten in seine Hand den Eid vom Kapitel nicht abzufallen. Ebenso wichtig wurde die 3500 Mann starke Hülfsschar des Prinzen von Parma, lauter Veteranen der belgischen Kriege, welche Abremberg trotz dem Widerspruche Gebhards und Ludwigs von der Pfalz durch die Territorien von Achen und Jülich nun wirklich heranführte. Gebhard sah sich schnell auf Westfalen, Bonn und Godesberg beschränkt.

So standen die Dinge, als die höchste geistliche Gewalt ihr Urtheil sprach. Nicht wie gegen Hermann wurde zu Rom ein förmlicher Prozeß bei der Kurie eingeleitet: Papst Gregor XIII. bei so dringenden Umständen setzte den Erzbischof durch ein einfaches Kolle-

gium der Kardinäle ab; sein Nuntius Malaspina und der Internuntius Minutius de Minutiis verkündigten den Spruch in Köln, die goldenen Stäbe, welche im Dom aufgehangen angeben wie viel Jahre der lebende Erzbischof regiert hat, wurden herabgenommen, und am 14. Mai 1583 forderte eine an die Domthür angeschlagene Einladung die Domkapitularen auf den 22. desselben Monats zur neuen Wahl nach Köln: die protestantisch gesinnten Domherrn wurden von der Stimmengebung ausgeschlossen und bald darauf ihrer kirchlichen Benefizien entsetzt. Jener einst von Gebhard besiegte Mitbewerber, Herzog Ernst von Baiern, welcher bereits die Bisthümer Freysing, Hildesheim und Lüttich besaß, erhielt die sämmtlichen Stimmen: mit ihm beginnt die bis zum Tode Clemens Augusts im Jahr 1761 ununterbrochene Reihe bairischer Prinzen als kölnischer Kurfürsten. So hatte die katholische Partei ein gesetzmäßiges Haupt, und die Dinge gingen stets raschern Gang.

Die Macht Gebhards, mit dem Rücken auf das zum Theil protestantische Westfalen gestützt, zog sich in der bergischen Ebne, Köln gegenüber, zusammen. Er selbst stand im Mittelpunkte auf der Burg von Lülsdorf; auch Casimirs Reiterhaufen lagerten dort im Sommer und suchten die benachbarten Klöster und Städte heim. So wurde Deutz erobert und abgebrannt, Mülheim besetzt, die Abtei Altenberg geplündert: nördlich waren die Vorposten in den Klöstern Bilich und Schwarzrheindorf aufgestellt. Gegenüber auf der Ebne zwischen Köln und Bonn, bei dem Dorfe Sechtem, auf Brühl gestützt, lag das Beobachtungsheer des Erzbischofs Ernst.

Die Stadt Köln hielt sich in kluger Neutralität, gestattete auch den Truchsessianern auf öffentlichem Markte einzukaufen was sie mit Geld bezahlen konnten, weigerte sich aber sonst ihnen irgend Vorschub zu thun. Aus der sichern Stellung am rechten Ufer, die durch Weidengebüsch und die vielen Arme der Siegmündung gedeckt war, machte nur Casimir seine abenteuernden Reiterzüge, um das Oberstift zu gewinnen. Besonders war Linz das Ziel fruchtloser Anstrengungen. Casimir scheiterte schon beim Angriff auf Königswinter und Schloß Drachenfels, welche Salentin besetzt hielt. Dann versuchte er sich gegen die obere Burg Altwied, welche jedoch von den schnell über den Rhein vorrückenden Baiern entsetzt wurde. Im Herbst lagerte er in der Ebne von Engers: dort traf ihn die Nachricht vom Tode seines Bruders Ludwig, der Gebhards einzigster Freund unter den Reichsfürsten gewesen war. Dieß und die mehrfach wiederholte Achtsbedrohung des Kaisers Rudolf wider alle Anhänger Gebhards und wider Casimir namentlich entschied seinen Entschluß. Noch einmal schrieb er an Gebhard um Geld, welches sehr zu mangeln anfing: als dieser nicht zahlen konnte, brach er am 16. Oktober sein Lager bei Engers ab und zog heim: etwas Erhebliches hat er während des ganzen Feldzugs nicht ausgerichtet. Gebhard aber wandte sich jetzt ins Niederstift, wo endlich eine wirkliche Schlacht sich vorbereitete. Neuenahr, der einzige tüchtige Feldherr im ganzen Kriege, hatte Hülst unweit Mörs befestigt. Dorthin zogen sich die beiderseitigen Heeresmassen; Erzbischof Ernst und Chorbischof Friedrich kommandirten das bairische, Neuenahr und

Gebhard das truchseßische Heer. Und da zeigte sich doch das Feldherrntalent des Weltlichen: Gebhards Truppen erfochten einen glänzenden Sieg.

Aber eben dieser sollte ihm theuer zu stehen kommen. Er hatte, um mit seiner ganzen Macht zu schlagen, die Stellung an der Sieg verlassen und so die drei Plätze entblößt, die im Oberstift noch zu ihm hielten, Godesberg, Bonn und Poppelsdorf. Gegen diese rückte ein bairisches Heer unter Ernsts Bruder, dem Prinzen Ferdinand. Am schnellsten fiel Poppelsdorf: dann ging es wider Godesberg, das mit holländischen Bootsknechten besetzt war: wildes Gesindel, aber tapfer und kaltblütig. Die auf der schweinheimer Höhe, dem einzigen Punkt, wo der Godesberg mit dem Zug des Vorgebirges zusammenhangt, aufgefuhrten Kanonen thaten ihnen nicht viel; aber eine in den Berg gewühlte Mine zerriß die Mauern und beschädigte den Hauptthurm. Mitten unter starkem Gewehrfeuer der Belagerten drangen die Baiern am 15. Dez. durch die Ruinen vor, und ließen die 72 Mann, die sich noch vorfanden, über die Klinge springen: nur der Kommandant wurde auf Bitte des im Schloß gefangen liegenden Abtes von Heisterbach verschont, weil er diesen im Kerker freundlich behandelt hatte. Absichtlich war man so grausam gewesen, um die Besatzung von Bonn zu schrecken, auf welche es nun nach kurzer Quartierruhe losging.

Bonn war reichlich mit Proviant versehen, mit neu angelegten Werken stark befestigt, und wurde auch von Gebhards Bruder Karl Truchseß gut vertheidigt: es schien leicht die Stadt zu halten, bis ein Hülfscorps

zum Entſatz käme. Denn ein ſolches war ſchon bereit. Eitel Heinrich, Baſtart von Braunſchweig, führte dem Truchſeß eine Schar zu: mit 5000 Mann rückte er am rechten Rheinufer über Agger und Sieg heran. Aber die Baiern hatten Nachricht; von Beul aus, wo ſie Bonn über den Rhein hinüber beſchoſſen, beſetzten ſie in der Stille das Weiden- und Erlengebölz zwiſchen den genannten Flüſſen, und griffen dort ganz unerwartet den Braunſchweiger an: ſein Trupp wurde zerſprengt, in wilde Flucht geworfen und gutentheils von den zuſammenbrechenden Brücken herab in den Fluten ertränkt. Da begann die Beſatzung der Stadt in Meuterei wider den Kommandanten ſich zu erheben: man nahm das Schickſal von Godesberg ſich zu Herzen, ein paar Soldaten entwichen nach Weſtfalen, überzeugten ſich von der Schwäche Gebhards, der jetzt dorthin ſich zurückgezogen hatte, und brachten Hoffnungsloſigkeit nach Bonn zurück. Auch böſe Vorgeſchichten ſchreckten: ohne menſchliches Zuthun ſtürzten die drei Löwen in Gebhards Wappen vom Rathhaus auf den Marktplatz herab. Alles aber entſchied Abrembergs lockende Beredtſamkeit, der mit ſeinen Wallonen die Landſeite beſetzt hielt und nunmehr ganz ungeſcheut Gold für den Verrath bot. Plötzlich verſagte die Beſatzung den Gehorſam. Karl Truchſeß wurde von den eigenen Soldaten im Rathhaus gefangen geſetzt, und das Kapituliren ging an. Unter dem Vorwand, für rückſtändigen Sold einigen Erſatz zu bekommen, wurde die noch ganz unbeſchädigte Stadt um 4000 Dukaten verkauft, der Kommandant ausgeliefert, die Fahnen Gebhards zerriſſen. Die Sieger warfen

zwei Prediger der Stadt gebunden in den Rhein und knüpften die beiden Bürgermeister auf. Zu Lichtmeß, am 2. Februar *) 1584, ritt der Erzbischof Ernst mit seinem Bruder Ferdinand und den übrigen Kriegsobersten in prächtigem Zuge in die Stadt ein. Es war genau der Tag, an welchem ein Jahr früher Gebhards Brautzug durch dieselben Straßen sich bewegt hatte.

Der Fall dieser starken Festung, auf der alle seine Hoffnung ruhte **), entschied Gebhards Loos. Auch aus Westfalen wurde er nunmehr an den Niederrhein gedrängt, Schloß auf Schloß ging verloren, auch Neuenahrs starke Veste Perburg fiel am 9. März 1584. Der Bastart von Braunschweig wurde drei Wochen später bei einem Gefecht in der Grafschaft Zütphen hart verwundet und gefangen; Gebhard aber, bereits in die Betuwe zwischen Waal und Leck zurückgezogen, warf sich am 20. April hoffnungslos in die Arme des Prinzen von Oranien. Als Privatmann lebte er einige Jahre auf dem Hause Nieuwkoop bei Leyden mit Agnes zusammen, später finden wir ihn ziemlich thatlos im Lager Leicesters bei Elten, und noch einmal, bevor er die Niederlande verließ, taucht sein Name friedenstiftend zwischen Neuenahr und der Bürgerschaft von Utrecht auf ***).

---

*) Strada de bello Belg. II, 318 giebt den 29. Januar an: das ist aber der Tag der Uebergabe.

**) Bonna, belli et Truchsessii fortunarum caput. Strada a. a. O.

***) Hooft Nederlandsche Historien bl. 838, 1092, 1093 und 1155.

Stark blieb nur Neuenahr; seiner eigenen Herrschaft beraubt nahm er als Gouverneur von Gelderland holländische Dienste, wurde nach der so eben geschehenen Ermordung des Prinzen von Oranien eine Hauptperson im Kampf gegen Spanien, und bald warf er sich noch einmal auch in den kölnischen Hader hinein.

Denn noch stand nicht Alles zum Verzweifeln. Erzbischof Ernst war der Mann nicht, den das Erzstift nach solchen Nöthen bedurfte. Am Tage schlafend, die Nacht mit Weibern und Wein zubringend, so schildert ihn der Protestant Hooft; aber auch Strada, Katholik und Jesuit, giebt von ihm das Bild einer schwächlichen, alles Selbstvertrauens entbehrenden, stets um fremde Hülfe bettelnden Persönlichkeit. Die oft grausame Gewalt, welche er zur raschen Vertilgung des Protestantismus anwendete, hatte die Herzen von ihm abgezogen, in Köln, Neuß und Bonn lebten noch viele heimliche Kalvinisten, und in den Herrschaften Neuenahr waren Alpen, Mörs und besonders das von der Natur stark befestigte Rheinberg noch nicht erobert. Jetzt verband sich Neuenahr mit einem andern tapfern Degen, den er in die Dienste Gebhards aufnahm. Es war Martin Schenk von Niedeck, ein achter Sohn jener rauhen Zeit; so streng in seiner Sinnesart, daß Niemand ihn je lachen sah und daß seine Soldaten ihn mehr fürchteten als den Feind, weil er mehr als einmal den Fliehenden den Degen durch den Leib gerannt hatte; dabei aber wieder von ihnen geliebt wie kein anderer Feldherr, weil er sie übermäßig lohnte und gern mit Plünderungen bereicherte, auch weil er jede Mühsal willig mit ihnen theilte: bei

eiligen Befestigungen nahm er wol selbst die Schaufel zur Hand und entflammte durch sein Beispiel den Eifer der Soldaten, daß sie die ganze Nacht vom Schanzen nicht abließen *). Auch war er, wo es Eile galt, im Bügel ganz unermüdlich; auf dem Rosse aß er, das Roß war ihm Wohnung und Schlafstätte. Nie focht er besser, nie aber verschwieg er auch seine Plane sicherer als im Rausche **). Sonst ein Mann ohne Glauben und Vaterland, wie er denn viermal den spanischen und den holländischen Dienst gewechselt hat. So wußte ihn auch diesmal Neuenahr vom Prinzen von Parma loszureißen und an die Sache Gebhards zu ketten. Nunmehr wurde ein Plan auf Neuß gemacht. Bei Wesel sammelte Neuenahr etwa 1000 Mann, in der Nacht vor dem 10. Mai 1585 ***) führte er sie unter die Mauern. In Neuß war Jahrmarkt: viele seiner Soldaten hatten sich als Krämer eingeschlichen, warfen Feuer in ein Haus und schlugen die Thore mit Schmiedehämmern auf. Die Stadt wurde mit vielem Muthwillen geplündert, alles Gut des Jahrmarkts gewannen die Soldaten; man rechnete den ganzen Gewinn auf 300,000 Gulden. Ein rühriger junger Krieger, der Hauptmann Hermann Friedrich Cloet, wurde Kommandant, und machte durch Streifereien die Gegend so unsicher, daß die Kölner ihre Thore nicht verlassen durften ohne ausgeplündert zu

*) Bei der Befestigung von Vreeswyk nach der verlorenen Schlacht bei Amerongen, Heft bl. 1911.

**) Strada II, 707.

***) Die Jahreszahl 1586 bei Meshovius ist falsch.

werden; an fünfzig Dörfer und Herrenhäuser gingen in Rauch auf; alle Kalviniſten des Erzſtifts zogen ſich nach Neuß und verſtärkten die Beſatzung, ja man verſuchte ſogar Bonn zu erneutem Abfall zu reizen. Der feige Kurfürſt Ernſt, welchem Baiern, da er ſelbſt ſich nicht regte, ſeinen Arm auch nicht für ewig leihen mochte, gerieth in Verzweiflung; in ſtrengem Incognito reiſte er nach Brüſſel zum Prinzen von Parma, meinte ſein Bisthum aufzugeben, und als in ſeiner Reſidenz Bonn es wirklich unruhig wurde, vermochte nur der ernſte Zuſpruch des päpſtlichen Legaten ihn von der Flucht nach Baiern abzuhalten. Aber Parma, der jetzt durch die Eroberung Antwerpens die Hände frei bekommen hatte, rückte im folgenden Jahre heran und umzingelte Neuß. Furchtbar war die gegenſeitige Wuth. Die Kalviniſten in der Stadt ſchoſſen während der Friedensunterhandlungen auf den verehrten Heerführer, in dem ſie den kräftigſten Gegner ihrer Sache erkannten: ja noch in der Nacht vor dem Sturm, den Parma auf den 25. Juli als den Tag des Schutzpatrons von Spanien, des Apoſtels Jakobus, feſtgeſetzt hatte, wurden auf offenem Markt der Stadt zwei gefangene Spanier lebendig auf den Scheiterhaufen geſetzt. Auch war im Lager kund geworden, daß man ſchon früher die hochverehrten Reſte des Schutzpatrons der Stadt, des h. Quirinus, aus Reliquienhaß verbrannt hatte. Da kannten freilich die fanatiſchen Spanier und Wallonen auch weiter keine Schonung, obwol Parma ſelbſt die Stadt nicht ungern für den Kurfürſten erhalten hätte. Den ganzen folgenden Tag ſpielte das Geſchütz, in der Nacht wurde Cloet bei

einem Ausfall am rechten Schenkel verwundet. Am zweiten Tage erst, als die Feldherrn mit den Abgeordneten der Stadt um Uebergabe handelten, ergriff wilde Wuth die Soldaten, daß die ketzerische Stadt vielleicht dem Verderben und der Plünderung entgehen möchte: ohne auf weitern Befehl zu achten, erhuben sie den Sturm und gewannen die Mauern. Von 2000 Mann der Besatzung blieb Niemand, von den Bürgern nur 1500 am Leben. Den Tod des Kommandanten als eines vom Kaiser vogelfrei erklärten Rebellen und Landfriedensbrechers forderte ausdrücklich der Blutdurst des Kurfürsten Ernst. Cleet lag an seiner Wunde nieder; statt der Beichte, die ein Jesuit ihm anbot, forderte er noch einen großen Kelch Wein. Als er ihn getrunken, wurde er mit dem Leintuch erdrosselt und vor das Fenster gehenkt, neben ihn der kalvinische Prediger Christof Fosser aus Oppenheim sammt zwei Hauptleuten: so hingen die Leichen, bis das Feuer sie mit dem Hause verzehrte. Cleets schöne Gattin, die beim Eindringen der Feinde an seinem Bette saß, rettete Parmas Edelmuth mit ihren Kindern: auch die übrigen Frauen der Stadt schützte er, soweit es ihm möglich war, in der Kirche, und ließ sie dann, als das Feuer nahe kam, unter strengstem Befehl, ihre Ehre nicht zu verletzen, ins Lager abführen. Die Stadt aber wurde niedergebrannt, daß nur noch die schöne Quirinskirche und ein Viertel der Häuser stehen blieb: als eine Brandstätte erhielt nach der Plünderung der Kurfurst sie zurück. So hörte, sagt Strada, Neuß glorreich auf zu sein: ein Tag sah die Stadt blühend, dem Feinde trotzend; der folgende

in Mord und Schutt bis zur Vernichtung heruntergebracht *). Auch im Rheinlande mochten düstere Ahnungen des spanischen Verderbens auftauchen, und der zagende Blick des Volks über die belgischen Lande streifen, wo bereits in den herrlichen Provinzen Brabant und Flandern wegen Abnahme der Bevölkerung ganze Dörfer leer standen, verwilderte Doggen nachts Frauen zerrissen und Wölfinnen in den Betten der Bauern ihre Jungen warfen **).

Wenigstens begreift sich, daß die Partei Neuenahrs und Schenks noch Anhänger im Lande hatte. Mit deren Hülfe versuchte nun der Letztere noch einmal im Oberstift sich festzusetzen, welches in diesen Kriegsjahren ziemlich verschont geblieben war, während Neuenahr Westfalen heimsuchte, das wohlgelegene Städtchen Meppen wegnahm und persönlich nach Braunschweig ging, um Hülfe zu holen. Schenk hatte es wieder auf Bonn abgesehen, wo Gebhard noch immer nicht vergessen war. Es gelang über Erwarten. Mit nicht mehr als 500 Mann, die er von Rheinberg aus wahrscheinlich durch die Gehölze des Vorgebirgs heranführte, rückte Schenk mitten in der Nacht vor dem 23. Sept. 1587 von Poppelsdorf aus vor das Rheinthor und sprengte dasselbe durch eine Petarde, vor deren in unsern Gegenden noch unbekannten Gewalt man sich nicht hütete. Wie weiland in Rom die Gänse

*) Meisterhaft ist in der Erstürmung von Neuß Strada: aber auch Hooft wetteifert mit ihm die edlen Züge Parmas und anderer Feldherrn herauszuheben.

**) Hooft bl. 1159.

der Beſatzung, ſo halfen hier den Angreifern die Säue: die nächtlichen Gäſte zerprügelten einen Schweinſtall vor dem Thore, deſſen Grunzen das leiſe Anſchrauben der Petarde übertönte. Das Thor und ein Theil der Mauer zerborſt: Schenk nahm und plünderte die Stadt, und ſchaffte ſich nach dem Syſtem der Zeit Geld und Proviant durch Raubzüge in die Dörfer. Auch wurden auf dem andern Ufer drei Schanzen aufgeworfen; die ſtärkſte derſelben auf einer ſandigen Inſel, welche die Sieg an ihrem Ausfluſſe gebildet hat, bekam entweder von der Geſtalt des Bodens oder zum Hohn gegen den geiſtlichen Landesherrn den Namen Pfaffenmütz. Bald darauf, im Jahr 1588, geſchahen auch die Raubzüge, durch welche ein Trupp von Schenks Heeren die Abtei Laach heimſuchte. Ueberhaupt müſſen Abtheilungen Schenks ſich als Freibeutercorps in der Eifel vollſtändig eingeniſtet haben, da zwiſchen Rhein und Moſel das Unweſen des Kirchen- und Straßenraubs mehrere Jahre fortdauerte, und noch 1589 ein Walpot von Baſſenheim von den Räubern erſchlagen wurde, gegen die Erzbiſchof Johann von Trier ihn mit Reitern ausgeſandt hatte. Das gerade auf dieſem Strich liegende Abrthal iſt ſchwerlich verſchont worden, obwol keine ausdrückliche Nachricht darüber vorhanden iſt. Dießmal war Parma nicht geneigt, den Fehler ſeines Verbündeten Ernſt ſogleich wieder gut zu machen, der die ganze Laſt des Kriegs auf Spaniens Schultern zu wälzen nicht übel Luſt hatte und jetzt feig genug war ſich mit einem geächteten Abenteurer aus Angſt vor deſſen Muth in förmliche Unterhandlung

rines Waffenſtillſtands einzulaſſen*). Doch ſcheint zuletzt auf Parma eben dieſe Beſorgniß gewirkt zu haben, der Kurfürſt möge durch Vertrag dem Ueberkühnen den Rücken ſichern und ihm ſo die Möglichkeit zum Einbruch in die ſpaniſchen Niederlande gewähren. Und wirklich war Schenk nicht zu verachten. Er bewegte Himmel und Erde für ſeine Sache, eilte nach der Pfalz zu Caſimir, um Hülfe zu holen, eilte ſelbſt nach England, um die Stadt Bonn in Eliſabeths Schutz zu ergeben: auch an die zu Speier verſammelten proteſtantiſchen Fürſten ſchrieb er ernſte Weiſſagungen gegen die ſpaniſchen Uebergriffe. Parma achtete den Gegner, indem er ihn zu vernichten beſchloß: der ungeſtümen Kraft des Parteigängers wurde abermals die langſame Kriegskunſt und ſichere Ausdauer wallonischer und ſpaniſcher Veteranen entgegengeſtellt. Es führte ſie wieder ein Seitenverwandter des abrembergiſchen Hauſes, Karl Croy, Herr von Chimay, Sohn des Herzogs von Arſchot, und Johann Baptiſt von Taxis, Gouverneur von Friesland, ein geachteter Feldherr, der vor Bonn gefallen iſt: ſpäter kamen Spinola und Verdugo. Wol hielt ſich der Befehlshaber Otto von Puttlitz wacker; als aber nirgendsher Hülfe kam, als die Pfaffenmütz, von beiden Rheinſeiten beſchoſſen, kapitulirte, als endlich der Anzug des ſtrengen Peter Ernſt von Mansfeld bekannt wurde, da ſuchte die Beſatzung noch mit den mildern Feinden ſich abzufinden, und zog am 26. Sept. 1588, nach ſechsmonatlichem Widerſtande,

*) Wiederum Strada II, 695, der die Perſönlichkeiten hier deutlich genug hervorhebt.

den Rhein hinab nach Rheinberg, das jetzt ganz allein noch die Fahne Gebhards aufrecht hielt.

Um diese Stadt drängten sich die letzten Kämpfer zusammen: Kriegskunst und Tapferkeit im Bunde rangen wider einander, sie zu vernichten oder zu retten. Fünf Jahre hatte sie widerstanden; jetzt schloß der Marquis von Varambon sie enger ein. Schenk beschloß Hülfe, wollte sich aber zuerst an dem festen Nymwegen versuchen, das Neuenahr schon früher vergeblich beschossen hatte. Aus der benachbarten Schenkenschanze, an der Scheidung von Waal und Leck, die noch heute das Gedächtniß seines Namens bewahrt, zog Schenk auf Nähnen nächtlich vor die Stadt, die Bürger aber bekamen Wind und warfen die Stürmenden zurück. Diesmal half es dem tapfern Degen nicht, daß er seine Krieger mit gezogenem Schwert gegen die Mauern zurücktrieb: er wurde von ihrer Flucht fortgerissen und sprang auf einen schwerbeladenen Ponton. Das Fahrzeug schlug um, Schenk in voller Rüstung versank augenblicklich. Aus der Waal fischten ihn die Plünderer der Leichen; der Zorn, der ihn im Sterben erfüllte, malte sich noch in dem schrecklichen Antlitz: die Bürger aber zerhieben ihn in fünf Stücke und hingen sie an Thor und Thürmen auf, bis Varambon, militärischer gesinnt, dem schnöden Schauspiel ein Ende machte. Treu bis in den Tod trat Neuenahr in das Vermächtniß des Freundes ein, Rheinberg zu entsetzen: auch Schenks Soldaten folgten sogleich seiner Fahne. Er beschied sie nach Arnheim, um dort Munizion unter sie zu vertheilen. Im Zeughaus mit Musterung der Geschütze beschäftigt, wollte er eine

neuerfundene größere Art von Petarden versuchen. Schon war sie an ein Thor angeschraubt und angezündet, als ein Funke von ihr in die naheſtehenden Pulverfäſſer fiel *): die Wände wichen, das einſtürzende Dach erſchlug Einige, Neuenahr ſtarb an tiefen Brandwunden den folgenden Tag, am 8. Okt. 1589. So endete kinderlos der letzte Neuenahr: in ihm war noch einmal die Kraft jenes Abgeſchlechtes aufgelodert, das in ſeinen verſchiedenen Linien von den Gaugrafen der Ottonenzeit an durch Namen, wie Gerhard und Konrad hindurch, bis zu dieſen Kämpfern für die Reformazion länger als ein halbes Jahrtauſend an dem Teppich der rheiniſchen Geſchichte im Guten wie im Böſen, aber immer ruhmvoll, mitgewoben hatte. Adolf ſcheiterte, wie ſo mancher der letzten Ritter dieſes ſechzehnten Jahrhunderts, nicht an der Ohnmacht der Perſönlichkeit, ſondern an dem gewaltigen Uebergewicht der Dinge; ſein Glück hat nie ſein Verdienſt erreicht. Es iſt, als ob ſich dieß auf ſeinem edelſtolzen Geſicht abſpiegelte, das man unter den Bildniſſen bei Strada ſieht; die helle Stirn unter dem kurzgeſchnittenen Haar, die Herrſchermacht der kraftvollen Naſe erſcheinen in ihrer Freudigkeit gedämpft durch

*) Es iſt wunderlich, wie in einem Nebenumſtande das Mißverſtändniß Eines Schriftſtellers die andern nach ſich reißt. Bärſch läßt die Petarde ſelbſt ſpringen, Barthold, Arndt und ſelbſt der ſo genaue Weidenbach folgen ihm nach. Als ob ein Kriegsmann wie Der eine Petarde anzünden ließe, ohne zuvor ihre Haltbarkeit zu prüfen! Strada ſagt es ganz deutlich, wie es im Text erzählt iſt

den Ausdruck leidenvollen Trotzes, der sich in den festgepreßten Lippen malt. Adolfs schwergeprüftes Weib Walpurgis, gleichfalls eine geborene Neuenahr, die in ihm zum zweitenmal gewaltsamen Todes den Gatten verlor, gewann durch die Tapferkeit ihres Adoptivsohns Eberhard von Solms nur Mörs wieder, wo sie 1600 an der Pest starb. Die übrigen Besitzungen des Hauses nebst der Erbvogtei nahmen die Grafen von Bentheim, durch Verschwägerung mit Adolf verwandt, in Besitz.

Jetzt fiel auch Rheinberg. Gebhard, schon vor diesen letzten Schlägen am Erfolg verzweifelnd, hatte bereits im Juli die Niederlande verlassen. Früher war sein Blick auf England gerichtet gewesen, das unter Elisabeth als Vorburg protestantischen Glaubens erschien. Aber die Königin, deren offizielle Jungfräulichkeit es vertrug heimliche Kinder zu haben, war doch viel zu prüd ein Liebesverhältniß zu schützen, das öffentliches Aufsehn gemacht hatte. Vergebens hatte Agnes schon 1584 persönlich in England eine Zuflucht für sich und ihren Gemal erbitten wollen. Durch den Günstling der Königin, Essex, wandte sie sich an diese, aber ihre weltberühmte Schönheit erweckte nur Eifersucht: ohne Elisabeth gesehen zu haben, mußte sie auf strengsten Befehl England verlassen *). So zog sich Gebhard auf die letzte ihm noch gebliebene Pfründe nach Straßburg zu-

*) Barthold in v. Raumers Hist. Taschenbuch, 1840, S. 71. Auch die letzten Geschicke des Paars sind hier am besten dargestellt.

rück, wo das Domkapitel in zwei Konfessionen sich geschieden hatte und bald durch Wahl eines katholischen und eines protestantischen Bischofs noch schärfer auseinandertrat. Durch Nachgiebigkeit gegen das Lutherthum behauptete der als Kalvinist Verdächtige hier seine Pfründe: arm und still, doch ungeschieden von Agnes, lebte er bis zum 21. Mai 1601 im Schutze der ihre Selbstständigkeit wahrenden Reichsstadt. Im Münster liegt er mit seinem ihm vorausgegangenen getreuen Bruder Karl begraben. Wohin aber seine Witwe den irrenden Schritt gewendet, das weiß Niemand: die einst in ihrer Jugend alle Welt mit Reden von sich erfüllte, ist in den Völkerstürmen jener drangvollen Zeit so spurlos verloschen, daß nicht einmal eine schwanke Sage Ort und Zeit ihres Todes aufbewahrt hat.

So endete mit all ihren blutigen Nachspielen in wenigen Jahren eine Bewegung, welche bei ihrem Beginn für Deutschland eine ganz neue Aussicht der Zukunft eröffnete. Wenn Gebhard es je mit seinem neuen Glauben redlich meinte, so hat doch seine Leidenschaft ihn gezwungen, rascher loszuschlagen als die Rüstung des Riesenwerkes fertig war *). Was daher später von Muth und Heldensinn für ihn sich in den Kampf hineinwarf, das scheiterte an jenem ersten großen Mißlingen oder trat zu vereinzelt auf, um einen rechten Hauptschlag ausführen zu können. Jedenfalls fehlte dem Führer der ganzen Sache der rechte Blick und die Vollkraft ei-

*) Dies deutet besonders der verständige Heeft an Bl. 837.

ner fortreißenden Persönlichkeit, um alle die tapfern Degen, die ihm dienten, in Einem Augenblick auf Einen Punkt hinzulenken. Anderes verschuldete die Unentschlossenheit der protestantischen Stände. Von den übrigen protestantischen Fürsten Deutschlands zu schweigen, was soll man dazu sagen, daß nicht einmal die gleichgestimmten Vasallen des Erzstifts für Gebhard auftraten! Sehr viele von jenen Familien, welche unter Hermann von Wied übertraten, werden unter Gebhard nicht als Helfer seiner Sache genannt. Manderscheid regte sich gar nicht, ob selbst Graf Hermann von Wied führte zwar dem König Heinrich IV. in das ferne Frankreich eine Hülfsschar zu, um bei der Belagerung von Rouen zu sterben, nicht aber dem bedrängten Nachbarn, der so viel näheres Anrecht hatte. Ohne Zweifel hinderten ihn daran seine blöden Pastöre, welche, wie gewöhnlich, in der ganzen großen Frage nur den Skandal und ihre arme Kirchenzucht im Auge hatten und in allem Ernste dem Grafen ihr Votum dahin abgaben, Gebhard müsse vor Allem für sein früher gegebenes Aergerniß öffentlich Kirchenbuße thun, ehe man ihn als ein würdiges Glied der evangelischen Kirche betrachten und der Unterstützung werth halten dürfe! *).

Solches Misverständniß der politischen Sachlage ist ganz unverzeiblich, wenn man die ungeheuern Möglichkeiten bedenkt, die sich aus Gebhards Sieg für die protestantische Sache ergeben mußten. Wenn es Gebhard ge-

*) Reck, Geschichte der Häuser Isenburg, Runkel, Wied S. 186 ff.

lang, so wären die westfälischen Stifter Paderborn und Osnabrück nachgefolgt, deren Bischof, Heinrich von Sachsen-Lauenburg, nur nicht zuerst vortreten mochte; derselbe Mann war nicht ohne Aussicht gewesen Münster zu erhalten, welches jetzt nach seinem Tode dem Kurfürsten Ernst zufiel. Selbst Bischof Julius von Würzburg, der hernach in seinem Sprengel der eifrigste Verfolger der Protestanten wurde, war damals mit Gebhard und sogar schon mit Sachsen in Unterhandlung *). Endlich stand die mächtige Reichsstadt Achen bereits mit Einem Fuß im Protestantismus, und in Köln selbst konnte ein Aufstand der Kalvinisten, der sich an die Zünfte wandte, noch nach all jenen Begebenheiten entstehen und ein paar Monate sich fortziehen, bis seine Urheber nach Mülheim auswanderten. Wenn aber so der neue Glaube am Niederrhein durchdrang, wenn er dadurch Luft bekam in den clevischen, jülichschen, bergischen und westfälischen Landen, in welchen er zum Theil bis heute feststeht, wenn er endlich im Rücken auf Holland gestützt, südlich mit Hessen, Franken und Schwaben, mit Pfalz und Elsaß sich verbündete — dann wären auch Mainz und Trier mit unwiderstehlicher Wucht fortgerissen worden, und das westliche Deutschland würde eine imposante kirchliche Einheit gewonnen haben, während es nun durch seine Parteiung die Kraft mächtiger geschichtlicher Wirkung verlor und ein paar Jahrhunderte hindurch nur die Schlachtfelder oder den Proviant für fremde Krieger hergab. Und

*) Ranke Päpste, II, 116 ff.

ſo zeigte ſich auch hier wieder, daß die Reformazion deswegen ſo ſchädlich auf das politiſche Heil unſeres Volkes wirkte, weil ſie weder entſchieden zu ſiegen noch im Kampfe völlig unterzugehn im Stande war. Jenes geſchah in England, dieß in Frankreich, und deshalb ſind dieſe beiden Staaten während der folgenden Jahrhunderte an die Spitze der europäiſchen Geſchichte getreten.

Aus den weiten Ebnen des Niederrheins, in welche die großen Namen Neuenahr und Abremberg uns verlockt haben, wenden wir unſern Blick in die engen Felsgeſchiebe des Ahrthals zurück. Dort erhielt ſich während jener Stürme ein geordneter Zuſtand, und man wird daher mit Freude die Gegenreformazion begrüßt haben, welche nunmehr im Erzſtift erfolgte. Nur auf Einem Punkte iſt auch hier Gewalt vorgekommen. Wir hörten oben, daß die Grafſchaft Manderſcheid und die ihr angehörigen Herrſchaften Saffenburg und Schleyden bereits unter Erzbiſchof Hermann dem neuen Glauben gefolgt waren. Während der gebhardſchen Händel hielt man hier die Hände im Schooß, weil der damals regierende Graf Dietrich VI. ſo eifrig lutheriſch war, daß er ſeine eigenen kalviniſtiſchen Unterthanen bedrückte, alſo gewiß Gebhards Anſchläge nicht unterſtützen mochte. Und wieder iſt es hier das Blut von Abremberg, welches den Proteſtantismus vertilgt. In die lutheriſche Familie trat nämlich ein katholiſch geſinnter Freier hinein. Dieß iſt Philipp von der Mark, Herr zu Lumain, ein Urenkel Wilhelms, des berüchtigten „Ebers der Ardennen," durch welchen er auch mit dem Hauſe Abremberg verwandt war. Obwol man ſeine katholiſche Ader

fürchtete, erhielt er doch 1581 Dietrichs Schweſter Katharina, mußte aber verſprechen den Proteſtantismus ungefährdet zu laſſen. Da ſtarb Dietrich VI. 1592 ohne männlichen Erben, und von allen Seiten traten Anſprüche auf ſein gar nicht unbedeutendes Territorium hervor. Vor allen Andern aber griff Filipp nach der Beute. In ihm war ſeines Urgroßvaters Blut: mit Ueberrumpelung der Schlöſſer und ſelbſt mit Mordverſuchen gegen Verwandte ſuchte er ſich feſtzuſetzen. Es wäre ihm nicht ſo gut gelungen, hätte er nicht religiöſe Intereſſen für ſich anzuregen gewußt. Nun aber unterſtützte Kurfürſt Ernſt bereitwillig den katholiſchen Bewerber gegen die proteſtantiſchen Verwandten. Kölniſche Soldaten eroberten Schleyden, eine ſpaniſche Beſatzung, die ins Schloß ſelbſt einzog, nahm augenblicklich, noch im Todesjahre Dietrichs, in dieſer Vaterſtadt des großen Sleidanus den Proteſtanten ihre Kirche weg. Nun konnte Filipp Trotz bieten, und wirklich wurde im endlichen Vertrage Schleyden und Saffenburg ihm überlaſſen. Sein Sohn Ernſt vollendete des Vaters Werk, indem er durch ſehr harten Religionszwang die proteſtantiſchen Unterthanen meiſtens zum Auswandern nöthigte und auf zwei kleine Gemeinen in der Herrſchaft Schleyden herunterbrachte. Die Nachfolger ſcheinen dieſe Strenge fortgeſetzt zu haben: noch im Jahr 1686 fand der Amtmann von Saffenburg, ein in Sachſen geborner Lutheraner, es für gerathen, bei den Mönchen des Kalvarienbergs zum katholiſchen Glauben überzutreten *), und zu Schley-

*) Chronik des Kalvarienbergs zum Jahr 1686.

den durfte sogar bis 1781, wo Kaiser Joseſs Toleranzedikt erschien, kein protestantischer Prediger ohne ausdrückliche Genehmigung des Amtmanns bei seinen Gemeinegliedern übernachten*). So erlosch im ganzen Ahrthal der Protestantismus: die letzte ihm dort entrissene Kirche war die zu Sinzig, welche der spanische General Spinola schloß, als er 1615 im jülichschen Erbfolgekrieg dem katholisch gewordenen Wolfgang Wilhelm zu Hülfe zog. Zwei Jahre später mußten Sinzig und Remagen aus Armuth auch ihren gemeinschaftlichen Prediger entlassen: seitdem ist im Ahrthal keine Schwankung mehr eingetreten. Desto mehr aber haben seine Bewohner für ihren Glauben leiden müssen, als während der jetzt folgenden Kriege Schweden und Franzosen die spanische Macht zurückdrängten und den protestantischen Waffen in dieser Gegend das Uebergewicht gaben.

Das religiöse und überhaupt das geistige Leben des ganzen Ahrthals erscheint seitdem an ein klösterliches Institut angeschlossen, welches kurz nach dieser Gegenreformazion hier sich gründete. Wie sich eben damals die katholische Kirche mächtig wieder zusammenraffte, und im Laufe von fünfzig Jahren eine so gewaltige Stellung eroberte, daß sie den dreißigjährigen Krieg nicht zu scheuen brauchte, so waren es besonders die Orden, welche noch einmal aufglänzten. In der eigentlichen Eiffel haben die Jesuiten sich an die Spitze gestellt, welche um diese Zeit ihr Kollegium in Münstereiffel gründeten. Sie suchten auch im Ahrthal Fuß zu fas-

*) v. Recklinghausen Ref. Gesch. S. 176.

sen; hier aber, unter einfach-ländlichen Menschen und Verhältnissen, war ihre mehr auf städtische Bildung berechnete Wirksamkeit kaum so fruchtbar als die gemüthlichere und volksthümlichere Art der Franziskaner, welche ihnen denn auch hier den Vorsprung abgewannen, indem sie dicht bei dem Hauptorte des Thals, bei Ahrweiler, das Kloster des Kalvarienbergs stifteten.

Gegen die Zeit der Reformazion hin und noch ein Jahrhundert später, als der katholische Glaube in den Gemüthern wankend wurde, begann er sich an die Natur wieder anzulehnen. Auf schönen Höhenpunkten legte man Kirchen, Kapellen, Wallfahrtsplätze an, doch wo möglich nahe bei den Städten, so daß die frommen Uebungen dort auch zum heitern Genuß reiner Luft, schöner Natur wurden: und wol mag solchem Verfahren der Katholizismus einen Theil seiner höhern Lebensfreudigkeit verdanken. Wir finden dieß überall: bei Bonn stiftete man den Kreuzberg, bei Würzburg das Kapellchen oder wie die Franken in ihrer Mundart es nennen, das Käppele; dasselbe war ursprünglich für Ahrweiler unser Kalvarienberg. Eine Anknüpfung gab diesem Brauch die Lokalität Jerusalems und des nahen Hügels Golgatha; die Stazionen führen mit ihren Bildern in Stein und Farbe dem Waller zu Gemüthe, was dem Erlöser geschah als er jenen Leidensweg emporstieg; die Kapelle des Gipfels entspricht dann dem Punkte, wo auf Golgatha das Kreuz stand. Daher auch der Name solcher heiligen Plätze: sie heißen Kalvarien, welches der lateinische Name für Schädelstätte ist.

Von der Gründung des Kalvarienbergs und seinen

Schicksalen erzählt die Klosterchronik, welche handschriftlich auf uns gekommen ist. Es ist ähnlich damit gegangen wie mit dem etwas spätern Kalvarienberg bei Nürnberg. Von dort zog 1477 der Patrizier Martin Kötzel nach Palästina und maß die Entfernungen von des Pilatus Haus bis zur Spitze des Golgatha. Auf der Rückreise verlor er das Maß und unternahm 1488 zum zweitenmal die damals gefahrvolle Reise. Zurückgekehrt veranlaßte er nun eins der schönsten Werke die Nürnberg besitzt, Adam Krafft's sieben Stazionen mit den herrlichen drei Gekreuzigten vor dem Johanniskirchhof. In gleicher Weise kehrte 1440 ein deutscher Ritter aus Palästina zurück und kam zufällig nach Ahrweiler. Hier fiel ihm, sagt die Chronik, die Aehnlichkeit mit Jerusalem auf; durchs Thal wand sich die Ahr, wie dort der Kidron, unter dem Hügel lag das seitdem im dreißigjährigen Krieg untergegangene Dorf Girrezheim: er maß die Entfernungen und fand, daß von der Spitze jenes Hügels bis zur Pfarrkirche genau eben so weit sei wie von Golgatha zum Hause des Pilatus. Der Stadtrath nahm sich der Sache an. Auf dem Hügel, den man den Kopf nannte, lag bisher die Richtstätte: diese wurde jetzt auf den Ellich, eine Anhöhe des andern Ahrufers verlegt, um jene Stätte zu heiligen. Eine kleine Betkapelle erhub sich wo das Hochgericht sonst gestanden, und 1502 gingen zwei Bürger der Stadt nach Rom, einen Ablaß zu erbitten. Den erhielten sie sehr reichlich, in der Bulle wird der Ort bereits als Kalvarienberg erwähnt. Hundert Jahre später erschien die Kirche zu klein; 1625 begann ein from-

mer Mann von Ahrweiler, der Stadtbaumeister Johannes Wehr, einen neuen Bau, der durch ein Rettungswunder verherrlicht wurde. Das Dach stürzte nämlich kurz nach seiner Zurüstung ein, ohne daß einer der vierzehn darauf beschäftigten Arbeiter Schaden litt. Ja sogar das wurde gleichfalls für ein Wunder angesehen, daß man nach langem Suchen in einem neuen Steinbruch gutes Material vorfand, während seit mehreren Jahrhunderten die Steine für die Stadtkirche und alle andern wichtigen Bauten aus entfernten Brüchen herangeführt werden mußten. Und selbst schon die alte Kapelle war durch einen Vorfall in magisches Licht gestellt worden, den der Chronist als das erste Wunder des Kalvarienbergs erzählt. „Ein Pastor in Erstorff (Erdorf) empfand ein sonderlich Gelüsten das Musterbild der Dinge, die der Kalvarienberg zu Ahrweiler in sich faßt, mit eigenen leiblichen Augen zu schauen. Wie er nun die Reise halb hinter sich hatte, ging ihm sein Geld aus, und da er solchergestalt in Noth war, kam ihm ein Reisender deutscher Zunge zu begegnen, der ihm eine gewisse Summe Geldes als ein Darlehen auf vorbestimmte Zeit hergab und alsbald verschwunden war. Der Pastor vollführte sein frommes Gelübde und, wunderbar zu sagen, wie er in sein Land wiedergekommen war und auf dem Feld spazieren ging, so kommt im selbigen Kleide der vorgenannte Wanderer zu ihm, nimmt sein Geld wieder und verschwindet abermals. Daher die fromme Zeit unserer Vorältern solche von einem Engel erwiesene Wohlthat als das allererste von allen denjenigen Wundern festgesetzt hat die man an unserm Kalvarienberg anmerket."

Solche Dinge zogen bereits zahlreiche Pilger an; durch sie und durch die reich zuströmenden Opfergaben war der Platz wichtig geworden, und nicht weniger als drei Mönchsorden bewarben sich um das Recht den Gottesdienst wahrzunehmen und ein Kloster mit der Kirche zu verbinden. Es ist höchst amusant in der Chronik nachzulesen, wie diese einander beim Rath der Stadt das Wasser abzugraben suchten. Bürgermeister und Rath wurden anfangs für die Jesuiten in dem nahen Münstereiffel gewonnen, weil die Frau Bürgermeisterin Stapelberg, „ein mannlich Weib, das ein groß Maulwerk hatte*),“ diesen günstiger war. Aber zuletzt drangen doch gegen Jesuiten und Kapuziner die Franziskaner in Brühl durch, welche schon längst in der Stadt zu terminiren und in den Häusern gastliches Unterkommen zu finden gewohnt waren. Es scheint, daß der Stadtpfarrer Servatius Ottler ihnen besonders zum Siege half; denn zwischen Welt- und Klostergeistlichen war jetzt im Anblick des gemeinsamen Feindes, der Reformazion, die alte Eifersucht zurückgedämmt, und die Pfarrer nahmen gern in Beichtstuhl und Seelsorge die Hülfe der Orden an. Nachdem also der Rath seine Zustimmung gegeben hatte, vollzog Kurfürst Ferdinand von Bonn aus am 18. Dez. 1629 die Stiftungsurkunde. Der Pater Felix Loch erhielt von dem Stadtpfarrer die Schlüssel der neuen Kirche, öffnete sie, berührte den Altar, das Meßbuch und die heiligen Gefäße, las eine Messe und nahm so von der Stiftung förmlichen Besitz. Sofort begann

*) Chronik S. 20. mulier virago et oratrix potentissima.

der Kloſterbau, der aber durch den dreißigjährigen Krieg vielfach unterbrochen erſt nach der Mitte des Jahrhunderts fertig wurde. Ein weites Gebiet gehörte als Bezirk, in welchem ſie terminiren durften, zu dem Kloſter; die Chronik gibt an, daß die Stadt Ahrweiler damals über 300 ſtattliche Häuſer mit Ziegeldächern, zwölf Ritterſitze und drei unterthänige Dörfer beſaß, ſo wie auch außer dem reichen Kloſter Marienthal nicht weniger als ſechszehn adliche Herrnhäuſer im Umkreis von zwei Stunden die Stadt umgaben. Dazu kamen dann die reichen, vom Krieg noch wenig berührten Orte der vordern Eifel und des Ahrthals, welche jährlich prozeſſionsweiſe, von ihren Pfarrern angeführt, den Berg beſuchten.

Und hier läßt ſich denn bis ins Kleinſte nachweiſen, wie die Väter des Kalvarienbergs jedem religiöſen und weltlichen Bedürfniß ihrer Termanei entgegenzukommen und das ganze Leben mit den Gnaden ihrer Rettungs- und Sühnungsgewalt zu erfüllen wußten. Wie die Bettelorden überall pflegten, ſchufen ſie auch hier den Stand der Tertiarier, in welchen Laien ohne Gelübde aufgenommen und bloß zu beſtimmten dem Orden eigenthümlichen religiöſen Uebungen verpflichtet wurden. Unter ihrer Aufſicht ſtanden ferner die Bruderſchaften, die dem Katholizismus dieſer ſpätern Jahrhunderte einen ſo feſten Zuſammenhalt gaben. Urſprünglich hatten Jeſuiten dieſe Inſtitute gegründet: ſo beſtand ſchon ſeit 1609 in Ahrweiler zum Zweck des Katechismusunterrichts die Bruderſchaft der heil. Jungfrau Maria, deren prieſterlicher Leiter von dem Vorſteher der jeſuitiſchen Bruderſchaft in Köln vor der Anſtellung geprüft wurde, und

am 15. April 1650 stifteten gleichfalls zwei Jesuiten in Mayschoß die Sodalität Jesu und Mariä *). Die Leitung der erstgenannten übernahmen nun gleich im ersten Jahre der Klosterstiftung die Franziskaner, und ernannten aus ihrer Mitte den Katecheten, eine wegen des Einflusses auf das nachwachsende Geschlecht nicht unwichtige Person. Alsdann führten sie zu Ehren ihres Stifters Franz von Assisi die Bruderschaft des heiligen Strick ein **), welche bald durch große Wunder sich Mitglieder verschaffte. Ganz vorzüglich aber waren es die Wallfahrten, die sie erst recht in Schwung brachten. Durch sie war besonders der Portiunkulatag feierlich, dessen großen und vielgeltenden Ablaß noch der heilige Franz selber vom Papste sich erbeten hatte: doch kamen auch an andern Festen Prozessionen, so daß einmal in Einem Monat 7300, ja an Einem Tage 2600 Beichtende und Kommunizirende den Berg besuchten ***). Auf seiner Höhe stand dieß Wallfahrtsleben gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts: nach der großen Pest kamen 1669 auf Portiunkula so starke Prozessionen, daß Stadt, Kloster und Feld von ihnen voll lag: ein andermal war in Ahrweiler gar kein Brod mehr zu haben. Nicht bloß die niedern Stände kamen: im Jahr 1658 zählte man unter den Wallfahrerinnen sogar eine jülichsche Prin-

*) Das Bruderschaftsbuch befindet sich noch im Besitz der Pfarrei zu Mayschoß.

**) Hoc anno 1668 12. Augusti . . . incepta est in Kessling confraternitas cordae S. P.(atris) N.(ostri) Francisci.

***) Ehrenf. p. 3. 1713, S. 155 und öfter.

zeſſin. Barone aus der Nachbarſchaft führten zuweilen dieſe Prozeſſionen an: die mitkommenden Pfarrer halfen im Beichtſtuhl und ſpeiſten dafür Mittags im Refektorium mit: dieſelbe Ehre genoß der Rath von Ahrweiler, wenn er unter dem Geleit der Schützengeſellſchaft mit dem Sanktiſſimum von der Stadt heraufzog. Beim Tode benachbarter Adlichen, welche in der Kloſterkirche Begräbnißrecht hatten, gaben die Mönche den üblichen Leichenſchmaus; es kam wol vor, daß über ſechszig der angeſehenern Perſonen des Trauergeleits im Refektorium aßen, während die mitgekommenen Bürger der Stadt im Hofe mit Wein, Weißbrod und Käſe regalirt wurden *). Die Schauluſtigen zog das heilige Grab an, eine in katholiſchen Ländern häufige Darſtellung der Auferſtehungsſzene, zu deren Zweck die Mönche unter der Kirche mit vieler Mühe eine Felsgruft ausgemeißelt hatten. Ja ſelbſt religiöſe Theaterſtücke wurden gegeben. Im Oktober 1651 ſchlug man eine Bühne hinter der Kirche auf; der damalige Katechet, Pater Carolus, hatte ſeiner Schuljugend die Rollen einſtudirt. Das Stück ſpielte im Geiſt des Ordens und der Zeit: Chriſtus wollte die Welt, über deren Sünden er zürnte, mit drei Pfeilen vertilgen, aber Maria und der groſse Ordensheilige Franz warfen ſich dazwiſchen und verſöhnten ihn. Iſt es nicht als ob man das Bild von Rubens im Lyoner Muſeum ſähe, das genau denſelben Gegenſtand hat! Eine groſse Volksmaſſe war zugelaufen: doch endeten

*) Am 19. Mai 1665 beim Begräbniß eines Adlichen von Adenderf.

dieſe Heiterkeiten durch den Tod des Bruder Carolus, der ſchon im folgenden Jahr der Schwindſucht erlag; kein anderer Mönch ſcheint Geſchick oder Luſt dazu gehabt zu haben, auch waren wol gerade damals die Zeiten zu bedrängt. Im Jahr 1668 erhielt der Ort einen Zuwachs an Heiligkeit durch neue Reliquien, welche ein Soldat aus Brabant bei der Plünderung einer deutſchen Kirche ſeinen proteſtantiſchen Kameraden entzog und hierher ſchenkte. Auch Bekehrungen von Nichtkatholiken fehlten nicht: einzelne Schotten, Franzoſen, Holländer und Sachſen, einmal ſogar eine Schweizerin aus Baſel, von der unruhigen Zeit hierher verſchlagen, traten im Kloſter über. Durch alle dieſe Dinge wuchs Anſehn und Reichthum des Ortes, und die Kirche erſchien bald ſchon wieder zu klein. Im Auguſt 1664 unter dem Kurfürſten Maximilian Friedrich wurde zu der dritten, welche noch ſteht, der Grundſtein gelegt und ſechs Jahre ſpäter das Dach aufgeſchlagen; am 1. Sept. 1678 konnte die Kirche vor mehreren tauſend Menſchen eingeweiht werden. Ja ſo hoch ſtand das Anſehn des Kloſters, daß eben damals ein Dompresbyter von Köln in ihm eine achttägige Gebetszurückgezogenheit beging: zwar wollte er unbekannt bleiben, aber der kölniſche Ordensprovinzial hatte ſein Vornehmen doch erfahren und mahnte in einem eiligen Schreiben die Brüder des Kalvarienbergs, während jener acht Tage alle loſen Geſpräche zu meiden, bei Tiſche die Leſung nicht zu verſäumen und dem großen Herrn allen Anlaß zur Rüge abzuſchneiden.

Ganz beſonders aber ſetzte ſich der Orden in den Gemüthern durch die zahlloſen Mittel feſt, die er für

jede mögliche Noth in Bereitſchaft hatte. Wenn ein krankes Kind nicht zum Sterben kommen konnte, ſo legte man ihm das Ordenskleid an, und erlöſte es ſo durch ſanften Tod. Frauen in harten Kindesnöthen wurden mit dem Strick umgürtet und alsbald glücklich entbunden. Heilungen von Blinden und Lahmen waren etwas ganz Gewöhnliches: meiſt genügte zur Geneſung ſchon das bloſſe Gelübde einer Wallfahrt nach dem Kalvarienberg. Regelmäßig wurde am Sankt Hubertustag mit den Reliquien dieſes Jägerheiligen, welche das Kloſter beſaß, Waſſer, Salz und Brod zum Gebrauch gegen den Biß toller Hunde und gegen ſonſtige Vergiftungen geweiht *). Ehemänner, mit denen ihre jungen Frauen nicht zufrieden waren, wußten die Mönche von aller Schwäche zu kuriren, indem ſie in beſter Form den Exorzismus über ſie beteten **). Am Portiunkulafeſt 1688 gaben ſie ſogar dem maſſenweis verſammelten Volke das Schauſpiel einer förmlichen Teufelsaustreibung. Einer Frau aus Ahrweiler, Katharina von Trier, hatten Vater und Ehemann bei einem Diſput den Teufel in den Leib gewünſcht; ſie erwiederte trotzig: Mags geſchehen! Da fühlte ſie die Teufel in ſich fahren, die ihr wie Fliegen zum Ohr hereinſummten. Bald trat wilde Wuth ein, in ſtillern Augenblicken ſagte ſie, wie

*) Die Kloſterchronik beim Jahr 1681.

**) Beim Jahr 1668: Unus impos ad matrimonium *per exorismum a nostris super illum lectum* ipso die sanatus est ita quod eodem die contraxerit matrimonium.

eine Magnetische, geheime Dinge aus, die besonders einigen vorwitzigen Mädchen unangenehm wurden. Zuletzt wich der Satan unter den Bannflüchen des Beschwörers, als man die Kranke in der Kirche mit Schwefel räucherte: freilich ging ihr bei dieser Prozedur der Athem aus und ihr Gesicht wurde ganz schwarz, ein Paar Neugierige aber, die aufs Kirchengewölbe geklettert waren, spürten droben einen so gräulichen Duft, daß sie eilends flüchteten und noch ein paar Tage leichenblaß herumgingen. Doch schlug in dieser Seelenangst die Heilung an: dem Teufel fiel nie wieder ein diesem Schwefel sich auszusetzen, der ihm doch eigentlich als eine Erinnerung an seine Heimat nicht ungemüthlich hätte sein sollen *). Aber auch auf menschenfreundlichere Weise bewährte sich die Kraft des Ordens. Ganz besonders oft zeigte sein großer Heiliger Antonius von Padua seine vielbesprochene Kraft, verlorene oder gestohlene Dinge wiederzufinden. Ueber zwanzig Fälle der Art werden in der Chronik erzählt. Ja als ein Bursche aus Ahrweiler im Jahr 1679 mit den Franzosen in den Krieg fortgelaufen war, brauchte seine Mutter nur eine Messe lesen zu lassen: der Sohn hatte Tag und Nacht keine Ruhe mehr und kehrte richtig zurück.

Doch auch durch eigenes menschliches Verdienst warb der Orden um die Herzen. Seine Glanzzeit in dieser Hinsicht hatte er in der großen Pest von 1666, wo er

*) Die für Seelenstörungen nicht uninteressante Krankheitsgeschichte giebt die Chronik höchst ausführlich zu dem genannten Jahr 1688.

mit unermüdetem Eifer der Krankenpflege in allen umliegenden Orten oblag und vor keinem Opfer zurückbebte, das Menschenpflicht gebot. Sieben volle Monate diente Pater Joachim den Pestkranken in Bachem, von wo er, wie durch ein Wunder für solche Liebe belohnt, vollkommen gesund im Anfang des Jahres 1668 ins Kloster zurückkam; vom folgenden Jahr erzählt der Chronist, ohne sich zu nennen, daß er selbst dreizehn Nächte bei der kranken Vorsteherin des benachbarten Klosters Marienthal, Mutter Veronika von Weiche, gewacht habe. Für Ahrweiler war man eben so thätig: daher am Ende der Pest Bürgermeister und Stadtbaumeister persönlich ins Kloster kamen, um sich als Abgesandte der Stadt für den geleisteten Beistand zu bedanken. Auch in Kriegsnöthen hielten sich die Mönche wacker: ihr Kloster, das sich wunderbarer Weise durch alle Stürme bis zur Revolution ohne Plünderung und Zerstörung gerettet hat, bot den Flüchtigen mehr als einmal eine Freistatt, den Beraubten und Verhungernden aber Kleidung und Labsal. Man hat vielfach über die Habgier der Klöster geklagt: daneben bleibt aber doch wahr, daß sie durch jene Mildthätigkeit, in der sie ihren Besitz mit den Nothleidenden theilten, auch wieder eine Ausgleichung des Vermögens bewirkten, wie unsere Zeit sie noch nicht wiedergefunden hat.

Und so sind es denn hauptsächlich diese Mönche gewesen, welche bald durch edlere, bald durch sinnlichere Mittel das Ahrthal mit dem Glaubensmuth erfüllten, der ihm in jenen durch ewigen Krieg für unsere Heimat so schreckenvollen Tagen noth war. Das gesammte Leben

nahm einen kirchlichern Charakter als im Mittelalter an, an allen Wegen erhuben sich im Schutz eines daneben gepflanzten Baumes als beständige Erinnerungen an den Glauben der Kirche jene Heiligenhäuschen und Steinkreuze, welche man noch jetzt im ganzen Ahrthal sieht, und alle Hinneigung zu verbotenen Meinungen oder zu lockerem Lebenswandel wurde durch strenge Aufsicht, mitunter auch wol durch das erschreckende Exempel der Hexenprozesse ausgetilgt. Viel mögen für diesen Zweck jene Bruderschaften gethan haben, indem sie Wetteifer und gegenseitige Beaufsichtigung hervorriefen. Ich finde im Bruderschaftsbuch zu Mayschoß vorne die Bemerkung, man werde jedes unwürdige Mitglied mit einem besondern Zeichen anmerken oder ausstreichen: in dem ganzen Buche aber habe ich weder jenes Zeichen noch einen durchgestrichenen Namen bemerkt, so gut muß die Zucht gewesen sein. In Ahrweiler gründete sich für den Zweck der kirchlichen Sittenaufsicht ein eigenes Kollegium unter dem Namen der Sendschöffen. Dieß waren Laien, aber ihre Hauptaufsicht wurde auf kirchliche Dinge gewendet. Sie hatten neben einigem allgemein Sittlichen besonders zu kontroliren, ob Jemand die Messe oder die österliche Pflicht versäume, während des Gottesdienstes Wein zeche oder verzapfe, die Fasten breche, Pfarrer und Sakrament verachte oder endlich ketzerische Bücher im Hause habe *); solche sollten alsbald zur Verant-

*) In einer Instruktion der Sendschöffen im Stadtarchiv zu Ahrweiler werden ausdrücklich die Schriften Luthers, Melanchthons und Spangenbergs (des Herrnbuters) genannt. Mündliche Mittheilung Weidenbachs.

wortung gezogen werden. So erneuerte die Kirche dem Namen wie der Thätigkeit nach jenes uralte Gericht über die kirchlichen Vergehungen der Laien, welches unter dem Titel des bischöflichen Sendgerichts bereits vor Karl dem Großen die Völker zum Gehorsam des Klerus zwang und von diesem Kaiser durch Staatsgesetze festgestellt und geregelt wurde. Diesen Einflüssen mag es denn auch zuzuschreiben sein, daß sich in dem Ahrthal neben dem katholischen Glauben ein im Ganzen sehr achtungswürdiger Sittenzustand bis heute erhalten hat.

Entschieden unerfreulich bewährt sich diese verschärfte Frömmigkeit nur auf Einem Punkte, wo sie nämlich in den Aberglauben und zwar in einen mörderischen, seiner Wurzel nach heidnischen Aberglauben überspringt. Es ist das Hexenwesen, welches gerade in der Zeit, von der wir reden, nämlich im dreißigjährigen Kriege, auch unser Ahrthal mit seinen Scheiterhaufen beleuchtete. Es mag sein, daß die Greuel des Krieges daran zum Theil schuld waren, weil sie Schule und Bildung hemmten; auch hat das Hexengericht zuweilen in Deutschland den Gedankenmord ersetzt, den in Italien und Spanien die Inquisizion verrichtete, und schwerlich haben die Väter des Kalvarienbergs, die selbst vom Teufelbannen Profession machten, dem Uebel entgegengewirkt. Indessen waren doch die Geistlichen nicht mehr die Hexenrichter, vielmehr klingen aus Klerus und Kloster die ersten Stimmen wider das ganze Unwesen. Der weltliche Staat und leider das Volk selbst durch seine Bürgermeister und Rathsherrn, durch Schultheiß- und Schöf-

fengericht hatte das Urtheil längſt der Kirche abgenommen. Und eben deswegen macht bei Hexenprozeſſen katholiſcher und proteſtantiſcher Glaube nur wenig Unterſchied. Zwar in unſerer Gegend haben allerdings die proteſtantiſchen Grafen von Wied ſchon vor 1600 einzelne angeklagte Frauen aus den Händen der Richter gerettet *), während in dem katholiſchen Gebiet von Trier die Sache von oben begünſtigt wurde und auf den Punkt kam, daß in Einer Ortſchaft Alles in Allem nur noch zwei Weiber am Leben geblieben waren. Aber es gleicht ſich dieß aus, wenn man auf die lutheriſchen Lande des mittleren Deutſchlands, beſonders auf die ſächſiſchen den Blick wendet, wo Thomaſius noch gegen das Jahr 1700 hin den Kampf neu erheben mußte, während bei uns am Rhein ſchon hundert Jahre früher die Warnungsſtimme des Jeſuiten Friedrich Spee erſcholl, der durch ſeine Geburt dem kölniſchen, durch ſeinen Todesort dem trieriſchen Erzſtift angehört. Nicht die beiden Konfeſſionen haben ſich alſo die Sache zuzuſchieben: ſie erhielt und behauptete ſich viel weniger durch religiöſen Fanatismus oder Eifer für Gottes Ehre, als durch gemeinen weltlichen Egoismus. Das Vermögen der gemordeten Hexen fiel dem Fiskus und den Richtern zu; auch der Henker und ſeine Folterknechte bekamen übermäßige Lohnung. Nach einer Rathberechnung im Stadtarchiv zu Ahrweiler **) wurden dort vom 25.

*) Reck, Isenburg, Wied, Runkel S. 212.

**) Weidenbach wird ſie in ſeiner Geſchichte der Stadt mittheilen.

April bis 20. Mai 1629 elf Perſonen, und unter ihnen ſelbſt Bürgermeiſtersfrauen, wegen Zauberei abgethan, und ſchon in der Hälfte dieſer Zeit hatten die Kommiſſarien an 400 Gulden Sporteln, an Verzehr über 200, der Scharfrichter aber an 500 Gulden ausgezahlt erhalten: der Reſt des Vermögens verfiel dem ſtädtiſchen Schöffengericht. So waren alle Intereſſen dazu verkettet, keine Schonung ergehen zu laſſen, wo nach den Geſtändniſſen Tödtung möglich war — und was iſt mit der Folter nicht möglich zu machen? Aber auch dieſer mächtige Hebel der Habſucht würde vor der öffentlichen Meinung gewichen ſein, wie ſo mancher Standesegoismus; leider aber wurzelte Teufelsglaube und Hexenhaß noch viel tiefer, nämlich im Volksgemüth ſelbſt, und hier an der Ahr kam dann noch die Landſchaft ſelbſt hinzu. Wer etwa in ſtiller Nacht den flüſternden Strom heraufwandelt in jene düſtern, zerriſſenen, wildfantaſtiſchen Felswände hinein, die mit ihren bizarren Linien bei jedem Schritte die Einbildung auf eine neue Bahn nöthigen, oder wer im Abendlicht von einem Punkt wie die Hohe Acht die grenzenloſe Oede und Gebirgseinſamkeit und dicht dabei den unergründlichen, meilenweit hingeſtreckten Hochwald überſchaut, der wird es begreifen, daß eine ſolche Natur den in Noth und Kriegesjammer verzagenden Menſchengeiſt zuletzt überwältigte mit ihren Schrecken und ihrem finſtern Ernſt. Wie überhaupt die Volksſage den heitern und trüben Charakter jedes Landes wiederſpiegelt, ſo mußte hier im obern Ahrthal die dunkelſte Nachtſeite der Seele zur Erſchaffung lebenfeindlicher Geſtalten angeregt werden. Und dieß um ſo

mehr, weil sich gewiß in diesen dem Weltlauf ferne liegenden und wenig beachteten Waldschluchten noch bis tief in die christliche Zeit Reste des alten heidnischen Glaubens und Kultus erhalten hatten, aus denen der Teufelsglaube seine Nahrung schöpfte. Denn wer will den Zusammenhang zwischen den altgermanischen Göttern und dem Teufel des Mittelalters noch in Abrede stellen? Das Christenthum drang als eine fremde, zum Theil von den Fürsten erzwungene Neuerung zu unsern Vätern. Die alten fröhlichen Götter blieben dem Volke lieb, heimliche Opfer wurden ihnen noch lange dargebracht, und auf einsamer Höhe, im stillen Laubhain, am versteckten Waldsee erhielt sich im Schooß seiner Mutter, der Natur, das heidnische Wesen. Die Bekehrer aber, da sie es nicht so rasch tilgen konnten, suchten es dem Volke doch zu verleiden; sie leugneten die Götter nicht, aber sie erklärten sie für böse, lebenfeindliche, berückende Mächte und trugen so die Teufelvorstellung des Judenthums auf sie über *). So wurden die nächtlichen Waldversammlungen zum Hexensabbat, die heimlichen Opfer zur Buhlschaft und zur Anbetung des Teufels, die weiblichen Priesterinnen und Weissagerinnen aber, welche einst unsere Väter, wie jene Velleda, in den Kampf gegen den Römer fortrissen, sanken in der Volksvorstellung, die endlich jenen Priesterlehren nachgab, zu gemeinen Hexen herab. Wo aber einst der Glaube des Heiden seine Götter ihr kühnes Spiel treiben ließ, da

*) Statt aller weitern Beweisführung berufe ich mich auf Grimms deutsche Mythologie, Abschnitt Teufel.

ſpukte jetzt der Satan. Bei Altenahr haben wir dem Burgfelſen gegenüber den Hexentanzplatz, wo auf hohem Plateau vor grauen Jahren vielleicht die Prieſterin mit dem heiligen Laub der Miſtel gekrönt gefangene Römer ſchlachtete; die benachbarte Teufelskanzel mag urſprünglich ein Götterbild getragen haben, und auch der ſchroffe Felsgrat mit ſeinem doppelten Teufelsloch, durch welches der Teufel ſeine Großmutter jagte und ſein Handbeil hindurchwarf, iſt ſchwerlich etwas Anderes als die Statte eines Kampfes zwiſchen dem Feuergott Loki und der friedlichen Hertha, durch welchen das heidniſche Volk die Zerreißung des großen Eifelplateaus durch das eingeſprengte Ahrbette ſich erklärte. Uralte gewaltige Anſchauungen verzerrten ſich ſo zur lächerlichen Spukgeſchichte, und da man den Teufel als komiſche Perſon nun einmal bei der Hand hatte, ſo ſchrieb man ihm jede abweichende Geſtaltung der Erdrinde zu: ſo hat er zwiſchen Altenahr und Kreuzberg, wo neben der Straße dem Felſen ein paar Löcher eingedrückt ſind, ſeine Mulde zum Brotkneten aufgeſtellt, oder wie der Volksmund es ausdrückt, er hat „zu Backen gemacht," und iſt bei der Arbeit mit den Fauſten in den Stein hineingefahren. Höher hinauf im Thal, oberhalb Hemmingen, ragt ein langgeſtreckter Quarzfels von ſonderbarer Bildung aus dem Berggrat heraus: nach urſprünglichem Glauben mag Thor ihn mit ſeinem Hammer herausgemeißelt haben, und in dem tief darunter liegenden Wolfsgraben ſeine ſchreckliche Macht angebetet worden ſein: jetzt aber heißt es, der Teufel habe ſich droben im Trotz gegen Gott ein Felſenſchloß gebaut, und in dem Wolfsgraben ſei

der Sammelplatz der Hexen. Das letztere wird auch von der Hohen Acht erzählt, welche mit ihrem alles Land überschauenden, oben abgeplatteten Haupte gewiß einen trefflichen Riesenaltar zu heidnischen Opfern darbot. Denn wie man nun einmal den großen Erbfeind der Menschheit als schreckendes Spukbild allwärts nahe glaubte, so war auch der Gedanke unvermeidlich, man könne mit ihm Bund schließen und dadurch entsetzliche Zauberkräfte gewinnen: zugleich aber erklärt sich der tiefe Haß des Volks gegen Frauen, denen man Buhlsünden wider die Natur, denen man schleichenden Kindesmord, Wettermachen und Viehbesprechen zuschrieb. Und dieser Haß war es mehr noch als Habgier oder religiöser Fanatismus, was die Hexen ans Schwert und in die Flammen lieferte. Ich gedenke nicht, einzeln in die widrigen Prozesse einzugehen, zumal sich in aller Eintönigkeit hier dieselben Martern, Anklagen und Geständnisse wie überall wiederfinden. Daß die Schoffen von Ahrweiler besonders rüstig waren, ist schon gesagt; die Richtstätte war hier nicht auf dem gewöhnlichen Platz, sondern auf kölnischem Grund und Boden am Hannenstein, gleich hinter dem Kalvarienberg. Das kurkölnische Gericht in Altenahr war eben so thätig, und es kam hier noch im Jahr 1649 ein Prozeß mit dreitägiger Folter vor, der um so gräulicher ist, weil die Angeklagte mit furchtbarer Anstrengung und Lebensgefahr aus dem Gefängniß ausbrach, aber doch wieder eingefangen, gehenkt und dann als Leiche verbrannt wurde *). Auch die Saffenburg hatte ihren Hexen-

*) Wenden, Ahrthal S. 202

thurm, und das Amt Nurburg, das mitten in der finſterſten Waldgegend gelegen jene Teufelslei und den Wolfsgraben an ſeiner Grenze hat, blieb ebenfalls nicht rein von dieſem Gräuel, da namentlich in Kaltenborn, dicht unter der Hohen Acht, im Jahr 1634 mehrere Perſonen inquirirt wurden *). Ungefähr gleichzeitig wüthete in dem ebenfalls kölniſchen Rheinbach der Hoogſtraten des ſiebenzehnten Jahrhunderts, der Inquiſitor Beurmann, welcher hernach auch in Siegburg ſein Tribunal aufſchlug **). Und ſo wollen wir nur noch einer Sage gedenken, welche ſich in ähnlichen Formen durch ganz Deutſchland zieht. Sie iſt wohlthuend, weil ſich in ihr wenigſtens ein theilweiſer Gegenſatz der freundlichern Volksmeinung wider die Härte der Richter zeigt. Unfern der Teufelslei, von dem Dorfe Brück heraufſteigend, ſieht man am entgegengeſetzten Bergrand des keſſelinger Thales zwei kahle Kuppen, von denen die untere eine Richtſtätte der Hexen war. Ein verurtheiltes Mädchen appellirte hier auf dem Scheiterhaufen an Gottes Urtheil und ſchwur, ſie ſei ſo wahr unſchuldig, als hier nach ihrem Tode auf dem nackten Felsgrund ein Baum erwachſen werde. Und die Natur gab der Reinen ihr ſtummes Zeugniß; eine Eiche ſchoß auf, der das Volk den Namen der Hexeneibe gab. Erloſchen iſt übrigens der Hexenglaube bis heute nicht: doch ſcheinen kurz nach dem dreißigjährigen Kriege, alſo eigentlich früher als im übrigen Deutſchland, die Prozeſſe an der Ahr eingeſchlafen zu ſein. Es iſt nicht unwahrſcheinlich,

*) Wenden, Ahrthal S. 291.

**) Schwaben Geſch. v. Siegburg S. 225 ff.

daß die schon damals aufgeklärtern Franzosen, welche während der ganzen zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts hier durchzogen oder in Besatzung lagen, ebensowol den Hexenglauben austrieben, wie man es ihnen am Rhein nachrühmt, daß sie später in der Revoluzionsepoche dort mit allen von Alters her einheimischen Gespenstern fertig zu werden wußten.

Was nun folgt, wird traurig zu lesen sein. Denn wir nähern uns mit unserer geschichtlichen Uebersicht nunmehr der trüben Zeit, in welcher Deutschlands Blüte abfiel. Alle bisher erzählten Stürme bildeten nur Vorspiele zu dem dreißigjährigen Kriege. Dieser erst war es, der unsern Bürgern und Bauern die alte Selbstständigkeit und den kühnen Freiheitsmuth raubte, indem er das moderne Soldatenwesen zum entschiedenen Siege über die frühere Landesvertheidigung führte und zugleich den materiellen Wohlstand für mehr als ein Jahrhundert untergrub, auf welchem bei allen Völkern der muthige Geistesaufschwung beruht.

Zwar während der ersten Periode des Krieges lag das Ahrthal noch in tiefem Frieden, und nur das jülichsche Gebiet an der Mündung wurde, ohne gerade viel zu leiden, in den jülichschen Erbfolgekrieg hineingezogen und von den Spaniern besetzt. Erst als Schweden und Frankreich ihre Waffen nach Deutschland trugen, zog sich das Gewitter auch gegen den Westen hin. Sein erster Blitzstral schlug kurz nach Gustav Adolfs Tode (6. Nov. 1632) ins Ahrthal ein. Während der König zur Schlacht nach Lützen zog, rückte eine schwedische Schar unter dem raschen und kühnen General

Baudiß aus Weſtfalen über den Weſterwald ins kölniſche Gebiet, um die Stadt ſelbſt zu belagern und wo möglich in dieſem höchſt wichtigen Waffenplatz feſten Fuß zu faſſen. General Pappenheim wollte ſich hier den Schweden entgegenwerfen und Köln ſichern; aber in dieſem Augenblicke wurde er dem Oberfeldherrn Wallenſtein unentbehrlich, da Guſtav Adolf dieſen zur Schlacht von Lützen nöthigte. Da ſchickte Jener an Pappenheim die berühmte Ordre: „Laßt Alles ſtehen und liegen, und ziehet herbei mit allem Volk und Stücken, daß ihr morgen früh bei mir eintreffet; denn der Feind marſchirt her," welche mit Pappenheims Blute geröthet im wiener Archiv liegt. Da unterblieb freilich der Zug nach Köln, Pappenheim fiel, und Baudiß bekam in unſern Gegenden freie Hand. Schon war der Soldat in die Verwilderung hineingerathen, welche langwierigen Kriegen zu folgen pflegt. Wallenſteins Truppen waren allerdings darin vorangegangen: die böhmiſchen Jäger hatten im Voigtland und im Erzgebirg das erſte Beiſpiel des Treubruchs, der Plünderung, Entehrung und Brandſtiftung gegen Städte gegeben, die durch Vertrag in ihren Beſitz gekommen waren: ſie waren es, die dort in der Nähe von Freiberg einen lutheriſchen Pfarrer den Hunden zum Fraß gaben *). Aber auch die Schweden lernten nur zu ſchnell das fürchterliche Syſtem, nach welchem der Krieg vom Krieg lebt, ihre Feldherrn erhielten den Muth der Soldaten, indem ſie ihn auf Koſten des Landes zuweilen durch eine Plünderung belohn-

*) Gfrörer, Guſtav Adolf S. 1008.

ten. Der Schwede kam aus einem geldarmen Lande, er schätzte den Besitz; besonders seit der Einnahme der reichen Stadt Würzburg im Oktober 1632 trugen oft gemeine Fußknechte große Geldsummen mit sich herum *). Das trieb nun in immer größere Habgier hinein, und diese ist wirklich des Schweden Hauptsünde im dreißigjährigen Kriege gewesen, während er im Wortbalten und im Verfahren gegen die Frauen stets nobel geblieben ist im Vergleich mit den Kroaten und Franzosen: auch Blutdurst kann man ihm nicht vorwerfen, denn er übte auch die Rache nur mit Tendenz, wo an den Seinigen Verrath und Mord geschehen war. Damit soll aber nicht geleugnet werden, daß durch jenen rascherworbenen Reichthum und noch weit mehr durch den Tod des Königs die Sittenzucht auch in diesem Heere gesunken war. Den frischen Groll über Gustav Adolfs Fall im Herzen fiel nun der Schwede ins Erzstift ein. Zwar die Stadt Köln wurde von den spanischen Niederlanden aus durch den Grafen von Merode geschützt, auch Bonn hielt sich, obwol die Schweden unterhalb des Kölnthors eine bedeutende Erderhebung zum Auffahren des Geschützes wider die Stadt aufwarfen: dieß ist der sogenannte bonner Berg, den man noch im Felde der Pfaffenmütz gegenüber erkennt und der nach der Volkssage in Einer Nacht hergestellt ist, indem die Schweden die Erde in ihren Hüten heraustrugen. Die ganze Umgegend aber besetzte Baudiß, nahm Siegburg, Deutz, Andernach und Linz weg, und rückte von letzterer Stadt aus im Dezember 1632, also einen Monat nach der lützener Schlacht, ins Ahr-

*) Ebendaselbst S. 690

thal ein. Mit raſchem Ueberfall nahm er die Landskron. Der Rath von Ahrweiler flüchtete ſich bis auf einen Schöffen, der mit den Schweden aufs Wohl ihres Königs trank, aber doch auch ſich ranzioniren mußte; man dachte nicht an Widerſtand, die beſte Habe hatte man eilig nach Saffenburg geflüchtet. So ſchonte Baudiß gegen 1000 Thaler die Stadt, und begnügte ſich eine Kompagnie in ihr anzuwerben, rückte aber vor jenes Schloß, welches noch für ſehr feſt galt und einem ſtreng katholiſchen Herrn, dem Grafen Ernſt von Schleyden gehörte. Am 14. Dezember wurde Saffenburg mit Sturm genommen und ſammt dem zugehörigen Ländchen ausgeplündert. Daſſelbe Schickſal hatten Olbrück und Nürburg. Dann aber wichen die Schweden vor Merodes und Gronsfelds ſpaniſchen und kölniſchen Truppen, welche im Januar 1633 in Ahrweiler einrückten und bald auch Saffenburg und Landskron durch Kapituliren wiedergewannen. Seitdem haben Plünderungen und Durchmärſche hier beinahe während eines Jahrhunderts nicht mehr aufgehört.

Denn nun tritt der Franzoſe ins Rheinland ein, der mit Spanien die Glorie theilt dem Weſten unſeres Vaterlandes ſo viel Mark und Blut entzogen zu haben, daß der Rhein, einſt Deutſchlands Herz, die Kraft geſchichtlicher That verlor. Den ſpaniſchen Soldaten entſchuldigt oft ſein religiöſer Fanatismus, der Franzoſe hat mit Muthwillen gefengt und gemordet. Seine Thaten am Oberrhein ſind bekannt: bei uns hat er es nicht beſſer gemacht.

Den erſten Sieg gewannen die franzöſiſchen Waffen in unſern Gegenden unter General Grafen von Gue-

briant. Richelieu benutzte den deutschen Krieg, um den alten Strauß Frankreichs mit der spanisch-östreichischen Macht zum Schlusse zu führen: derselbe Mann, der sein Leben daran gesetzt hatte, in Frankreich zu Gunsten der absoluten Monarchie die Hugenotten zu brechen, half in Deutschland den Protestanten, weil sie wider den Kaiser kämpften. Im Anfang des Jahres 1642 rückte Guebriant mit der vereinigten französischen, hessischen und weimarschen Macht bei Wesel über den Rhein, um die katholischen Gebiete von Köln und Jülich zu besetzen; über Uerdingen und Linne zog er nach der hülser Heide. Hier warf sich der kaiserliche General Lamboy ihm entgegen, wurde aber am 7. Januar 1642 mit einem Verlust von 7000 Mann und von allem Kriegsgeräth geschlagen und selber gefangen. Bald fielen mehrere feste Plätze des Erzstifts, und das siegreiche Heer ergoß sich ins Jülichsche, dessen Herr, Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm, jetzt seinen Uebertritt zum katholischen Glauben und die Bedrückung seiner protestantischen Unterthanen schwer büßen mußte. Seiner Protestazien achtete Niemand, alle seine Städte besetzten die Verbündeten. So nahmen sie im Ahrthal Sinzig weg, von wo aus auch Ahrweiler, als zu Feindesland, nämlich zu Köln gehörig, besetzt und durch fürchterlich hohe Brandschatzung und Wegnahme alles Proviants ausgesogen wurde. Als aber der tapfere Kölner, der General Jan von Werth mit 15000 Baiern und Kaiserlichen bei Zons sein Lager schlug, da zog Guebriant im Januar des folgenden Jahres seine Truppen aus der armgeplünderten Gegend fort und wandte sich nach Franken, wohin Werth ihm folgte.

Nun trat eine kurze Pause ein: der Krieg, durch das Uebergewicht der verbündeten schwedischen und französischen Waffen unter Torstenson und Turenne der Entscheidung immer näher gebracht, rückte wieder gegen die Länder vor die ihn zuerst entstehen sahen, wälzte sich gegen Baiern und gegen die östreichischen Erblande, und verdichtete sich zuletzt vor den Mauern Prags. Aber zwei Jahre vor seinem Schlusse traf er noch einmal mit einem schrecklichen Schlage das arme Ahrthal. 1646 zog nämlich das französisch-weimarische Heer unter Turenne nach Hessen, um sich dort mit den Schweden unter Wrangel zu vereinigen und durch einen Hauptangriff auf Baiern jene Schlußentscheidung zu beschleunigen. Im August erfolgte diese Vereinigung, und einen Monat vorher, eben auf jenem Zuge, berührte Turenne das Ahrthal. Er kam aus den trierschen Landen, welche der Erzbischof Filipp Christof schon 1632 sammt seinen Festungen Ehrenbreitstein und Hammerstein den Franzosen eingeräumt hatte, um gegen Spanier und Schweden zugleich gedeckt zu sein. An einen großen Namen, an Turenne, knüpft sich hier eine große Schmach, die Schmach gemeinen Wortbruchs und roher Soldatenfrevele. Ich kann mir nicht versagen, hier den eigenen Bericht des kalvarienberger Chronisten in treuer Uebersetzung mitzutheilen, da er noch nicht bekannt ist und da der Mönch hier, wo ein großer Schmerz seine Feder führt, sich auf eine Höhe geschichtlicher Darstellung erhebt, die ihn würdig macht persönlich das Wort zu führen.

„Anno 1646 am 7. Juli, als Nachricht kam, daß das französisch-weimarische Heer unter General Grafen

Turenne, einem nicht Katholischen, seinen Marsch wider die Stadt Ahrweiler richte, nachdem die Stadt Königsfeld allbereits geplündert war, haben wir unsere Kirchenzierraten und andere Stücke des Hausrats in den Verborgnissen versteckt, deren eines bei der Thür des Refektoriums liegt, das andere in der Küche neben der Thür links wie man eintritt.

„Den 8. Juli brach ein Regiment der Weimarschen unter dem Colonel Roswurm in die Grafschaft Neuenahr ein und trieb aus den Städtlein Eckendorf, Gelsdorf und Ahrweiler das Vieh weg: auf dem Rückzug aber wurden neun dieser Freibeuter von den Reitern, die zu Ahrweiler in Besatzung lagen, aufgebracht und in die Stadt geführt, auch das Vieh zum Theil wiedergewonnen. Aber in der Nacht darauf gingen sowol die zu Pferd als die zu Fuß, so in der Stadt Ahrweiler als Besatzung lagen, aus Angst vor dem heranrückenden Feind nach Bonn durch, die Einwohner darob in größter Consternation im Stich lassend.

„Den 9. Juli gingen mehrere Bürger aus der Stadt heimlich durch, und an diesem selbigen Tag wurde der Pater Dominikus Ratzig, in Meinung eine Sauvegarde zu erhalten, aus unserm Kloster an den General abgesandt.

„Den 10. Juli mit frühem Morgen brachen die Weimarschen in die Stadt Heimersheim wehr unterwärts an der Ahr ein und steckten sie in Brand: rückten auch gar bald vor die Stadt Ahrweiler und umschlossen sie aus der Entfernung. Da kam auch der vorgenannte Pater mit einem Reiter wieder, den ihm der General als Sauvegarde für das Kloster mitgegeben hatte. Ge-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

gen neun Uhr forderte Turenne durch einen Trompeter die Stadt zur Uebergabe auf. Wie aber die Antwort wiederkam, daß die Einwohner zur Vertheidigung entschlossen wären, da befahl der General selber ein Lager aufzuschlagen und die Kanonen, deren sie 14 hatten, wider die Stadt heranzuführen.

„Derweil dachten die Zaghaften auf Flucht; die aber mehr Herz im Leibe hatten, nahmen Mörser und ihre armsäligen Kanonen und schossen tapferlich auf den Feind los. Die aber flohen, deren fing der Feind etliche, als den Ehrwürdigen Herrn Pastor Servatius Ottler, den Herrn Mathias Vogen und einen Rittmeister mit Namen Wolff, die wurden ins feindliche Lager abgeführt.

„Gegen Abend dieses 10. Juli haben die belagerten Einwohner bei sich erwogen, wie schwach der Platz und wie gering die Streiter seien wider solche Tapferkeit und große Zahl des Feindes, haben also auf den Thurm eine weiße Fahne gesteckt anzuzeigen, daß sie gewillt seien Friedens- und Gnadenbedingungen vom Feind zu empfangen. Dieß vernommen rückte der General vor die Stadt und nahm vom Bürgermeister die Schlüssel in Empfang, verhieß auch den Bürgern Gnade, so sie kniefällig von ihm begehreten, obzwar mit Beifügung einer erschrecklichen Drohung, daß wenn sie länger widerstanden hätten, Alles hätte sollen mit Feuer und Schwert vertilgt werden. Derweil schickte er schleunig 50 seiner Infanteristen herein, die Quartier für etliche Bataillone sich von den Bürgern anweisen ließen und alle Besitzthümer und Häuser wohl beschauten.

Namen auch gleich etliche Schwadronen mit ledigen Fourierwagen, füllten solche mit dem besten Gut der Bürger und brachten sie ins Lager.

„Den 11. Juli fielen hinter einander mehr und mehr Regimenter und Schwadronen in die Stadt ein; daselbst erhielten sie Ablösung und liefen einzeln mit grimmiger Gier und Wuth aufs Plündern herum, brachen Thor und Thür der Häuser auf, und plünderten in den Wohnungen, ja sogar in der Kirche alles heilige und unheilige Geräth, wobei sie mit also wüthiger Gier sich untereinander drängten, daß in der Kirche selbst fünf dieser Räuber von ihren Gesellen unter dem Plündern erschlagen, viele aber verwundet worden. Wer mag solch blinde Wuth hererzählen? An der heiligen Stätte wurden Mädchen und Frauen geschändet; Männer und Weiber zogen sie nackt aus und peinigten sie mit harten Stößen, also daß sieben von denselbigen auf das elendigste und grausamste durch mehrere Wunden getödtet worden. Unter denen einer war ein Geistlicher von großem Eifer und löblicher Frömmigkeit, mit Namen Christianus Tervelich, und war Pfarrer der Stadt Heimersheim. Selbiger, da er, wie sein Name sagt, von christlichem Geist erfüllt, wie ein anderer Pinehas, ihren gotteschänderischen Frevel bestrafte, erhielt grausamlich sechs tödliche Wunden, wurde an Hand und Fuß gleichsam verstümmelt, und starb christlich also als ein rechter Blutzeuge. Damit aber hatte die barbarische Tyrannei noch kein Ziel: sie schändeten die heiligen Reliquien, sie rafften die Kelche, Ciborien und Kirchenzierraten dahin, sie brachen die Gruft des Hochaltars

auf, und füllten den Taufſtein (o unerhörter Frevel!) mit Unfläterei: ſie gruben auch der Todten Gräber auf und die Orgel hallte nur von Schlägen wieder. Die Bilder des Gekreuzigten und die Bildſäulen der Heiligen wurden mit ketzeriſchem Haß von dieſen Bilderſtürmern zerſchlagen. Alſo kehrten ſie die Kirche unterſt zu oberſt und ſchleppten Alles miteinander fort, das Kleinſte ſammt dem Köſtlichſten.

„Derweil wütheten Andere in der Stadt mit ſo lautem Gebrüll, daß es in hoher Luft wiederhallte, plündernd und Bürger und Einwohner zerſchlagend, auch ſehr viele Männer verwundend, und die Weiber aufs ſchnödeſte misbandelnd. Wie ſie nun endlich Alles weggeholt hatten, ſo tarirten ſie alle Bürger auf ein beſtimmtes Geld; gaben ſie das nicht, ſo drohten ſie daß ſie ihnen wollten den Hals abſchneiden. Auch hielten ſie keine kleine Zahl im Gefängniß, in Meinung ſie zu nöthigen, daß ſie auf alle Weiſe ihr Leben erretteten.

„Unterweilen begab ſich, daß bei dreihundert Perſonen, von einer Sauvegarde begleitet, auf eine kurze Zeit in das Haus des damaligen Stadtbaumeiſters Johannes Gebr wie in eine Freiſtatt ſich flüchteten, nachdem ſie allbereits all ihres Gutes beraubt, nackt und bloß von Kleidern und eines Theils hart verwundet waren. Solche, da ſie ihre ſo große Trubſal beredeten und bedacht waren, wie ſie ſich erretten möchten, nachdem nunmehr die Wuth der Feinde ein wenig ſich gelegt hatte, wurden ſie Rathes ſich an Gottes Hulfe und zu einer Dankſagung zu wenden darum daß ſie doch ihr nacktes Leben davongetragen hätten. Alſo unter Vortritt des Ehrwür-

rizen Herren Stephanus Schlick, der auch selber eines Theils seiner Kleider wie der Schuhe bar und dazu bart am Haupt verletzt war, also daß noch Blut aus seinem geheiligten Scheitel troff, erhuben sie sich in gar kläglicher Prozession, mit dem allerheiligsten Sakrament voraus, zu diesem unserm Kalvarienberge zu ziehen. Und war das am 12. Juli frühmorgens.

„Der Feind aber führte allen Proviant in das Lager und zog aus der Stadt hinweg, nachdem er sie solchermaßen leer gemacht und verwüstet hatte. Merke: daß von dem General vor den Stadtthoren in betrüglicher Weise war Gnade verheißen worden.

„Wohin sollte nun das so schwer geschlagene Volk sich wenden? In solchem Kreuz flüchteten sie sich Alle und Jede zu dem gekreuzigten Heiland des Kalvarienbergs, der bar und bloß war wie sie. Unser Berg war ihnen die einzige tröstliche Freistatt. Also lagen sie zwei Tage und Nachte theils in der Kirche, theils unter freiem Himmel rund um das Kloster von Jammer und Hunger matt: wir aber gaben ihnen zum Labsal Wein und Bier und Speise nach aller Möglichkeit unserer Armuth. Im Kloster lagen an verschiedenen Statten bei zehn Verwundete, davon einer, mit den heil. Sakramenten zuvor versehen, gestorben ist. Auch ist eine Frau draußen dicht vor den Mauern des Klosters verschieden. Zu Kurzem: es war das Ansehen der Stadt und der Einwohner erbärmlich: und kam dazu ein gräulicher Gestank, daß man ihn beinahe nicht vertragen konnte, von den Aesern der Thiere, so sie in großer Zahl ohne Noth aus pu-

rer Bosheit todtgeschlagen und in Brunnen, Keller und anderswo hingeschmissen hatten. Ist auch kein Zweifel, daß unser Kloster gleichfalls der Gefahr der Plünderung nicht sollte entkommen sein, daferne sie nicht so gar eilig hätten die Stadt gekriegt und Proviant gefunden.

„Außerhalb der Stadt haben sie in Feldern und Dörfern eben so grausam gehauset: die Leute sind gefänglich weggeschleppt, verwundet und alles Gutes beraubt, auf den Aeckern aber das Getreide verderbt, die Häuser verwüstet und verbrannt worden. Auch ist hier in der Nachbarschaft das adliche Jungfrauenstift Marienthal zusammt dem ganzen Dorf bis auf den Boden in Rauch aufgegangen.

„Unser allergnädigster Kurfürst von Köln, Ferdinandus etc., nachdem er Botschaft von solcher unerhörten Tyrannei empfangen, welche insonderheit an den heiligen Stätten der Kirche mit so gottesschänderischer Entweihung geübet worden, hat er Seinem Hochwürdigsten Herrn Vikar geistlicher Sachen, dem Herrn Paulus Strau als Suffraganen von Köln Befehl gethan, daß er in eigener Person oder durch einen Subdelegaten die Entsühnung der Kirche von Ahrweiler nach allen Kräften sollte beschleunigen. Solches ist am 28. desselben Monats Juli auch wirklich nach rechtem Brauch geschehen, und zwar durch den Ehrwürdigen Herrn Christian Vetter, Pastor in Sinzig und Landdechanten, und haben demselben assistirt der Ehrwürdige Herr Hubertus als Kaplan des dazumal noch in Haft befindlichen Pastors, und die Herren Stephanus Schlick und Anno Weinreich, Vicarii der Kirche.

„Nun war der nachfolgende 29. Juli ein Sonntag. Da kam die Gemeine von Ahrweiler, geleitet durch die Ehrwürdigen Herren, als den Herrn Kaplan Hubertus und den Herrn Anno vorgenannt, in feierlicher Prozession frühmorgens her auf den Berg. Und nachdem sie ein Hochamt und Predigt gehört, haben sie die Monstranz des allerheiligsten Sakraments, die durch den Ehrwürdigen Herrn Stephanus Schlick wunderbarlich in dem Hause des Johannes Gohr gerettet worden, mit geistlicher Freude und Jubel, wie weiland das Volk Israel die Bundeslade aus dem Hause Obed-Edoms, zu ihrer Pfarrkirche zurückgebracht, nachdem dieselbige in unserer Kirche seit dem 12. Juli gestanden, als an welchem die obbemeldete betrübte Prozession sie heraufgebracht hatte."

Der westfälische Friede brachte denn auch dem Ahrthal eine kurze Ruhe bis zu den grosen Raubkriegen Ludwigs XIV., welche mit dem Jahr 1673 anfingen. Ein paar kleine Unruhen waren mehr Räubern als Soldaten zuzuschreiben. So ein kleines Kriegsspiel im Jahr 1651. Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm, der sich in die julichsche Erbschaft mit dem großen Kurfürsten von Brandenburg getheilt hatte, fuhr wider die ausdrücklichen Bestimmungen des westfälischen Friedens noch immer fort seine protestantischen Unterthanen mit Verbannung und hohen Bruchten zu bedrücken. Noch als verlebter Greis von 72 Jahren besiegelte er seinen Bund mit den katholischen Interessen durch seine dritte Ehe mit Maria Franziska, Tochter des Grafen Egon von Fürstenberg. Wegen jener Ungerechtigkeiten eröffnete endlich

der große Kurfürst eben in jenem Jahre 1651 den Krieg von neuem. Da zog dem alten Pfalzgrafen der Herzog Karl von Lothringen zu Hülfe: seine Truppen rückten ins Jülichsche ein und übten vielen Unfug. Irgend eine Streifschar von diesen brach nun auch ganz unverhofft (denn Kurköln hatte mit dem Streit Nichts zu thun) am 31. Oktober 1651 ins kesselinger Thal an der Oberahr ein; ein Reitertrupp aber legte sich in der Nähe von Ahrweiler auf die Lauer und fing die Rübe weg. Da fühlten die Bürger noch einmal die alte Courage und liefen in unordentlichen Haufen den Räubern in den Wald nach, konnten aber natürlich Nichts ausrichten als sich Beulen holen. Ein wohlwollender Oberst, dem übrigens hier bei so gröblicher Verletzung eines fremden Territoriums auch nicht allzuwohl zu Muthe sein mochte, schied die Kämpfenden ehe ein Blutbad erfolgen konnte, und die Bürger kamen mit Verlust ihrer Rübe und ein paar Verwundeten davon, von denen nur Einer, ein Mann aus Ramersbach, in der folgenden Nacht verschied *). Ferner erzählt ein altes Gemeindebuch von Bodendorf an der Unterahr von einem „Partisan" oder Führer einer berittenen Freibeuterschar, welcher 1676 „dahier herumb geschwärmt und gebrantschatzet;" derselbe habe mit seinem „Geschwader" den Bürgern noch das Letzte genommen, was sie auf Karren in Sicherheit flüchten wollten. Der letzte Zug beweist, daß hier von dem spätern französischen Krieg

*) Chronik des Kalvarienbergs z. J. 1651.

von 1673 bis 1677 die Rede ist*): doch mag die Räuberbande allerdings schon früher bestanden haben als Verzweigung der berüchtigten Moselschar, die aus entlaufenen Soldaten des dreißigjährigen Kriegs gebildet, noch über den Friedensschluß hinaus sich in der Eiffel zu behaupten wußte. Das Gemeinebuch nennt diesen Räuberhauptmann das Federhänsigen, ein Titel, den ihm wol sicher der Volksmund gab, um ihn als einen bösen Teufel zu bezeichnen. Denn in Herenprozessen dieser Gegend kommt der Name mehrmals vor: der Teufel, der als großer Herr incognito reist, giebt sich überall einen andern Titel, wie er denn auf dem benachbarten Westerwald seine Liebchen unter dem Namen Hanefeder zu besuchen pflegte**). Ueberhaupt blieb der polizeiliche Zustand auf der Ahr noch lange unsicher, und selbst aus dem vorigen Jahrhundert meldet die Chronik noch einige kühne Diebstähle, die besonders an Kirchenschätzen und Zierraten ausgeübt wurden. Doch schadeten solche vereinzelte Uebel dem allgemeinen Wohl wenig, das Land athmete auf, die Mönche des Kalvarienbergs benutzten die ruhige Zeit ihren Klosterbau zu vollenden, eine Brauerei anzulegen und die neue Kirche in Angriff zu nehmen. Die Einkünfte mehrten sich

*) Die Ziffer 1667 im Gemeinebuch ist statt 1676 verschrieben. Dieß sieht man deutlich, weil unter demselben Jahr die Verbrennung Bodendorfs durch münstersche Truppen erzählt wird, welche 1667 ganz unerklärlich sein würde, auf 1676 aber gut paßt.

**) Reck, Isenburg. Wied, Runkel, S. 212.

weil eben damals außer den regelmäßigen Prozessionen auch die Bittgänge um Sonnenschein und Regen in Schwang kamen, und man war allerseits so gutes Muthes, daß um diese Zeit auch jene Theaterspiele im Kloster versucht werden konnten. Wirklich schienen alle die alten Wehen des Niederrheins gestillt, als nun auch im Jahr 1609 Brandenburg und Pfalzneuburg sich auf Grundlage gegenseitiger Religionenduldung durch den jülichschen Erbvergleich auseinandersetzten.

Nur Ein furchtbares Landesunglück brach in den friedlichen Zustand herein, nämlich die große Pest vom Jahr 1636. Ueber den Ursprung und die Symptome dieser Epidemie ist leider Nichts aufgezeichnet worden; aber ihre Wirkungen waren so furchtbar, daß die Erinnerung an manchen Orten des Thals noch heute im Vollesmund fortlebt: so ist namentlich in Mayschoß von jener Zeit her die Verehrung des heiligen Rochus im Brauch geblieben, welcher bekanntlich als der große Pestpatronus angesehen wird. Drei Jahre lang wüthete das Uebel im ganzen Thal und eben auf der Ebne bis nach Gelsdorf und Rheinbach hin. Verschont blieb, ohne Zweifel wegen seiner hohen und gesunden Lage, das Kloster des Kalvarienbergs, obwol dort die Bittgänge sämmtlicher Ortschaften ununterbrochen aus- und eingingen und die Mönche bei Krankenpflege und Seelsorge redlich mithalfen. Uebrigens hielt man doch streng darauf, daß die mit Prozessionen ankommenden Pfarrer angesteckter Dörfer nicht mit den übrigen zusammen im Refektorium speisten. Auch die Stadt Ahrweiler wehrte in dem ersten und schlimmsten Jahre das Unglück durch

lluge Vorsicht von sich ab. So lange die Gefahr währte, durfte ihr Pastor seine an Festtagen gebräuchliche Predigt im Kloster nicht halten. Am Porziunkulafest 1667 versäumten sie zwar die Prozession nach dem Kloster nicht, nahmen sie aber früh um vier Uhr vor und stellten auf allen Wegen und Zugängen Wachen auf, daß Niemand aus pestkranken Dörfern sich nahern konnte. Um 6 Uhr, als die Massen sich nicht mehr zurückhalten ließen, waren sie bereits in der Stadt zurück, und so konnten sie noch in der Osterzeit des folgenden Jahres Dankfeste für die glückliche Abwendung des Elends feiern *). Doch brach zuletzt die Pest auch in die Stadt ein **), aber ihre Kraft war geschwächt, und seit 1669 verschwand sie gänzlich. Auf dem Lande aber, in Bachem, Beul, Mayschoß und allerwärts stand es fürchterlich: von Bodendorf meldet jenes Gemeindebuch, daß hier in dem Einen Jahr 1666 nicht weniger als 125 Menschen, also ungefähr der dritte oder vierte Theil der Gesammtbevölkerung, an der Pest starben. So gut wie hier wird auch in den andern Weindörfern der Fall eingetreten sein, daß man noch später aus Mangel an arbeitsfähigen Händen nicht einmal Weingärten und Fluren gehörig zu bestellen vermochte. Und zu allem dem kam bald darauf noch ein großer Hagelschlag, der sämmtliche Weinberge gänzlich entblätterte und für drei

*) Chronik des Katharinenbergs: ob pestem ingruentem cessantemque.

**) Chronik z. J. 1668 am Tage des heil. Franziskus: ob contagionem circum sicut et in civitate grassantem.

volle Jahre verderbte, ſo daß zu dem ſchon vorhandenen Elend nun noch theure Zeit hinzutrat.

Aber voll ſollte das Maß erſt durch die Franzoſenkriege werden. Man kennt ihren Anlaß, die ungebändigte Raubluſt Ludwigs XIV. und ſein raſtlos verfolgtes Beſtreben, an die Stelle des bisher allmächtig geweſenen Hauſes Spanien-Oeſtreich ſein im Innern nunmehr befriedetes und zuſammengeſchloſſenes Frankreich zu ſetzen. Unſerm Rheinland aber wurden dieſe Kriege ſo verderblich, weil die Erzbiſchöfe von Köln für franzöſiſches Geld dem Reichsfeind ihr Land und ihre Feſtungen, die Schlüſſel des Niederrheins, mit ſchnöder Bereitwilligkeit öffneten. Darum zog ſich das Gewitter zuletzt immer hier zuſammen, und Bonn hat in dieſen Kriegesjahren abermals nicht weniger als drei Belagerungen von ſeinen eigenen deutſchen Brüdern ausſtehen, das ganze Erzſtift aber und ſo auch unſer Ahrthal die traurige Bühne eines ununterbrochenen kleinen Kriegs abgeben müſſen, welcher die Länder weit mehr als eine große Schlacht ausſaugt und entnervt.

An die Stelle des Kurfürſten Ferdinand, der im Ganzen milde und verſtändig regiert hat, trat nach deſſen Tode im Jahr 1650 ſein Vetter Maximilian Heinrich, ein ſchwacher Herr, der ganz in den Händen ſeines Miniſters Wilhelm von Fürſtenberg war. Dieſer ließ ſich im Namen ſeines Herrn mit Mazarini in geheime Unterhandlungen ein. Fürſtenberg hoffte, da Frankreich einen Schlag auf Holland beabſichtigte, aus der Beute Utrecht und Rheinberg für das Erzſtift zu erhalten, vielleicht auch mit franzöſiſcher Hülfe endlich einmal zu

Gunsten der Monarchie die alte Freiheit der Stadt Köln zu brechen. Frankreich aber konnte jetzt im kölnischen Lande Magazine und Zeughäuser rüsten. Ebenso verfuhr der Bischof zu Münster, Christof Bernhard von Galen. Durch die Gunst der beiden geistlichen Fürsten hatte sich Frankreich demnach den Weg ins innere Deutschland gebahnt und die Republik Holland mit seinen und seiner Verbündeten Waffen umringt. Auch Schweden und England, nicht die Nazion, aber der König Karl II. waren französisch gestimmt und haßten die Republik.

Plötzlich und unerwartet brach Ludwig XIV. 1672 aus den Territorien von Lüttich und Köln, der Bischof von Galen aber aus dem Westfälischen in die Niederlande ein, während eine englische Flotte gegen sie in See erschien, und Schweden bald auch ihrem Helfer, dem großen Kurfürsten, die Hände voll zu thun gab. Die Republik schien verloren, Ludwig stand schon unweit Amsterdam. Da trat Wilhelm III. von Oranien, den republikanische Eifersucht bisher von den Geschäften ferngehalten, nach dem Willen des Volks in die alte Stellung seiner Vorfahren als Statthalter ein, und das Haus Spanien-Oestreich bot ihm Hülfe, weil man das letzte Ziel des französischen Angriffs ganz richtig ahnte. Man beschloß den Kurfürsten von Köln zur Lösung der französischen Allianz zu zwingen, indem man nach dem Grundsatz, das Land für den Herrn leiden zu lassen, das ganze Erzstift besetzte und quälte, vor allem aber Bonn wegzunehmen suchte. Rheinaufwärts kamen zu Lande die Holländer, vom Oberrhein zu Schiff die Oestreicher,

und Anfang November 1673 begann die Einschließung der Stadt.

Das Ahrthal war, wie das ganze Erzstift, bisher von den Franzosen besetzt gewesen; ein paar in Ahrweiler einquartirte Regimenter hatten, wie in Feindesland, von Kontribuzionen gelebt und namentlich dem Weine auf Kosten der Stadt eifrig zugesprochen. Weiter abwärts im Thal trieben sie das Unwesen so arg, daß z. B. in Bodendorf die Bewohner Haus und Flur im Stich ließen und mehrere Jahre flüchtig in auswärtigen Ortschaften Schutz suchten. Jetzt waren sie abgezogen, und es rückte ein holländisches Corps unter dem Fürsten von Aurich durch die Grafschaft herbei. Am Allerheiligentage, den 1. Nov. 1673 kam der Fürst vor den Thoren von Rheinbach an. Die Stadt machte Schwierigkeiten, er ließ stürmen und nahm Kriegsrecht mit Preisgebung von Mann und Weib: in der Kirche wurde der Vikar Becker und der Altschöffe Hensmann erschlagen, die Stadt geplündert und von den nachziehenden Lothringern bald verbrannt; zwei Tage später starb der Altschöffe Hasserdom am Galgen. Der Kalvarienberg gab den hungernden Flüchtlingen was er vermochte, bat sich aber sogleich am 2. November von dem holländischen Feldherrn eine Sauvegarde aus, während die Stadt Ahrweiler ihm rasch die Uebergabe anbot. Am 4. Nov. kamen die gefürchteten Feinde, betrugen sich aber sehr gut, indem nur die Häuser der Geflüchteten zur Strafe ihres Mistrauens geplündert wurden, und schon am 6. Nov. zogen Alle zur Belagerung Bonns ab. Desto übler ging es den andern Ortschaften um die belagerte

Stadt herum; mit Ausnahme der Schlöſſer Adendorf und Landskron und der Stadt Remagen, die jetzt pfälziſch war, alſo nicht zum feindlichen Gebiet gehörte, wurden alle Dörfer und Städtchen ausgeplündert und verwüſtet. Selbſt in Entheiligung und Beraubung der Kirchen blieben die katholiſchen Lothringer, Oeſtreicher und Spanier hinter den Holländern nicht zurück *).

Die Belagerung von Bonn, durch den Prinzen von Oranien und den tüchtigen kaiſerlichen Feldherrn Montecuculi geleitet, ging jetzt, nachdem alle Heerhaufen hier ſich geſammelt hatten, ſo günſtig fort, daß ſchon nach zwei Wochen, am 13. Nov., die franzöſiſche Beſatzung abzog. Raſch entfernte nun Ludwig alle Truppen aus dem Erzſtift und gab ſeinen Verbündeten Maximilian Heinrich preis, welcher froh war am 11. Mai 1674 ſeinen Frieden mit dem Kaiſer zu machen.

Natürlich wurde nun ſein Land zum Stützpunkte der deutſchen Waffen und war, als ein halb und halb erobertes Gebiet, nicht beſſer daran. Das Ahrthal erlebte Durchmärſche aller deutſchen Fahnen. 1675 lagen drei Herzöge zugleich im Quartier zu Ahrweiler, und ſeitdem blieben Holländer und Lüneburger dort poſtirt; um ihren proteſtantiſchen Eifer nicht zu reizen, ſetzte man ſogar ein paarmal in Kloſter und Stadtkirche den Gottesdienſt aus. 1676 aber drangen hier die Franzoſen wieder vor, trieben an der Unterahr das Vieh fort und zwangen die Bodendorfer daſſelbe ſo hoch wieder auszulöſen, daß ſie hernach nicht mehr im Stande wa-

*) Chronik des Kabarienberges z. J. 1673.

ren Knecht und Magd zu halten *). Gleichzeitig überfiel ein Trupp Münsterländer, also wol französische Verbündete, das unglückliche Dorf und brannte es nieder. Im Jahr 1677 beugte denn auch die Landskron ihr stolzes Haupt und ging am 20. Sept. gleichfalls in Brand auf **). Erst durch den nymweger Frieden vom Jahr 1678 erhielt Maximilian Heinrich die Befreiung seines Landes von fremden Truppen, die es in eine halbe Wüste verwandelt hatten. Aber seine eigenen Söldner waren so demoralisirt, daß sie noch im Frieden die Bedrückung der Unterthanen fortsetzten. Als drei Regimenter derselben nach der Rettung Wiens im Jahr 1686 zur Verstärkung des kaiserlichen Heers wider die Türken nach Ungarn detachirt wurden, verwüsteten sie vorher an der Unterahr alles Getreide, mähten die Wiesen ab und hieben die Obstbäume um ***); ja dem Volke war vor diesen seinen eigenen Beschützern so bange, daß man sich gegen Ostern nicht nach dem Kalvarienberg zu gehen getraute †). Kann wol die Er-

*) Gemeindbuch von Bodendorf.

**) Chronik des Kalvarienbergs z. J. 1677, ganz abrupt, ohne Angabe der Umstände oder der Thäter: in vigilia S. Matthaei oppidum Lantzkron igne consummatum est. *Oppidum* nennt die Chronik jede Ortschaft bis zum Weiler herab.

***) Gemeindbuch von Bodendorf.

†) Chronik des Kalvarienbergs z. J. 1685. In Lätare exiguus fuit concursus, Palmsonntag processiones ob metum *Coloniensium transeuntium in Ungariam* emanserunt (d. h. in diesem edeln Latein: „sie blieben aus.")

bärmlichkeit eines Staatswesens noch weiter gehen, als dieß verkommene Krummstabregiment?

Es folgt nun jener zweideutige Friedenszustand, welchen Ludwig durch seine Reunionskammern und durch die Wegnahme des Elsaß so vortrefflich auszubeuten wußte. Ja er scheute sich nicht mit ganz offenem Friedensbruch feste Plätze an unserer Westseite zu erobern. Dieß Spiel begann 1681 mit Strasburg: aber auch kleinere Vortheile wurden nicht verschmäht. Unter den Reichsfürsten der Rheinlande mögen ihn besonders die Abremberger geärgert haben. Mit unerschütterlicher Treue hingen sie an dem habsburgischen Hause, und opferten sich für die Krone Spanien auf den Schlachtfeldern an der niederländisch-französischen Grenze, wie für Oestreich gegen die Türken in Ungarn. Ludwig beschloß sie zu bestrafen, und zugleich einen Grenzplatz gegen Köln zu gewinnen, da Maximilian Heinrich für den Augenblick von französischen Allianzen Nichts wissen mochte. In einer nebligen Winternacht des Jahres 1688 am 18. Febr., also noch mitten im Frieden, erschlich ein französischer Trupp das Stammschloß Abremberg auf der Oberahr, vertrieb die Besatzung und begann die Befestigung nach dem neuen eben damals rasch fortgeschrittenen System anzulegen. Man rechnete auf einen Waffenplatz für 3000 Mann. Doch ging dieser Streich fehl; ein ungeschickter Ingenieur verdarb durch schlecht angelegte Minen den Schloßbrunnen, und man mußte seitdem Wasser mit Wagen heraufschaffen. So war an Haltbarkeit des Platzes nicht zu denken: die Franzosen sprengten ihre eigenen Befestigungswerke und zogen sich zu-

rück *). Mit der Burg Landskron ging es ähnlich: der Kurfürst Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg, dem ein Theil dieses Platzes durch Tausch gehörte, ließ daher von freien Stücken im Mai 1682 das ohnehin wol durch den früher erzählten Brand geschwächte Schloß schleifen, um dem Feinde für die Zukunft diesen Stützpunkt zu rauben. Solchen kleinen Eingriffen folgten bald bedeutendere Unternehmungen nach; Luxemburg und mehrere flandrische Städte wurden zwei Jahre später von den Franzosen genommen, Trier geschleift, und dieß Alles in dem Waffenstillstand mit Holland, Oestreich und Spanien 1684 von Ludwig glücklich behauptet. Aber gleich darauf traten zwei Umstände ein, welche wie um diesen Waffenstillstand zu verhöhnen einen neuen Krieg bewirkten. Der eine war der Tod des Kurfürsten Karl von der Pfalz 1685, dessen Land Ludwig wider die ausdrückliche Bestimmung des Ehekontrakts für die Herzogin von Orleans, Charlotte Elisabeth, als die Schwester Karls, in Anspruch nahm. Der andere, der uns hier näher angeht, war die streitige Besetzung des Erzstifts Köln.

Jener Wilhelm von Fürstenberg, dessen französische Gesinnung unser Land in alles Unglück hereingerissen hatte, war während des Krieges im Februar 1674 in Köln auf kaiserlichen Befehl verhaftet und in Wien gefangen gehalten worden, bis der nymweger Friede ihn befreite. In sein Ministerium von neuem eingetreten

*) Die Quelle gebe ich weiter unten bei Schieß Abremberg.

bewog er mit Hülfe franzöſiſchen Einfluſſes den greiſen Fürſten und das Domkapitel, 1688 ſeinen Bruder Franz Egon, Kardinal und Biſchof von Straßburg zum Nachfolger zu ernennen. Kaiſer und Papſt erklärten die Wahl für ungültig, und ſo warf ſich Fürſtenberg, als Maximilian Heinrich noch in demſelben Jahre ſtarb, entſchiedner als je in Ludwigs Arme. Während das Domkapitel alsbald zu einer neuen Wahl ſchritt und Papſt und Kaiſer dem mit geringer Stimmenzahl gewählten Joſef Clemens von Baiern die Beſtätigung ertheilten, beſetzte im Oktober 1688 abermals ein anſehnliches franzöſiſches Heer zu Fürſtenbergs Schutze das ſtärker befeſtigte Bonn, Andernach und das ganze Erzſtift. Nur Köln nahm, um ſich zu erhalten, freiwillig eine pfälziſche und brandenburgiſche Beſatzung auf, und die trieriſche Stadt Koblenz mit Ehrenbreitſtein hielt ſich gegen eine wüthende Beſchießung, die im Oktober und November ſtattfand, durch den Heldenmuth der 900 Heſſen, die unter Graf Auguſt von der Lippe hier lagen. Dagegen hatte Ludwig ſich ſchon vor dem Ausbruch der kölniſchen Sache einen andern Stützpunkt im trieriſchen Erzſtift geſchaffen. Auf dem ſchönen Moſelberg hinter Traben, den der Fluß wie eine Halbinſel von drei Seiten ſchützend umfließt, begannen die Franzoſen bereits 1687 den Bau einer ganz neuen Zwingburg, die mit dem ſtolzen Namen Montroyal gebeißen ihren Ludwig wie im voraus als König des Landes bezeichnete. Ueberhaupt wurden die kleinen befeſtigten Städte nicht verabſäumt. Der Kommandant von Bonn, General Graf d'Asfeld, legte noch im Jahr 1688 Beſatzung nach Sinzig, deſſen feſtes Schloß, ein Bau der

alten jülichschen Beherrscher, zwischen Ahr und Stadt noch in gutem Zustande war. Ebenso wurde am 29. Sept. Ahrweiler besetzt, um diesen für die Verbindung zwischen Montroyal und Bonn nicht unwichtigen Platz zu sichern: von da an litt Stadt und Thal durch fortwährende Durchmärsche und Verköstigungen. Ein besonders starker Trupp zog von Montroyal am 1. Januar 1689 durch, um die Besatzung Bonns zu verstärken *). Burg Are aber wehrte sich, und wurde erst nach neunmonatlicher Belagerung und Beschießung erobert. Die Bewohner des Erzstifts, der früheren Mishandlungen eingedenk, ließen alsbald ihre Aecker theilweise unbebaut: das alte Elend ging wieder an.

So standen die Dinge, als im November 1688 ein großer Schlag alle Verhältnisse umkehrte. Ludwigs großer Gegner, Wilhelm von Oranien, landete an der englischen Küste, machte dem Reiche der mit Frankreich verbündeten Stuarts ein Ende und empfing selbst die Krone. Am 17. Mai 1689 erklärte das wiedergeborene England dem mächtigen Störer des europäischen Gleichgewichts den Krieg, so daß dieser auf einmal den ganzen christlichen Welttheil gegen sich hatte. Mit ihm hielt nur noch der Türke, aber auch dessen altes Glück war seit der Entsetzung Wiens von ihm gewichen.

Dießmal nahm auch Deutschland die Sache ernst. An die Spitze trat Brandenburg, das seit den Kriegen des fünfzehnten Jahrhunderts die Rolle ehrenvoll durchführte, die Franzosen immer von neuem aus den Rhein-

*) Chronik des Kalvarienbergs zum Jahr 1689.

landen herauszuschlagen. Bereits im Frühling 1689 waren die Rüstungen mit ganz ungewohnter Eile vollendet, Baiern, Sachsen und Lothringer unter dem tapfern Herzog Karl warfen sich auf die Pfalz, das brandenburgische Heer aber hatte noch vor jener englischen Kriegserklärung im Erzstift Köln die Festungen Linne, Neuß und Rheinberg erobert. Kurfürst Friedrich, derselbe der später als Friedrich I. die Königskrone sich aufsetzte, trat an die Spitze seiner Scharen, nahm Kaiserswerth und erschien mit vortrefflicher Artillerie und 17000 Mann im Juni vor den Mauern Bonns.

Aber Ludwig, die Gefahr ahnend, hatte diesen seinen deutschen Feinden schon im Frühjahr den entsetzlichsten Damm entgegengesetzt, den sonst nur in ganz barbarischen Zeiten die Kriegskunst anzuwenden pflegt. Genöthigt mit seinen Heeren auf vier Punkten zu schlagen, zur See, in Italien, Flandern und am Rhein, beschloß er in der letztgenannten Stellung die bloße Defensive. Er beschränkte sich darauf, die wirklich bedeutenden, nach dem neuen System brauchbaren Festungen besetzt zu halten; alle andern Ortschaften aber, welche den Feinden als Waffenplätze niedern Rangs immerhin einen Stützpunkt hätten geben können, sollten geschleift und nach Kräften geschwächt, zugleich aber das platte Land in einen Zustand der Erschöpfung gebracht werden, der es unfähig machte die deutschen Heere zu nähren: eine weite Oede sollte die Grenze Frankreichs decken. Aus diesem Beschlusse ergab sich die gräßliche Verwüstung der Pfalz. Im Februar 1689 wurden Heidelberg, Mannheim, Frankenthal, Speier, Worms verbrannt und zerstört,

die Einwohner entblößt oder vertrieben. Dieſe Gräuel, vergrößert durch die Schändung der kurfürſtlichen Gräber in Heidelberg, der kaiſerlichen in Speier, haben ſich dem deutſchen Gemüth tief eingedrückt und jenen Haß geweckt, der ſich endlich im letzten Freiheitskriege gegen Frankreich entlud: minder bekannt ſind die Schickſale unſeres Niederrheins geblieben.

Nach demſelben Zerſtörungsſyſtem verfuhren die Franzoſen auch hier. So gut man ſie in Ahrweiler behandelt hatte, begannen ſie gegen Ende April 1689 den Abbruch der Mauern und Thore. Alsdann wurde am 1. Mai Nachmittags zwiſchen 4 und 5 Uhr Feuer angelegt. Als 14 Häuſer niederlagen, fürchteten ſie, die Plünderung möge ihnen durch den Brand vorweggenommen werden. Betrüglich verſprachen ſie jetzt die Brandſtiftung einzuſtellen; während aber die ſo ermuthigten Einwohner dem Feuer Einhalt thaten, raubten ſie eilfertig die ganze Stadt aus, die dann am folgenden Tage mit aller Ruhe in Aſche gelegt wurde. Von den 300 Firſten, welche Ahrweiler noch 1629 gezählt hatte, blieben nur zehn übrig; das Dach der ſchönen Kirche und des Thurmes brannte gleichfalls ab, und die acht Glocken ſchmolzen. Das Kloſter des Kalvarienbergs kam auch dießmal mit dem Schrecken und mit einer ſtarken Fouragelieferung davon. Die unglücklichen Bürger aber, der Nahrung und des Obdachs beraubt, ſtarben an einer ausbrechenden Dyſenterie weg *). Höher hinauf im Ahrthal ſollen die Franzoſen damals auch die Nür-

*) Chronik des Kalvarienbergs z. J. 1689.

burg gesprengt haben. Gleiches litt das rechte Rheinufer. Ein Trupp der bonner Besatzung kam am 24. Mai bei Oberkassel über den Rhein, schlug die Bauern, welche tapfer widerstanden, und plünderte Oberkassel, Niederdollendorf und Königswinter. Alsdann umgingen sie einen Verhack zwischen dem Rhein und Drachenfels, wo die rhöndorfer Bauern sie zu empfangen gedachten, und brachen oben durchs Gebirg in das blühende bonneser Thal ein. Von hier zogen sie sengend und brennend über Ramersdorf und Beul nach der Festung zurück *). Andere Streifscharen nahmen das Vorgebirge mit: am 17. Juli wurde Lechenich, weiland eine so feste Burg der Erzbischöfe, mit sechs Dörfern in Asche gelegt, und noch während der Beschießung die Klöster auf dem Kreuzberg und zu Marienforst, so wie die nächsten Dörfer Endenich und Poppelsdorf heimgesucht.

Solchem Wesen ein Ende zu machen, schloß der Kurfürst von Brandenburg Bonn jetzt enger ein, und Karl von Lothringen, der am Oberrhein im September Mainz gewonnen hatte, rückte ihm zu Hülfe. Als die kleinen französischen Besatzungen, die noch zwischen beiden Heertheilen lagen, ihres Bleibens nicht mehr sahen, gaben sie gleichfalls alle Schonung auf. Andernach steckten die Abziehenden an mehreren Orten in Brand, Burg Rheineck und das Schloß zu Sinzig wurden gesprengt. Die Festung Bonn, jetzt von dem ganzen kaiserlichen Heer umlagert, ausgehungert und durch das Geschütz

*) Wenden, Godesberg und das Siebengebirge, Bonn 1838. S. 103.

von Beul und Poppelsdorf aus bereits in einen Schutthaufen verwandelt, kapitulirte im Oktober und ging am 15. in deutsche Hände über.

So war mit vielem deutschen Blute (denn d'Asfeld hatte sich heldenmüthig gewehrt) der Niederrhein dem Reiche wiedergewonnen. Inzwischen hatten die Belagerer selbst das Erzstift auch nicht geschont: so fielen einmal die Letzbringer aus dem Lager über das untere Ahrthal her, plünderten und verheerten von neuem das arme Bodendorf und vertrieben die Leute, so daß sie sogar ihre Weinlese im Stich ließen *). Die Franzosen aber hielten sich noch immer auf dem Montroyal und brandschatzten von da aus die Gebiete, die sie nicht mehr behaupten konnten. So haben sie noch im Januar 1690 an zwanzig Ortschaften des Ahrthals und der Grafschaft niedergebrannt und Kirchen und Pfarrer geplündert **), bis diese Gegenden am 28. Juni von gutmüthigen münsterschen Truppen besetzt wurden. Uebrigens gingen hier die drückenden Fouragelieferungen auch für deutsche Truppen während der neunziger Jahre ununterbrochen fort. Erst 1696 brachte der Friede zu Ryswyk eine kurze Ruhe. Trier ließ die Festungswerke des Montroyal abtragen, Fürstenberg wurde ausgedrängt, Josef Clemens behauptete das Erzstift.

Es ist unbegreiflich, daß dieser Fürst, der wider Frankreichs Willen sich durchgesetzt hatte, von Hausinteressen geblendet doch wieder die verderbliche Politik seiner Vorfahren einschlug. Als nämlich im Jahr 1702

*) Gemeindebuch von Bodendorf.

**) Chronik des Kalvarienbergs z. J. 1690.

der letzte der drei grossen Kriege Ludwigs, der spanische Erbfolgekrieg, losging, da trat das Haus Baiern, in Hoffnung sich auf Kosten Spaniens zu vergrößern, auf Frankreichs Seite, und Josef Clemens als Bruder des regierenden Kurfursten Maximilian nahm abermals unter dem beschönigenden Namen burgundischer Kreistruppen eine französische Besatzung in Bonn auf, verwustete mit blutiger Rachgier das bergische Gebiet, flüchtete aber dann seine eigene feige Person aus dem Lande und aß 14 Jahre lang im Exil zu Valenciennes das französische Gnadenbrod. In seinem Erzstift hausten derweil die Franzosen fast schlimmer als je. Von Ahrweiler wird erzählt, daß die Einquartierung jedem Hausmann eine tägliche Geldsumme auferlegt hatte: diese mußte Offizier oder Gemeiner jeden Mittag unter seinem Teller finden, oder er tödtete seinen Wirth. Die Bürger wohnten in den Kellern, denn in den Zimmern waren die Pferde eingestellt: die meisten aber entwichen aus der Stadt und versteckten sich in Waldhütten. Tröstend ging die Religion mit ihnen: bis zum Jahre 1707 hielten die Mönche des Kalvarienberges in einer Waldkapelle unfern Rheinbach Gottesdienst. Dreihundert der Unglücklichen aber raffte eine in Folge solches Elends ausbrechende Krankheit hin. Im Oktober 1702 erschlich ferner eine französische Streifpartei die Saffenburg, befestigte sie mit neuen Werken und setzte die Schultheiße und Schöffen der umliegenden Ortschaften bis auf Zahlung der auferlegten Kontribuzion gefangen. Die Burg Are endlich scheint die dort liegende kurkölnische Besatzung freiwillig den Franzosen eingeräumt zu haben.

Das Kriegsspiel begann wieder mit den kleinen Waffenplätzen Kaiserswerth, Andernach, Sinzig und Linz, schloß aber wie gewöhnlich mit einer Belagerung von Bonn. Das Domkapitel nahm in deutscher Gesinnung die Verwaltung des Erzstifts an sich, und ein Landtag in Köln hatte den Muth dem Kaiser für die Rettung des Erzstifts eine hohe Summe aus der Landeskasse und den kurfürstlichen Renten zu verwilligen, mit der aber zugleich alle Erpressungen von Seiten des anrückenden Bundesheeres abgekauft sein sollten. Die Blokade Bonns hatte der Erbprinz von Hessen-Kassel schon im Herbst 1702 unternommen, und benutzte den Winter, die Umgegend von Franzosen zu säubern. General Sommerfeld mit 800 Hannoveranern erschien am 7. Jan. 1703 vor der Saffenburg und beschoß sie, aber das kleine Nest widerstand ihm: zu einem Sturm ist freilich dieser steilrechte Fels übel angethan, und auf die Nachbarhöhen ließen sich nur Zwölfpfündner heraufschaffen, die wenig frommten. Sommerfeld mußte zurückgehn, besetzte aber das übrige Ahrthal mit seinen protestantischen Truppen. Um sie nicht zu reizen, unterließ man in Ahrweiler die Karfreitagsprozession mit den Heiligenbildern *).

Während dieser Dinge hatte der Herzog von Marlborough den Krieg glücklich in den Niederlanden begonnen. Im Frühling 1703 kam er nach Köln und be-

*) Chronik des Kalvarienbergs: propter acatholicos. Ein Soldat aus den celtischen Truppen wurde nichts desto weniger katholisch.

ſchloß mit dem holländiſchen General und Ingenieur Menno Baro von Roeborn die engere Einſchließung und das Bombardement von Bonn. General Bülow beſetzte mit ſeinen Preußen und Lüneburgern alle Zugänge, beſonders gegen das Gebirge zu, ſchlug am erſten Mai ein Lager in der Thalebene von Rech und umlegte mit 700 Mann beobachtend die Saffenburg. Er ſorgte beſonders alle Kundſchaft zu verhindern, ohne Zweifel damit nicht ein ſtarkeres franzöſiſches Hülfscorps von der Grenze aus das Schlöſſchen zum Stützpunkt gegen das Belagerungsheer vor Bonn brauchen möchte. Derweil ſandte Roeborn, welcher bis heut erſchreckenden Namens im Munde der Bonner lebt, von der erſtürmten beuler Schanze ſeine furchtbaren Bombengrüße der belagerten Stadt herüber. In der Einen Nacht nach dem 10. Mai lag die Baſtion des Alten Zolls, das Joſefsthor und die Redoute des Belvedere bei der Windmühle nieder, faſt alle Gebäude waren zerſtört und ein Theil der Verſchanzungen auf der Landſeite genommen. Da ließ am 15. Mai der franzöſiſche Kommandant, Marquis d'Allegre, Schamade ſchlagen, und hielt am 19. mit der Beſatzung ehrenvollen Abzug. Die letzte franzöſiſche Fahne im Erzſtift flatterte auf der Saffenburg: da aber nach dem Falle Bonns die Behauptung des ganz unbedeutenden Platzes Nichts mehr frommen konnte, nahm der Kommandant le Ballu acht Tage ſpäter freies Geleit nach Bianden an und zog gleichfalls ab. Bald darauf wurde die Burg, um für die Zukunft ſolche Zwiſchenſpiele zu vermeiden, von den Alliirten geſprengt.

Im folgenden Jahr machte Marlborough den kühnen Plan, sich durch einen Schnellmarsch mit der Reichsarmee in Süddeutschland zu vereinigen, um mit ihr einen Hauptschlag auf den Kurfürsten von Baiern auszuführen *). Im Juni zog er aus den Niederlanden an dem linken Rheinufer herauf, und täuschte die Franzosen durch den Vorwand eines Angriffes auf das von ihnen besetzte Trarbach glücklich über seinen wahren Plan. Damals stand sein Lager, aus Engländern, Holländern, Lüneburgern, Hessen bestehend und an 30,000 Mann stark, in der Ebne des untern Ahrthals bei Bodendorf **). Der Zug hatte den glänzendsten Erfolg; schon im Juli schlug Marlborough, mit dem Anführer des Reichsheers Ludwig von Baden vereinigt, den Kurfürsten am Schellenberge, den 13. August aber in Verbindung mit Prinz Eugen bei Blenheim und Hochstädt das französisch-bairische Heer; ganz Baiern fiel in die Hände des Kaisers, die Franzosen wichen über den Rhein zurück. Marlborough gedachte in die Champagne eindringend den Krieg zum erstenmale auf Kosten des Feindes zu führen. Im Trierischen erwartete er das Reichsheer; als es nicht kam, zog er an der Mosel herauf nach der Maas, eroberte auf diesem Marsche Trarbach und Trier, und eröffnete den Krieg wieder in den Niederlanden, wo die Siege bei Ramillies, Oudenarde und Malplaquet Frankreich bald zu Friedensanerbietungen zwangen.

---

*) Schloſſer, achtzehntes Jahrhundert 1, 60 ff.

**) Gemeindebuch von Bodendorf.

Noch zehn Jahre nach der Eroberung der abgefallenen Kurlande Baiern und Köln, wodurch für das deutsche Reich die Frage schon im Grunde erledigt war, hielt Eugens Kriegsmuth, Marlboroughs terroristisches Parteiinteresse, besonders aber Hollands stolze Rachbegier gegen den erliegenden Todfeind den Frieden auf, und so furchtbar auch Frankreich im Innern durch die Kriegssteuern, den Cevennenaufstand und den Hunger des harten Winters von 1709, nach Außen aber durch stete Niederlagen zerrüttet war, blieb auch Ludwig standhaft genug den Frieden zu verschmähen, bis er ihn mit den ermüdeten und verunreinigten Gegnern unter ehrenvollen Bedingungen schließen konnte. Für uns hat die fernere Kriegsgeschichte keinen Belang mehr. Zwar besetzten die Franzosen nach Marlboroughs Abzug 1705 das Erzstift Trier von neuem und übten in unsern Gegenden das armsälige Spiel noch fort, durch Streifparteien die Ortsvorstände zu verhaften und in ihre Festungen mitzuschleppen, bis die Dörfer die auferlegte Ranzion bezahlten. Auch bliebe zu erwähnen, daß zu solchem Verdruß noch der erwähnte harte Winter von 1709 kam, dessen vom 6. Januar bis 18. März fortwährende Kälte im Ahrthal alle Weinstöcke und Winterfrüchte verdarb, und daß die Väter des Kalvarienbergs den Hungernden Arbeit gaben durch die letzten dem Kloster noch hinzugefügten Nebenbauten. Aber Entscheidendes fiel nicht mehr bei uns vor: die Geschichte begann ihren Fuß vom Rheine zurückzuziehen.

Die endlichen Friedensschlüsse zu Utrecht, Baden und Rastatt in den Jahren 1713 und 1714 befestigten diese

Ruhe; Josef Clemens erhielt sein Land zurück, die Ahrbewohner, durch die trefflichen Weinjahre 1711, 1712 und 1715 einigermaßen gekräftigt, bauten ihre in Ruinen liegenden Kirchen nothdürftig neu, fingen Spitzbuben ein und wallfahrteten fleißig wie vorher zu ihrem Kalvarienberg.

Ueber den Leichenfeldern der letzten Kriege, welche im Süden und Westen romanisches und deutsches, im Norden und Osten skandinavisches, slavisches und türkisches Blut getrunken hatten, lagerte sich seit jenen Friedensschlüssen in aller Welt eine freudlose Stille. Nur die Geister wühlten, um jene neuen Ideen ans Licht zu bringen, die am Ende des Jahrhunderts die Völker wohlthätig durchschüttern sollten. Die Staaten aber nahmen die seelenlose Gestalt einer zweckmäßig gefügten Maschine an, die ein Einziger lenkt: die kriegsgeschwächten Völker erlagen dem Druck von oben. Nicht ohne alles Verdienst haben im Erzstift Köln die Kurfürsten des achtzehnten Jahrhunderts regiert: der prachtliebende Clemens August, von dessen bequemlichem Kunstsinne die Schlösser zu Bonn, Poppelsdorf und Brühl noch heute zeugen, Max Friedrich, der mit seiner wohlwollenden Greisenhaftigkeit bei den ältesten Leuten noch in guter Erinnerung steht, und Max Franz, der in Nachfolge seines edeln Bruders Josef II. sein in Gedanken und Bildung zurückgebliebenes Land zur Sonnenhöhe der jungen Zeitideen emporzuheben suchte. Aber in dem Volke haben sie doch mit ihrer französischen Bildung keine deutsche Geistesflamme entzündet; weder dem Adel vermochten sie die alte wehrhafte Tüchtigkeit, noch den Bür-

gern die ſtolze Zufriedenheit der Arbeit, noch den verarmten Bauern die alte derbe Lebensfriſche wiederzugeben. Von allen deutſchen Stämmen hat bis nach den Befreiungskriegen der Rheinfranke im tiefſten Schlummer gelegen.

Und blicken wir nun ins Ahrthal, wie trüb iſt das Bild geworden! Die einſt in den Kriegen des Erzſtifts ſo wichtigen Städte jetzt ihrer Mauern entkleidet, die Bauern, deren alte auf uns gekommene Weisthümer von früherm hellem Verſtand und froher Selbſtſtändigkeit zeugen, unter der Willkür des Amtmanns ſeufzend! Ganz beſonders aber war die Adelsmacht unter dem ehernen Tritt der groſſen Königsheere zerſtampft: als ob ein inneres Gefühl ihrer Nichtigkeit ſie erdrückt hätte, ſtarben gerade in dieſem achtzehnten Jahrhundert beſonders viele der alten erlauchten Häuſer aus *). Nur in Blankenheim und zuweilen auf dem Ahremberg wohnten noch die alten Geſchlechter, Landskron aber, Saffenburg und Nürburg waren theils von den Feinden, theils von den eigenen Herren geſprengt, und dieſen folgte jetzt noch im Frieden die berühmte Burg Are nach. Deutſche Truppen hatten ſie nach Vertreibung der Franzoſen beſetzt und waren in der Sicherheit, die ſie gewährte, zur Wegelagerung fortgeſchritten, die ſie am Schluſſe des Krieges noch fortſetzten. Joſef Clemens ließ das Schloß ſtürmen, die Bewohner von Altenahr erſchlugen die Marodeurs und ſchleuderten in ihrem Zorne Etliche lebendig über die Felſen herab: das Schloß wurde geſprengt.

*) Arndt, Wanderungen S. 312.

Dieſe Zerſtörung war der letzte Kriegsdonner, den die Ahr hörte. Denn die Franzoſen, welche während des öſtreichiſchen Erbfolgekrieges in Folge ihres Bundes mit Preußen und mit den wittelsbachiſchen Höfen Baiern, Pfalz und Köln von Clemens Auguſt 1741 ins Land gezogen wurden, hielten in dem Ahrthal und der Grafſchaft für mehrere Jahre bloß friedliches Quartier.

Aber während dieſer trüben Schwüle des weſtlichen Deutſchlands reifte die junge Zeit heran. Die Revoluzion warf ihre Fackel an den Niederrhein, der ſeit anderthalb Jahrhunderten durch die frivole Politik ſeiner geiſtlichen Fürſten an Frankreich angeſchloſſen ihr anfangs mit allen Herzen entgegenſchlug. Doch dämmten öſtreichiſche und preußiſche Waffen den Strom, ſo lange er in ruhigerm Gange floß: erſt als der Terrorismus durch die Schrecken des Schaffots die Scharen gegen die Feinde trieb, durchbrach Jourdan die Stellungen der Oeſtreicher im Wallonenlande und an der Roer, Pichegru zog am 6. Okt. 1794 in Köln, am folgenden Tage aber in Bonn ein. Eilends flüchtete der Kurfürſt Max Franz, der gleich Ludwig XVI. ohne eigene Schuld die Sünden ſeiner Vorfahren trug; das Volk aber pflanzte den Freiheitsbaum und der alte Magiſtrat wich einer franzöſiſchen Verwaltung. Sieben Krieger der Republik genügten, um am 19. in Ahrweiler gleichfalls den Baum aufzurichten und die Stadt fortzureißen: im folgenden Jahr trat auch hier der Rath ab, und ein Maire mit vier Munizipalbeamten wurde gewählt. Doch nicht in allen Gemüthern roſtete ſofort die alte Liebe: kurkölniſche Truppen haben ſich in den letzten Feldzügen des

achtzehnten Jahrhunderts noch sehr wacker mit den Franzosen geschlagen, und unter ihnen werden auch noch Bürger von Ahrweiler genannt *). Die ehrenvesten Bonner aber, von denen die meisten ihre Kurfürsten vergötterten, machten sich wenigstens das unschuldige Vergnügen, über die Krieger der Republik zu spotten, welche als Sanculotte gekommen waren und nun in den als Kontribuzion eingeforderten Felisterröcken der Burger lang- und breitschößig einherspazierten.

Aber der Kurfurst starb im Exil, und durch den Frieden von Lüneville ging endlich 1801 das Erzstift mit dem ganzen linken Rheinufer an Frankreich über. Das Haus Ahremberg erhielt für seine hier liegenden Besitzungen eine Entschädigung in Westfalen, und schloß sich auch 1806 dem Rheinbund an, während die meisten andern Geschlechter des rheinischen und des Eifeladels ihre Schlösser verlassen und sich ins innere Deutschland zurückgezogen hatten. Nach dem im römischen Sinn der Republik geplanten Administrativsystem wurden auch in dieser neuen Erwerbung alle Verhältnisse nivellirt und die lezten Schlösser des Ahrthals, Blankenheim und Ahremberg, so wie das Kloster Marienthal, auf den Abbruch verkauft. Dasselbe Schicksal hatte der Kalvarienberg, doch wendete ein frommer Geistlicher die Zerstörung der Gebäude durch Zahlung der geringen Summe ab, für welche sie verschleudert wurden. So schwanden die lezten Reste des Mittelalters, aber mit

*) Bleibtreu, Denkwürdigkeiten (Bonn 1834), in den Beilagen.

ihnen zugleich die Dumpfheit des Volksgeistes, die Ungleichheit vor dem Gesetz und das geheime Gerichtsverfahren. Auch der Wohlstand des Ahrthals hub sich mächtig, weil für seinen Wein die kleinen Zollinien alle gefallen waren und derselbe jetzt nach Westen, besonders nach den belgischen Gegenden, ganz unbelästigt in großen Massen abgesetzt wurde. Waffen sah die Ahr in den nächsten Jahren nur noch einmal. Ein Trupp russischer Artillerie zog im Jahr 1814, da längs dem Flusse noch keine Fahrstraße ging, von Sinzig durch die Grafschaft nach Altenahr und über Adenau, Hillesheim und Luxemburg nach Frankreich hinein. Die Ruhe wurde dadurch nicht gestört.

Die Besserungen, welche die französische Herrschaft diesem Landstrich gebracht hatte, erbte Preußen. Durch sie und durch die von den Franzosen schon vollendete Tilgung der adlichen und geistlichen Territorialgewalt am Rhein fand es den Boden für seine Besitzergreifung geebnet, welche durch das Patent vom 5. April 1815 erfolgte. Seitdem ist sammt dem ganzen Niederrhein auch das Ahrthal von seiner Quelle bis zur Mündung mit demselben kernhaft germanischen Staate verbunden, der schon so oft die französischen Eroberungen des Rheins zurückgedrängt hat. Dreißig Friedensjahre haben in diesem Lande zum Aussterben jener einst so mächtigen und schicksalvollen ausländischen Sympathien hingereicht.

Gegenwärtiger Zustand.

Dem Glanze ritterlichen und bürgerlichen Lebens gegenüber, wie er sich besonders im Mittelalter hier entfaltete, erscheint die Gegenwart des Ahrthals trübe. Zwar die fleißige Menschenhand hat das Thal immer paradiesischer geschmückt; täglich werden dem kahlen Felsen neue Rebgelände, dem unfruchtbaren Boden auf den öden rauhen Bergshauptern frische Aecker abgewonnen; am ganzen Niederrhein gilt der Ahrbleichart hoch und rivalisirt in seinen vorzüglichern Jahrgängen selbst mit dem Rheinwein. Aber die Bewohner des Thals werden arm und ärmer, die einst blühenden Dörfer brechen zusammen, die fröhliche Lebenslust, wie sie Weinländern eigen ist, schwindet von Jahr zu Jahr mehr, und zuerst von allen Preußen hat der Ahrländer die Auswanderung nach Amerika begonnen. Freilich wer mit fröhlichem Muth und eilendem Fuß das Thal durchwandert und nur die Schenkenschilder oder schönen Aussichten ins Auge faßt, oder wer gar auf der neuen Straße im raschen Wagen vorüberrollt, der sieht dieß stille Elend nicht: höchstens dauern ihn im obern Thal, besonders in der vielbesuchten Gegend von Altenahr, die vielen bettelnden Kinder, denen man gleichwol gerne giebt, wenn sie so in ihren armseligen Kleidchen, ohne ein Wort zu

ſagen, ihre Hand küſſen und dem Reiſenden darbieten. Wer aber ein Herz für das Volk hat, wer mit dem Bauern zu reden weiß oder den dunkeln Zug der Sorge beobachtet, der ſchon um die jungen Augen ſpielt, den faßt Schmerz bei dem Gedanken, daß die Bewohner dieſes Paradieſes zu den unglücklichen Stämmen des deutſchen Vaterlandes gehören. Und dieß wahrlich unverdient; das ganze Geſchlecht iſt arbeitſam und unermüdlich: man braucht nur ihre ſchwere Mühe anzuſehen, wenn ſie die ſteilen Pfade hinauf den Dünger auf die Felsmauern ſchleppen oder in der Sommerglut ihre Weinreben brechen. Harte Arbeit hat dieſen Menſchenſtamm zwar durchſchnittlich minder ſchön, aber auch kräftig gemacht, und es wird im ganzen Thal auf gute Sitte etwas gehalten. Auch iſt es kein fantaſtiſcher oder poetiſcher Sinn, der ſie in die Ferne triebe: der Ahrbewohner zeigt ſich ruhig, klar, beſonnen, wie es Charakter des ganzen Niederrheins iſt. Die Umſtände, nicht die Menſchen ſind an dem Unglück ſchuld.

Hier müſſen wir denn zuerſt auf die Beſchaffenheit des Landes ſehen. Die obere Ahr, von Altenahr aufwärts, gehört ſchon dem Charakter der Eifel an: das rauhe Land hat ſeine Nahrungsquellen erſchöpft, die Bewohner aber haben ſich im Lauf dieſer langen Friedenszeit in einem Verhältniß vermehrt, welches mit der geringen Ergiebigkeit des Bodens in Widerſtreit kommen muß. Das meiſte Land, beſonders im Kreiſe Adenau, iſt für regelmäßigen Ackerbau untauglich. Theils iſt es zu rauh wegen der hohen Lage, theils zu felſig, und im Thal ſelbſt iſt ſehr vieles durch die mächtige Ueber-

schwemmung von 1804 versandet und gänzlich unfruchtbar geworden. Da nun hier fast überall die Stallfütterung noch nicht eingeführt ist, so mangelt der Dünger um die Ungunst des Bodens zu zwingen. Also hilft man sich, indem man große Strecken als sogenanntes Schiffelland benutzt. Man läßt sie nämlich mit Heide bewachsen; diese wird alsdann nach mehreren Jahren mit dem Spaten abgestochen, auf Haufen gedörrt und angezündet; in die ausgebrannte und verstreute Asche säet man und gewinnt in Einem Jahre eine gute Ernte, freilich um dann seinen Acker wieder für mehrere Jahre brach liegen zu lassen. Man sieht, woran es fehlt: mit künstlichem Dünger wäre nachzuhelfen, wie denn z. B. durch ungelöschten Kalk die Kultur des gleich armen Westerwaldes in letzter Zeit wunderbar sich hebt. Aber der Westerwald hat fahrbare Chausseen bekommen, auf welchen vom Rheine her die Bedürfnisse ihm zugeführt werden können. Die obere Ahr aber hat an einigen Stellen nur Fußsteige durchs Flußthal oder bodenlose Felswege über die hohen Bergrücken. Und das ist auch der Grund, warum zwei herrliche Hülfsquellen der Oberahr, der Handel mit dem in unermeßlicher Fülle wachsenden Holz und der Bergbau auf die gerade dort überreich vorfindlichen Metalle noch nicht nach Kräften ausgebeutet werden. Hier können sich die nun einmal heruntergekommenen Gemeinen nicht helfen, der Staat muß es thun und wird es auch; denn es gilt nicht mehr anzufangen, sondern nur zu vollenden. Fertig ist nämlich bereits die Kunststraße von Altenahr bis Adenau. Von hier geht sie über Kellberg nach der

Heerstraße von Achen und Köln nach Trier, und dient so zur täglichen Postverbindung zwischen dieser Stadt und dem Niederrhein. Nun bleiben aber noch zwei große Wünsche. Von Altenahr abwärts über Ahrweiler bis zum Rhein besteht bis jetzt bloß ein freilich wohlunterhaltener Kommunalweg. Dieser sollte billig zuvörderst zur Chaussee erhoben werden, da die anliegenden Gemeinen für ihn bedeutende Opfer gebracht und auch zu dem großen Felsendurchbruch bei Altenahr mitgesteuert haben. Alsdann erst wäre an die projektirte direkte Verbindungsstraße zwischen Altenahr und Meckenheim zu denken, welche allerdings auch wichtig ist, da hier in der sogenannten Grafschaft mehrere begüterte Städtchen und Dörfer liegen, die jetzt mit Bonn meist gar keine praktikable Verbindung haben. Aber noch näher drängt die Nothwendigkeit, jener Strecke des obern Ahrthals aufzuhelfen. Hier, wo gerade die allerärmste Gegend anfängt, biegt jene trierische Straße ganz von dem Flusse ab. Von Dümpelfeld bis Blankenheim, wo die hier in Vorschlag gebrachte Ahrstraße in die köln-trierische einmünden würde, weiß selbst der Auswanderer oft nicht fortzukommen. Eben hier könnte also ohne übermächtige Kosten der Staat einem grenzenlosen Elend abhelfen.

Einstweilen aber wird man sich nicht wundern dürfen, wenn in einem Landstrich, wo auch der getreuste Fleiß den Bewohner nicht vor bitterer Sorge schützt, die Sehnsucht nach einer glücklichern Heimat erwacht. Die meisten Auswanderer gingen im Sommer 1842 den Rhein hinab, vorzüglich aus dem genannten Kreis Adenau: doch hatte die Lust da und dort auch schon die ei-

gentlichen Weinbörfer ergriffen, welche näher nach der Mündung des Flusses hin gelegen sind. Rührend, wie überall, und hier noch mehr, wo die Auswanderer ein unvergeßlich schönes Land verlassen, war dieser Trieb in die Ferne, der in jenem Sommer das ganze Ahrthal ergriffen hatte. Greise und Kinder zogen mit: Häuser und Güter wurden um die Hälfte des Werthes losgeschlagen: ohne Auswanderer war auf der Oberahr keine Ortschaft. Ganze Dörfer wollten ihre Statte räumen: das Dorf Hummel nahe beim Ahrenberg gedachte seine ganze Dorfgerechtigkeit aufzulösen, seine Gemeindewälder dem Herzog von Ahrenberg zu verkaufen und auszuziehen, der Priester voran mit Kreuz und Fahne. Brüder theilten sich; der eine ging in die Fremde mit dem baren Gelde voraus, der andere blieb auf dem Erbgut, damit beide auf alle Falle gesichert seien. Täglich liefen Briefe von den Angehörigen in Amerika ein, welche zur Nachfolge aufforderten. Die preußische Regierung hat sich dieser Bewegung gegenüber ehrenvoll bewahrt. Sie legt der Auswanderung Nichts in den Weg, ja sie bedient sich nicht einmal ihres Rechts dienstpflichtige junge Männer zurückzuhalten; nur sorgt sie weise und milde zugleich, daß ihre fortziehenden Bürger nicht Sklaven der Fremden oder Spielball amerikanischer Hartherzigkeit und Betrüglichkeit werden, indem sie eine bestimmte Summe sich von Jedem aufweisen läßt, ehe sie ihm die Befugniß der Auswanderung ertheilt. Und so scheint es bis jetzt Allen gut zu gehen. Der Zug der Auswanderung wendet sich über Amsterdam und New York nach dem Staate Michigan, wo die neuerbaute Stadt De-

troit meiſt von Deutſchen bewohnt wird. Dort helfen ſie den Neuankommenden brüderlich aus; 22 katholiſche Familien aus der Eifel haben dort, ächt deutſch, alsbald einen Pfarrer und einen Schullehrer ſich erwählt: ſo kommen die Nachziehenden bereits in geordnete Verhältniſſe hinein. Feldbau wird ihr Hauptverdienſt, doch auch Handwerker finden dort ihr Brod. Bisher iſt Niemand verarmt und elend zurückgekehrt. Doch hat beſonders im letzten Jahr dieſe Wandern bedeutend abgenommen. Der Grund iſt außer der ſteigenden Blüte der Bergwerke, die nun ſchon wieder viele Familien zu ernähren anfangen, beſonders darin zu ſuchen, daß die Auswanderung ihr Heilmittel, nämlich eine verminderte Bevölkerung, ſelbſt mit ſich geführt hat, daß aber freilich auch durch die zahlreichen Verkaufe die Güter allzuſehr im Preiſe geſunken ſind.

Günſtiger iſt allerdings die Stellung des untern Ahrthals. Der Fluß bleibt hier weiter von den Bergen entfernt und läßt an beiden Ufern dem Ackerbau reiche und fruchtbare Fluren: vor Allem aber bietet hier der edle Wein einen beſſern Erwerb. Indeſſen iſt doch auch hier der Gewinn ſehr beeinträchtigt durch ſeine Unſicherheit. Der Weinſtock iſt eine ſo zarte Pflanze, daß er ganz und gar von der Witterung beherrſcht wird. Mehr als bei irgend einem andern Gewächs können hier ein paar kalte oder naſſe Tage verderben: ein einziger Maifroſt verzehrt die Hoffnung eines Jahres. Nicht bloß auf die Quantität iſt dieſer Wechſel einflußreich, ſondern was faſt mehr ſagen will, auf die Qualität nicht weniger. Es wird kaum ein Produkt

geben, das in verschiedenen Jahren so ganz verschiedene Güte hätte als der Wein. Selbst die Ungunst des vorigen Jahres wirkt auf das folgende ein, da der Weinstock, ähnlich wie z. B. in der Provence der Oelbaum, seine Schäden nur langsam ausheilt. Nun aber haben wir seit 1834 kein bedeutendes Weinjahr mehr gehabt, und wie schmerzlich haben namentlich die Jahre 1843 und 1844 wieder alle Erwartungen getäuscht! Das laufende Jahr und die zunächst bevorstehenden bieten keine bessern Aussichten, da der strenge Frost des Winters von 1844 auf 45 die meisten Reben des Rhrthals gänzlich verderbt hat und die deshalb nöthige Umrodung der Berge erst in drei Jahren wieder einen vollen Herbst möglich macht.

Hierzu kommt nun, daß der Winzer mit seinem ganzen Broderwerb auf den Wein angewiesen ist: meist bewohnt er ja Felsthäler, in denen außerdem Nichts erzeugt werden kann. Ein gutes Jahr macht ihn für den Augenblick reich und — wir wollen es nicht leugnen — oft auch verschwenderisch in lustigem Leben oder unbesonnen im Anbau und Kauf neuer Weinberge: darüber kommen dann viele schlechte Jahre und die Noth wird unendlich. Natürlich wird von reichen Weinhändlern darauf spekulirt; sie brauchen sich bloß im Herbst über den Preis zu vereinigen und so die Konkurrenz aufzuheben; alsdann können sie die ärmern Produzenten, die bares Geld brauchen, zum Losschlagen zwingen. Die kleinen Weinbauern kommen also auch in guten Jahren auf keinen grünen Zweig, arbeiten sich höchstens aus den drückendsten Schulden heraus. Daher hat das Geld auf

der Ahr einen übermäßigen Werth, und hierauf beruht es, daß der Fremde dort ſelbſt in den Gaſthäuſern ſo auffallend wohlfeil lebt, freilich auf Koſten der Produzenten. Nur durch Erleichterung der drückenden Moſtſteuer kann der Staat hier helfen, da ſchon die Grundſteuer für den ganz unfruchtbaren Felsboden zu hoch erſcheint, der dem gemeinen Wohl außer dem Weine rein Nichts einbringen würde. Um ſo mehr aber iſt der Staat hier zur Erleichterung der Weinbauern gedrängt, weil die Ahr durch den Untergang der Klöſter und durch die Zollgränze, die ſeit dem Ende der franzöſiſchen Beſitznahme Frankreich und Belgien von ihr abgeſchnitten hat, im Abſatz ſo außerordentlich gegen früher beſchränkt worden iſt, während durch den Zollverein die oberdeutſchen Weine mit dem Ahrwein in ganz ungehinderte Konkurrenz eingetreten ſind.

Noch auf einem andern Wege ſcheint ſich indeß ein beſſerer Zuſtand vorzubereiten. Seit vielen Jahren war auf der Ahr die ſogenannte Veredlung des Weins nach Chaptals Methode durch Zuſatz von Zucker, auch wol von Alcohol in Brauch gekommen. Dieſe böſe Kunſt ſcheinen die großen Weinſpekulanten zuerſt geübt zu haben; aber da nun deren Produkt theurer verkauft werden konnte, nöthigten ſie die kleinen Weinbauern in dieſelbe Praxis hinein. Das hat der Geſundheit und dem auswärtigen Kredit des Ahrweins großen Schaden gethan. Die öffentliche Meinung verfiel bald auf andere noch bedenklichere Stoffe, die ſie dem Ahrwein zur Verſtärkung oder Färbung beigemiſcht glaubte, und ſo neigten ſich die Weintrinker entſchiedener dem weißen Weine

der Mosel und des Rheinthals zu, der nicht so leicht verfälscht werden kann. Dadurch sank der Ahrwein im Preise, und der kleinere Weinbesitzer gerieth immer tiefer in die Noth und in die Abhängigkeit von den großen Spekulanten hinein. Unter diesen Umständen war es vortheilhaft, daß im Sommer 1844 ein kölner Kaufmann, Herr Franz Ravenur, die Sache durch Zeitungsartikel zur Anregung und öffentlichen Besprechung brachte. Das Publikum hat sich rasch entschieden, und schon im Herbst desselben Jahres waren die Preise des unverfälschten Ahrweins im Steigen begriffen.

Schwerlich ist je die Noth des Winzers und sein Leid über vereitelte Hoffnung schöner und mit dem wirklichen Leben übereinstimmender ausgesprochen worden als in Georg Weerth's Gedichte, welches dem betrübten Herbst von 1843 angehört *):

Der Wein ist nicht gerathen.

Was hab ich doch vernommen
Für arge Traurigkeit!
Es ist ins Land gekommen
Gar eine schlimme Zeit!
Der Wein ist nicht gerathen
An Mosel, Rhein und Lahn,
Und was die Winzer thaten,
Das ist umsonst gethan!

*) Feuilleton der kölnischen Zeitung vom 12. Nov. 1843.

Es pflanzte seine Reben
Ein Jeder nett und fein,
Er dachte: Gott wird geben
Den lichten Sonnenschein;
Der fern die Wolke lenket
Daß sie sich rauschend senkt,
Auch unsrer Hügel denket
Und frischen Thau uns schenkt."

Und eh zur Morgenstunde —
Kam Mai und Juni drauf —
Die irdne Pfeif' im Munde,
Stieg er den Berg hinauf;
Und froh war sein Gemüthe,
Wenn von der Felsenwand
Die erste, junge Blüthe
Den süßen Duft gesandt.

Wenn sich auf voller Tranbe
Die Beeren angelegt,
Und in dem grünen Laube
Ein Schimmern war zuletzt;
Als sah man herrlich prangen
Des Goldes hellen Schein,
Als war der Berg behangen
Rings mit Rubinenstein'

„Gott ist mir gut gewesen"
So klang des Winzers Lied;
„Bald werd' ich lustig lesen,
Was mir der Herr beschied!
Ein schöner Ernte-Morgen
Bricht in den Dörfern an,
Verbei nun Gram und Sorgen,
Ich bin ein froher Mann!"

Er ſprach's. Da zog mit Stürmen
Der kalte Herbſt daher:
Er ſah die Wolken thürmen
Sich rings ſo regenſchwer.
Verſchwunden iſt ſein Hoffen!
Das kurze Glück iſt aus!
Von hartem Schlag getroffen,
Geht weinend er nach Haus!

Du wirſt die Hände legen
Nicht an die Kelter dein!
Nun träuft des Weines Segen
Nicht in dein Faß hinein!
Du wirſt kein Brod mehr ſingen!
Kein Brod und wärmend Kleid
Wirſt du den Kindern bringen,
Iſt Alles rings verſchneit!

Drum, die Ihr in den Städten
Nach vollen Schüſſeln langt,
Die Ihr mit goldnen Ketten,
Mit Kreuz und Sternen prangt,
Die Ihr den Nierenbraten
Im tiefen Keller habt
Und oft mit Jagdbegier
Die durſt'gen Kehlen labt;

Die Ihr im ſchmucken Saale
Aus grünen Römern zecht;
Des Morgens Specials,
Am Abend Schoppen flecht!
Die Ihr bei Luſt und Scherzen
Verjubelt Nacht auf Nacht —
Denkt, daß mit ſchwerem Herzen
Manch armer Winzer wacht!

Denkt, daß zu allen Tagen,
Denkt, daß bei uns von je
Man immer hörte sagen:
„Nur Recht und Gemein Red'“
Und laßt das Scherflein springen
So lustig an den Rhein,
Wie ich dies Lied that singen
Frei in die Welt hinein!

Doch nun hinweg von den trüben Bildern! Der Wein hat eine wunderbar heilende Kraft, und diese zeigt sich noch in den Bewohnern. Der Menschenstamm der Ahr ist im Ganzen gut geblieben; auch seine Lebensfreude hat er sich nicht völlig rauben lassen, und in dem abgeschlossenen Thal haben sich die alten Bräuche und Lieder erhalten bis auf diesen Tag. Seine frühere Geschichte hat das Volk, wie überall in Deutschland, vergessen: dafür tritt dann die reiche Sage ein und schlingt um die Burgtrümmer ihren Epheich. Das Volkslied, diese traumhaft verworrene, halb unbewußte Erinnerung an eine reichere Vergangenheit, an eine verlorne Geschichte, blüht noch, aber es entzieht sich scheu dem Fremden: es ist mir auf der Ahr nie gelungen ein bedeutendes altes Lied aufzufangen. Besonders aber das Volksleben, das unverwüstliche Erbtheil unserer ganzen rheinischen Heimath, hat hier noch seinen Gang; die Liebe zwischen Mann und Weib, der ewige Trost der Menschheit, und der Bürgersinn, der uns Deutschen den Vaterlandssinn ersetzen muß, prägen sich in altherkömmlichen fröhlichen Bräuchen auch hier aus.

So ist in Ahrweiler das Fest der Schützen ein acht volksthümliches. Am ganzen Niederrhein hat sich nämlich in Städten und Dörfern ein Rest der mittelalterlichen Bürgerwehr erhalten in den Schützengesellschaften, die freilich jetzt nur noch in friedlichem Scheiben- und Vogelschiessen sich üben, aber als Landsturm so gut wie die holländischen Schutterven eine Wichtigkeit erhalten könnten, wenn überhaupt in unserm eigentlichen Volk ein Funke politischen Lebens glühte. Eine muntere Festlichkeit haben jedoch die Schützenvereine immer zu erhalten gewusst, und so mögen sie wol als Erhalter rheinischer Sommerlust gelten:

O friedlich Leben an dem Rhein,
Gepreßt von Kraft, umrankt von Wein,
Wie grünst du in Sommerlust
Unsterblich jung des Dichters Brust!
So lang noch stehn die Felsenhallen,
Wird rheinischer Gesang erschallen,
So lang der Strom mit stillem Gang
Die Wimpel führt das Thal entlang,
Wird Liebe jubelnd ihn besahren
Und ewigen Jugendmuth bewahren.
So lang noch rauschen diese Wälder
Und grün noch stehn die satten Felder,
So lang sich Trauben rötlich farben,
Wird nicht ein froh Geschlecht ersterben.
Dir gab, o Rheinland, Gottes Huld
Des Nachbarn wilde Ungeduld:
Der Franke neidet deine Schöne
Und seiner Gier bist du ein Ziel.
Drum üben deine schmucken Söhne
Die Kraft im ernsten Waffenspiel;

Drum reihen deine Schützenfeste
Von nah und fern heran die Gäste,
Und steten Sieges klarbewußt
Vereint dem Ernst sich stolze Lust!

Die Schützen in Ahrweiler, in vier Kompagnien getheilt, besitzen von Alters her liegende Güter, silberne Schilder und ein Königszepter, führen eine eigene Fahne, und haben vor drei Jahren ihre Statuten neu entworfen *). Auf dem Schützenplatz wird der Königsschuß am Pfingstmontag gethan, recht mitten im Herzen des Frühlings. Der Sieger wird mit Musik durch die Stadt heimgeführt: an jedem Hause bekommt er und die ganze Gesellschaft bei dieser Gelegenheit den Ehrentrunk gereicht. Er selbst erhält ferner auf Kosten der Gesellschaft ein Ehrengeschenk im Werth von 20 bis 25 Thalern, wogegen er beim Austritt als König ein silbernes Schild zu geben hat. Die Spitze des Festes aber ist der Fronleichnamstag. Bewaffnet geben die Schützen der Prozession voran, die, das Allerheiligste tragend, durch die blumengeschmückten, mit Grün bestreuten Straßen zieht. Vor dem Ahrthor und dann vor jedem der drei andern Thore wird die Prozession, nachdem der Segen ertheilt ist, von den Schützen mit einer Salve begrüßt. Es ist dieses ein sehr alter Brauch, den die Chronik des Kalvarienbergs bereits im 17. Jahrhundert erwähnt. Der übrige Tag ist geselliger Freude geweiht: Trommelschlag ladet die Schützen zu Mittag auf den offenen Marktplatz, wo ihnen von den Einkünften und dem Flöst-

*) Gedruckt Mainz 1843.

gezogenen Wein der Gesellschaft ein allgemeines Festmahl gegeben wird. Bis in den Abend zieht sich die Volkslust fort; aber die Freude bleibt rein, wie meist in Ländern, wo sie am Wein, nicht an künstlichem Getränk sich nährt: fröhliches Tanzfest eröffnet und schließt die dreitägige Feier. An keinem Tage des Jahrs tritt das innige Verwachsen des katholischen Glaubens mit dem Volksthum, die religiöse Weihe, die dieser heitere Kultus auch der Freude verleiht, rührender und spürbarer hervor, als am Frohnleichnamsfeste. Das gilt über den Alpen und diesseits: die Religion geht da aus den dumpfen Kirchenmauern heraus und wird zur fröhlich-offenen Naturfeier. In Altenahr dagegen und in der Umgegend, wie auch am Rhein, südlich vom Siebengebirge, z. B. in Honnef, spielt der Mai eine große Rolle. Den ganzen Monat hindurch wird Sonntags eine Krone von ausgeblasenen Eiern, Rauschgold und Blumen auf der Straße ausgehängt; Pfingsten schwebt eine hölzerne Taube als Sinnbild des heiligen Geistes darin: die Kinder tanzen unter Absingung alter Reimsprüche um die Krone herum. Besonders hoch aber gilt der erste Mai, hier Maitag genannt. Am Vorabend desselben sammeln sich alle „Jungen" des Dorfs unter der Linde oder vor der Kirchthur, ein gewählter Schöffe bietet nun die sämmtlichen Mädchen aus. Das schönste zuerst, und der Reichste trägt sie meist davon, wo nicht eine besondere Herzensneigung zu großen Geldopfern anspornt. So gehen in absteigender Linie alle Mädchen ab: von dem eingekommenen Gelde werden die Musikanten für den Tanz bezahlt und der Ueberschuß verbraucht um die Maifrauen

(so heißen die angesteigerten Mädchen) mit Wein und Speisen zu bewirthen. Durch diesen Akt erhält nun der Ansteigerer das Recht, bei allen Festen des Sommers und so besonders bei der Kirmeß mit dem erworbenen Mädchen ausschließlich zu tanzen, sie auch zum Tanzboden abzuholen und zu regaliren. Daß hier Liebe und Intrigue oft in Kampf gerathen, läßt sich denken. Ueberhaupt wird auf Ausschließlichkeit der Neigung sehr stark geachtet: ein Freier aus einem andern Dorfe wird von den Burschen selten geduldet und oft beim Heimgang weidlich zerprügelt. Die Ehrbarkeit ist bei allem dem viel größer als beim Landvolk in Süddeutschland und in der Schweiz: ein unglückliches Mädchen ist im Ahrthal sehr verachtet, und der Fall soll selten sein. Das Volk selbst übt eine Art Polizei: dieß ist das sogenannte „Thierjagen." Der Mann, der seine Frau prügelt, wird mit demselben bestraft, doch auch bei andern Vergehungen kommt es vor. Früher geschah dieß im Wege der Oeffentlichkeit: mit Deckeln, Pfeifen und allerhand unmusikalischen Instrumenten versammelten sich die Bursche Abends unter der Linde: der Schultheiß fragte:

Wat maad ihr Jungen he?

Die Bursche: Mir jagen dem . . . . . et Dihr.

Der Schultheiß: Wat hät ha dan gedohn?

Die Bursche: Ha hät sing Frau gekratz, gebessen on geschlohn.

Dann gings vors Haus des Unglücklichen und die Katzenmusik begann. Trotz dem polizeilichen Verbot besteht die Sache noch; ich weiß, daß sie in den letzten Jahren nochmals vorgekommen ist.

Mag hier von jenem schönern Brauch des „Maiehns“ (so nennt man die Mädchenversteigerung) das hübsche Lied eines Dichters stehn, der selbst als Rheinwohner diese Dinge miterlebt hat *).

Es läuten die Glocken ihr volles Geläut,
Maiabend war gestern und Maitag ist heut,
Und gestern da war ich noch ledig und leer,
Heut führ' ich mein Mailieb am Arme daher.

Mein Mailieb, o gestern, wie war es schön,
Wie blaute der Himmel, wie grünten die Höh'n!
Wir Burschen, wir zogen zum Walde hinaus,
Und brachten in Jubel den Maibaum nach Haus.

Und als er nun ragte am Schützenhof dort,
Da wurden versteigert die Mädchen vom Ort,
Wer auf dich geboten, ich dun's nicht allein,
Du warest die Theurste, die Theurste war mein.

Zu sorgen für dich war zu kurz mir die Nacht,
Die hab' ich die prächtigen Maien gebracht,
Ich stellte die Blumen vor Fenster und Thor,
Ich sang dir mit Freunden den herrlichsten Chor.

Nun läuten die Glocken ihr volles Geläut,
Schalmeien und Flöten, sie klingen uns heut,
Nun bringe den Strauß mir, ich bringe den Kranz,
Mein Mailieb, o folge mir fröhlich zum Tanz.

Und wenn nun, mein Mailieb, die Bohnen verblühn,
Uns soll nicht mit ihnen die Liebe vergühn,
O nenne dich, Herzlieb, dann ferner noch mein,
Ich bin und ich bleibe in Ewigkeit dein.

*) Aus Wolfgang Müllers „Jungen Liedern.“ S. 60.

Der Gipfel der Freude bleibt aber immer die Weinlese, zumal wenn ein gutes Jahr und ein voller Herbst ist. Zwar hat es dann bei der ungeheuern Fülle der Fremden oft Noth in den Gasthöfen Platz zu bekommen: da aber fast alle Stunden und oft Halbstunden ein gutes Gasthaus sich findet, so wird wenigstens ein rüstiger Fußgänger sich immer helfen können. Auch die Jahrezeit ist dann zum Besuch des Thales wol die schönste. Aus dem gefärbten, schon spärlich werdenden Laube scheinen allwärts die dunkeln Trauben hervor: doch vor der Lese möchte ich besonders meine Leserinnen vor jedem Evasgelüst warnen: es wird von den „Traubenschützen" scharf aufgepaßt und sie haben große Freude daran die Uebelthäter abzufassen. In der That hat diese übertriebene Traubenwacht etwas Lächerliches und oft höchst Verdießliches: man kann durch bloßes ganz unschuldiges Uebersehen eines Strohwisches (mit solchen werden hier die zur Zeit der Traubenreife verbotenen Weinbergpfade bezeichnet) in höchst unangenehme Verlegenheiten kommen, und es ist dem Fremden im Herbst jederzeit anzurathen, sich immer auf den Hauptstraßen zu halten. Hat aber die Lese begonnen, so mag man getrost in jeden Weinberg gehn und um Trauben bitten: es wird nicht leicht abgeschlagen werden. Herrlich ist alsdann der Anblick der Berge: an den steilen Felsterrassen steigen die Frauen herauf mit dem unter dem Kinn zusammengebundenen weißen Tuch, die Mädchen mit dem zierlichen Häubchen, das Haar an beiden Seiten der Stirne mit einfacher Scheitelung glatt zurückgestrichen, hinten aber in breitem Wulst aufgeschlagen, dar-

über einen gekrümmten Messingstreifen, das sogenannte Ohrwisen, auf welchem dann das Spitzenbändchen ruht: neben ihnen die kräftigen sonnverbrannten Männer mit kurzer Hose und dunkler Jacke, die Bursche in blauem Kittel und Militärhose: ein tüchtiges, von strenger Arbeit gestähltes Geschlecht, wie es Richter zu Düsseldorf in seinen rheinischen Weinlesen so prächtig zu malen weiß. Drunten aber auf der Straße die Küfer und Büdden, die den Segen des Herbstes fassen, dazwischen muntere Züge der Städter, Gesang und Jubel überall. Und über allem dem der reine Himmel, der am klaren Herbsttag, nachdem die Morgennebel im Fluß versunken, mit italisch-tiefer Bläue sich ausspannt. Das ist die Zeit, wo der Rhein und alle seine mit der Rebe gesegneten Schwesterflüsse die volle Pracht ihrer Landschaft, die reichste Poesie ihres Lebens dem Blick des nordischen Wanderers entgegentragen.

Zweite Abtheilung.

Die Unterahr.

I. Die Wege nach der Ahr.

Wir beginnen unsere Wanderung, dem Brauch der meisten Reisenden folgend, mit der Mündung des Flusses. Doch nicht auf diesem Wege muß man nothwendig dessen Gebiet betreten: vom obern und untern Rhein führen auch andere Straßen zur Ahr, die großentheils von Interesse sind *).

Aus dem Süden, von Koblenz und der Mosel aus, gelangt man über die reichangebaute Ebne des Maifeldes zu den uralten Mühlsteinbrüchen von Well und Niedermendig, zu denen auch von Andernach Straßen heraufführen. Unweit davon liegt die Frauenkirche, welche die Erinnerung an Genovefa's Einsiedlerleben im damals noch dichten Walde bewahrt; nach Norden aber, eine halbe Stunde von Mendig entfernt, heben sich die waldigen Hügel, zwischen denen der wunderbare Laacher See sich ausbreitet mit seiner tiefen klaren Flut, seiner sechsthürmigen prachtvollen Abtei, seiner in jener ewigen Naturstille so tief ergreifenden

*) Da diese Straßen alle das naturgeschichtlich und historisch wichtige, aber zu wenig beachtete Eifelgebiet durchschneiden, so findet man sie sämmtlich, selbst die Zufahrte eingerechnet, auf der ganz vortrefflichen „Karte der Eifel," die bei Henry und Cohen in Bonn erschienen ist.

Sage von dem verſunkenen Kloſter, das um ſeiner Sünden willen im kühlen Waſſergrunde ruht. Unerfreuliche Wege durch Wald und Bachthal, über unbebaute Höhen oder ärmliche Dörfer führen von dort weſtlich nach der Hohen Acht, nordwärts über die herrliche Ruine des Bergſchloſſes Olbrück in das liebliche Thal der untern Ahr bei Ahrweiler.

Wer aber von Köln oder Bonn heraufkommt, der hat noch reichere Auswahl von Weg und Steg. Von beiden Orten führen ihn neue Chauſſeen über Euskirchen und Münſtereiffel direkt an die Ahrquelle nach Blankenheim. Für den Fußwanderer aber bieten ſich von Bonn aus zwei andere Wege, der eine nach Altenahr, der zweite nach Ahrweiler. Beide erſteigen zuerſt, eine halbe Stunde von Bonn, die Höhe des

Kreuzberges

mit ſeiner Wallfahrtskirche, die man auf gepflaſtertem, von einer ſchönen Tannenallee eingefaßtem Wege erreicht. Schon dieſer Punkt allein würde die Route empfehlen. Unter ſich hat man die in italieniſchem Stil von Clemens Auguſt erbaute Villa Clemensruh, jetzt unter dem Namen des poppelsdorfer Schloſſes bekannter, an dieſe ſchließt ſich durch die dichte doppelte Kaſtanienallee der Prachtbau des bonner Schloſſes an, welches gegenwärtig das Univerſitätsgebäude bildet. Rechts von dieſer Allee erheben ſich die Thürme der neuen Sternwarte, links die freilich unſcheinbaren Bauten des bonn-kölner Eiſenbahnhofes. Das fünfthürmige Münſter ragt dahinter empor, umgeben von den Thürmen

und Häusergiebeln der zierlichen Stadt. Ganz rechts über den niedrigen Berghang schauen die dunkelblauen Häupter des Siebengebirgs herein, links aber dehnt sich unabsehlich die von Rhein und Sieg durchströmte Ebne, am Horizont die Thürme von Köln mit der charakteristischen Umrißlinie des lückenhaften Doms. Auf dem Fluß schwebt die dunkle Rauchwolke des Dampfbootes, durch die Ebne braust die helle der Locomotive daher. Auf keinem Punkte tritt Bonns glückliche Lage recht zwischen dem Gebirg des Rheinthals und der großen norddeutschen Ebne so überraschend dem Fremden entgegen. Rückwärts blickend aber sehen wir hier schon die helle Linie der Abrberge sich hinziehen, denen wir nun zustreben.

Der Kreuzberg ist ein vielbesuchter Wallfahrtsort in der ganzen Fastenzeit, besonders aber zwischen Karfreitag und Ostern; dann wird eine Steingruppe in der Krypta, das heilige Grab genannt, mit bunten Lampen erleuchtet. Auch befindet sich in der Kirche eine sogenannte „heilige Treppe," wie sie auch im Lateran zu Rom vorkommt, als Erinnerung an die Treppe des Richthauses, die Christus vor Pilatus hinaufstieg. Sie ist im vorigen Jahrhundert von edeln Marmorstufen erbaut, in welche Reliquien eingesenkt sind: die Büßenden pflegen sie kniend heraufzurutschen, das Betreten ist verboten, und der über hundert Jahr alte Sakristan erzählt, wie ein französischer Krieger, der höhnend zu Rosse hinaufgesetzt, vom Sturz auf den glatten Fließen den Hals gebrochen habe. Die Wallfahrt ist mehrere Jahrhunderte alt, doch vor der Reformazion stand hier wahrscheinlich nur ein Steinkreuz, zu welchem am Sankt Antoniustag 1429

nach dem regnichten Hungerjahr 1428 nicht weniger als 50,000 Menschen zusammenströmten *). Kirche und Kloster sind aber erst später gebaut, daher auch architektonisch unbedeutend. Die Gruft der Kirche hat die Eigenheit natürliche Mumien zu bilden: man sieht solche von den ehemaligen Klostermönchen in großer Zahl daselbst.

Vom Kreuzberg geht der chaussirte Weg über Ippendorf nach Röttchen eine Postmeile von Bonn, und bei diesem Orte beginnt nun der große Kottenforst, ein Laubwald, der zu den schönsten am ganzen Rhein gehört und von den rheinpreußischen Forsten der einzige ist, der allenfalls mit den nassauischen rivalisiren darf. Röttchen war einst ein schönes kurfürstliches Jagdschloß, das den Namen Herzogsfreude führte: die Franzosen haben es auf den Abbruch verkauft. Sieben schnurgrade in den Wald gehauene Wege werden noch jetzt unterhalten und sind von dem Punkte aus sichtbar, wo einst das Schloß stand. Der eine derselben ist gegenwärtig zur Chaussee nach Meckenheim benutzt: diesen hat einzuhalten, wer nach Altenahr

---

*) Cronica van Coellen fol. 299 a: „Anno Dni 1429. In dem vurß (d. i. vorgenannten) jair up sent Anthonius dach, do war vill voulcks by dem Cruce by Bonn boven Lentzdorp. Ind als man saide, idt waren up den dach dae by vunfftzich duysent mynschen. vnd men hatte gesacht, man soulde Mysse up den dach gedain hain aldae, des enschiede niet.“ Lentzdorp ist das am jenseitigen Fuß des Kreuzbergs liegende Lengsdorf.

will. Durch schönen Eichenhochwald führt er eine volle Stunde lang; dann wendet er etwas links nach dem Städtchen Meckenheim, einem ganz unbedeutenden Nest. Selbst den letzten Zauber, Vaterstadt eines namhaften Mannes zu sein, hat ihm die geschichtliche Kunstforschung genommen, seit man weiß, daß Israel von Meckenem keineswegs der große altdeutsche Maler war, den noch unsere Väter in ihm bewunderten, sondern nur ein ziemlich unbedeutender Kupferstecher: die Bilder in Köln, Sinzig und Linz, die man ihm früher zuschrieb, sind von viel besserer Hand als die seine war. Hinter Meckenheim, das indes leidliche Gasthäuser hat, kann man leicht den Weg verfehlen: die Chaussee hört dort auf. Man achte gleich vor dem Ort auf ein zusammengestürztes Steinkreuz; von diesem geht man rechts auf die Windmühle zu, welche im Felde liegt, und von dieser auf Gretstaldendorf. Der Punkt am Kreuz ist dadurch interessant, daß man rings um sich das reiche Erbland der Grafen von Hochstaden-Are erblickt, noch jetzt „die Grafschaft" beim Volke genannt: ein fruchtbares kornreiches Gefild mit ritterlichen Burghäusern und mit blühenden Dörfern, deren eines, Gelsdorf, den Saffenburgern angehörig, von Kaiser Karl IV. sogar Stadtrechte erhalten hat. Durch diese Dörfer, namentlich das letztgenannte, soll die neue Chaussee geführt werden, die Altenahr mit Meckenheim und so direkt mit Bonn zu verbinden bestimmt und bereits vermessen ist. Links vor uns liegt in seinen Wassergräben mit rundem Wachtthurm und düstern Mauern das alte Schloß Mönchhausen, etwas weiter im grellsten Kontrast das schmucke

Herrngebäude von Adendorf mit den blendendweißen Mauern und den hellschimmernden Fenstern. Ueber beide hinaus, nach Süden, sieht man hier zum erstenmale ein blaues sargförmiges Berghaupt aufsteigen: das ist die Landskron. Wer Zeit hat, thut wohl, den höchstens eine Stunde betragenden Umweg über die Schlosruine des

Tomberge

zu nehmen, der den Wanderer schon auf der andern Seite von Meckenheim einladend anlockt. Die Burg, einst ein kölnisches Lehen, und mit Vasallen verbunden einem ritterlichen Geschlechte zugehörig, erhebt sich auf einem ziemlich bedeutenden Hügel, der die Eigenheit hat, daß er bloß aus Erde ohne allen Steinkern besteht: wahrscheinlich ist er also zum Burgbau eigens aufgeworfen, und dieß mag der Burg ihren Namen Thonburg gegeben haben; denn so heißt sie in vielen Urkunden. Das Schloß wurde den Besitzern, den Herrn von Quad, 1467 weggenommen, weil sie Wegelagerung trieben, und wol aus gleichem Grunde zogen 1473 die beiden jungen Herzöge Wilhelm und Adolf von Jülich-Berg davor; der Burgherr floh nachts, das Schloß wurde von der Besatzung gegen freien Abzug geräumt und durch die Sieger gebrochen *). Mit scharfer Kante ragt der düstere, seiner ganzen Höhe nach zerrissene Thurm in die blaue Luft; ihm zu Füßen liegt ein Gewölbe, das von der Macht des sprengenden Pulvers oder vom Einsturz ganz geborsten ist, aber in den Trümmern

*) Das Nähere unten bei der Landskron.

noch die innere Gewölbrundung deutlich zeigt. Drunten erscheint, schon in der kölnischen Ebne, die Stadt Rheinbach: die Stimmung der Ruine ist ganz die eines Raubnestes in wilder, einsamer Hochlandsgegend. Von hier muß man suchen den großaldendorfer Weg wieder zu gewinnen, der abermals durch Buchwald auf die kahle rauhe Heide führt, die das Plateau der Abrfelsen bildet. Dort oben, wo man weithin auf die nun hinter uns liegende Grafschaft zurückschaut, steht ein Wegweiser, der nach Ahrweiler hinab deutet: bei ihm sieht man links Landskron und Neuenahr heraufragen, rechts, nicht so weit entfernt, Hochtürner und Hafenberg: vor uns aber zieht sich der Weg durch eine Schlucht neben einem Bache hinab in ein blau-duftiges Thal: da gehts in einer kleinen Stunde nach Altenahr, um die Felsecke wandernd schauen wir auf scharfer Schieferkante die Burg links hoch über uns, und bald grüßt uns der rauschende Ahr. Die ganze Wanderung von Bonn hierher beträgt fünf gute Stunden und mit dem Temberg sechs: wer aber den Temberg nicht besuchen will, wird sie doch im Ganzen eintönig und interesselos finden.

Da ist denn der Weg nach Ahrweiler vorzuziehen. Denn obwol er im Ganzen denselben Charakter hat, Wald mit Ackerland untermischt, so bietet er dafür

Schloß Gudenau

als reichen Ersatz. Von Röttchen hierher schlägt man von den soeben erwähnten Waldlichtungen die auf Villip ein, das man in einer guten Stunde erreicht. Das Dorf Villip mit seiner spätgothischen Kirche bleibt am

Hügel liegen; die Straße führt rechts ins Thal, wo die Burg Gudenau im Schutz ihrer breiten Wassergräben ruht.

Als die Erfindung des Pulvers und der leise Verfall der Ritterlichkeit im Adelstande die hohen Bergfesten unnutz und unbehaglich machte, sehen wir die Bewohner sich ins Thal ziehen, wo sie in Geist und Baustil des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts sich bequemere Wohnungen einrichten. Nicht leicht fehlt diesen ein starker Thurm, auch wol ein paar; ein tiefer breiter Wassergraben scheidet das Hauptgebäude von den Ställen und den Dienstwohnungen. Man hat sich so eingerichtet, daß freilich auf eine regelmäßige Belagerung nicht gerechnet ist, daß aber auch nicht gerade jede Räuberbande, jeder Trupp von Marodeurs mit dem ersten Anlauf gewonnen Spiel hat. Ursprünglich meist im entarteten gothischen Stil erbaut, sind diese Schlösser dann nach dem Bedürfniß jedes spätern Besitzers vergrößert oder umgewandelt worden; eine bunte Masse verschiedenster Formen vom mittelalterlichen Festungsbau an bis zur modern-italienischen Palastform der Revolutionszeit, Zinnenkranz und Roccoco-Erkerchen, Schwerstes und Leichtestes erscheinen wunderlich zusammengewürfelt, und so auch im Innern dunkle Thurmgemächer mit heitern rechtwinkligen Zimmern abwechselnd. Das sind dann die sogenannten Burghäuser, die man nirgend häufiger und malerischer findet, als in dieser vordern Eiffel bis an die Mosel hin: denn gerade hier ist ja bis zur Revoluzion das kleinliche Leben des reichsunmittelbaren Adels im höchsten Flor gewesen. Von

dieſer Art iſt Gudenau ein unſchätzbares Muſter: in einem weiten Viereck von Ställen und Haushaltungsgebäuden, deſſen hintere Seite den großen Garten bildet, liegt von breitem Waſſer umfloſſen der barocke Schloßbau, deſſen Vorderfront mit zwei ſtarken Eckthürmen und dazwiſchen mit zwei Erkern aus dem Waſſerſpiegel ſich erhebt. Das mittlere Thor, das wir auf der Brücke erreichen, bringt uns in einen zweiten Hofraum, der ſich hinten durch zwei verfallende Thorpfeiler aus roth und weißem Stein in den Garten öffnet; auf den drei übrigen Seiten liegen dann, wieder in ganz verſchiedenem Stil, die herrſchaftlichen Wohngebäude: ein Architekturbild, wie nur Eichendorffs Feder es zu zeichnen vermöchte. Und nun erſt das Innere, in welches uns der dort wohnende Förſter einführt! Eine wahre Muſterkarte des Geſchmacks in Zimmerdekorazion: denn bis zur Revoluzion wohnten noch die Herren von Gudenau dort, die ſich erſt damals nach Oeſtreich zurückzogen. Da ſehen wir das feſte überwölbte Thurmgemach mit der eiſernen Thür, in welchem die Archive ſicher vor jedem Brande lagen: daneben die Zimmer mit verblichenen Gobelins aus den Niederlanden und Papiertapeten von den älteſten an, die erfunden wurden, durch die chineſiſchen hindurch bis zum pompejaniſchen Geſchmack, der am Ende des vorigen Jahrhunderts muß geherrſcht haben. Das Alles nun wüſt und leer, kühl und dumpf — eine lebendige und doch ſchon wieder abſterbende Geſchichte des Adels von den Zeiten ſeiner ſouveränen Macht durch die Tage des friedlichen

Genusses und des Luxus hindurch bis zu seiner ärmlichen Gegenwart!

Es ist gut, daß man einen Eindruck von Gudenau mitnimmt, denn der fernere Weg über Arzdorf und Kripdorf bietet Nichts mehr, bis man Lantershofen erreicht und von dessen Höhen auf einmal in wunderbarer Pracht das untere Ahrthal überschaut: einer der schönsten Punkte, auf dem man es zuerst begrüßen möchte. Nach Ahrweiler, das gerade zu unsern Füßen liegt, senken wir uns auf steilem Weinbergweg herab. Die ganze Strecke von Bonn bis Ahrweiler beträgt vier gute Stunden.

Endlich führt uns noch ein dritter Rebenweg recht mitten in die Herrlichkeit des untern Ahrthals herein: das ist der Weg von Remagen auf die Landskron. Dem Fremden, der nur kurz und flüchtig das Thal besucht, ist er vor allen andern anzurathen.

Remagen

selbst verlohnt schon den Besuch. Ein römischer Ort ganz ungezweifelt (es hieß anfangs Rigomagus), unterlag es wol den Völkerstürmen am Rhein; aber im frühen Mittelalter hub es sich wieder zu Stadtrechten empor, besaß einen eigenen Burggrafen und baute auf römischen Mauerstücken, die noch sichtbar sind, seine Pfarrkirche. Schon früh hatte es sehr in den Siegen des Hohenstaufen Philipp gegen den Welfen Otto gelitten, da es auf der Seite des letztern stand. Zuletzt sank es im dreißigjährigen Kriege, der überhaupt dem deutschen Bauern- und Bürgerthum eine noch jetzt nicht vernarbte

Wunde schlug, durch mehrfache Plünderungen und Brandlegungen zur jetzigen fast dörflichen Unbedeutendheit herab: doch gründete sich mitten im Kriege hier die protestantische Kirche, die sich nebst Oberwinter als die einzige auf diesem Ufer zwischen Bonn und Koblenz erhalten hat. Auch bewahrt die Stadt noch zwei Denkmale ihrer gröſsern Vergangenheit. Dicht bei der katholischen Kirche befindet sich das Pfarrthor mit der berühmten und höchst merkwürdigen Steinmetzarbeit, deren Alter auf die verschiedenste Weise bestimmt wird *). Wie sich dieſs Monument jetzt darstellt, bildet es einen auf zwei viereckte Pfeiler gelegten Halbkreisbogen, der ebenso wie die Pfeiler in einzelne Felder eingetheilt und in jedem Felde mit einem Basrelief verziert ist. Da aber neben und über diesem Hauptthor noch mehrere andere Basreliefs ganz regellos in die Mauer eingelassen sind, gewinnt die Vermuthung Raum, daſs neben jenem Thorbogen zur Seite noch eine oder zwei kleine Pforten, etwa für Fuſsgänger, bestanden haben, die jedoch, der Gestalt der Basreliefs nach, nicht durch einen Bogen, sondern gradlinig abgeschlossen gewesen sind. Wir haben also ganz die Nachahmung eines römischen Thores oder Triumfbogens, nur daſs die Ornamente viel zu roh und, was wichtiger, viel zu fantastisch für Römerwerk erscheinen. Dieſs führt uns auf eine Epoche, in welcher die deutschen Völker noch keinen eigenen Kunststil ge-

*) Eine genaue Zeichnung davon, wie das Thor wol ursprünglich bestand, gab Hundeshagen in einem (Bonn bei T. Habicht erschienenen) Kupferstich.

schaffen hatten, also die römischen Grundformen benutzten, jedoch auf ihre Weise umgestalteten. Und da nun gerade unter den sächsischen Kaisern Manches auf größere Bedeutung Remagene hindeutet, so hätten wir aus dem zehnten Jahrhundert hier eine Palastpforte oder ein Stadtthor vor uns. Damit harmoniren die Bildwerke; sowol dem Stile nach, der zwar roh doch nicht unlebendig ist, noch mehr aber im Hinblick auf ihren Inhalt. Wir sehen lauter Symbole, die auf Jagd, Fischerei, Forstbesitz, Weinbau, überhaupt auf oberherrliche Macht hinweisen. Ein bewaffneter Krieger mit Schild und Lanze deutet auf das Recht von Krieg und Frieden, ein nackter Bursch in einer Kufe stehend auf Weinbesitz; ein Mann, der einen Baum pflanzt, auf Forstgerechtigkeit, Sirenen mit Rudern und Fischen, so wie ein Reiger, der einen gefangenen Fisch tödtet, auf Fischerei, endlich die vielen theils fantastischen, theils wirklichen Thiergestalten, unter denen Geflügel, Fuchs und Wildsau mit Ferkeln sich bemerklich machen, aufs Jagdrecht; letzteres ist noch klarer in dem Jäger ausgedrückt, der ins Horn stoßend sammt dem Hunde zur Jagd reitet. Das Ganze erhält seinen Abschluß durch die liegende Gestalt eines Löwen, des Symbols der Herrschermacht, und durch ein gekröntes bärtiges Haupt mit zwei Zeptern in der Faust, das auf einem Wagen von zwei Greifen gezogen wird. Wer weiß, welcher der Ottonen unter dieser Figur dargestellt sein soll?

Für den Freund der Kunstgeschichte ist gleichfalls die nahegelegene Pfarrkirche der Stadt nicht ohne Belang, da sich zu ihrem Aufbau die verschiedensten Zeiten und

Stile verbunden haben. Zunächst erkennt ein geübtes Auge außen an dem nördlichen Theile der Stadtmauer, auf welchem die Fundamente der Kirche ruhen, römisches Mauerwerk, und in den dicht daheiliegenden Gärten werden fortwährend Römermünzen gefunden. Der älteste Theil der Kirche ist das Schiff, dessen Gewölbe jetzt durch eine flache Decke ersetzt ist; es gehört, wie die Rundbogenfenster der Seitenschiffe zeigen, dem frühen Mittelalter an. An der Westseite hatte es ein kreisrundes Fenster, welches jetzt durch den darangebauten Thurm geblendet ist. Dieser ist also später, doch zeigt er am obern Theile gleichfalls massive sehr alte Formen, während sein unterstes Gewölbe nach der auf dem Schlußstein stehenden Jahrszahl 1674 erneuert wurde, zu welcher Zeit auch das Aeußere des Thurms modernisirt ist. Am interessantesten und schönsten ist der Chor. In ihm begegnet uns auf unserer Fahrt zum erstenmal der zierliche Uebergangsstil zwischen der rund- und spitzbogigen Bauart, den gerade die Abrgegend in ein paar reizenden Denkmalen gerettet hat *). Er bildete sich am Rheine während der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts aus, als man in Frankreich schon viel entschiedener den Spitzbogen oder den sogenannten gothischen Stil in Gebrauch nahm. Statt des halbkreisförmigen Chors des Rundbogenstils, wie

*) Im Zusammenhang habe ich die dahin gehörigen Bauten besprochen in einem Aufsatz bei Lersch, Niederrhein. Jahrbuch für Geschichte und Kunst. 2. Jahrgang. Bonn 1844.

man ihn in Andernach, Bonn und vielen kölner Kirchen findet, erscheint der des Uebergangsstils in fünf Seiten gebrochen, die von Eckpfeilern und dazwischen eingesetzten dünnern Füllmauern gebildet werden. Im Innern wird das Fünfeck durch Säulen belebt, welche sich in den sechs Winkeln an die Mauern lehnen und auf ihren Köpfen die Gurten des Gewölbes tragen. Diese Säulen sind hier von großer Schönheit; das verschiedene Laubwerk ihrer Kapitelle und die Maskenköpfe, die man an dem einen sieht, treten scharf und kräftig hervor und sind vortrefflich ausgemeißelt. Auch die Form der Schäfte ist als Eigenthum dieses Stils zu beachten. Es sind immer drei Säulen zusammengebündelt; da sie aber, wenn die Schafte von unten bis oben fortliefen, allzu schlank und wie ein Rohr gebrechlich erscheinen würden, ist jeder Schaft dreimal durch einen ringartigen Wulst durchgeschnitten, so daß gleichsam je vier Schäfte mit zwischengelegten Polstern übereinander stehen. Nur die beiden vordersten Säulenbündel sind als kräftige Abschließungsglieder des Chors ohne diese Wulste. Uebrigens ist am Gewölbe so wie an dem Bogen des Chors, durch welchen er sich nach dem Schiffe öffnet, bereits der entschiedene Spitzbogen durchgeführt: auf den vier Schlußsteinen der Gewölbe sind in Gold auf blauem Grund die Marterwerkzeuge des Erlösers angebracht. Außen ist dieses Ostende der Kirche, obwol zierlich gegliedert, doch durch später angeflickte Strebepfeiler und die plumpe Sakristei an der Nordseite entstellt. Die in einen Eckpfeiler der Außenseite eingegrabene Inschrift sagt, daß ein Pfarrer Richard, ohne Zweifel der Erbauer dieses

Theiles (denn eine Inſchrift an der Südſeite nennt ihn einen ächten Freund der Kirche), den Bau im Jahr 1246 einweihen ließ, womit der Stil des Chors genau übereinſtimmt. Endlich ſieht man im Innern noch ein ſteinernes Sakramentshäuschen, das die Höhe des Chors erreicht; es iſt im ausartenden gothiſchen Stile gearbeitet, hat am obern Theile gelitten, und deutet am untern durch ſeine Verzierung mit Stäbchen, die ſich in den Ecken durchſchneiden und kleine Quadrate bilden, ſo wie durch die ganze etwas nüchterne Ausführung auf das Ende des fünfzehnten oder den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts als auf ſeine Entſtehungszeit hin.

Doch die Mehrzahl unſerer Leſer wird mehr als dieſe Alterthümer der ſchöne Neubau anſprechen, der an der Stelle der abgebrochenen Apollinariskirche dicht bei der Stadt auf einem kleinen Hügel ſich erhebt und ſchon wegen der herrlichen Ausſicht ins Rheinthal einen Beſuch verdient. Aus ſehr alter Zeit ſtand auf dieſem Hügel eine dem heiligen Martinus geweihete Kirche. Die Bürger von Remagen, welche den Platz und die Kirche als Gemeindebeſitz inne hatten, wünſchten in ihr einen regelmäßigen Gottesdienſt zu errichten: Erzbiſchof Friedrich I. von Köln verwies ſie mit ihrer Bitte an die Abtei Siegburg, welche es unternahm, hier aus ihren Ordensgliedern eine Probſtei zu errichten zum Zweck der Predigt und der Seelſorge. Die Stadt Remagen baute unentgeldlich das Kloſter; die Gemeine, der Erzbiſchof und der Abt von Siegburg gaben ihm verſchiedene Gerechtigkeiten und Beſitzungen, und im Jahr 1117 er-

folgte die erzbischöfliche Bestätigungsurkunde *). Damals führte Kloster und Kirche den Namen S. Martin; aber noch in demselben Jahrhundert brachte ein großes Wunder eine Namensveränderung mit sich. Nach der Legende nämlich wollte das Haupt des einst in der goldenen Zeit Ravennas dort so hochverehrten Heiligen Apollinaris, welches Erzbischof Reinald von Dassel 1164 sammt den Häuptern der Dreikönige zu Schiff nach Köln führte, diese Stelle nicht verlassen und hielt das Schiff im reißenden Strome fest, bis man es auf den Altar der Martinskirche niedergelegt hatte. Seitdem wurde der Platz als Wallfahrtsort bedeutend, und bis heute bleiben die jährlichen Züge der Gläubigen im hohen Sommer besonders vom untern Rhein nicht aus, welche zu Fuß heraufpilgern und nach vollendeter Wallfahrt in großen Gesellschaften zu Schiffe unter Absingung frommer Lieder auf dem Strome heimfahren. Auch brachten die folgenden Jahrhunderte große Schenkungen an liegenden Gütern, besonders Weinbergen, die denn dem Mutterkloster Siegburg gleichfalls sehr zu Nutze kamen. Jetzt befindet sich das Haupt des Heiligen in der Pfarrkirche der Stadt, bis die prächtige Krypta eingeweiht sein wird, die in Zukunft zu seiner Ruhestätte bestimmt ist. Der Graf von Fürstenberg, seit 1836 Besitzer der Kirche und der Propsteigebäude, ließ den alten Bau abbrechen. Es mag als Beweis für jene so oft angezweifelte Grausamkeit der mittelalterlichen Klosterzucht bemerkenswerth sein, daß man bei dieser Gelegenheit in einem Pfeiler der alten Krypta wirklich eine vermauerte

*) Lacomblet, Urkunde 284.

Nische und in ihr ein menschliches Gerippe gefunden hat. Die neue Kirche hat der Dombaumeister Zwirner entworfen und gebaut. Sie ist im Mauerwerk und in den meisten Skulpturen bereits vollendet: eben jetzt werden die Fresken des Innern gearbeitet, für welche Deger, Ittenbach und andre Künstler der düsseldorfer Schule in Rom die Kartons vollendet haben. Der Bau ist in der Nähe betrachtet von reicher Schönheit; der Stil ist gothisch, aber besonders an den Thürmen mit romanischen Elementen gemischt, was ihm einen unruhigen Charakter giebt. Außerdem macht sich aus der Ferne, so vom Rheine aus, bald eine gewisse Kleinlichkeit des ganzen Eindrucks fühlbar, da für den doch immer kleinen Bau nicht die Form der einfachen Klosterkirche, sondern der üppigste, von Dekorazion überschwellende Stil der riesenhaftesten Kathedralbauten angewandt ist; man wird dieß etwa auf dem Dampfboot vorüberfahrend besonders empfindlich an den Thürmen fühlen, deren durchbrochene Spitze alle Kraft und Massenhaftigkeit aufgeopfert hat. Dagegen sind die Details denn ganz herrlich, namentlich was Kapitelle, Knospenthürmchen und überhaupt das ganze Skulpturwerk angeht: auch die Statue des heiligen Apollinaris an der Fassade ist in Haltung und Ausdruck wunderschön. Besonders aber muß die Wirkung des hellen und doch feierlichen Innern nach Vollendung der Fresken eine gewaltige werden.

Von Remagen steigt, den Apollinarisberg zur Rechten lassend, eine Fahrstraße ins höhere Gebirg, die nach der Landskron oder nach Heppingen im Ahrthale führt: beide Orte erreicht man bequem in anderthalb

Stunden. Auf der Höhe des Fahrwegs, vor dem Walde, gewinnt man eine der herrlichſten Ausſichten, die es im ganzen Rheinthal giebt. Man überſchaut den Strom mehrere Stunden weit; jenſeits die weißen Städtchen und Dörfer, Linz, Rheinbreitbach, Erpel, Unkel, Honneſ im Schatten ihrer weinreichen Schieferfelſen. Aber über dieſen hebt ſich dann noch das Flachland empor, das der Abſenkung des Weſterwaldes angehört und Halmfrüchte hervorbringt, durchſetzt von einzelnen Baſaltkuppen, bis links die ſtrenge, gerade von hier aus wunderſchöne Linie des Siebengebirges wie eine Rieſenmauer dieſen Gottesgarten abſchließt, und der Rhein durchs Thor zwiſchen Drachenfels und Rolandseck von ihm Abſchied nimmt. Kaum Eine der berühmten Ausſichten im Siebengebirge giebt mächtiger dieß ſchönſte Stück des ganzen Rheinlaufs zu genießen.

Nun gehts durch niedern Wald bis zum Köhlerhof, der unter ſeinen herrlichen Eichen auf kühlem Raſen dem Wanderer einen Trunk labender Milch bietet; unfern von da ſcheiden ſich die Wege, rechts geht es gerade nach Heppingen hinunter, links hinauf nach der ſchon längſt ſichtbaren Kuppe der Landskron, wo mit Einem Schlage das Prachtbild des untern Ahrthals ſich aufrollt.

Doch hier müſſen wir Halt machen, und zuvörderſt den Weg überſchauen, welcher nicht mit uns über das Gebirg, ſondern drunten durchs Thal an den Fuß derſelben Höhe führt. Dieſer iſt die Poſtſtraße, welche aber mehr als doppelt ſo weit iſt. Sie geht von Remagen noch eine Stunde am Rhein herauf bis zur Mün-

bung der Ahr, dann folgt ſie dieſem Fluſſe aufwärts bis Heppingen. Eine regelmäßige Poſt und in den Sommermonaten ein Omnibus geht täglich von Remagen auf dieſer Straße aufwärts und zurück.

Dort an der Ahrmündung liegt nun zunächſt

Sinzig.

auch ein alternder Reſt ehemaliger Größe, von einer römiſchen und deutſchen Kaiſerreſidenz mit ſieben Ritterſitzen erſt zur Nebenhauptſtadt eines Herzogthums, dann zu einer kleinlichen Landſtadt herabgeſunken. In den Anfängen der chriſtlichen Zeitrechnung hatten römiſche Legionen in der Nähe von Sinzig ein Standquartier, und die Stadt ſelbſt war unter dem Namen Sentiacum ein römiſches Kaſtell. Die ſie umgebende ſchöne Ebne, gebildet durch die von Brenſig bis Remagen vom Rheinlauf in weitem Halbkreis zurücktretenden Berge, iſt von wunderbarer Fruchtbarkeit und heißt noch jetzt, wie ſchon vor Alters, die goldene Meile *). Dieß und die ſchöne Lage des Ortes, der von ſanfter Berglehne aus die weite Umgegend überſchaut, mag ihn ſchon frühe zu einer bedeutenden Stadt erhoben haben. Von hier, ſo erzählt die Sage, zog Kaiſer Konſtantin aus, um Rom und mit ihm die Welt für das Chriſtenzu erobern. Hier ſoll es auch geweſen ſein, wo er am hellen Mittag das Kreuzeszeichen am Himmel ſah mit

*) Schon Gelenius in ſeinem bekannten Buch über Köln ſagt, Sinzig liege ad aureum milliare, auch die kalvarienberger Chronik kennt den Namen.

der Umschrift, die ihm unter diesem Zeichen den Sieg verhieß. Diese Sage ist falsch; der älteste Zeitgenosse und Zeuge derselben, Laktanz, setzt die Vision, die er indes ganz anders erzählt, vor die Thore Roms an die Tiberbrücke, wo die große Weltschlacht zwischen Konstantin und Marenz geschlagen worden ist. Erst der sehr unkritische Gelenius bestimmt den Platz anders, indem er ihn an die Ahrmündung setzt; die Sage aber, einmal in dem Boden festgewurzelt, treibt, ohne sich vom Zeugnisse der Geschichte beirren zu lassen, hier ihre starken Aeste fort. Dort bei Sinzig soll nun auch eben die Entscheidungsschlacht, der Todeskampf des klassischen Heidenthums, vorgefallen sein, und die Bewohner nennen jetzt wirklich den Bergabhang nach Süden das Schlohnfeld, welches als „Schlachtfeld" gedeutet wird. Hernach tritt Helena, die immer in der Legende ihren Sohn begleitet, auch in Sinzig auf und soll dort eine Kirche gestiftet haben; von ihr hat denn ein bei Gelenius erwähnter Strich Landes in der Nähe den Namen des Helenenfeldes und eins der alten jetzt abgerissenen Stadtthore hieß das Helenenthor; noch heute bewahrt den heiligen Namen der Bergabhang, auf welchem das frühere Minoritenkloster, jetzt in ein schmuckes Landhaus der Familie Rhodius verwandelt, steht, da er „auf der Lehn" heißt; auch ist Helena noch die Schutzpatronin der jetzigen Pfarrkirche. Auf mehr gesichertem Boden stehen wir bei Sinzigs Mittelalter. Wo nur am Rhein der Römer gesessen hat, in Nymwegen, Xanten, Köln, Bonn, da liebte auch der Franke sich anzusiedeln, und so leidet es gleichfalls bei Sinzig keinen Zweifel, daß

hier eine sogenannte Pfalz oder Residenz bestand, in welcher Frankenkönige und deutsche Kaiser bis auf die Zeit der Hohenstaufen gewohnt haben. In diesem palatio oder regia villa Sintzeche sind mehrere Schenkungsurkunden aus jenen Jahrhunderten ausgestellt, die älteste von Pipin dem Kurzen im Jahr 762 *). Ohnehin wurde dieser Platz wol regelmäßig von den Kaisern besucht, wenn sie nach der Wahl in Frankfurt rheinabwärts nach Köln oder Achen zur Krönung zogen. Darum gehörte Sinzig bis zum Sturze der Hohenstaufen dem Reiche und stand unter keinem der umherwohnenden Landesherren, sondern nur unter dem Kaiser selbst oder dessen Vertreter, dem Pfalzgrafen bei Rhein. Hieraus erklärt es sich auch, daß in der Stadt mehrere Ritterfamilien ansäßig waren, unter denen die Rollmann von Sinzig am häufigsten genannt werden. Dennoch wechselte die wohlgelegene und anmuthige Stadt mehrmals ihren Herrn. Nur eine kurze Zeit blieb sie Eigenthum des Bischofs Adelbert von Bremen; diesem seinem Erzieher hatte Heinrich IV. 1065 den Ort nebst Duisburg geschenkt **); aber Friedrich I. residirte weder mehrmals dort als in des Reiches Stadt und Pfalz ***). Alsdann kam die böse Zeit des Kampfes zwischen Philipp und Otto. Jener eroberte die Stadt und sicherte sich ihren Besitz durch den Bau der Lands-

*) Günther Codex Rheno-Mosellanus I, urk. 1.

**) Lacomblet Niederrhein. Urkundenbuch, urk. 205.

***) Günther I, urk. 168 aus dem Frühling 1158. Lacomblet, urk. 350 v. 9. Mai 1174. Godefridus Mon. ad 1189.

kron. Unter ihm, wie auch unter Friedrich II., hielten Stadt und Schloß fest an der Partei der Hohenstaufen. Hierzu scheint besonders ein einheimischer Ritter viel beigetragen zu haben, dessen Name Gerhard von Sinzig in jener Zeit oft genannt wird. Dieser war als Burggraf der Landskron Bevollmächtigter und Vertrauter Friedrichs II.; mit einigen umliegenden Dörfern wurde das Schloß zu einer Reichsherrschaft erhoben, die dann in Gerhards Hause erblich blieb. Gerhard verstand, dankbar zu sein: denn als nun nach dem Tode Erzbischofs Engelbert I., des edeln Freundes der Hohenstaufen, dessen zweiter Nachfolger Konrad von Hochstaden wider den gebannten Friedrich II. Partei nahm, da eröffnete Gerhard alsbald die Fehde gegen den mächtigen Kirchenfürsten, obwol ihm dieser durch den Uebergang der Grafschaft Hochstaden ans Erzstift ein gefährlicher Nachbar geworden war. Sein gleichnamiger Sohn, Gerhard II, folgte den Fußtapfen seines Vaters, wenn gleich damals die Sonne von Staufen schon im abnehmenden Licht stand. Als städtischer Gerichtsherr erpreßte er mehrmals im Auftrage König Konrads IV. von den Juden, die sich in Sinzig aufhielten (ein Beweis für die bald wieder aufgebende Handelsblüte) bedeutende Summen, setzte auch die Fehde mit Köln fort, und half seinem bedrängten König, wo er konnte. Endlich gelang es dem Erzbischof, diesen Gerhard II. gefangen zu nehmen; doch ließ er ihn los unter der sonderbaren Bedingung, daß er dem Erzstift einen Lehnseid leisten und hinfort von Landskron aus gegen dasselbe Nichts unternehmen, vielmehr seinen weltlichen Lehns-

herrn von jedem Verſuch der Art abmahnen ſollte, ſonſt aber dem letztern Heeresfolge und Gehorſam leiſten dürfe. „Die wunderliche Weiſe, wie der Guelfe und Ghibelline ſich verſtändigen, öffnet einen Blick in jene ſtürmiſch bewegte Zeit, in welcher alle möglichen Berechtigungen und Feindſchaften durch einander ſpielen*)." Erſt nach dem Falle der Hohenſtaufen rettete Gerhard ſich und ſeinen Familienſitz durch Anſchluß an Wilhelm von Holland und leiſtete nach deſſen Tode auch dem König Richard von Cornwall Heeresfolge.

Sinzig aber ſcheint in dieſen ewigen Kriegen den Muth zur Selbſtſtändigkeit verloren zu haben, um ſo mehr, da die immer wachſende Schwäche des Reichs keine Sicherheit gegen die Uebergriffe der Territorialherren gewährte. Und hier bot ſich der Stadt zu Schirm und Schutz die benachbarte, eben damals gewaltig aufſtrebende Macht von Jülich dar. Graf Wilhelm V. von Jülich war wie Sinzig ſtets hohenſtaufiſch geſinnt geweſen, und deshalb Feind des Erzſtifts. In dieſes tapfern Mannes Schutz begab ſich Sinzig. Dafür wurde es von dem Zorne des Erzbiſchofs Engelbert getroffen. Denn als ſich in der wieder ausbrechenden Fehde zwiſchen dieſem und der Stadt Köln Wilhelm von Jülich auf die Seite der letztern ſtellte, rückte der Erzbiſchof vor Sinzig. Wilhelm ſelbſt, um die Stadt zu ſchonen, rieth zur Uebergabe, und ſo ließen die Bürger vom Widerſtand ab, da Engelbert ohnehin der Stadt und den dort

*) Worte Burckhardts, der in ſeinem „Conrad von Hochſtaden" S. 45 ff. dieſe Geſchichte ausführlich erzählt.

ansässigen Rittergeschlechtern, besonders den Herrn von Landskron, alle alten Rechte und Freiheiten zu belassen versprach *). Von Sinzig aus brach nun Engelbert verwüstend ins jülicher Land ein, wurde aber bei Lechenich geschlagen und saß mehrere Jahre auf der Stammburg der Jülicher, zu Nidecken, in eisernem Käfig gefangen **). Denn „do der Greve van Guylche (Jülich) mit synen hulperen byschoff Engelbert ind die syn nedergeworpen ind gevangen hadde, bracht he sy zo Nydecke up dat starcke Sloß. vnd lacht yn in so groyss ind stark yseren vessere (Fesseln), ind in eyn so unbequeme placze, dat he bynae doit bleven was. Item dair zo macht men dem Byschoff vurß. (vorgenannt) eyn yseren geremsse as eyn vogels korff buyssen (außen) an der muyren vom Sloß, umb den zo beschempren. ind der Byschoff vurß. moiste dair in gaen sitzen ind daer bynnen blyven, so dicke (oft) vnd so lange as der vurß. Greve woulde." Dieß geschah 1267, und noch in demselben Jahre fiel Sinzig wieder in Wilhelms Hand.

Doch dieß Schutzverhältniß löste die Reichspflichtigkeit der Stadt nicht auf. Sinzig führte noch immer das alte dieß bekundende Wappen, den König auf einem Throne über einem Festungsthor sitzend, und hing dasselbe noch 1280 als Zeuge an eine Hausurkunde von Landskron ***). Der Kaiser Adolf von Nassau brauchte

*) Günther II, Urk. 227.

**) Ueber diese Händel s. die Cronica der hilliger Stat van Coellen fol. 234 b. ff. Günther II, Urk. 274.

***) Gudenus II, 970.; abgebildet bei Günther II, Tafel 13, 65.

bei ſeiner geringen Hausmacht Geld, verkaufte alſo die freie Stadt um 36,000 Mark Sterling an das Erzſtift. Das mochte das Haus Jülich nicht hindern, denn Wilhelm V. war ſchon 1278 mitten in der Stadt Achen, die er überfiel, von einem Fleiſcher, Andere ſagen von einem Schmied, erſchlagen worden, mit ihm drei Söhne, und nur mit Mühe erhielt ſich der jülichſche Grafenſtamm gegen das Erzſtift *). Zwar beſuchte und behauptete Walram von Jülich und Bergheim noch 1289 die Stadt Sinzig, ſtellte Gerhard III. von Landskron als ſeinen Beamten daſelbſt an, und wurde von den Bürgern als ihr „vielgeliebter Herr" anerkannt **): aber nach jenem Verkauf Adolfs übten die Erzbiſchöfe Siegfried von Weſterburg und Wichbold von Holte Hoheitsrecht über Sinzig aus. Dem letztern hatte Kaiſer Albrecht von Oeſtreich die Stadt ausdrücklich im Jahr 1298 zuertheilt ***), jagte ſie ihm jedoch bald wieder ab, indem er den alten Zwiſt zwiſchen ihm und der kölner Bürgerſchaft benutzte, um ihn in einen Krieg zu verwickeln und ihm als Preis der Gnade Sinzig und Kaiſerswerth abzudringen †). Aber wie hätte in dieſen Zeiten, wo jeder Vaſall nur ſo lange dem Reich anhing, als er davon Geld oder Grundbeſitz gewann, ein Kaiſer aus Geldnoth herauskommen können? Heinrich VII. und Ludwig der Baier behaupteten noch Sin-

*) Teſchenmacher Annales pag. 391.

**) Gudenus II. 973. Urk. 40 und 41.

***) Günther II. Urk. 379.

†) Cronica van Coellen fol. 245 b.

zig, dann aber verkaufte es Karl IV. nunmehr förmlich und schließlich an die Jülicher, die jetzt durch Ludwig von Baiern Markgrafen geworden und von Karl bald darauf zu Herzögen gehoben wurden. Der Verkauf geschah 1348, der Preis für Düren, Sinzig, Remagen und Kaiserswerth war 10,000 Pfund Heller *). Wilhelm VII., der diesen Kauf that, baute nun seine Stammveste Nidecken durch Anlage eines großen Saales zur Residenz aus, Sinzig aber befestigte er durch einen starken Schloßbau.

Dieses Wilhelm Werk ist nämlich **) die Burg, deren Trümmer noch erkennbar sind. Ehe man von der Ahr kommend zur Stadt eintritt, sieht man links, außerhalb der Stadtmauer, im Felde eine starke viereckte Umwallung, bei welcher man auch den Wallgraben noch da und dort bemerkt. Durch zwei Brücken über diesen Graben gelangte man in die Stadt und an die Ahr. Das Schloß mag für jene Zeit sehr fest gewesen sein, wenigstens ist der Umfang bedeutend. Auch die Stadt selbst war schon von früher her wohl befestigt, hatte drei starke Thore und da, wo der Bach ein- und ausfließt, zwei Wichhäuser oder Kastelle ***): um diese Werke anzulegen, hatte sie von frühern Kaisern sich das Recht einer Accise ertheilen lassen. Und doch ging Sinzig nebst Düren und Kaiserswerth 1368 noch einmal auf

*) Librarum Hallingensium, Teschenmacher S. 398.

**) Cronika van Coellen fol 264 a.: „he macht dat Steeß zo Syntzich ind den Sale zo Nideck."

***) Gudenus Cod. dipl. II. Urk 101.

Herzog Wilhelm von Berg, und von diesem nach der Schlacht bei Cleverhamm 1397 auf den tapfern Adolf, den ersten Herzog von Cleve über *). Die endliche Vereinigung aller dieser Länder unter Einer Herrscherlinie (seit 1511) machte diesem ewigen Schwanken ein Ende, und Sinzig wurde der Hauptort eines jülichschen Amtes. Die ausbrechende Reformazion wirkte auch hierher. Vielleicht schon im Jahr 1543, als über dem Rheine zu Linz in Auftrage des Erzbischofs Hermann von Wied die Reformazion gepredigt wurde, gründeten sich auch in Oberwinter, Remagen, Sinzig protestantische Gemeinen; doch ging die zu Sinzig im Laufe der folgenden schweren Glaubenskriege wieder unter. Am stärksten wurde die Verwirrung nach dem Absterben des Herrscherhauses über die vereinigten Lande Jülich, Cleve, Berg, Mark und Ravensperg 1609. Der in Folge dessen ausbrechende Erbfolgestreit zwischen Pfalz-Neuburg und Brandenburg machte die blühenden, schon damals durch Gewerbfleiß bedeutenden Lande zum Schauplatz des Krieges zwischen Spaniern und Holländern; jene halfen dem katholisch gewordenen Wolfgang von Pfalz-Neuburg, diese dem protestantischen Brandenburger. Der Krieg zog sich in den dreißigjährigen hinein, in welchem Sinzig von den Schweden besetzt wurde, und der ganze Streit schlichtete sich erst nach diesem Kriege durch den Theilungsvertrag von 1666, in wel-

*) Diese Geschichten, die sehr verwickelt und sehr langweilig sind, mag man ausführlich bei Teschenmacher Annales p. 286 nachlesen.

chem Brandenburg die Lande Berg, Mark und Ravensberg, Pfalzneuburg aber Cleve und Jülich, mit letzterem also auch Sinzig erhielt. Doch auch jetzt fanden die unglücklichen Rheinlande keine Ruhe; Ludwig XIV. warf sich auf das linke Rheinufer, und schon 1688 wurde Sinzig mit seinem noch immer starken Schlosse von den Franzosen besetzt, die dann bei ihrem Abzug im folgenden Jahre das Schloß durch Minen und künstliche Brandlegung zerstörten *).

Darf man sich wundern, wenn nach all diesen Stürmen Sinzig zu einem kleinen Flecken geworden ist, der nur noch von Feld- und Weinbau lebt? In den Festungsgraben wächst Korn, an die Stadtmauer haben sich arme Hütten angelehnt, von dem alten Kaiserpalast ist keine sichere Spur geblieben, und Wilhelms VII. mächtiger Schloßbau ist mit Gemüsegärten bepflanzt. Doch spielt um ihn noch das Zauberlicht der Sage; auch dieß Schloß, das seinen Besitzer so oft gewechselt, hat seine weiße Frau. Auf jenen Brücken erschien sie vorzeit, die vom Hauptbau nach der Stadt und nach der Ahr führten, früher ganz schwarz, dann halbweiß und zuletzt ganz weiß. „Eine hohe weibliche Gestalt wurde sie, gesehen, mit hellschimmernden Augen, in der Rechten ein schweres Schlüsselbund tragend und oft den Vorübergehenden freundlich winkend. Manchen lockte sie in die Gewölbe der Burg und noch Keiner hat menschlichem Ohre vertraut, was ihm hier widerfahren. Gar wundersame Mährlein erzählen sich die alten Leute von

*) Das Genauere oben S. 112.

der Schloßjungfrau, die besonders sich dann zeigte, wenn ein großes Ereigniß dem Lande bevorstand, und dann zuweilen von einer der Brücken um die Weiher durch den alten Schloßgarten schwebte und auf der andern wieder verschwand. Hielt sie ihren Gang ab bei Tage oder bei Nacht, so vernahm man unter den Erlen und Weiden, die um die Weiher säuseln, ein tiefes Stöhnen und Seufzen; Kinder, die im Schloßgarten spielten, wurden von ihr geschützt und gewarnt, wenn sie sich dem Wasser näherten, und sogar einmal drei Kinder, als ein Sturm die Kleinen bei ihren Spielen zu überraschen drohte, von ihr aufgehoben, über die Stadtmauer getragen und hier sanft niedergesetzt *)."

Nur Ein sichtbares Denkmal der schönen Vergangenheit der Stadt ist auf uns gekommen: dieß ist die herrliche Pfarrkirche **), welche Erzbischof Wilhelm von Köln 1350 sammt allen Einkünften dem Marienstift zu Achen schenkte ***). Ueber die Zeit der Erbauung mangelt die Nachricht, aber der Stil spricht deutlich genug. Sie ist mit den benachbarten Kirchen von Heisterbach und Heimersheim gleichzeitig, gehört also der schon bei Remagen besprochenen Klasse des Uebergangsstils zwischen Rund- und Spitzbogen an; ja man darf kühnlich behaupten, daß sie mit ihrer etwas jüngern, aber

*) Ich folge hier wörtlich Herrn Bender, da ich die Sage nicht selbst aus Volksmunde kenne.

**) Risse und Abbildungen bei Boisserée, Denkmäler des Niederrheins.

***) Günther III, urk. 370.

größern Schwester, der Pfarrkirche zu Gelnhausen und mit der Quirinskirche in Neuß um den Preis ringt, das mustergültigste Beispiel dieses Stils zu sein. Schon dieß führt uns auf die Periode kurz nach dem Kriege zwischen Philipp und Otto, also ins dreizehnte Jahrhundert, womit dann die Jahreszahl der Glocke 1209 und die Details übereinstimmen, in welchen die sinziger Kirche dem Chor von Remagen, der Kreuzarmen des Münsters zu Bonn, den erwähnten Kirchen zu Gelnhausen und Neuß am nächsten steht. Der Bau ist aus Einem Gusse und wir werden bei ihm nicht, wie so häufig, durch die Verbindung der Stile verschiedener Jahrhunderte gestört. Die Kirche hat Kreuzform; im Durchschneidungspunkt der beiden Kreuzarme zeigt sich im Innern die gewöhnliche romanische Kuppel, welche außen durch einen breiten achteckigen Thurm ausgedruckt ist. In diesem Thurme über der Kuppelwölbung hangen die Glocken, unter denen die größte, mit Namen Maria, außer Anderm die Aufschrift führt:

Anno domini MCCLXXXXIX mense mai fui fusa.

Dieser Hauptthurm ist mit Schiefer gedeckt; außerdem stehen dann zu beiden Seiten der Chornische, da wo diese sich dem Hauptschiff einfügt, zwei viereckte mit gemauerten Steinhelmen abgeschlossene Thürme; aus einem ragt eben ein runder dünner Steinpfeiler heraus, dessen Zweck Niemand anzugeben weiß. Die Chornische ist nicht, wie bei den reinromanischen Bauten, im Halbkreis angelegt, sondern, was dem Uebergangsstil eigen, in fünf Flächen gebrochen, ganz wie die Kreuzarme am

bonner Münster und der oben erwähnte Chor von Remagen. Diese Nische ist von zwei rundbogigen Fensterreihen durchbrochen, jedes Fenster steht zwischen einer zierlichen Lisen und unter einem Bogenfries; über den Fensterreihen folgt eine offene Galerie, und über dieser, was sehr charakteristisch, eine Reihe von dreieckigen Spitzgiebeln, deren fünf sind, so daß jedem Fenster einer entspricht: eine Verzierung, die auch an dem Hauptthurm wiederkehrt, und sich sonst nur selten, z. B. am Chor der Kirche zu Gelnhausen findet. Ferner ist bemerkenswerth, daß die Nebenschiffe des Langhauses nicht da aufhören, wo sie ins Querschiff einmünden, sondern hinter demselben sich noch bis an die Thürme fortsetzen, welche die Chornische einfassen, und daß das linke dieser Seitenschiffe mit einer kleinen halbrunden Chornische schließt. Das letztere ist selten, findet sich aber ganz in der Nähe in Heimersheim wieder. Häufiger ist die mehr symmetrische Anordnung, daß auch das rechte Seitenschiff ein eigenes Chörchen, die Kirche im Ganzen also drei Chöre bekommt, wie man dieß z. B. in Laach und schon viel früher in mehreren Basiliken von Rom sieht *). Jener kleine Seitenchor links vom Hauptchor diente dazu, der Jungfrau Maria einen besondern Altar aufzurichten, und ersetzte so bei kleinen Bauten die sogenannten Liebfrauenkirchen, welche man in den großen bischöflichen Hauptstädten zu Mariens Ehre neben den Domen aufzurichten liebte. Das Langhaus der Kirche zeigt im

*) Vgl. meine Geschichte der bild. Künste bei den christl. Völkern, Bonn 1845, S. 57 und weiter.

Innern eine Form, welche besonders oft an morgenländischen Kirchen vorkommt, in unsern Gegenden aber auch bisweilen der Raumersparniß wegen angewendet wurde. Die Seitenschiffe sind nämlich zweistockig angelegt: ihr unterer Gang ist ganz niedrig überwölbt, so daß zwischen dieser Wölbung und dem Dache dieser Nebenschiffe noch Emporkirchen Platz haben, welche sich zu beiden Seiten des Eintretenden jede durch fünf große von Säulenstellungen durchbrochene Bogen nach dem Mittelschiffe öffnen; dieß haben ebenso die Pfarrkirchen von Andernach und Ahrweiler. Die Nebenschiffe sammt ihren Emporkirchen sind im Rundbogen, das höhere Hauptschiff aber in dem mehr emporstrebenden Spitzbogen überwölbt, und so schlägt der Spitzbogen auch am obersten Stockwerk des Hauptthurms durch. Die Fenster im Hauptschiffe haben die Form gestutzter Rosen, die ebenfalls bei Uebergangskirchen sich so oft findet und als Mittelglied zwischen dem romanischen Halbrundfenster und der vollen germanischen Rose betrachtet werden kann. Der Eindruck des obwol kleinen Bauwerks ist bedeutend und sehr harmonisch; die westliche Hauptfassade ist reich, obwol etwas barock verziert; einfacher sind die Fassaden der Kreuzarme gegen Norden und Süden gehalten. Der Gesammtcharakter des Aeußern erinnert auffallend an die Quirinskirche zu Neuß, deren Bau nach einer im Innern an der Südseite eingemauerten Inschrift *) 1208 durch den Meister Wolbero begann. Da auch mit dieser Jahrszahl das muthmaßliche Zeit-

*) Weisserre a. a. O. (Aachen 1844) S. 19.

alter der sinziger Kirche übereinstimmt, gewinnt allerdings Wendens Vermuthung eines gemeinsamen Baumeisters einige Wahrscheinlichkeit.

In der erwähnten kleinen Obermesche des linken Nebenschiffs befindet sich Sinzigs Wahrzeichen, eine natürliche männliche Mumie, die man, Niemand weiß warum, den heiligen Vogt nennt. Nicht einmal wo sie gefunden ist, weiß man: die Sage will, daß die Ahr bei einer Ueberschwemmung sie ausgespült habe. Sonderbar ist, daß an der Mumie die Hautfarbe und die Beweglichkeit aller Gelenke, sogar der Zunge, sich erhalten hat. Da die Hände nicht gefaltet, sondern kreuzweis über die Brust gelegt waren, mag der Mann seinerzeit noch ein guter Heide gewesen sein: die Leute sagen aber: er habe einen Hofdienst bei Kaiser Karl oder gar bei der Kaiserin Helena gehabt. Man hat früher viel Schwank mit dem Vogt getrieben, da er noch unbeachtet im Beinhäuschen lag, die jungen Gesellen stellten ihn des Nachts vor die Hausthüren, um die Mädchen zu erschrecken: eine Fürstäbtin von Essen hörte bei einer Durchreise davon, und ließ den Körper in den Glassarg legen, darin er noch jetzt sich befindet. Im Jahr 1797 mausten die Franzosen dieß Naturwunder, und die Deutschen brachten es 1815 wieder mit. Viele tausend Fromme, zum Theil barfuß mit brennenden Kerzen, holten den Vogt in Prozession von Köln ab; die Weiber putzten ihn mit Kleidern und Goldflittern aus und er galt für einen Heiligen. Da er aber keine gültige Kanonisazionsurkunde aufzuweisen hat, so machte nun diesem Schwank

die Geistlichkeit ein Ende, indem sie den Sarg in die meist verschlossene Nebenkapelle stellen ließ.

Dem Kunstfreund werden erfreulicher die beiden großen, leider verstaubten und sehr verletzten Oelbilder sein, die er in derselben Kapelle — und nicht einmal aufgehangen! — findet. Sie sind edle Blüten der kölnischen Schule, von rührender Schönheit besonders in den Köpfen. Wer frisch von den berühmten linzer Bildern herkommt, wird die große Aehnlichkeit bemerken. Alle vier Bilder sind von dem Meister der Lyversbergschen Passion in Köln, der auch in der Pinakothek von München und minder sicher im Wallrafianum zu Köln Werke seiner Hand hat; es ist der Meister, den man bisher Israel von Meckenem zu nennen pflegte, bis man jetzt zugesteht, daß sein Name ganz unbekannt ist. Er gehört der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an *).

Wer aber die frische Natur mehr liebt, als Mumien und verzeichnete Altkölner, der lasse vom Küster sich im Innern der großen Chormesche herum auf die äußere Galerie führen, und schaue durch die Säulchen und Pfeiler derselben in die „goldne Meile" hinaus, drüben nach Linz und rechts nach Breysig herauf. Es ist eine Aussicht, wie sie auch das Rheinland nur selten bietet und zwar an den Stellen, wo die Berge vom Flusse zurücktretend der ganzen Fruchtbarkeit der Rheinebne Raum lassen. Schöner wußte ich von dem auch

*) Nach Kugler, Kunstgesch. S. 731. erkennt diese Bilder in ihrem Werthe und als Werke eines Malers an.

in ſeinem Verfall noch freundlichen Sinzig nicht Abſchied zu nehmen als auf dieſem Punkte. Doch iſt auch die Ausſicht von der Lehn, vor dem Hauſe des Herrn Rhodius, über alle Beſchreibung ſchön.

Von Wirthshäuſern werden die zur Krone, zum Helenenberg und zur Lilie empfohlen. Ich habe mich im Stern ſehr wohl befunden; der Wirth, noch jung, iſt vor ein paar Jahren mit einem türkiſchen Ferman, den er noch zum Wahrzeichen aufweiſt, durch den ganzen Orient, über Konſtantinopel und Jeruſalem bis nach Alexandrien gewandert, und kann viel erzählen.

II. Von der Ahrmündung bis Ahrweiler.

Ein paar Büchſenſchüſſe unterhalb Sinzig kommt denn die Ahr hervor aus einem von niedrigen Bergen eingeſchloſſenen Thale, in deſſen Mitte ſich mit charaktervollem Umriß das abgeplattete Baſalthaupt der Landskron emporhebt. Zwiſchen Weiden und Erlen ſchlängelt ſie ſich dem eine Viertelſtunde entfernten Rheine zu, den ſie im Sommer häufig nur mit geringer Waſſerflut, im Winter aber oft mit mächtigen Strudeln erreicht, welche das ganze weite Kiesbette ausfüllen. Darum iſt auch die Brücke, welche über ſie nach Sinzig führt, ſo vorſichtig lang und hoch gebaut. Am linken Ufer des Fluſſes geht die Fahrſtraße, in rechtem

Winkel von der Rheinchaussee abbiegend, ins Ahrthal hinein. Dasselbe ist hier nicht besonders charakteristisch. Ziemlich kahle Berge, in der Flußniederung Weidenpflanzungen, rings Kornfeld, das ist Alles. Aber schon beginnen die Weinberge am linken Ufer: dann folgt in Obstgärten versteckt, an die weinreichen Berge gelehnt, das freundliche Bodendorf, eine der ansehnlichsten Ortschaften der Ahr mit vielen stattlichen Häusern, sonst zu der Reichsherrschaft Landskron gehörig. Sein Wein war schon im Mittelalter geachtet, daher auswärtige Klöster und Adelsfamilien hier zahlreiche Weingüter erwarben, und wird jetzt zum Theil zu mouſſirendem Champagner angewendet, der dem Französischen vollkommen gleich sein soll. In Bodendorf, auf dem Gute seines nun verstorbenen Vaters, hat der Dichter Karl Wilhelm Müller, der sich jetzt als Wolfgang Müller bezeichnet, viele seiner Lieder geschrieben: ein ächter Sohn des Rheins, in dessen Dichtungen *) die ganze Herrlichkeit seiner Heimat lebt, und dem wir auf unserer Ahrfahrt noch oft begegnen werden. So geht es denn nach Lohrsdorf, das gerade unter dem jähsten Absturz der Landskron liegt, und von wo bereits ein ziemlich gangbarer Fußsteig zu ihr hinaufführt. Auch Lohrsdorf gehörte vorzeit den Herrn des Schlosses. Die Niederung des Flußbettes schiebt sich hier dicht an den Bergfuß und an den Fahrweg heran, und von der Hauptstraße führt uns eine Brücke links über den Fluß in

*) Junge Lieder. Düsseldorf 1841. Balladen und Romanzen. Ebendas. 1842.

die oft der Ueberſchwemmung ausgeſetzten kühlen Weidenpflanzungen hinein: hinter ihnen liegt an ſanft aufſteigender Höhe

Heimersheim.

Dieſer Ort war einſt viel bedeutender als jetzt; man ſieht an der Lage der Häuſer und den Thorträmmern, daß er einen Mauerring hatte, auf dem noch jetzt ein Fußpfad um das ganze Dorf herumläuft. Turenne hat 1674 den Ort niedergebrannt, und die Kirche trägt noch die Spuren der Rohheit, mit welchen die den katholiſch-öſtreichiſchen Intereſſen feindſäligen Franzoſen und Weimaraner damals die Gotteshäuſer mishandelten: die obern Theile brannten ab, und ohne Zweifel iſt damals auch der Taufſtein zerbrochen worden, deſſen Stücke auf dem Vorplatz der Hauptfaſſade liegen. Die Kirche iſt ſehr ſchön, ein wahres Muſter zierlichen und ſparſamen Stils für ein kleines Gebäude; neuere Baumeiſter ſollten ſich das bedenken, ſtatt Dorfkirchen mit der feinſten gothiſchen Filigranarbeit auszumeißeln. Auch dieſe Kirche gehört der Uebergangszeit an, nämlich der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Ihren Kern bildet, wie zu Sinzig, ein einfacher, aber ſtarker achtſeitiger Thurm. Jede Seite dieſes Thurms iſt mit Eckpfeilern eingefaßt und hat zwiſchen dieſen ein Spitzbogenfenſter. Ueber jedem Fenſter liegen drei Konſolen, auf dieſen ruht aber kein Bogenfries, ſondern, was ſeltener, ein gradliniges Gebälk, welches den Thurm oben rings umzieht und kräftig zuſammenfaßt. Ueber jeder Thurmſeite erhebt ſich dann ein Spitzgiebel in

Form eines gleichseitigen Dreiecks. Sowol die Fenster als die Spitzgiebel sind zierlich aber nach ganz einfachem Muster durchbrochen, und zwischen den Spitzgiebeln ruht endlich der schlichte Thurmhelm. An diesen Thurm schließt sich nun die wiederum fünfseitig gebrochene Chornische, ihr gegenüber das Langhaus mit zwei Seitenschiffen, und an den beiden übrigen Thurmseiten die beiden Kreuzarme an. Sehr auffallend ist, daß wir hier abermals, wie in Sinzig, an einem Seitenschiff eine besondere kleine Chornische finden, und zwar wieder an dem linken oder nördlichen Seitenschiff: das südliche schließt ungeschickt mit einer schwerfälligen Sakristei. Ferner bemerken wir auch hier über den niedrig gewölbten Seitenschiffen eine Emporkirche angeordnet; man sieht an dieser ganzen innern Anordnung und nicht minder an der Gestalt und Verzierung des Thurmes, wie nahe Sinzig, Heimersheim und Ahrweiler einander stehen. Unter dem Thurm liegt im Innern eine Kuppel in Gestalt eines der Breite nach durchgeschnittenen Eies, die ziemlich ungeschickt mit acht geknickten Gewölbgurten auf die vier Hauptpfeiler aufgesetzt ist. Schön sind dagegen, wie in Remagen, nur etwas schwer in den Kapitellen, die Säulchen, welche als Gewölbträger in den Ecken der Chornische aus der Wand hervortreten: auch hier erscheinen wieder je zwei Säulenschäfte übereinandergestellt und durch einen Wulst verbunden. Zwei Fenster des Chors haben ächte alte und sehr schöne Glasgemälde, soweit der miserable moderne Altaraufsatz dieselben erkennen läßt. Leider werden sie, wenn nicht Fürsorge getroffen wird, bald einstürzen, da die Schei-

ben nur noch lose in den Rahmen haften *). Jedes dieser Fenster hat etwas über einen Fuß Breite, beinahe an sieben Fuß Höhe, die Bilder sind aber ungleich an Zahl in beiden, indem das Fenster links nur drei, das andere rechts aber sechs Abtheilungen übereinander zeigt. Auf diesem sehen wir unten die dreispitzige Goldkrone im rothen Feld, das Wappen der Landskron, welche mit ihrer Kapelle zur Pfarrkirche von Heimersheim gehörte: dieß Wappen giebt ungezweifelt den Stifter dieser Glasfenster an, welche demnach der Blütezeit des landskronischen Geschlechtes gegen Anfang des vierzehnten Jahrhunderts angehören mögen. Darüber folgen in den fünf übrigen Abtheilungen Verkündigung, Geburt, Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt des Erlösers. Bemerkenswerth ist, daß bei der Krippe Josef bereits den spitzen Hut trägt, der den Juden im Mittelalter bezeichnet. Das linke Fenster hat unten in einer kleinen Abtheilung einen gekrönten Bischof und die h. Katharina mit dem Rade, darüber in zwei größern, mit der Sinnesart des Stifters übereinstimmend, die beiden ritterlichen Heiligen Georg und Mauritius, (den letztern als Schutzpatron der Kirche) mit Schild und Speer bewaffnet, in Ringelpanzern, über welche lange Waffen-

*) Abgebildet bei J. H. Müller, Beiträge z. deutschen Kunst- und Geschichtskunde durch Kunstdenkmale. Darmstadt 1837. Tafel 9. Müllers Angabe, daß die Glasmalerei dem zwölften Jahrhundert angehöre, ist falsch, da die Landskron, deren Wappen hier vorkommt, erst am Anfang des dreizehnten gebaut wurde.

röcke geworfen sind. Die Gewölbe der Kirche sind alle rundbogig, so auch alle Fenster und die Bogen, durch welche sich die Emporbühne nach dem Mittelschiff öffnet; nur einige Bogen der untern Wölbung in den Nebenschiffen sind spitz, fallen aber damit so sehr aus dem Ganzen heraus, daß wir dieß kühnlich einer spätern Hand zuschreiben dürfen. Ueberhaupt ist das Kirchengewölbe in einer sehr ungeschickten Zeit, wahrscheinlich im siebzehnten Jahrhundert nach dem großen Brande von 1646, verflickt und theilweise gesenkt worden. Ursprünglich spitzbogig sind wol nur die Gewölbe der Kreuzarme und der Chornische gewesen, vielleicht um diese zu stattlicherer Höhe erheben zu können. Aeußerlich zeigt die Kirche drei Portalfassaden, die alle drei verschieden verziert sind. Die Hauptfassade sieht jetzt schlecht aus, weil ein gemeinsames Dach über allen drei Schiffen liegt; man sieht es dem Mauerwerk deutlich an, daß dieß eine spätere, von Geldersparung gebotene Geschmacklosigkeit ist. Die Mauern der Seitenschiffe sind durch Wandstreifen und Bogenfries belebt; zwischen diesen Verzierungen liegen die unscheinbaren rundbogigen Fenster. Endlich bemerken wir an der Außenseite noch die Wendeltreppe, die auf das Gewölbe führt, in Gestalt eines runden Thurms seitwärts an eine der fünf Chorwände angelehnt. Dieß ist selten und macht sich an dieser Stelle unvortheilhaft: der Chor als Haupttheil der Kirche soll billig auch im Außern unverbaut bleiben um seine Bedeutung kraftvoll auszusprechen. Aber selbst in diesem Mangel zeigt sich wieder eine Eigenthümlichkeit des Uebergangsstils. Solche Wendeltreppen pflegen

nämlich meiſt in Thürme gelegt zu werden. Nun war, ehe der Uebergangsſtil aufkam, beſonders im zwölften Jahrhundert, eine gewiſſe Thurmverſchwendung Mode. Man ſetzte zwei Thürme in die Faſſade, zwei neben die Chornische, und obendrein manchmal noch zwei Kuppelthürme über den weſtlichen Haupteingang und den Durchſchneidungspunkt der Kreuzarme. Dadurch erhielt wenigſtens bei kleinern Bauwerken das Ganze etwas Unruhiges, indem man über dieſer Maſſe von Thürmen, z. B. in Laach, nur ſchwer den Grundplan erkennt. Der Uebergangsſtil brachte eine weiſe Sparſamkeit herein und begnügte ſich, um einen geordneten Geſammteindruck zu gewähren, mit dem Einen Hauptthurm über der Durchſchneidung, dem er nur bei etwas größern Kirchen, z. B. in Sinzig, zwei viel kleinere Thürme neben dem Chor zufügte. Hier in Heimersheim würden bei der Kleinheit des ganzen Bauwerks dieſe beiden Thürme ſtörend geweſen ſein: man baute alſo ſtatt ihrer lieber eine aparte und freilich unſchöne Wendeltreppe dem Chor an.

Bei den Leuten der Umgegend iſt ein Grabmal dieſer Kirche faſt über Verdienſt berühmt. Es iſt ein Hautrelief der Kreuzſchleppung in Marmor ausgeführt, aus dem Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts, welches der Erzbiſchof Lothar von Trier hierher geſtiftet hat.

Für den Freund der Kunſtgeſchichte iſt endlich noch im Innern ein Steinmetzzeichen beachtenswerth. Auf dem Gewölbſchlußſtein des kleinen Seitenchors ſieht man nämlich eine Franzika oder ſogenannte franzöſiſche Lilie ausgemeißelt, deren Fußende in eine Roſe ausläuft.

Genau daſſelbe Zeichen hat die ſilverwandte Kirche von Oberbreyſig auf dem Schlußſtein des Hauptchors, und ſehr ähnlich, nur ohne die Roſe, findet ſich dieſe Franzika an der Kirche von Rubenach und an der Kapelle von Kobern an der Moſel, von denen die letztere ganz ungezweifelt dieſem dreizehnten Jahrhundert angehört; ebenfalls kommt ſie, jedoch als Fenſteröffnung, bei den verwandten Kirchen von Sinzig und Neuß, ſo wie an dem abgebrochenen Dormitorium von Sankt Gereon in Köln vor. Erwägen wir die Gleichzeitigkeit aller der genannten Bauwerke, ſo erhebt es ſich zu großer Wahrſcheinlichkeit, daß dieſe Franzika das Wahrzeichen einer beſtimmten rheiniſchen Bauhütte iſt, und ſie würde in dieſem Falle als eins der älteſten Steinmetzzeichen, die es überhaupt giebt, von großem Belang für die Kunſtgeſchichte ſein, weil bekanntlich die Bauhütten und ihre Zeichen erſt im dreizehnten Jahrhundert auftreten. Zugleich aber fällt hierdurch ein überraſchendes Licht auf den Umſtand, daß die erwähnten Kirchenbauten faſt alle ſo ſchön und in ihren feinern Eigenthümlichkeiten einander ſo nahe verſchwiſtert ſind.

Von Heimersheim zeigt ſich die Landskron in der ganzen ſtrengen Schönheit ihrer Umriſſe, da ſie hier dem Beſchauer nicht ihre breite Flanke, ſondern ihre ſcharfe Stirn entgegenhält: ganz kegelförmig mit völlig graden Linien ſteigt ſie aus dem Thale empor. Wir kehren über die Brücke zurück, umwandeln auf der Hauptſtraße den Fuß des ſtolzen Berges und gelangen alsbald zum

Heppinger Brunnen.

hinter welchem in geringer Entfernung das Dorf Heppingen aus Bäumen hervorschaut. Wir befinden uns dicht unter der Landskron, die auf dieser Seite gleichfalls mit jähem Abhang, aber auch mit sehr breiter Masse ins Thal herabfällt, dessen Sohle sie an tausend Fuß überragt. Das Wasser des heppinger Brunnens ist ein sehr angenehmer und gesunder Säuerling; es hält sich gut und wird weithin versendet. Mit Wein und Zucker stark aufschäumend kommt es an Geschmack, wenn auch nicht an Kraft, dem selterser Brunnen gleich. Die Quelle ist Staatseigenthum, jedoch an zwei Privatunternehmer verpachtet. Mit ihr rivalisirend hat sich vor einigen Jahren etliche Schritte naher beim Fuße des Felsen eine zweite Quelle erschlossen, die jetzt durch ein stattliches Gebäude eingefaßt ist, und unter dem Namen des landskroner Wassers jenem den Rang streitig zu machen sucht: die letztere ist Privateigenthum. Beide Brunnen waren sonst durch die Landstraße von einander getrennt, welche aber jetzt verlegt ist und sie rechts von sich liegen läßt. Wer die großen Mineralquellen in Nassau und anderwärts noch nicht gesehen hat, wird nicht ohne Vergnügen der Krugfüllung zuschauen. Zu bedauern ist der Mangel einer guten Gastwirthschaft, seitdem ein derartiges Etablissement auf der sogenannten heppinger Burg, die im Dorfe selbst liegt, zu Grunde gegangen ist.

Die Landskron.

Vom Brunnen geht ein sehr steiler Pfad zur Lands-

kron hinauf durch die Weinberge, mit denen der Fuß des Berges bepflanzt ist. Auf ihm sieht man deutlich, wie aus der Grauwacke der dunkle Basalt hervorgeschossen ist, und man blickt in die Werkstätte der Natur, welche die flachlinigen schlichten Gebilde Neptuns durch die kühnen pittoresken Linien der vulkanischen Schöpfungen erst zur vollen Schönheit erhub. Mehr nach der Spitze zu erkennt man die regelmäßigsten Basaltsäulen, vorzüglich im Innern der Schloßkapelle: dort erst brach die volle krystallisirende Thätigkeit des Feuers ans Tageslicht. Aber dieser Weg ist sehr beschwerlich: ein anderer geht durchs Dorf zum Berge und windet sich bequem erst durch Obstpflanzungen, dann durch den Wald zum Gipfel empor: eben mündet er in den alten Burgweg ein, der uns zuerst zur Kapelle führt. Dieß ist das einzige erhaltene übrigens ganz unbedeutende Bauwerk des großen Schlosses, und hier knüpft sich die schöne Sage der Landskron an. Ein feindlicher Ritter, es heißt vom Tomberg, brach in Abwesenheit des Herrn von Landskron mit Mord und Brand ins Schloß ein. Die drei Fräulein von Landskron flüchteten, von dem Räuber verfolgt, auf die Felskante, die noch heute schroff die Kapelle überragt: dann, ihre Ehre zu retten, wählten sie den Tod und sprangen auf den Felsen herab, der jetzt die Kapelle trägt. Dort verschwanden sie dem Blick des Verfolgers; der Fels hatte sich aufgethan und eine Grotte gebildet, die sich hinter ihnen schloß: in der Grotte entschliefen sie. Darüber kehrte der Herr von Landskron zurück, drang durch den verborgenen Gang und erschlug den Räuber mit seinen Gesellen. Im

Schmerz über ſeine Töchter wachend ſah er in der dritten Nacht ein Engelchen, das ihm die Stelle der Felſengrotte wies. Dort fand man die Vermißten, und an dieſer Stelle wurde die Kapelle gegründet, die nun als Zeugin des Wunders mit ihrem weißen Giebel weit ins Land hineinſchaut, und bis heute den Namen der Jungfrauenkapelle führt *). Wirklich ſieht man in dieſer noch eine natürliche Felſengrotte aus den ſchönſten regelmäßigen Baſaltſäulen gebildet, die jetzt als Sanktuarium der dicht an die Felswand angelehnten Kapelle dient. Noch jetzt wird dort einmal in der Woche regelmäßig Meſſe geleſen, und die Stätte bleibt, wie ſchon von langen Jahren her, ein beſuchter Wallfahrtsort für Kinderkrankheiten. Leider iſt die Kapelle faſt immer geſchloſſen, und da hier oben Niemand wohnt, muß man den Schlüſſel in Heppingen erfragen und durch einen Boten mit heraufnehmen. Uebrigens iſt architektoniſch an der Kapelle Nichts verloren.

Erwägen wir nun die oben erzählte Sage und den Platz der Kapelle, ſo führt uns Alles darauf, an dieſer Stelle ein Heiligthum zu ſuchen, das weit über die chriſtliche Zeit hinaufgeht. Eine Felsgrotte, bewohnt durch drei Frauen — dieſe in eine Stelle der Anbetung verwandelt und noch den Namen der Jungfrauen-

*) Der Name iſt ſehr alt und kommt bereits in einer Urkunde von 1470 (bei Gudenus S. 1341) vor: ad Capellam Beatae Mariae Virginis prope castrum Landzkron, *vulgariter nuncupatum* der funff Junfern Capell; die Zahl 5 weicht aber von der Dreizahl der Volksſage ab.

kapelle bewahrend — das erinnert auffallend an die drei Frauen oder Jungfrauen, die auf mehreren Stellen des Ardennen- und Eifelgebirgs mit mythischem Glauben verehrt werden. So kommen die drei Jungfrauen in mehreren Kirchen Luxemburgs, aber auch noch näher bei der Landskron, zu Auw im Kyllthale vor, wo sich gleichfalls eine christliche Sage bezüglich auf die Rettung ihrer Jungfrauenehre an sie knüpft *). Diese Jungfrauen sind ursprünglich keltische Gottheiten, die zur Römerzeit auch noch bei den germanischen Eroberern des westlichen Rheinufers in hoher Verehrung standen, wie unzählige Votivsteine das beweisen. Doch behielten sie in romanischen Landen, also unter Kelten, ein längeres Ansehn. In heidnischer Zeit hießen sie die Matronen oder die drei Mütter, und versinnbildeten die ganze Fülle der treibenden Naturkraft; ihr Symbol war ein Fruchthorn oder aufgeschüttete Getreidehaufen. Wie so oft, hat das Christenthum hier dem heidnischen Herzen nachgegeben. Zornige Gottheiten wurden Teufel, milde retteten sich in die Kirche hinein. An den Stellen, wo der Heide ursprünglich die segnenden Götter angebetet, mit Wallfahrten und Opfern geehrt hatte, wurden christliche Bittfahrten, Kapellen und Bräuche angepflanzt, bis das Volk über den neuen Schützern der alten Lieblinge vergaß **). Und so färbte sich endlich auch die Lokal-

---

*) Dr. Jakob Schneider („das Kyllthal." Trier 1843. S. 107 ff.) hat auch schon jenen heidnischen Zug in den Jungfrauen von Auw herausgesehen.

**) Man vergleiche über diesen höchst bedeutsamen Mythos

sage christlich: an die Stelle der dunkeln mächtigen Naturkraft traten lebendige, empfindende Wesen, die gebärenden Feenmütter wurden zu leidenden verfolgten Jungfrauen.

Von der Kapelle geht dann der mit Mauertrümmern und Mörtel bestreute Weg auf das Plateau hinauf. Die Werkstücke sind massige, aus dem Berge selbst gebrochene Basaltsäulen, durch Traß verbunden. Das Schloß ist sehr zerstört; man erkennt aber an den starken Unterbauten und dem weiten Umfang noch ganz klar die Bedeutung der Veste. Obwol verschüttet scheiden sich noch drei erhöhte Punkte an den Ecken des Gebäudes aus, vermuthlich die Eckthürme: der südwestliche ist besonders keck durch ein mächtiges Rundbogengewölb auf den schroffsten Felsen aufgesetzt. Uebrigens ist dieß nur die obere Burg: die sogenannte Niederburg umfaßte alle die Reste, die man seitwärts und vorwärts von der Kapelle sieht, und bestand aus einer Menge von Gebäuden, welche theils zu den Bedürfnissen eines ritterlichen Haushalts im Großen, theils zu Wohnungen, theils endlich zur Befestigung dienten.

Die Aussicht von dieser ganz freien Bergwarte spottet jeder Schilderung: sie beherrscht Rhein und Ahr gleichzeitig. Nach Westen erschließt sich das fruchtbare untere Ahrthal, rechts von köstlichen Weinlagen einge-

---

Dr. H. Schreibers „Feen in Europa," Freiburg 1842, ganz besonders aber die vortreffliche Abhandlung von Dr. Lersch in den Jahrbb. des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande 1843. II, S. 124 ff.

faßt, die ſich fortziehen bis wo ferne die Berge von Wallportzheim das Thal ſperren; links von einem mehr bewaldeten Höhenzug abgeſchloſſen, der mit der Baſaltkuppe des Neuenahr herübergrüßt. Mitten inne aber in erweitertem, mit grünen Saaten bedecktem Thalgrunde die luſtige Ahr, hie und dort im Gebüſch verſteckt, meiſt aber aus bald breiterem, bald ganz ſchmalem Bette in bunter Windung zu uns herausblipend. In dieſem Thal reiches Leben; drüben, eine Stunde entfernt, das alte Ahrweiler mit den grauen Thoren und Thürmen; näher bei uns eine Reihe lieblicher Dörfer in Obſtbainen, unter denen ſich am andern Flußufer Heimersheim durch das zierliche faſt wie ein ſchmuckes Modell gebildete Kirchlein auszeichnet; dicht unter uns Heppingen mit des Brunnens geſchäftiger Regſamkeit, und am jähen Abhange die arbeitenden Winzer. Rückwärts aber über die niedrigern Waldhöhen hinblickend überſchauen wir das Rheinthal, unten vom Siebengebirge, gradaus von den Baſaltkegeln bei Linz, ſüdlich von den Bergen der vulkaniſchen Eifel abgeſchloſſen: Sinzigs drei dunkle Kirchenthürme heben ſich in dieſem Thale hervor, freundlicher die Dörfer des rechten Ufers und Linz mit ſeiner hellen an den düſtern Schieferfels gelehnten Kirche; ihm gegenüber, auf unſerer Rheinſeite, die Gebüſche, welche die Ahrmündung verdecken.

Ob denn wol auch von dieſer Höhe die Blume des Oſtens, die ſchöne milde Königin Irene hinabgeſchaut hat, als ihr Gemal Filipp von Hohenſtaufen drunten zu Sinzig reſidirte und auf dieſer Kuppe das Schloß bauen ließ? Und was mochte ſie empfinden unter all

dem blutigen Gräuel jener rauhen, von tödtlichem Haſſe unmenſchlich zerriſſenen Zeit, ſie „die hochgeborene Königin, die Taube ſonder Gallen,“ wie Walther von der Vogelweide ſie preiſend nennt, die von dem friedlich-ſchönen Konſtantinopel und ſeinem blauen Meere erſt als König Rogers Gemalin nach Sizilien gekommen und dann dem zweiten Gatten gefolgt war in Deutſchlands wilde Gebirge und Deutſchlands grimmige Parteikämpfe! Und nach kurzem Glück iſt dann auch dieſe „Roſe ohne Dorn“ vom Sturm jener Zeit entblättert worden: als Filipp nach ſchwerem Kampf und mancher Schlacht endlich ſiegreich daſtand, fiel er zu Bamberg ermordet von dem eigenen Vaſallen: Irene aber flüchtete nach Hohenſtaufen und ſtarb in früher Geburt ſammt ihrem Kinde vor Gram.

Wir haben den Burgbau und ſeinen Anlaß früher erzählt. Die Landskron iſt zwiſchen 1204 und 1206 erbaut; ihren durch die prächtige Lage wohlverdienten Namen, den ſie im Wappen durch eine dreiſpitzige Krone ausdrückt, gab ihr der Gründer ſelbſt; ſie war ein unmittelbar vom Reich abhängiges Lehn, ihr Beſitzer alſo ein kaiſerlicher Burggraf: dieß iſt der ſtehende Titel der Herrn von Landskron, und ſie haben dieſem Titel durch unverbrüchliche Treue gegen den jedesmaligen Kaiſer alle Ehre gemacht, wenn ſie auch gelegentlich von Köln und andern Reichsfürſten einige Beſitzthümer nebenher zu Lehn annahmen. Die Schickſale dieſer Burg und ihrer Geſchlechter liegen für uns in voller geſchichtlicher Klarheit da, weil das ſehr reiche Archiv derſelben

sich erhalten hat *). Bei allen Hohenstaufen seit Filipp waren die Herrn von Landskron angesehen. Den Stifter der Linie, Gerhard I., ernannte Friedrich II. im Jahr 1216 zu seinem Stellvertreter über Personen und Güter des Moselgebiets: die betreffende Urkunde bezeichnet ihn als des Kaisers insonders Geliebten, dem er auch 1223 Heeresfolge nach Italien geleistet hat. König Heinrich, der bald darauf dem Vater abtrünnig gewordene Sohn Friedrichs, ernannte diesen Gerhard 1231 zu seinem Stabhalter oder Gerichtsverweser in Sinzig. Dieß einflußreiche und durch die einkommenden Strafgelder einträgliche Amt erhielt die Familie auch 1289 von den Grafen von Julich zuertheilt, als Sinzig diesen zugefallen war. Sein Sohn Gerhard II. warf sich für die letzten Hohenstaufen in den Kampf wider die Uebermacht des Erzbischofs Konrad von Hochstaden, wie schon oben bei Sinzig erzählt ist, hinderte diesen bei Remagen eine Burg zu bauen, fand sich aber zuletzt als Gefangener des kölner Erzbischofs zu einem Friedensvertrage genöthigt. Uebrigens blieb er den Hohenstaufen ergeben, bis Friedrichs II. und bald darauf Konrads Tod ihre deutschen Hoffnungen endigte: erst dann trat er zu Wilhelm von Holland und später zu Richard von Cornwall über. Dieser Gerhard II. war mit einer Gräfin von dem Nachbarhause der Neuenahr vermählt und mit deren Bruder Gerhard in naher Freundschaft.

*) Gudenus hat es 1747 im zweiten Bande seines Codex diplom. fast vollständig von S. 929—1368 abdrucken lassen.

Vermuthlich hat ſich an dieſes Verhältniß die kühne Volksſage geknüpft, welche Karl Simrock alſo erzählt:

Die Wunderbrücke.

Wo ſich zwei Berge winken, dazwiſchen rauſcht die Ahr,
Da ſahn die Väter blinken Landskron und Neuenahr
Und einer Brücke Bogen erglühn im Sonnenſtrahl
Von Schloß zu Schloß gezogen über das breite Thal.

Wer ſchuf die Wunderbrücke, wie Regenbogen ſchön,
Der Kunſt zum Meiſterſtücke und einte dieſe Höhn?
Der Vater ſagts dem Sohne, drum ſpricht die Sage wahr:
Ein Herr von Landskrone, ein Graf von Neuenahr.

Sie hatte treu verbunden der engſten Freundſchaft Band,
Daß man zu allen Stunden ſie gern beiſammen fand.
Und mußten ſie dann ſcheiden, ſo war die Brücke da,
Die brachte bald die Beiden einander wieder nah.

In Stücke brach die Brücke nach ſchwerer Zeiten Lauf.
Da baute ſich zum Glücke ein zärtlich Paar ſie auf.
Und Liebesboten gingen dahin, daher gar viel
Die ſie ſich ſelbſt umfingen in ſüßem Minnеſpiel.

Viel ſchöne Brücken ſchlagen ſah ich in deutſchem Land
Doch keinen Bogen wagen, der ſich ſo weithin ſpannt.
Weils ewig unterbliebe, ſo mag man klärlich ſchaun,
Daß Freundſchaft und Liebe die ſchönſten Brücken baun.

Gerhard II. hatte zwei Söhne, Gerhard III. und Otto, welche nicht ohne Fehde das Erbe theilten, bis Ottos Stamm ſchon mit deſſen Sohne ausſtarb und alles Gut

wieder an die Hauptlinie fiel. Gerhard III. war unter Rudolf von Habsburg ghibellinisch wie seine Vorfahren; er heirathete Blankflors, die Tochter des kölner Patriziers und Schöffen Ratz, also eines Gegners der Erzbischöfe, starb aber jung und hinterließ zwei Söhne, von denen Gerhard, als Stammhalter seines Namens der vierte, die wichtigste Person des ganzen Geschlechtes geworden ist. Noch minderjährig schloß er 1298, wie sein Vater, eine ghibellinische Ehe mit Beatrix aus dem gleichfalls burggräflichen und von Alters her durch Treue gegen die Kaiser berühmten Hause Hammerstein. Mit dieser Frau hat er seine goldene Hochzeit und beinah noch eine silberne dazu gefeiert, denn sie ist erst in den letzten sechziger Jahren des folgenden Jahrhunderts, er aber vermuthlich erst 1372 gestorben. Sein demnach hundertjähriges Leben fiel in die Auflösung der deutschen Zustände, in jenes wilde vierzehnte Jahrhundert herein, das wir früher zu schildern versucht haben, und war voll von Wechseln des Glücks und Unglücks. Er hat von sechs Kindern vier überlebt und dennoch keinem männlichen Stammhalter das Erbe scheidend hinterlassen können, auf dessen Mehrung sein stetes Augenmerk gerichtet war: ein Bild rastlosen Bestrebens, das doch durch das Unglück des Hauses sein Ziel verfehlte. Er fand bereits eine ansehnliche Hausmacht vor, die auf kaiserliche Schenkungen, auf glücklichen Einkauf von Gütern verarmter Klöster und auf den Ertrag der Gerichtspflege in Sinzig gebaut war. Zum unmittelbaren Gebiet von Landskron gehörte außerdem Königsfeld, Heckenbach und das große, durch Anbauten fast zu einer kleinen Stadt

anwachsende Stammschloß selber. Auf diesen Grundfesten vor Größe baute Gerhard eifrig weiter. Den Kaiser, unter welchen sein frühes Mannesalter fällt, Albrecht von Oestreich (1298—1308), verband er sich wahrscheinlich durch Hülfe gegen Wichbold von Köln so sehr, daß dieser Gerhards geistlichem Bruder Dietrich oder Tilemann eins der reichen Kanonikate zu Achen zuerkannte, und in dieser Sache nicht weniger als sechs bittende und zuletzt drohende Briefe an das dortige Marienstift erließ, in welchen Gerhards einflußreiche Dienste gerühmt werden. Gleich treu war dieser dem Nachfolger, Kaiser Heinrich von Luxemburg (1308—1314); mit ihm und dessen Bruder Baldewin von Trier machte er den großen Zug nach Italien, versäumte jedoch über der Reichssache seine kleinen eigenen Angelegenheiten nicht, sondern erwirkte sich vom Kaiser in Rom das Recht, die sehr begüterte Pfarrstelle seiner Stadt Königsfeld als Patronus vergeben zu dürfen. Nachdem Heinrich in Italien im Glanze frühen Heldenruhmes gestorben war, ritt Gerhard zur neuen Kaiserwahl und lieh, um standesmäßig und prächtig aufzutreten (der Römerzug mag ihm viel gekostet haben), bei den beiden Virneburgern Heinrich, dem Erzbischof zu Köln, und Ruprecht, dem regierenden Grafen, eine ansehnliche Summe. Es war dieß die streitige Wahl zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich. Gerhard als alter Ghibelline trat zu Baiern, und ließ sich sogar durch den später über Ludwig erfolgten Bann des Papstes nicht irre machen. Ludwig betraute ihn bald mit Exekuzion eines königlichen Gerichtsbeschlusses, bald mit Bestellung

wichtiger Briefe von Landskron aus, und am 22. April 1331 mahnte er ihn „den veſten Mann, Gerharten von Landskron, unſern lieben Burgrafen," in einem deutſchgeſchriebenen Briefe von Nürnberg aus: „ob ez zu einem Auflauf chöm, daz du dann gedencheſt, daz du die Veſte haſt von dem Rych; vnd unſer vnd des Rychs Dyner dar auf lazzeſt, vnd auf offenſt, ſwenn daz not ſei vnd ſi daz bedurfen; vnd unſer vnd dez Rychs Ere alſo damit halteſt." Dieſe Stellung zu Ludwig trug natürlich neue Vergabungen ein: ohne Zweifel durch ſeine Gunſt erhielt Gerhard von dem ebenfalls wittelsbachiſchen Hauſe der Pfalzgrafen die der Pfalz zugehörigen Dörfer Birgel, Oberwinter und Kirchdaun zu Lehn *). Dieſe Treue gegen Ludwig, wie früher gegen Heinrich verbündete ihn denn auch mit des letztern Bruder Baldewin von Luxemburg, dem mächtigen und kühnen Erzbiſchof von Trier, welcher damals den ganzen Eiffeladel in Schach hielt. Beide vereinigten ſich nebſt andern Rittern 1330 zu der großen Fehde gegen Simon von Kempenich und Johann von Elz, wobei die Partei Baldewins, vielleicht von ihren Waffenröcken, den Namen der Rothärmel bekam. Als ein Zeichen der Zeit mag gelten, daß dieſe, um das Schloß Kempenich belagern zu können, die Kirche des Ortes beſetzten und zu einem Kaſtell einrichteten, und daß Baldewin dieſen Kirchenfrevel

*) In dem Haupttestament Gerhards von 1366 heißt es (Gudenus S. 1158), diese Lehen kommen „von dem Hertzogen von Beyeren," aber die Urkunde 341 erklärt deutlich Pfalz als Lehnsherrn.

billigte und ſie von der dadurch verwirkten Exkommunikazion freiſprach. Uebrigens galt es freilich, die Kempenicher unter jeder Bedingung niederzuſchlagen, weil ſie es mit Räuberei, Brandſtiftung, Todtſchlag und Gelderpreſſungen gegen Bauern und Klöſter auf unbegreiflich tolle Weiſe trieben *), daher Simons Bruder Dietrich den Zunamen des Sengers beim Volke erhalten hatte. 1331 wurde dieſe Fehde geſühnt, wobei jedoch der erwähnte Dietrich nebſt einem ſeiner Knechte ausdrücklich preisgegeben ward, und brachte den Rothärmeln wieder eine gute Geldſumme als Buße der Kempenicher ein. Auch mit den kölner Erzbiſchöfen ließ der alte politiſche Gegenſatz nach. Walram von Köln ernannte ſogar den Gerhard 1332 zu ſeinem Stellvertreter während ſeiner Abweſenheit, und zuletzt wurde er kölniſcher Rath und Burgmann auf der Nürburg, von Seiten Wilhelms von Berg aber Gerichtsverweſer in Remagen.

Bis jetzt war dem Burggrafen von Landskron Alles gelungen, und im Vergleich mit den benachbarten Familien, denen von Neuenahr, Saffenburg, Olbrück, Rheineck und andern, ſtand Gerhard als der mächtigſte Mann zwiſchen Trier und Köln da: ja Landskron war das einzige Haus, das noch keinem der beiden Erzbiſchöfe ſich zu beugen brauchte. Sein reicher Beſitz war, wie bei manchen Grafen der Zeit **), gemiſcht aus Reichsgut, Fürſten- und Prälatenlehn und Allodien; die letztern verzweigten ſich bis Nevendorf, Sechtem und

*) Fragment bei Gudenus S. 1165.

**) v. Raumer Hohenſtaufen V, 40.

Königswinter. Auch die Patronatsrechte gaben Einfluß; die reiche Pfarrei von Königsfeld hatte er seinem zweiten Sohne Johann verliehen, welcher wol, um die früher vorgekommenen Erbtheilungen zu vermeiden, den geistlichen Stand ergriffen hatte. Ueberhaupt war das Kirchengut mancher Dörfer und Flecken schon reich genug Bewerber zu locken; auch in Altenahr standen stets adliche Pfarrer, und um Königsfeld bewarb sich schon bei Johanns Leben im Voraus der Herr von Olbrück für einen seiner jüngern Söhne. Als kleinere Stellen besetzte Gerhard die Pfarrei Heckenbach und einen Altar im Kloster Marienthal, das er als Erbbegräbniß seines Hauses dotirt hatte. Andere Einkünfte gaben die vielen Gerichtsstellen. Sinzig, wo er Baillif, Breysig, wo er Vogt war, ertrugen ihm in Einem Jahr an Beden und Gefällen 135 Mark, und das Gericht war in jener blutigen Zeit so frequent, daß er gleichfalls in Einem Jahr dreizehn Morde im Namen und zum Hauptvortheil Jülichs nach damaliger Rechtspraxis mit Auferlegung von Wergeldern bestrafte *). Patrizier und Ritter der Nachbarschaft wetteiferten Burgmannen auf der Veste, Geringere wenigstens Dienstmannen Gerhards zu werden, um seines starken Schutzes sicher zu sein. Auf der Niederburg standen in ganzen Reihen die Häuser dieser Burgmannen neben den gräflichen Wirthschaftsgebäuden. Ueberhaupt dürfen wir uns das Leben droben nicht ärmlich denken. Gerhard hatte seinen eigenen Burgkaplan den der Schloßherr gleichfalls ernannte **); der

*) Gudenus S. 1.163.

**) Ebendaselbst, urk. 362.

ſchönen Fenſter in der Kirche von Heimersheim, welche dieſer Gerhard oder einer ſeiner Vorfahren dorthin ſtiftete, iſt bereits oben gedacht worden; die Frauen des Hauſes blieben auch in dem Luxus der Zeit nicht zurück. Mitten unter den hochadlichen Briefen des Archivs hat ſich das Schreiben einer bürgerlichen Schneiderin an die Gräfin Beatrix gerettet, das eine wahre Perlenverſchwendung für ein Prachtkleid zeigt — vielleicht ein Geſchenk mütterlicher Liebe für die Schwiegertochter, welche 1341 ins Haus eintrat*). Denn in dieſem Jahre warb Gerhard ſeinem gleichnamigen Erſtgebornen mit einem Brautſchatz von 1200 Goldgulden eine hohe Gemalin in Kunigunden, der Tochter des am Niederrhein mächtigen Grafen Dietrich von Möre. Auch die übrigen Kinder wurden verſorgt. Zwei Töchter, Eliſabeth und Margareta, waren wie ihr Bruder Johann geiſtlich, und lebten in dem adlichen Jungfrauenſtift Dietkirchen bei Bonn; von den beiden andern wurde Ponzetta mit Dietrich von Schönberg (vermuthlich die Burg bei Oberweſel), Jutta in zweiter Ehe mit Gerhard von Einenberg vermählt. Eine Menge neuer Verbindungen und Ausſichten that

*) Gudenus urk. 150: „Der Vrouwen van Lantskronen. Enure Erſamer unde Wiſer Vrouwen enne Vromes Ridders, Herre Gerarts Here van Lantskrone. Ich Floret entbiede min Dynſt al willich inde bereit Vnd dne ich kont unde zu verſtaen, dat Ir der cleynre Perlen muest haven XVIII Hondert, vnde der Andern, zwei hondert zu dreyfachin; Vnd der Grozer had Ir kume half genuch. Vnde ze Lone muſt ir geven XVIII Schillinge. Nu blyft geſont in Gode, unde gebiedt mich alle wege."

ſich durch dieſe Heirathen auf: das Haus Landskron ſtand auf der Höhe ſeines Glanzes.

Da begann es zu ſinken. Der Hauptſchlag traf den Grafen ſchon 1345; ſein Erſtling Gerhard fiel in einer unbedeutenden Fehde mit den Herren von Zolner: er hatte nur eine Tochter hinterlaſſen, die nach ihrer Mutter Kunigunde hieß. Alſo war der Mannsſtamm erloſchen; um ihn zu erhalten, trat Johann, der Pfarrer in Königsfeld, vom geiſtlichen Stande ab, und vermählte ſich mit Joſefine (oder Sofia), Tochter des Erbſchenken Kunzo vom Thurm vor Ahrweiler. Aber ſelbſt dieſe Löſung der ſonſt für unzerreißbar geltenden Kirchenfeſſel, die gleichwohl in jenen Tagen oft von den Intereſſen adlicher Familien geſprengt wurde, ſollte dem Hauſe nicht frommen. Auch Johann ſtarb ohne männliche Erben hin. Das alternde Ehepaar gab nun ſeiner Enkelin Kunigunde die Rechte einer Tochter, und vermählte ſie mit Johann von Waldeck. Auch dieſer ſtarb; da erhielt die jugendliche Witwe im Jahr 1366 der Ritter Friedrich I. von Tomberg, der nun mit den beiden Schwiegerſöhnen zu erben hatte. Der greiſe Gerhard begrub, eh er ſelbſt ſich zur Ruhe legte, auch noch eine ſeiner geiſtlichen Töchter in Dietkirchen, und zuletzt ſeine Beatrix. Dann, im höchſten Alter, theilte er das Erbe durch das Haupttestament von 1366 an die beiden Schwiegerſöhne und den Gemal der Enkelin. Friedrich von Tomberg erhielt die pfalziſchen Lehen Oberwinter, Birgel und Kirchbaun, Gerhard von Einenberg die von Jülich lehnrührigen Vogteien zu Nerendorf und Odekoven, Dietrich von Schönberg die unmittelbar unter

dem Schloßberg liegenden Gerichte und Dörfer Green und Lohrsdorf. Ebenso wurden die Gebäulichkeiten der Niederburg vertheilt. Aber Königsfeld, die obere Burg Landskron und die sämmtlichen Thore und Thürme, Befestigungen, Armbrüste und Kapellen sollten gemeinsames Gut oder Ganerbe bleiben, auch alle Thurmknechte, Wächter und Pförtner allen Erben zusammen schwören und huldigen. Nach dieser Verfügung sah Gerhards müdes Auge vielleicht noch 1371 die Zerstörung der benachbarten und befreundeten Burg Neuenahr als trübes Zeichen von dem beginnenden Triumfe der Fürstenmacht über den freien Adel: dann ging er, der letzte Sproß eines rühmlichen Geschlechtes, in der stillen Klosterkirche von Marienthal zu seiner Ruhe ein *).

Man wird es mir hoffentlich gern erlassen, die Geschichten der jetzt in den Besitz dieser Reichsherrschaft eingetretenen Geschlechter ausführlich zu erzählen. Von den drei Ganerben schieden die Schönberger alsbald wieder aus, da Ponzetta mit Dietrich von Schönberg keine Kinder bekam. Friedrich von Tomberg war ein geachteter Mann, und wurde 1393 sammt Friedrich von Mörs mit dem ehrenvollen Auftrage betraut, die lange Fehde zwischen der Stadt Köln und ihrem Erzbischof

*) Godert von der Landskron, Schöff von Köln, und der kölnische Burggraf desselben Geschlechts, welche die Cronica van Coellen im J. 1427 erwähnt, sind entweder Abkömmlinge von Bastarden oder von einer apanagirten Nebenlinie; ebenso Luiffert und Hermann von Landskron bei Gudenus Urk. 248 und 271, und bei Günther III, Urk. 614 und IV, Urk. 50 und 363.

Friedrich von Sarwerden durch eine Sühne zu beendigen *). Aber auch seine Linie erlosch noch bei seinen Lebzeiten im Mannsstamme, und ihr Antheil an Landskron kam durch die 1414 geschlossene Ehe seiner Tochter Elisabeth mit Kraft von Saffenburg an den letztern. Nur die Einenberger blühten bis gegen die Zeit der Reformazion fort. Durch Heirathen oder Verpfändungen bekamen aber auch noch andere Geschlechter Burgrecht und Einkünfte von Landskron; jeder in dieser Art neu Zutretende beschwur mit den übrigen Ganerben den Burgfrieden. Im Allgemeinen vertrug man sich auf der Burg so freundschaftlich als es bei den mannigfach durcheinanderspielenden Ansprüchen möglich war, obwol über jedes zu brechende Fenster, über jede einzufügende Thür Verträge mit den übrigen Familien geschlossen werden mußten. Durch diese Eintracht blieb die Landskron in gutem Befestigungszustande und war als Schloß geachtet bis in den dreißigjährigen Krieg hinein. Anders erging es jedoch dem Tomberg. Schon jener Kraft von Saffenburg, dem er mit der Hand von Friedrichs Tochter zugefallen war, zeigt uns das traurige Bild eines verarmten Adlichen, das sich bei der steigenden Macht der großen Reichsfürsten im fünfzehnten Jahrhundert so oft wiederholt. Er hatte nicht mehr Geld genug, den bereits verfallenden Tomberg in gutem Stande zu erhalten **). Da schaffte sein Schwiegersohn Lutter Quad, der 1441 durch Heirath mit Krafts Tochter das Schloß

*) Gremes van Geelen fol. 283 a.

**) Gudenus S. 1290.

und den Antheil an Landskron erhalten hatte, noch einmal Rath nach alter Weise durch Fehden und Wegelagerung. Zu solchen Dingen lud die unruhige Zeit unter dem kölner Erzbischof Dietrich von Mörs ein, welche wir oben geschildert haben. Lutter Quad war ein kräftiger und kluger Mann; mit seinen Lehnsherrn, die ihm zunächst hinderlich werden konnten, hielt er sich persönlich sehr gut, und erlangte so von der Pfalz die Belehnung mit dem alten landskronischen Besitz von Oberwinter, Birgel und Kirchdaun, von Dietrich aber mit den kölnischen Leben: erst 1460 wurde ihm auch die Reichsbelehnung durch Kaiser Friedrich III. zu Theil. Alsdann begann er sein Spiel mit ehrlicher Fehde, in der er kleine und große Fische fing. Anfangs half er seinem kriegerischen Lehnsherrn Dietrich. In Münster war eine Zwietracht über die Bischofswahl entstanden. Das Land wollte den Grafen Erich aus dem einheimischen Hause Hoya haben, das Kapitel aber wählte den Bruder des vorigen Bischofs, den Walram von Mörs. Gegen ihn erhub sich in Fehde Johann von Hoya, und das Volk fiel ihm zu. Man bestimmte zum Oberfeldherrn den jungen Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, Sohn des regierenden Herzogs Wilhelm, welcher denn auch mit einer starken Reiterschar den Unzufriedenen zu Hülfe kam. Aber wie hätte Dietrich von Köln bei seiner Sinnesart einen so prächtigen Anlaß zum Kriege aus den Händen lassen sollen! Er warf sich für seinen Bruder, jenen andern Bewerber, in die Schranken und entbot seine Vasallen, Lutter Quad unter ihnen, nach Westfalen. Bei dem Kloster Varlar unweit Mün-

ſter kam es 1455 zum Treffen. Die Kölner hetzten, dem Quad und dem Burggrafen von Odenkirchen gelang es den Friedrich von Braunſchweig zu faſſen, der nun nebſt einem andern ſchnell losgekauften Gefangenen auf der Oberburg Tomberg in Haft geſetzt wurde. Lutter Quad fand ſich mit dem Burggrafen von Odenkirchen ab, und ſetzte nun dem erlauchten Gefangenen ein für jene Zeit ungeheures Löſegeld von 8000 oberländiſchen Gulden. Bis er das zahlte, war Lutter klug genug, ſeinen Gefangenen höchſt wohlwollend und ſelbſt liberal zu behandeln. Er ließ ihn ſogar auf Johanns von Naſſau Bürgſchaft über Siegen ins Heſſiſche, und ſpäter auf ſein bloßes Fürſtenwort und ſeinen Eid vierzehn Tage lang nach Köln verreiſen: nur ſollte er während ſeiner Freiheit keine Mittel zur Flucht verabreden und ſelbſt, wenn Tomberg während dieſer Zeit erobert wurde, noch nicht frei ſondern in dieſem Falle gehalten ſein ſich auf Landfrohn zu neuer Haft zu ſtellen. In der That ſchaffte Friedrich nach faſt dreijährigem Gefängniß das Löſegeld, ſchloß 1458 zu Poppelsdorf wegen einiger ſtreitigen Punkte mit dem Erzbiſchof Dietrich und mit Lutter einen Vertrag, beſchwur am 4. Mai die Urfehde und wurde entlaſſen. Lutter ſcheint das Geld auf die Verſtärkung des verfallenen Tombergs verwendet zu haben, von wo aus nun ein böſes Raubweſen losging. 1463 in der Martinsmeſſe überfiel ein Trupp dicht unter den Mauern von Köln das Dorf Rodenkirchen, ſteckte es in Brand und trieb alles Vieh nach Tomberg *).

*) Gronica van Gellen fol. 316 a.

In Remagen wurde durch Lutters Gerichtserverwalter in Oberwinter der Ritter Erwin von Steeg aufgehoben und mit „andern frommen Leuten" lange Zeit auf dem Tomberg festgehalten, um Lösegelder von ihnen zu erpressen. Solcher Dinge wurde das Land müde. Wahrscheinlich die Bürger von Köln machten im Jahr 1467 einen Anschlag auf das Raubnest; Tomberg wurde erschlichen und die Gefangenen befreit *). Erwin von Steeg hing dem Schlossherrn einen Prozeß beim kaiserlichen Hofgericht zu Rottweil und dann beim Kammergericht an den Hals, den dieser in allen Instanzen verlor, bis er 1471 in der Sache persönlich nach Wien vorgeladen wurde und mit Erwin sich abfand **). Wahrscheinlich durch engen Anschluß an die Partei des neuen Bischofs Rupert von der Pfalz wußte er sich jedoch das Schloß Tomberg wieder zu verschaffen, in dessen Burgfrieden er bereits im Jahr 1460 die beiden Brüder von Sombreff, nämlich seinen Schwager Friedrich und seinen Schwiegersohn Wilhelm aufgenommen hatte ***). Ohne Zweifel hat man von dort aus die Räubereien nicht eingestellt. Darum zogen nun im Jahr 1473 die beiden jungen Herzöge von Jülich, der später zur Regierung gekommene

*) Ebendaselbst fol. 318 b.

**) Gudenus Urk. 343, in Wien ausgestellt. Der alte Fuchs drückt sich prächtig verblümt über die Wegnahme von Tomberg aus: „Als . . . der Veste Erwin von Stege . . . von welcher gewaltsame wider meinen Willen tedig worden ist."

***) Gudenus, Urk. 357 und 358.

Wilhelm und sein Bruder Adolf vor den Tomberg, in welchem eben Friedrich von Sombreff das Kommando führte und zerschossen in achtwöchentlicher Belagerung das Schloß. Friedrich entschlüpfte mit zwei Gefährten während der Nacht durchs feindliche Lager „mit hohen den Worten," worauf die Besatzung auf Marien Geburt abzog, das Schloß aber ganz abgebrochen und gesprengt wurde *). Lutter überlebte den Fall der Burg nicht lange mehr, und sein Sohn Gerhard war froh vom Kurfürsten Hermann die Stelle als Amtmann in Zons zu bekommen.

Die nachfolgenden Verästelungen der Stammbäume sind ohne allen geschichtlichen Glanz: nur das Schicksal der Landskron selbst geht uns hier noch an, denn ihre Besitzer wurden in den großen Kriegen nach der Reformazion ohnehin nicht mehr um ihren Willen befragt. Seit jenem Spätherbst des Jahres 1611, in welchem nach der Ueberlieferung des Volkes der Schwedenkönig Gustav Adolf auf seinem Rosse vom Königsberge beim Rheineck sein blaues Herrscherauge über diese Rhein- und Eiffellande streifen ließ **), war es mit der Macht des kleinen Adels auch an unserm Niederrhein aus, wo sie sich noch am längsten behauptet hatte. Die Stärke der Fremden und die Ohnmacht der eigenen Kinder erfuhr denn auch die Landskron schon im folgenden Jahr. Ihre etwas zweideutige Jungfrauschaft, deren sich vielleicht schon im truchseßischen Kriege der

*) Cronika van Coellen fol. 322 a.

**) Arndt, Wanderungen S. 276.

Kranturier Caſimir von der Pfalz erfreut hat, ging eklatant an den Schweden Pauliß verloren, der nach Weiſe des Schillerſchen Reiterliedes ihren Minneſold im Sturme gewann. Sie blieb dem kecken Freier auch von allen Veſten unſeres Landes am längſten hold, und wurde 1633 vergebens von den Truppen Gronsfelds belagert. Da knüpfte ein Soldat mit der Wäſcherin des ſchwediſchen Hauptmanns auf der Burg eine Liebſchaft an: das Mädchen ſchnitt das Seil des tiefen Schloßbrunnens ab, und der Waſſermangel erzwang die Uebergabe *). Bald darauf wechſelte das Schloß und die ihm noch ſtets anhaftende Reichsherrſchaft die Beſitzer. Wir ſahen oben, daß ſie in zwei Antheile, den tombergiſchen und einenbergiſchen, zerfallen waren. Der erſte ging durch Verheirathung quadiſcher Erbtöchter an drei andere Familien über, von denen beim Untergang des deutſchen Reichs nur noch die naſſauiſchen Herrn von Stein und die Grafen von Neſſelrode übrig waren. Den zweiten Antheil aber erwarb größtentheils der Kurfürſt von Pfalz-Neuburg im Jahre 1659, indem er den einenbergiſchen Erben, den von der Leyen und den Walpot von Bodenau, tauſchweiſe dafür die Kirchſpiele und Gerichtsbarkeiten Adendorf, Eckendorf und Villip überließ, welche er als Theile der Grafſchaft Neuenahr mit der großen jülichſchen Erbſchaft überkommen hatte **). Doch ein Schloß wie die Landskron war in jener ſtürmiſchen Zeit ein ſehr zweideutiger Beſitz, da ſich leicht Feinde

*) Wenken Abriſſ S. 88.

**) Günther V. Urk. 238.

darin festsetzen und der Umgegend mehr Schaden thun konnten als das Schloß werth war. Ohnehin waren im Herbst 1677 während des ersten Franzosenkriegs die werthvollen Gebäulichkeiten der Landskron, namentlich wol die Häuser auf der Niederburg, bereits abgebrannt, und so entschloß sich denn Kurfürst Wilhelm das alternde Schloß 1682 schleifen zu lassen *). Von den tombergischen Erben aber verkaufte erst während der letzten französischen Besitznahme der Freiherr von Stein seine hiesigen noch immer bedeutenden Güter und Weinberge: bei seinem kräftigen Franzosenhaß, dem er später als preußischer Staatsminister so nachdrücklich und entschieden Folge zu geben verstand, schien es ihm unleidlich und vielleicht auch unklug, einen Besitz auf dem linken Rheinufer unter der Herrschaft des Todfeindes zu behalten **).

So ist die stolze Burg in Schutt gesunken, und öde, wie sie, schauen Olbrück, Neuenahr und Tomberg zu ihr, dem Sitze verschwägerter Geschlechter, herüber. Die kleine Kapelle hat das große Schloß überdauert, des Ritters Gut ist in die Hand des Bauern und des Bürgers gefallen; aber Ein Blick in das wohlgebaute, lachende Thal zu unsern Füßen beweist es, daß die Gegenwart trotz all ihrem Leid dennoch den Fortschritt der Menschheit zu stets besserer und beglückterer Zukunft nicht Lügen straft.

---

*) Vgl. oben S. 110–115.

**) Arndt, Wanderungen S. 241.

Der Neuenahr.

Von Heppingen führt die von Obſtbäumen beſchattete Fahrſtraße auf dem linken Flußufer durch die Dörfer Wadenheim und Hemmeſſen nach Ahrweiler, das eine ſtarke Stunde vom Fuß der Landskron entfernt liegt. Es iſt ein anmuthiger Weg, beſonders ſchön durch den Rückblick auf die Landskron, welche hier mit ihrer ganzen Wucht jäh abfallend das Thal nach dem Rheine zu prächtig abſchließt. Doch iſt auch der Weg über die Höhe deſſelben Ufers, von welchem Schlickums Anſicht der Landskron aufgenommen iſt, durch ſchöne Ausblicke anziehend. Gewiß aber wird manchen Auswanderer auch die breite Kuppe auf dem rechten Ahrufer anlocken, die ſich oberhalb des Dorfes Beul, Wadenheim ſchräg gegenüber, erhebt. Dieſe Kuppe iſt der Neuenahr. Entweder über Beul, oder auch über Heimersheim geht der Weg hinauf: er iſt wegen des dichten Geſtrüppes, das den ganzen obern Berg überwuchert, ziemlich mühſam. Der Neuenahr hebt ſich nicht ſo charakteriſtiſch wie die Landskron hervor, ſein Schloß iſt faſt bis zur Unkenntlichkeit zerſtört, aber es hat wie jene ſeine Sage und ſeine Geſchichte. Der obere Burgberg beſteht aus Baſalt, der jedoch nur in den Steinbrüchen und Burgtrümmern ſichtbar iſt, da ihn eine Grauwackenſchicht mantelförmig bedeckt. Unter dem ſchwarzen Baſaltgebröckel ſchimmern aber viele blendendweiße Quarzſtücke hervor: dieſe rühren von einem ſchönen Quarzfelſen her, den man noch am öſtlichen Fuße der Kuppe ſieht, der aber einſt gewiß bedeutender

war, ehe man zum Burgbau jene Brocken von ihm los brach: einer ähnlichen, doch viel stattlichern Quarzwand werden wir noch an der obern Ahr begegnen. Auf die Spitze gelangt man nur durch einen in den Felsen eingebrochenen Graben, der auf drei Seiten die Burghöhe umzieht; auf der vierten, nach der Ahr zu, war er unnöthig, weil dort der Berg durch schroffe Steile sich selbst schützte. Der Graben muß einst sehr beträchtlich gewesen sein, da er jetzt, obwol von Schutt gefüllt, noch an zwanzig Fuß Tiefe hat. Er läßt uns in das mittelalterliche Befestigungswesen einen Blick thun. Man nahm zum Burgbau Steine aus dem Felsen selbst, leitete aber den Steinbruch so, daß er hernach zum schützenden Graben dienen konnte: dasselbe Mittel haben auch die Erbauer der Saffenburg angewendet. Hie und da findet man in diesem Graben noch einen Rest von Mauerkalk auf den Basaltblöcken sitzen, auch an einer Stelle noch ein kleines Stück zusammenhängender Mauer: das ist Alles, was von dem starken Schlosse Neuenahr übrig geblieben. Die Aussicht ist großartiger als die von der Landskron, aber weit nicht so schön, obwol der Neuenahr ein paar hundert Fuß höher sein mag. Im Rücken hat man öde Schluchten und einen sehr hohen Bergkranz, ganz mit trostlosem Gestrüpp bewachsen, über ihm tritt die Burg Olbrück mit dem mächtigen Thurme hervor. Vor uns liegt die hier sehr zusammengeschrumpfte Landskron, hinter ihr das Siebengebirge: unter der Landskron zeigt sich das ganze untere Ahrthal, durch dessen Oeffnung ein Stück des Rheines und das helle Linz hineinschaut; dicht unter uns das mittlere Ahrthal

mit dem nahen Ahrweiler und der Kirche des Kalvarienberges, über ihm die fernreiche, mit Dörfern besäete Grafschaft, in welcher sich gerade über Ahrweiler hinaus der Tomberg emporhebt.

Eine schaurige Stille herrscht auf dieser Höhe; das ganz und gar vertilgte, nicht einmal in Trümmern aufbewahrte Leben der Vorzeit, das sich hier einst bewegte, faßt den Einsamen mit gefühlvollem Schauder an. Man begreift, daß an solcher Stelle Sagen sich bildeten. Ins Innere des Burgberges legen viele Sagen große Schätze, namentlich einen goldenen Pflug. Ein Bauer wurde von einem Zwerg an die Stelle des Schloßbrunnens geführt und ihm gesagt, daß er den Pflug in bestimmter Nacht heben könne, doch nur schweigend. Er grub und fand: da erschien ein feuriger Riese, der Bauer schrie angstvoll auf, und der goldne Pflug rollte unaufhaltsam in die Tiefe zurück. Seitdem ist die Stelle des Brunnens nicht mehr gefunden worden.

Das Jahr der Erbauung kann bei dieser Burg, wie gewöhnlich, nicht so fest bestimmt werden, wie das der Zerstörung. Nur das mag man als feststehend ansehen, daß sie bei weitem nicht so lange wie andere Schlösser bestanden und anderthalb Jahrhunderte schwerlich überdauert hat *). Der Schloßbau scheint mit der Theilung der alten Grafschaft Are um das Jahr 1164 zusammenzuhangen. Von den Söhnen Dietrichs I. von Are erhielt Otto außer der Grafschaft Hochstaden, die

*) Genau, wie Alles, ist die Genealogie und Geschichte des Hauses Neuenahr behandelt bei Wredenbach S. 88 ff.

er durch Heirath mit der Erbtochter erworben hatte, die eine Hälfte der väterlichen Besitzungen mit der Stadt Ahrweiler, Ulrich aber bekam die andere Hälfte, und stiftete die Seitenlinie von Nürburg. Diese besaß außer jenem auf der Oberahr gelegenen Stammschlosse noch einen ansehnlichen Landstrich an beiden Ufern der Unterahr, welcher zur kleinern Hälfte aus kölnischen, zur größern aus pfalzischen Lehen bestand: denn die alten einst in Achen sesshaften Pfalzgrafen hatten sich zwar mit dem Kerne ihrer Besitzungen nach dem Oberrhein verpflanzt, aber doch in unsern Gegenden damals noch manche Lehnsherrlichkeit festzuhalten gewußt. Diese Güter an der Unterahr seien nun, als Gerhard von Nürburg-Are um das Jahr 1225 starb, in der Erbtheilung einem seiner Söhne, Otto, zu, und dieser scheint zum Schutz und auf dem Territorium dieses Erbes das Schloß gebaut zu haben, das nach der ursprünglichen Stammburg Are den Namen Neuenahr erhielt, und folglich noch jünger als die Landskron ist: als Wappen führt es den schwarzen Adler von Are. Das Gebiet von Neuenahr erstreckte sich von der Ahr, wo Wadenheim, Peul und Hemmessen ihm zugehörten, bis weit in die sogenannte Grafschaft hinein, wo Holzweiler, Arenkorf, Eckendorf und Villip die Grenze nach Norden abschlossen: ein Territorium, das unter andern Verhältnissen nicht unbedeutend gewesen wäre. Als aber der hochstadensche Erbtheil von Are sammt dem Besitz der Stammburg 1246 durch die bekannte Schenkung Friedrichs von Hochstaden an seinen Bruder Konrad dem Erzstift Köln zufiel, als bald darauf auch Nürburg durch

das Erlöschen des dort residirenden Geschlechts dasselbe Schicksal fand, da konnten auch die Neuenahr ihre Selbstständigkeit nicht mehr behaupten, obwol sie sich mit dem muthigen Nachbarhause Landskron verschwägert hatten. Nachdem Ottos, des Erbauers, Enkel Dietrich 1276 gestorben war, sahen die Wittwe und die vier Waisen bei den unruhigen Zeitverhältnissen sich zu schwach ihren Besitz zu vertheidigen, und der Erstgeborne, Wilhelm I., übergab daher den größten Theil der Güter an Erzbischof Siegfried von Westerburg, um ihn als Vasall des Erzstifts zu Lehen wiederzuerhalten. Es ging, wie überall: der freie Graf beugte sich unter den mächtigern Reichsfürsten. Noch mehr sank Wilhelms Enkel, Wilhelm III., da die Pfalzgrafen ihren Lehnsantheil an Neuenahr auf Jülich übertrugen und so zu einem Afterlehn herabsetzten: in dieser Eigenschaft empfing Wilhelm III. 1344 die Belehnung damit. Mit ihm starb die grade Linie aus, da er nur eine Tochter Katharina zurückließ. Sein Oheim Kraft, der als Geistlicher und kölner Domherr ohne Erbfolge war, vermählte als Vormund die genannte Katharina mit Johann IV. von Saffenburg, und setzte das junge Ehepaar 1353 zu Erben der Grafschaft Neuenahr ein.

Eben dieß wurde Anlaß zur Zerstörung des Schlosses. Sobald nämlich Kraft gestorben war (um 1359), trat eine Seitenlinie von Neuenahr mit Ansprüchen auf die Grafschaft hervor. Graf Wilhelm I., derselbe, der sich dem Erzstift unterwarf, hatte einen Bruder Johann gehabt *), dessen Stamm jetzt noch fortblühte und aus-

*) Dieser Johann hat große Kenntnisse unter die Genealogi-

wärts Beſitzungen gewonnen hatte. Der Saffenburger ſah ſich daher alsbald in Fehde mit des genannten Johann Schwiegerſohn, Gerlach von Iſenburg, und deſſelben Enkeln, Johann von Neuenahr zu Rodenberg oder Rödberg (am Vorgebirge unweit Sechtem) und Gotthart von Neuenahr zu Hackenbreich (bei Zons) verwickelt. Gerlach errang alsbald durch Vertrag ein Drittel der Grafſchaft, aber Johanns von Rodenberg gleichnamiger Sohn verjagte den Saffenberger aus dem Schloſſe Neuenahr und begann von dort aus auf eigene Fauſt die im vierzehnten Jahrhundert bräuchliche Raubritter-

---

ſten gebracht. Im Heirathskontrakt Gerhards III. von Landskron v. J. 1298 (Gudenus S. 976) ſteht unterzeichnet Dominus Johannes de Nuwenare dominus in Saffenberg. Kein Menſch weiß, wie dieſer Neuenahr an den Beſitz von Saffenburg kam, wo gleichzeitig das Geſchlecht Konrads von Saffenburg ganz ungeſtört exiſtirte. Auch Weidenbach (S. 102) muß ſich mit der unhaltbaren Vermuthung einer Verſchwägerung begnügen. Das Ganze iſt Nichts als eine Identifizirung zweier ganz verſchiedenen Perſonen. Johann von Neuenahr, unzweifelt Sohn Dietrichs von Neuenahr, iſt ein anderer als der gleichnamige und gleichzeitige Saffenburger, der in der Urkunde von 1300 bei Gudenus S. 980 mit durren Worten filius quondam nobilis viri *Conradi* domini de Saffenberg heißt. Folglich iſt in der erſterwähnten Urkunde des Heirathskontrakts oder in ihrem Abdruck aus Verſehen das zweite Johannes vor den Worten dominus in Saffenberg weggefallen. Die Sache iſt unbedeutend, ſchien aber doch einer Note werth.

ſchaft. Auf kölniſchen und anderer Herren freien Straßen überfiel er „Herren, Ritter, Knechte, Bürger, Kaufleute, Pilgrime und andere unſchuldige Leute mit Brand, Todtſchlag und Raub *),“ und empörte ſo nicht allein die Erzbiſchöfe von Köln, ſondern auch die umliegenden Bürger- und Bauerſchaften, beſonders aber die Stadt Ahrweiler, die freilich von dem ganz nahe gelegenen, faſt in ihren Mauerring hinabſchauenden Raubſchloß das Meiſte maß ausgeſtanden haben. Kaum hatte daher der kriegeriſche Erzbiſchof Friedrich von Sarwerden den erzbiſchöflichen Stuhl inne, als er, geſtützt auf ſeine Lehnsherrſchaft über Landskron und auf die Bitte ſeines Vaſallen, der vertriebenen Saffenbergers, einer Sache ein Ende zu machen beſchloß, die ihm ſo vortrefflichen Anlaß gab, dem Ziele ſeines Lebens, der Dämpfung des kleinen Adels, näher zu kommen. Der Haß der tapfern Bürger von Ahrweiler half ihm, 1371 wurde der Neuenahr und das zweite Schloß des Räubers, Rodensberg, erobert. Aber Friedrich war viel zu klug, den gewonnenen Raub dem rechten Erben zukommen und den Saffenburger durch den Beſitz zweier Schlöſſer gefährlich werden zu laſſen. Darum brach er den Neuenahr bis auf den Grund, erzwang von Johann von Saffenburg die Abtretung des Burgberges unter Verſprechen, dort nie wieder ein Schloß zu errichten, drängte ſich in den halben Beſitz der eroberten Grafſchaft Neuenahr ein, und drückte den Schützling ſogar für deſſen ſämmtliche frühere Beſitzungen zu ſeinem Vaſallen herab. Uebrigens blieb die Oberherrlichkeit Jülichs nichtsdeſtoweniger

*) Günther IV. S. 110.

in Anerkennung; die Grafschaft Neuenahr wird fortwährend als Lehen erwähnt, das Jülich von Pfalz trägt *). Als dieselbe daher mit Saffenburg an die Virneburger überging und auch dieses Haus erlosch, zog Jülich 1546 die noch aus 14 Ortschaften bestehende Grafschaft Neuenahr als erledigtes Lehen ein, und vererbte sie trotz den gleichfalls geltend gemachten kölnischen Ansprüchen nach dem Tode des Herzogs Wilhelm 1609 an die Pfalz. In der großen Theilung von 1666 zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg kam sie an das letztgenannte Haus **).

Obwol nun der Mannsstamm der Neuenahr die Burg der Väter durch jenen Sieg des Erzbischofs Friedrich verloren hatte, glänzt doch sein Name im sechzehnten Jahrhundert noch einmal auf: das Geschlecht des vertriebenen Johann von Neuenahr behielt ihn als Titel bei. Johanns Sohn Gumprecht entwand dem Erzbischof die Belehnung mit Rösberg, erhielt vielleicht zur Entschädigung die früher von Saffenburg besessene Erbvogtei des Erzstiftes ***), und gründete die jüngere Linie der Grafen von Neuenahr. Durch glückliche Eheschlüsse mehrte diese ihre Besitzthümer am linken Ufer des Niederrheins, und hatte sich zur Zeit der Reformazion zu solcher Bedeutung erhoben, daß ihr Beitritt zu derselben, wie oben erzählt ist, das Erzstift beinahe fortgerissen hätte. So hat der Dompropst Hermann von Neuen-

*) Lehenrevers von 1307, Günther IV, S. 123.

**) Teschenmacher Annales S. 396 ff.

***) Er besaß sie schon 1305, Erenka von Seelen fol. 288 a. Die Sühne von dems. Jahr bei Günther IV. urk. 17.

abr mit der Feder, ſein weltlicher Bruder Wilhelm V. aber mit beſtem Rath und diplomatiſcher Unterhandlung den Proteſtantismus unterſtützt. Des leztern Sohn Hermann führte ihn in der von ſeiner Mutter ihm vererbten Grafſchaft Mörs wirklich ein; deſſen Vetter Adolf aber, der durch Heirath mit ſeiner Nichte Walpurgis das ganze Familienerbe vereinigte, zog am Ende für den neuen Glauben das Schwert und erfreute ihm nach dem Sturze ſeines Freundes Gebhard Truchſeß im Jahr 1589 das Leben. Seine Beſitzungen hatten die Spanier erobert, Mörs fiel durch Teſtament ſeiner Witwe an die Oranier und ſpäter an Friedrich I. von Preußen, die Erbvogtei aber und die ſonſtigen Güter gingen an das verwandte Haus der Grafen von Bentheim über.

Heiterer als dieſe Genealogien grüßt uns die ſchöne Sage, welche Wolfgang Müller an die Trümmer des Schloſſes angeknüpft hat:

Das Erbe von Neuenahr.

Einſt war ein Graf, ſo geht die Mähr,
Der fühlte daß er ſterbe,
Die beiden Söhne rief er her,
Zu theilen Hab' und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert
Rief da der alte Degen,
Das brachten ihm die Söhne werth,
Da gab er ſeinen Segen:

Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß,
Du sollst das Schwert behalten,
Die Berge mit dem steilen Schloß,
Und aller Ehren walten.

Doch dir, nicht minder liebes Kind,
Dir sei der Pflug gegeben.
Im Thal, wo stille Hütten sind,
Dort magst du friedlich leben.

So starb der lebensmüde Greis,
Als er sein Gut vergeben,
Die Söhne hielten das Gelöbniß
Treu durch ihr ganzes Leben.

Doch sprecht, was ward denn aus dem Start,
Dem Schlosse und dem Kriegen?
Was ward denn aus dem stillen Thal
Was aus dem schwachen Pflüger?

O fragt nicht nach der Sage Ziel,
Euch kunden ringsum die Gauen:
Der Berg ist wüst, das Schloß zerfiel,
Das Schwert ist längst zerhauen.

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenschimmer,
Da wächst und reift es weit und breit:
Man ehrt den Pflug noch immer.

Vom Neuenahr geht es auf steilem Wege über Beul ins Flußthal hinab. Es ist rathsam durch die Wiesen und Weinberge des rechten Ufers hinaufzuwandeln zum Kloster des

Kalvarienbergs.

das etwa zehn Minuten von Ahrweiler auf einem Felsvorsprunge sich erhebt. Am Fuße lag bis zum dreißigjährigen Kriege, der es wegraffte, das Dorf Wirrezheim. Man steigt auf dem Stationenweg empor, der von Ahrweiler über die stattliche hölzerne Ahrbrücke herkommt, und gelangt so auf die Terrasse vor der Kirche mit der berühmten Aussicht. Die Geschichte des im fünfzehnten Jahrhundert gestifteten Kapellchens, das dann 1629 von Brühl aus mit Franziskanern besetzt und mit einem Klosterbau verbunden wurde, haben wir früher erzählt. Zu erinnern bleibt, daß die jetzige Kirche, die zwar architektonisch unbedeutend, aber mit den ausgedehnten Klostergebäuden und dem kräftigen gewölbten Unterbau doch vom Thale her ein schöner Augenpunkt ist, im Jahr 1664 angefangen und 1678 eingeweiht wurde. Das Kloster ist zu verschiedenen Zeiten vergrößert worden. Der Orden unterlag am Ende des vorigen Jahrhunderts der neuen Ordnung der Dinge: doch ist Kirche und Kloster von einem frommen Geistlichen vor Abbruch bewahrt worden und wird bis heute von zahlreichen Wallfahrern besucht. Der Klosterzweck aber ist im schönsten Sinne erneuert durch die von Montjoie herstammende Kolonie von Ursulinerinnen, welche nun schon seit 1838 unter Leitung der Klosterfrau Theresia Schäfer ein weibliches Erziehungshaus dort unterhalten. Die Zahl der Pflegetöchter ist nahe an hundert gestiegen; der Preis ist billig gestellt und die Anstalt hat guten Ruf: der Prospektus derselben zeigt, daß in allen Hauptfächern, die dem Gebildeten Noth sind, Unterricht ertheilt wird;

auch weibliche Arbeiten aller Art fehlen nicht. Das einzige ans Kloſterleben Erinnernde iſt die uniforme Kleidung, welche der Proſpektus von den Penſionairen verlangt; ſonſt wird gerühmt, daß die Erziehung nicht für Nonnen, ſondern für das bürgerliche Leben praktiſch und tüchtig ertheilt werde, und ein ſchönes Zeugniß der Liebe iſt, daß die Kinder ſelten ohne Thränen zu ihren Eltern zurückkehren.

Der Ausblick von der Kirchenterraſſe iſt herrlich: wir überſchauen dort noch einmal das bisher durchwanderte Thal, eingeſchloſſen von ſeinen Wächtern, Neuenahr und Landskron: unter uns Ahrweiler mit dem dunkeln Mauerring und den grauen Thorthürmen, inmitten die impoſante Maſſe der Pfarrkirche mit dem charakteriſtiſchen bräunlichen Thurm. Aber ſchöner als das Alles iſt der Blick ſtromaufwärts. Düſtere, hohe Felſen, nackt oder mit dunkelm Nadelholz bewachſen, ſperren dort das Thal, daß es räthſelhaft ſcheint, wie der Fluß aus ihnen heraus ſich Bahn gebrochen; mitten in dieſem Dunkel Walkenberg und drüben ſeine weinreichen Berghänge. Hier zum erſtenmal entfaltet das obere Ahrthal ſeinen wildromantiſchen, von der lieblichen untern Thalebne ſo ſcharf geſchiedenen Charakter.

Wir laſſen an dieſem Platze nochmals einen Mönch des frühern Kloſters reden, und zwar dießmal poetiſch. Das lateiniſche Gedicht, deſſen Eingang wir hier übertragen, wurde 1744 einem von Clemens Auguſt nach Ahrweiler geſetzten Vogte überreicht, und muß wol ſchön ſein, da der Gefeierte dem Kloſter zwei Piſtolen dafür ſchenkte. Wens verdrießt daß der Poet das fünfte

W, nämlich die Weiber, nicht ſchildert, der braucht ja nur, wenn er Ahrweiler durchwandert, ſeinen eigenen Augen die Reſt zu geben.

Freue dich, Stadt an der Ahr, du Zier, du Krone der Heimat,
Jauchze den Jubelgeſang, wie er die Frohen ziemt!
Hochglückhafte Stadt, dir gab dem günſtiges Schickſal
Einen erwählteſten Platz vielen der Schweſtern voraus.
Herrlich ja nennt ich die Lage fürwahr, die ſo wie die feine
Immer ein fünffach W ihren Bewohnern verleiht.
Vierfach lautet es: Wein und Waſſer und Wieſen und Weizen,
Aber das fünfte W werde von mir nicht verwehrt.
Fragſt nach köſtlicher Traube du mich, dann mögen die Hügel,
Mag dir der Berg ringsum zeugen mit ſchweigendem Mund.
Waſſer, ſüß und geſund, das quellt in Fülle die Ahr dir,
Welche mit flüſterndem Fall ſanft in das Thal ſich ergießt.
Künſtlich leitet ein Arm ſich ab zum Dienſte des Bürgers,
Mit ſanftſpiegelnder Flut legt er ſich ringe um die Stadt.
Treiben der Mühlen wälzt er im Schwung, und jedem Bedürfniß,
Das ihm zur Hülfe begehrt, reicht er die Fülle der Flut.
Wieſen, wie rühmt' ich euch nur! Im vielfach blinkenden Grase
Schweigend, in Herden getheilt, wandelt das rüſtige Vieh.
Hier wohnt Flora, beſucht vom ſüßen Gelange der Muſen,
Bacchus und Ceres hier miſchen den heiteren Scherz.
Weizen zumal, wer kennt nicht die goldene Fülle der Ernte!
Iſt doch üppig das Land, günſtig für jedes Getreid.
Siehe, dein vierfach W, ich hab' es gebührend geprieſen,
Das dir, freundliche Stadt, ſchenkte das gute Geſchick.
Aber das fünfte W, das darf ich nimmer berühren —
Rührt ich es an, vielleicht kame mir Wieb noch daran.

Ahrweiler.

Mit diesem Gruße des Mönchs ziehen wir in das fröhliche Ahrweiler ein, um uns in einem seiner vortrefflichen Gasthöfe, entweder gleich rechts vom Niederthor in der Krone bei Herrn Kreuzberg, Inhaber einer bedeutenden Weinhandlung, oder auf dem Markte im Stern bei Herrn Winkel, wo auch das städtische Casino ist, vor Anker zu legen. Von alten Erinnerungen bewahrt der Ort freilich außer der Kirche, dem Mauerring und dem Rathsarchiv nicht Vieles mehr, da die Plünderungen und Brandstiftungen der letzten Jahrhunderte allzusehr aufgeräumt und den Straßen ein ziemlich modernes Ansehn gegeben haben. Aber der freundliche und lebensfrohe Sinn der Bewohner, die überreichen Gaben, welche die Natur an Küche und Keller spendet, und vor allem die herrliche Lage in mäßig weitem Felsenthal fesseln den Gast oft länger als sein Reiseplan beabsichtigte.

Aus einem Weiler, wie der Name es besagt, ist der Ort entstanden. Sieben Höfe lagen zusammen, deren ritterliche Besitzer nach der Ueberlieferung sich hier die Thürme erbauten, welche noch lange fortbestanden haben. Die erste Erwähnung eines Walderich von Arwilre, den wir wol einem jener Geschlechter beizählen dürfen, geschieht kurz vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts. Oberherrn waren die Grafen von Are und ihre Erben aus der Linie von Hochstaden-Are seit dem Erlöschen derselben. Zum Gemeine- und Gerichts-

verband oder zur „Pflege von Ahrweiler" gehörten damals die fünf umliegenden Dörfer Wallporzheim, Marienthal, Bachem, Wiesenboven (zwischen Wallporzheim und Ahrweiler) und Gerhardsboven oder Girrezheim unter dem Kalvarienberge; die drei ersten bestehen noch, Wiesenboven muß in den letzten Stürmen des Mittelalters, Gerhardsboven im dreißigjährigen Kriege eingegangen sein, vermuthlich indem die Einwohner sich in den Schutz der städtischen Mauern herüberfiedelten. Mit der hochstadenschen Erbschaft kam der noch offene Ort unter Garantie aller seiner früher besessenen Privilegien *) an Köln, wurde aber schon durch Konrad von Hochstaden zur Stadt erhoben und mit Mauerring und Wassergräben umzogen, die noch jetzt übrig sind und an dem Thurm des Oberthors mit dem eleganten gothischen Bogenfries den Stil jener Zeit aussprechen. Zeugniß von dieser Ummauerung giebt eine Befreiungsurkunde Konrads von 1259 zu Gunsten des Klosters Marienthal, das man widerrechtlich mit Beiträgen zum Bau beschwert hatte **). Seitdem stieg die Blüte des Ortes, der bald den angesehenen Städten des Erzstifts beigezählt wurde. Bis in die letzten Jahrhunderte zählte er viele Patriziergeschlechter zu seinen Bewohnern, unter denen die Blankart und die Kolven von Ahrweiler am meisten genannt werden. Außerdem lag außer den Mauern nach Wallporzheim zu ein befestigter Ritterſitz, der Thurm vor Ahrweiler, mit

*) Weidenbach Ahrgrafen. Beilage, Urk. 2

**) Ebendas. Urk. 4.

welchem das Erbschenkenamt des Erzstifts verbunden wurde. Früher einer besondern Familie angehörig, ging er 1473 durch kölnische Belehnung an die Grafen von Abrembergz, 1549 an deren Erben Johann von Ligne über. Der Thurm wurde 1811 abgerissen, ein Theil der Gräben ist im Felde noch sichtbar. Besonders aber das Bürgerthum blühte im Schutz der verliehenen Freiheiten und der Zunftkorporazionen fröhlich und mächtig auf. Von der Bedeutung der Handelsverhältnisse giebt außer der Verwilligung zweier Jahrmärkte, die Kaiser Wenzel 1387 der Stadt verlieh, besonders die Anwesenheit von Juden und lombardischen Geldwechslern Zeugniß, welche dem Erzbischof von Köln dafür eine Kopfsteuer erlegen mußten *). Die Hauptabgabe der Stadt bestand in den sogenannten Kurweinen. Alljährlich im Herbst kamen Deputirte der kurfürstlichen Hofkammer, prüften aus den vorher versiegelten Fässern der gesammten Weinproduzenten und wählten 30 Fuder aus; die Eigenthümer wurden aus der Stadtkasse entschadigt. Aber auch dieser Steuer entledigte sich die Stadt, indem sie dem geldbedürftigen Erzbischof Rupert von der Pfalz auf einmal 7000 Gulden dafür zahlte bis auf Wiedererlös. Dieser Wiedererlös erfolgte nicht und das Recht der Kurweine verjährte, bis im verlaufenen Jahrhundert Clemens August die 7000 Gulden zurückerbot und dafür die Kurweine von neuem verlangte. Da jedoch bei dem ungeheuern Unterschied des Geldwerthes im funfzehnten und achtzehn-

*) Schöffenweisthum von 1395, Günther III. S. 913.

ten Jahrhundert dieß im höchsten Grade unbillig erschien, wies das Hofkammergericht ihn mit seiner Rechtsklage ab. Die Verfassung der Stadt war, wie überhaupt im Mittelalter, eine freie Selbstverwaltung. An der Spitze stand der Rath, gebildet unter Vorsitz des regierenden alljährlich neugewählten Bürgermeisters aus 7 Gerichtsschöffen, 7 Rathsherrn, dem Stadtschreiber und dem Stadtbaumeister, der zugleich Empfänger war; elf und in spätern Zeiten acht Männer repräsentirten außerdem die Bürgerschaft und nahmen an der Verwaltung Antheil. Das Gericht war bei den genannten sieben Schöffen und einem von Köln gesetzten Vogt, der immer von Adel sein mußte; seit dem fünfzehnten Jahrhundert gewann die Bürgerschaft die Wahl der Schöffen. Für die das bürgerliche Wesen nicht betreffenden Vergehen gab es außerdem ein kirchliches Strafgericht der Sendschöffen, vor dessen Forum Verachtung oder Verletzung der Kirche und des Gottesdienstes, Ketzerei, schlechte Kinderzucht und Liederlichkeit aller Art, namentlich aber auch die Fälschung des Weines gehörte. Diese seine Rechte und Freiheiten wußte das mittelalterliche Ahrweiler mit wackerer Hand zu schützen. Berühmt durch ihre Treue gegen die Landesherrn, waren doch die Bürger stets gegen Rechtskränkung auf ihrer Hut. So hatten sie schon um 1350 mit den übrigen Städten des Oberstifts, Bonn, Andernach und Linz, wie auch mit Neuß einen Bund geschlossen, keinem Erzbischof die Thore zu öffnen, der nicht zuvor alle ihre alten Privilegien bestätigen würde *). Bald darauf halfen sie dem

*) Günther III, urk. 502

Friedrich von Sarwerden das Raubrittertum und besonders den Neuenahr brechen, unterstützten den Nachfolger Dietrich von Mörs gegen seinen Mitbewerber Adolf von Berg, fielen aber 1474 von dem gewaltthätigen Rupert von der Pfalz ab und trugen durch tapfern Widerstand gegen seine Belagerung viel zum Siege des Domkapitels bei. Erst seit dem Ende des Mittelalters, wo überhaupt das monarchische Zeitalter Europas beginnt, schwand auch der Freisinn und die Bedeutung von Ahrweiler. Wir haben das trübe Bild seiner Kriegsleiden und seines allmählichen Sinkens bereits oben entworfen und freuen uns, über die schmerzliche Zeit zwischen 1584 und 1794 hier hinwegeilen zu dürfen.

Obwol die früher geschilderten schwierigen Verhältnisse des ganzen Ahrthals auch auf Ahrweiler drükken, hat die Stadt doch einen Vortheil darin voraus, daß sie die größte Ortschaft des Ahrthals und deshalb außer dem Ackerbau zu einigem Handel und bürgerlichem Verkehr geeignet ist. Sie zählt gegenwärtig 2700 Einwohner und ist Kreisstadt. Außer dem Besuche der Fremden, der im Sommer nicht unbeträchtliche Summen in Umlauf bringt, ist besonders Weinbau und Weinhandel noch immer eine Quelle des Wohlstandes. Ahrweiler gehört zu den edelsten Lagen des ganzen Thals: die Sonne liebt seine dunkeln Felsen so heiß, daß im Jahr 1728 und 1733 der Priester in der Stadtkirche schon am 25. Juli, im Jahr 1636 aber schon am 13. Juli die Messe mit neuem Weine feierte, und sehr oft bereits in der zweiten Hälfte des Monats September die Weinlese stattfand. In guten Jahren wird

die Ohm hiesigen Weines mit 50 Thalern und sogar drüber bezahlt.

Die dem h. Laurentius geweihete Pfarrkirche schreibt sich aus jener ersten Zeit des städtischen Aufblühens her. In dem 1298 geschlossenen Vertrag des Erzbischofs Wichbold von Holte mit der Abtei Prüm, durch welchen die letztere ihre ehemals von Hochstaden besessenen Lehen mit Verzichtung auf die Oberherrlichkeit an Köln abtrat, erhielt sie zur Entschädigung nebst vier andern Pfarreien auch die von Ahrweiler, welche daher bis 1804 beständig durch einen Mönch des Klosters besetzt wurde. Die Kirche ist ein sehr beachtenswürdiges Bauwerk *). Zwar ist Dach und Thurmhelm in jener wüsten französischen Mordbrennerei von 1689 abgebrannt, und es mag da Manches zerstört sein, was man später nicht wieder erneuerte. Neu und entschieden unschön ist die Thurmspitze, die nebst dem Glockenstuhl im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch sinziger Zimmerleute aufgerichtet ist (die Glocken wurden schon 1604 durch einen jülicher Meister gegossen); hieraus erklärt sich die barock ausgebauchte Form des Helmes. Weiter die Bedachung der drei Schiffe. Diese hatten sonst drei verschiedene Dächer in Form von Sätteln; jetzt sind sie mit Einem geschlossen, nachdem das Gewölbe ein paar Jahrzehnte bloß gelegen, so daß auf ihm noch Spuren der Hollunderſträuche sichtbar sein sollen, die dazumal darauf gewachsen. Endlich muß für neu die über alle

*) Risse und Zeichnungen bei Hub. Müller, Beiträge zur teutschen Kunst- und Geschichtskunde II. Tafel 5. 9. 10. 15.

Maßen häßliche, nur der rohen Nothdurft dienende Fassade erklärt werden, die eigentlich gar keine Fassade ist, sondern nur eine von plumpen Strebepfeilern gestützte Wand. Aber auch sonst ist das ganze Aeußere sehr verflickt, und besonders das jetzt vermauerte Südportal hat gelitten. Das Innere dagegen ist im Ganzen wohl erhalten.

Die Kirche ist dem Stil nach die jüngste in der bisher besprochenen Reihenfolge jener in der Anlage so verwandten Kirchenbauten von Heimersheim, Sinzig, Remagen und Oberbreysig. Während die andern noch weit mehr als Uebergangskirchen erscheinen, hat Abrweiler schon entschieden gothische Grundform. Das stimmt mit den geschichtlichen Nachrichten überein. Die Kirche soll gebaut sein von Gottfried von Blankenheim, dem Abt von Prüm, der von 1245 bis 76 regierte. Glasgemälde, die sonst im Chor sich befanden, trugen die Zahl 1300; als Jahr der Grundsteinlegung giebt man 1269 an. Ueber den Baumeister ist Nichts bekannt; die Ansicht, daß Mailänder das Werk ausgeführt hätten *), beruht auf einem bloßen Misverständ-

*) Herr Wenken will dieß in einer Chronik des fünfzehnten Jahrhunderts gefunden haben, zitirt aber die Stelle so, daß er offenbar die Erzählung des kalvarienberger Mönchs meint. Dieser berichtet aber vom Jahr 1625: der Baumeister Gehr habe in der Nähe keine Steine für die Kalvarienkirche finden können, denn auch die Stadtthore von Ahrweiler seien vom Drachenfels, die Kirche aber von Bruchen im Dettelforst hinter dem Neuenahr, bei Olbrück und bei Kirchern unsern Kempenich gebaut. Dann geht es fort: per tot saecula nec Mediolanos, nec alios peritos murarios sive lapicidas in

niß und hätte am wenigſten zu Vermuthungen über den Urſprung des Spitzbogenſtils veranlaſſen ſollen, da vielmehr umgekehrt der Dom zu Mailand Deutſche zu Baumeiſtern hat. Eine Inſchrift auf einer Säule des Mittelſchiffs giebt auch kein Licht. Sie lautet: Alveradis me fecit fieri, denn ſo lieſt Weidenbach den Namen richtig ſtatt der frühern Leſung Mineradis oder Nindradis. Da aber dieß ein mehrfach vorkommender Frauenname iſt, kann er nicht den Architekten, ſondern nur eine fromme Frau bezeichnen, welche etwa für den Bau eine Schenkung gemacht hat. Vielleicht hat aber der Baumeiſter ſich ſelbſt unter der mit einem Barett bekleideten Figur auf der Mittelſäule des Südportals abgebildet. Im Einzelnen hat nun die Kirche folgende Beſonderheiten. Fürs erſte iſt die Grundform des ganzen Baues durchgehend und harmoniſch der reine doch etwas weitgeſpannte Spitzbogen: indeſſen machen ſich noch einige Nachwirkungen des ältern romaniſchen Stils geltend. Das Langhaus ruht nicht auf Pfeilerbündeln, ſondern auf ſtarken Rundſäulen. Dieſe haben ganz ſchlichte Kapitelle, an welchen kein vollſtän-

montibus Arweileranis aptam aliquam lapidum fodinam potuisse repperire. Die Nachricht iſt alſo 1. nicht aus dem fünfzehnten ſondern aus dem ſiebzehnten Jahrhundert. 2. wird gar nicht geſagt daß die Mediolani die Stadtkirche gebaut hätten. 3. ſind Mediolani nicht Mailänder (das wären Mediolanenses), ſondern — Münſtermaifelder, wie v. Lehfeldts Schrift über das Maifeld beweiſt. Wir wollen alſo doch den gothiſchen Stil für uns oder für die Nordfranzoſen behalten.

riger Blumen- oder Blattkranz, sondern nur einzelne Blätter verschiedenen Laubwerks sehr schön ausgemeißelt sind. Aus den Kapitellen wachsen die Rippen der Gewölbe unmittelbar hervor, ohne wie in der reifsten Gothik sich unterhalb des Kapitells bis zum Fuß der Säulen fortzusetzen: eine Form, die wir in gothischer Zeit an der Liebfrauenkirche von Trier, an der Abteikirche von Altenberg und weit häufiger in englischen und belgischen Kirchen wiederfinden. Die Schlußsteine der Gewölbe sind wieder sehr schön und reich mit Sternen, Blättern und Arabesken verziert. Weiter ist eigenthümlich und selten, daß die Seitenschiffe eben so hoch wie das Mittelschiff sind. Das letztere kann also über den Säulen keine Fenster haben, und somit kommt alles Licht aus den großen Fenstern der Nebenschiffe herein. Man wird nicht leugnen, daß diese Anlage dem Gebäude einen hellen, luftig-leichten Charakter giebt: das Gleiche bemerkt man an der fast gleichzeitig vollendeten Elisabethkirche zu Marburg, wo es wahrscheinlich am frühsten vorkommt *). Die Nebenschiffe selbst sind nun aber wieder, wie in Sinzig und fast allen Uebergangskirchen, in zwei Stockwerke getheilt; von jeder Säule des Mittelschiffs geht ein doppelter Spitzbogen aus, der untere überwölbt das erste Stockwerk des Nebenschiffs, der obere die Emporkirche. Diese

*) Kugler, Kunstgeschichte S. 550. Am Rhein sind die einzigen Beispiele dieses in Norddeutschland und Westfalen sehr häufigen Stils die Kirchen zu Ahrweiler, Maien und Calkar.

ſchöne Anordnung bewirkt, daß das Hauptſchiff trotz ſeiner nicht größern Höhe dennoch über die durchſchnittenen Nebenſchiffe ein entſchiedenes Uebergewicht behält; man würde architektoniſch wie künſtleriſch nichts Verrückteres thun können als dieſe Emporbühnen herausbrechen — und doch wäre das im vorigen Jahrhundert geſchehen, hätte man nicht Gefahr des Einſturzes beſorgt. Den Schluß jedes Nebenſchiffes gegen Oſten bildet ein ſtattlicher ſchräg geſtellter und kräftig beleuchteter Chor. Die Glasgemälde der hier und im Hauptchor befindlichen Fenſter ſind zerſtört.

Wenden wir uns nun zu dem Aeußern, ſo fällt uns alsbald eine große Sonderbarkeit auf. Die Kirche hat Einen Hauptthurm, welcher ſehr kräftig und wohl geziert iſt mit Ausnahme ſeines modernen Helmes. Er hat im Ganzen die Form wie bei Sinzig und Heimersheim, eine achteckige Maſſe in acht Spitzgiebel auslaufend, nur daß die Seiten nicht vollkommen gleich ſind. Dieſe Grundform iſt noch rein romaniſch: doch ſind die Verzierungen ſchon ganz ſpitzbogig. Da iſt nun das Auffallende, daß dieſer Thurm nicht in dem Durchſchneidungspunkte der Kreuzarme, ſondern in der Faſſade ſteht, ſo daß eine ſeiner acht Seiten ganz gradlinig mit der Faſſadenmauer fortgeht. Dieſe Plumpheit, ſo wie die ganze rohe Faſſade, können wir unmöglich dem urſprünglichen Baumeiſter in die Schuhe ſchieben. Die Sache iſt wol dieſe. Ueber dem Chor, alſo wahrſcheinlich im Durchſchneidungspunkte des Langhauſes und des Querſchiffes, hat früher nachweislich ein kleines Thürmchen geſtanden. Der Hauptthurm aber hat gewiß nicht ſo

unmittelbar zum Eingang gedient wie jetzt, sondern die ganze Kirche mag einen größern Vorbau in Form eines zweiten Querschiffs gehabt haben, aus dessen Mitte sich denn, das ganze Gebäude zusammenfassend, der Hauptthurm erhub. Solch ein Querschiff am Fuſsende des ganzen Kirchenkreuzes finden wir im romanischen und Uebergangsstil oft; ich erwähne z. B. nur Sankt Aposteln in Köln und die Quirinskirche in Neuß: die letztere namentlich ist in ähnlicher Weise mit zwei Thurmbauten geschmückt. Wol die Armuth der Stadt nach dem Kirchenbrand und die gering einlaufenden Kollektengaben (aus ganz Brabant kamen nur 13 Reichsthaler), vielleicht auch die verminderte Zahl der Bewohner machte die Erneuerung jenes zweiten Querschiffs unmöglich und unnöthig.

Im Innern der Kirche befindet sich ein schlichter alter Taufbrunnen, ein sehr schöner in festen Schiefer gehauener Grabstein eines Ritters vom Hause der Blankart, die zu den städtischen Patriziern gehörten, mit der Jahreszahl 1561, im Chor ein gothisches Tabernakel, endlich an der ersten Säule vom Eingang rechts ein sonderbares halbzerstörtes Figürchen, merkwürdig als Wahrzeichen der Stadt Ahrweiler. Der Baumeister, sagt die Legende, wurde verspottet, weil er über die Kirche ein Gewölbe zu legen gedachte: denn das sei damals noch eine unerhörte Kunst gewesen. Ehe ihm das gelinge, sagte ein anderer Baumeister, wolle er an seinem Leibe eine ebenso unaussprechliche als unmögliche Handlung vornehmen. Und als es nun doch gelungen, da habe der siegende Meister jenen Spötter in der Positur an

der Säule ausgemeiſelt, wie man ihn jetzt ſieht. Die Gewölbgeſchichte iſt ganz ſicher falſch; vielleicht aber gab den Anlaß zu dem ganzen Schwank die Kühnheit, mit der hier, in dieſen Gegenden zum erſtenmal, der Spitzbogenſtil durchgeführt iſt.

Von Ahrweiler geht morgens 6 Uhr eine Perſonenpoſt nach Remagen im Anſchluß an die Frühdampfſchiffe; im Sommer fährt von dort morgens der Omnibus herauf und geht nachmittags, von Altenahr kommend, zurück.

Wem Zeit bleibt, der verſäume nicht die Umgebungen Ahrweilers auf der Höhe und im Thal zu durchſtreifen. Auf der rechten Flußſeite geht über den Kalvarienberg ein Fußweg nach dem Fichtenwäldchen, und höher hinauf nach der weitern Ausſicht des Steinthalskopfes; von hier ſteigt man in eine Seitenſchlucht, das liebliche Heckenthal, hinab, die uns zur Ahr oberhalb der Stadt zurückführt. Auf dem linken Flußufer haben wir bereits den Punkt der lantershofener Höhe erwähnt; beſonders die Ausſicht vom alten Wege, beim Judenkirchhof, iſt berühmt als ſchönſter Punkt, um den verſchiedenen Charakter des untern und des obern Ahrthals mit Einem Blicke zu überſchauen: dorthin führt nahe vor dem Oberthor ein Fußpfad, der von dem Heiligenhäuschen rechts abgeht. Wie aber auch das weitere untere Ahrthal mit ſeiner milden Schönheit uns erfreut, wie das fröhliche aus Land und Stadt gemiſchte Leben Ahrweilers uns feſſelt, immer locken die finſtern Schluchten oberhalb uns mächtiger zu ſich hin, und wir empfinden jene Eile des Ma-

lers und Dichters, wie Reinick ſie an dieſer Stelle ausſpricht:

Freundlich Städtchen in dem Thale,
Luſtige Reben allerwegen,
An dem Haus ein ſtiller Garten
Mit dem ſchönſten Blumenflegen.

In dem Wirthshaus gutes Leben,
Wurzger Wein von Einundreißig,
Mädchen in demſelben Jahrgang,
Aber freundlich, gut und fleißig.

Draußen ſchöne grüne Berge
Und die Aar in leichter Krümmung!
Nun das kann doch wohl verſetzen
In die allerbeſte Stimmung!

Aber weiter muß ich, weiter!
Schon erwacht das alte Streben,
Hinter jenen grünen Bergen
Muß ja doch noch ſchöner leben!

III. Von Ahrweiler bis Altenahr.

Wir betreten die durch landſchaftliche Schönheit berühmteſte Partie des Ahrthals, die Region des zakkigen, zerklüfteten Schiefergebirges, durch welches ſich in oft weiten, oft kurzgebrochenen Windungen der heftige Fluß ſein Bette gewühlt hat. Wol bleiben an einigen Stellen zwiſchen ihm und dem Bergfuſſe räumige Fruchtgefilde übrig, die man hier Auel zu nennen pflegt, und in ſolche haben ſich denn die Dörfer hineingelegt: meiſtens aber ſchießt Fels und Rebe dicht an den Fluß an, und erſt in unſern Tagen iſt dazwiſchen für die vortreffliche Fahrſtraße der Raum gebrochen worden. In drittbalb Stunden durchwandert man auf ihr dieſen ſchönen Landſtrich bis Altenahr. Das Flußbett iſt ungleich, wie der Fels von unterirdiſchem Feuer geborſten oder vom Fluſſe geſprengt worden iſt: wo es tief, da giebt es der Flut eine herrliche grüne Färbung, an andern Stellen hat ſie jenes durchſichtige Braun mit den goldenen Lichtern darauf, das die düſſeldorfer Landſchafter ſo trefflich verſtehen. Denn deren Studienkammer war kurz nach Gründung der Schule dieſe Strecke des Thals, ihre Ferienreſidenz Altenahr: ſeitdem haben ſie ſich mehr der wilden Eifel und entfernten Gegenden des Vaterlandes zugewendet. Man darf vielleicht ſagen,

daß ſie zuerſt, noch bevor die neue Straße fertig war, die Schönheit dieſes Thals für die Welt da draußen entdeckt haben.

Von Ahrweiler, vorbei an den Gräben des „Thurms vor Ahrweiler," gehts in einer Viertelſtunde nach Wallporzheim, dem mittelalterlichen Walprechtishoven, das uralten Ruf wegen ſeiner Weinberge hat. Hier iſt die edelſte Lage des ganzen Ahrthals. Der mächtige Berg rechts von der Straße, aber auch die Thalebne, ſind ganz und gar mit Wein bewachſen, während die ſchroffen Höhen des rechten Ufers, über welche die Morgen- und Mittagsſonne keine Macht hat, nur niedriges Geſtrüpp tragen. Wallporzheim liegt gerade im Abſchluß des weitern Thalbeckens von Ahrweiler und an der Pforte der engſten Schlucht.

Hier in der engen Straße des Ortes grüßt uns die allen Ahrwanderern wohlbekannte Statue des heiligen Petrus. Dem Neuling mag Alexander Kaufmanns Gedicht ſagen, was es damit auf ſich hat:

Beim heiligen Petrus zu Walporzheim,
Am rauſchenden Bett der Ahr,
Da ſchenkt man nicht Bier, nicht Hemgetem,
Da ſchenkt man den Wein ſo klar

Beim heiligen Petrus zu Walporzheim
Da ſteht S. Peter und lacht,
Er hat die Schlüſſel zum Paradeis
Und hält ſo fröhliche Wacht.

Und wenn ein luſtiger Burſche kommt,
Den riecht er von ferne ſchon

Und öffnet gleich die Thore weit:
„Herein, du lieber Sohn!“

Doch soll's dann wieder zum Thor hinaus,
Dem Alten fährt's durch den Sinn:
„Wer einmal glücklich im Himmel ist,
Der bleib' auch ruhig drin!

„Was lockt euch wieder mit Sang und Klang
Da draußen die böse Welt?“
Da hat er Manchem aus Verdruß
Beim Scheiden ein Bein gestellt,

Daß der da draußen, so lang er war,
Die Gasse kugelnd maß,
Und macht S. Peter ihm hintendrein
Eine lange, lange Nas'. —

O, heiliger S. Peter zu Walperzheim,
Säß' ich am seligen Ort,
Mich brächte wahrhaftig mit Sack und Spiel
Mein eigener Schatz nicht fort!

O, heiliger S. Peter zu Walperzheim,
Sind wenig fromm zur Zeit,
Doch Alle noch zu Walperzheim
Getreue S. Peterslent!

Aber wie so ganz herrlich ist es auch in der Gartenlaube des Wirthshauses zum heiligen Petrus! Zumal eine Sonntagsfrühe in der Pfingstzeit, wenn der spät erst grünende Weinstock ringsum an den Bergen im ersten Laube steht, wenn der Garten von rothen, gel-

ben, weißen Rosen überblüht ist! Durch die Rosenbüsche und das Haus, von dem die ganze Länge des Gartens uns scheidet, blicken wir auf ein kleines Fleckchen Straße hinaus, wo die festtäglich geschmückten Abrleute oder die fremden Wanderer wie im Rahmen vorbeiziehen; und während der Segen voriger Jahre in rothfunkelndem Wein uns durchglüht, schaut über das Haus der breite Bergrand herein mit der fröhlich grünen Hoffnung des nächsten Herbstes. Einen stillern und liebern Ort für eine Stunde einsamer betrachtender Naturlust giebt es nicht.

Gleich hinter Wallporzheim treten wir nun in die engen Felsgeschiebe ein: sie sind in ihren scharfen Formen so fantastisch, daß sie den träumenden Volksgeist zu düsterer wie zu heiterer Legende befruchten mußten. Da ragt rechts ein wunderlicher Fels über den Weg herein, entfernt einem Thierhaupt ähnlich, und eben hier spukt mancherlei Sagengebild. Das Volk nennt den Felsen die bunte Kuh. Ein Mädchen hat gewettet ihn zu besteigen, eine Flasche Wein auf ihm zu leren und die Strümpfe zu wechseln; damit gewann sie die Kuh, da den Preis den Wein nun und dem Felsen den Namen gab. Nach Andern aber haben die Franzosen den Wein da herum, wie billig, vortrefflich gefunden, und ihn bon coup oder bon de goût genannt: ein modern erfundener Calembour, mit dem das Volk so wenig zu schaffen hat, wie mit der Deutung des berliner Sanddörfchens Moabit durch terre maudite. Heimlich ist es nicht an der bunten Kuh bei Mondlicht zu sitzen oder zu wandern; unter dem Felsen war, wie es

heißt, eine Richtſtätte der Hexen, und es iſt ganz ausgemacht, daß noch jetzt ein Kobold dort hauſt und eben auf dieſen weinreichen Felſen ſeinen Sitz hat, der die Bauern, die Nachts von Wallertheim kommen, bethört: davon weiß Mancher zu ſagen.

Es iſt ſo um die Mitternacht,
Kann ſein, ein bischen ſpäter,
Da öffnet ſich das Pförtchen ſacht
Zu Wallertheim im Peter.
Zwei Bauern treten aus dem Haus
Und aus Sankt Petri Schutz heraus,
Die fürchten nicht den Kobold.

Sie blicken erſt zum Himmel auf
Nach all den ſchönen Sternen,
Als wollten ſie der Sterne Lauf
Heut Nacht recht gründlich lernen.
Dann ſpricht der Vetter: Nun friſch zu,
Bald ſind wir an der bunten Kuh
Bei dem verfluchten Kobold.

So, packt mich nur recht feſt am Arm,
Und laßt uns tüchtig ſchreien;
Ich hoff' er thut uns keinen Harm,
Denn ſeht, wir ſind zu zweien.
Doch wie? O weh, Gevattersmann,
Ihr fangt mir ſchon zu wackeln an —
O du verfluchter Kobold!

Potz Wetter, ich auch ſpür' ihn ſchon,
Mir flirrt's ſo vor der Naſe;
Der Weg iſt glatt, ſo recht zum Hohn,
Als wär er ganz von Glaſe.

Gevatter Klaus, geht nur gradaus,
Seht ihr, da steht des Müllers Haus —
O du verfluchter Kobold!

— Ei, Velten, ihr seid nicht gescheit,
Stoßt mich nicht in die Rippen!
Was drückt ihr denn nach rechts so weit?
Dort ragen ja nur Klippen!
Ich glaub', ich glaub', ich glaub' am End,
Er hat die Augen euch verblend't,
Der ganz verfluchte Kobold!

— Gevatter Klaus, was wirret euch,
Was wollt ihr links ins Dunkel?
Dort, seht doch, ist ja nur Gesträuch
Und drunter Stromgefunkel!
— Laßt los, ich folge meinem Kopf,
Mich oder euch hat er beim Schopf,
Der ganz verfluchte Kobold!

Sie ließen los, und auf sein Ziel
Ein Jeder eilends rannte;
Der Velten rechts — und stolpernd fiel
Er auf die Felsenkante.
Der Klaus ging links auf sein Gefahr,
Und — platsch, da lag er in der Ahr!
O du verfluchter Kobold!

Dem einen strömten aus der Nas
Die hellen blutigen Perlen;
Der andre lief im Wasser saß
Und hielt sich an den Erlen.
So krabbelten sie beid' heran
Und fanden wieder ihre Bahn
Trotz dem verfluchten Kobold.

Und wunderbar — wie Der aus Land,
Der auf den Weg gekommen,
Da war der Kobold durchgebrannt
Und ist nicht wiederkommen
Sie schritten Beide mit Gebrumm
Ganz nüchtern fort und sahn nicht um
Nach dem verfluchten Kobold.

Dicht hinter der bunten Kuh steigt ein neuer Rebenberg empor, der mit seinen Terrassen und Stützmauern noch mehr als alle bisherigen den Eindruck einer zertrümmerten Festung gewährt. Im stolzen Bewußtsein von der Vortrefflichkeit der Lagen haben einige der Besitzer die Namen dieser Weinberge und ihre eigenen auf die Mauern gesetzt. Der Abhang nach Ahrweiler heißt die Domlei, der nach Altenahr die Klosterlei.

Das Thal öffnet sich ein wenig und läßt einem kleinen Dörfchen Raum, neben welchem das gleichnamige Kloster Marienthal in einer engen Schlucht liegt. Geht man in dieser ein wenig hinauf, so kommt man bei der Klostermühle an ein Pförtchen, das uns den Zugang zu den Kirchentrümmern gewährt. Der Eindruck ist wehmüthig. Es war ein adliches Nonnenkloster von der Regel des heiligen Augustinus und scheint die älteste klösterliche Niederlassung im Ahrthal zu sein, Adenau etwa abgerechnet: seit dem dreizehnten Jahrhundert ist das Bestehen Marienthals nachweislich, da der Prior des Klosters 1236 auf der Burg Landskron einen Hausvertrag bestätigte *), und da Konrad von Hochstaden in

*) Gudenus Cod. dipl. II. 940.

einer Urkunde von 1259 *) die Nonnen von der Verpflichtung losspricht, zum Bau der Stadtmauer von Ahrweiler beizutragen. In der damaligen Kirche des Stifts besaßen die mächtigen Burggrafen von Landskron ihr Erbbegräbniß, welches sie mit großen Schenkungen erworben hatten. Der jetzige Bau, obwol nun auch schon wieder zertrümmert, ist weit jüngern Ursprungs und, soweit die Reste erkennen lassen, erst aus dem vorigen Jahrhundert. Der alte Bau wurde nämlich im ersten französischen Kriege 1646, als Türenne auch in Ahrweiler seinen Scharen so Gräßliches gestattete, sammt dem ganzen zugehörigen Dorfe Marienthal bis auf den Grund niedergebrannt: doch muß der Reichthum geblieben sein, denn ich finde in einem Kirchenbuche von Marschoß, daß um 1720 Marienthal große Schenkungen auch zum Neubau der dortigen Kirche gemacht hat, über welche es das Patronatrecht übte. So verschwand hier das Klosterleben erst mit dem Eintritt der Revoluzion; seit 1811 hat der Abbruch der Klosterbauten begonnen. Noch steht wohlerhalten der Pavillon am Eingang im Stil von 1700, auch der zwischen ihm und der Kirche liegende Garten wird noch gepflegt und in der Klostermuhle hat sich eine Bauernfamilie angesiedelt. Aber um den Klosterhof bricht die heilige Mauerschranke zusammen, die Kirche, dachlos, wird außen und innen von wuchernden Stauden und Bäumen überkleidet: leis und unmerklich sinkt das Werk der Menschenhand in den Schooß der ewigen Natur zurück.

*) Im Stadtarchiv von Ahrweiler, abgedruckt bei Weidenbach, Beiträgen S. 172.

In einer Viertelſtunde erreichen wir das freundliche Dernau, nachdem wir eine ehemalige Grenze überſchritten haben. Denn bei Marienthal verließen wir das are-hochſtadenſche Gebiet, welches unter Erzbiſchof Konrad an das Stift von Köln fiel; hier in Dernau ſtehen wir im ſogenannten ſaffenburger Ländchen, das dann hinter Mayſchoß wieder ans Kurkölniſche ſtößt, nämlich an die von Hochſtaden-Are an Köln übergegangenen Landſchaften. Auch Dernau war im Mittelalter bedeutender als jetzt, und hatte ſogar einen Ritterſitz, deſſen Inhaber mehrfach erwähnt werden, ohne doch geſchichtlich wichtig aufzutreten. Dieſer alte Glanz iſt denn freilich in den Stürmen und Heereszügen der letzten Jahrhunderte erloſchen: doch hat die gute Weinlage den Ort wieder gehoben, ſo daß er ziemlich blühend ausſieht. Beſonders viele Juden wohnen hier, wovon vielleicht die Urſache iſt, daß in andern Abterritorien, z. B. im Amt Nürburg, früher gar kein Jude ſich aufhalten durfte. So könnten ſie dann im ſaffenburger Ländchen ſich zuſammengeſiedelt haben.

Von Dernau gehet ein Fußpfad in die Berge ab, auf welchem man den Stromwinkel bis Mayſchoß abſchneidet. Auch kann man ihn nach rechts noch höher hinauf verfolgen, wo er dann auf dem Berggrat endigt, der das weiße Kreuz und die Burg von Altenahr trägt. Die Ausſicht von der Stelle, wo man aus dem Gebüſch tritt und plötzlich das weiße Kreuz, die Burg, das Thal von Altenahr und all die benachbarten Schluchten überſchaut, iſt gewaltig, und für Jeden, der den Thalweg ſchon kennt, wäre zur Abwechſelung der Bergpfad anzu-

rathen. Für gewöhnlich wird man indes die Fahrstraße längs dem Flusse vorziehen.

Diese führt uns oberhalb Dernau in ein prachtvoll abgeschlossenes Thal, dessen ebne Fläche von dem in der Mitte liegenden Dorfe Rech der recher Ruel genannt wird. Ein ungeheurer Halbkreis von hohen Felsen zieht sich vor uns hin, aus welchem wellenförmige, schräg abgesenkte Gebirgsmassen parallel zur Ebne herabstreichen. Vor diesem Hauptwall liegt eine zweite minder hohe Felsenreihe, die aber nicht wie jene halbrund, sondern in zwei graden Linien streicht, welche in der Mitte jenes Hauptwalles zusammenstoßen. Die eine dieser Linien lauft von Dernau eine halbe Stunde lang mit scharfem Rücken fort; dann setzt sich in einem rechten Winkel die zweite Felsenlinie an, die abermals eine halbe Stunde lang ist und auf ihrem hohen Ausläufer die Saffenburg trägt. Recht in der Mitte, wo beide zusammenstoßen, hat sich zwischen sie ein runder, ganz gleichmäßig geformter, bewaldeter Berggegel eingeschoben, der durch einen scharfen Grat mit dem zweiten, viel höhern Felsenwall zusammenhangt. Im Schatten dieses Berggegels, dessen Form höchst regelmäßig und charakteristisch ist, also gerade im Scheitelpunkt jenes rechten Winkels, liegt das Dorf Rech auf dem uns entgegengesetzten rechten Ahrufer: eine Brücke, die dort herüberführt, giebt den besten Standpunkt, um beide Berggräte bis Dernau und bis Saffenburg zu überblicken. Die Berggräte selbst sind oben mit Waldgestrüpp, in der Flanke mit Wein bewachsen, welcher hier auf beiden Ahrufern gedeiht: jener höhere Felsenwall aber trägt nur Wald. Rech

iſt der einzige Punkt im Ahrthal, der vorherrſchend weißen Wein baut.

Von Rech giebt es zwei Wege nach Altenahr, der Fußpfad über den Berg iſt kürzer, die Fahrſtraße im Thale bequemer. Zum Beſuch der Saffenburg muß man jenen wählen. Da dieſe auf dem rechten Flußufer liegt, überſchreitet man die Brücke bei Rech, welche nicht wie die meiſten Ahrbrücken aus Holzbalken und drübergelegtem Reiſig, ſondern aus Steingewölben gebaut iſt. Gleich von dieſer Brücke aus, das Dorf links laſſend, geht ein Fußpfad durchs Kornfeld, der uns ein wenig an dem Berghang heraufführt. Dort treffen wir einen größern Pfad, der, vermuthlich ein Reſt des alten Burgweges, uns am Abhang hin mit ſanfter Steigung, immer zwiſchen Weinbergen, zur Saffenburg führt und auf der Höhe ſchon die Ausſicht ins obere Thal bei Laach gewährt. Hier wird man nun bald die eigenthümliche Befeſtigungsart des zerſtörten Felſenſchloſſes begreifen, welche mit der oben erwähnten von Burg Neuenahr Aehnlichkeit hat, aber noch mehr als dort durch die ſchon von der Natur angelegte Geſtaltung der Felſen begünſtigt wurde. Der Fels, auf dem Saffenburg ſtand, ſpringt als ſcharfes, ſteiles Vorgebirg aus der Felswand hervor und ſtürzt mit zahem oft ganz ſenkrechtem Abhang ins Ahrthal ab. Von drei Seiten war die Burg alſo völlig unerſteiglich, man hätte den Feind vernichten können, ehe er ein Drittel der Berghöhe erreicht hatte. Nur die vierte Flanke war verwundbar, da der Schloßberg durch einen ſcharfen ſchmalen Grat mit der hintern Gebirgsmaſſe zuſammenhing. Hier boten

sich für ein Jahrhundert, das kein Geschütz kannte, diese Gräben als der beste Schirm dar, und diese gewann man in den Steinbrüchen, die zur Beschaffung der Bausteine ohnehin angelegt werden mußten. Zuerst also brach man Steine an der Felsmasse, auf der die eigentliche Burg stehen sollte: hierdurch erlangte man eine völlig glatte, ganz senkrecht abstürzende Felsenmauer, stärker als alle künstlichen Befestigungen gewesen wären. Gerade auf den Rand dieser glatten Felsmauer pflanzten sich dann die Schloßbauten selbst, so daß Fels und Mauer einen einzigen hohen Wall bildeten. Dann aber brach man noch einen zweiten Graben, so daß jetzt dieser Felsrücken von unten, besonders von der Laacher Brücke aus, zweimal eingekerbt erscheint. Außer dem eigentlichen Burgfelsen wurde auch noch der so gewonnene zweite Fels zwischen beiden Gräben befestigt, wie man deutlich an Spuren von Mauerwerk sehen kann. Rechnet man nun hinzu, daß bei der frühern Beschaffenheit der Abtstraßen schweres Belagerungsgeschütz nirgendwo auf die umliegenden Berge konnte heraufgebracht werden, so findet sich erklärlich, daß noch Jahrhunderte nach Erfindung des Pulvers Saffenburg eine militärische Bedeutung behielt.

Entstehung und letzte Erbauung des Schlosses sind Eigenthum der Sage geworden. Sofie, Burgfräulein von Are, liebte einen Ritter, ohne daß dieser es wußte. Der zog ins heilige Land, weil er sich verschmäht glaubte. Sofie sah sich als Ursach davon an, in Schmerz und Reue baute sie eine Klause dort in der Einsamkeit auf dem schroffen Felsen. An dieser Stelle traf sie der

heimkehrende Ritter, und zur Erinnerung des Wiederfindens baute er auf dieser Stelle das Schloß, das er Sofienburg nannte. Daraus ist Saffenburg geworden.

Die letzte Eroberung Saffenburgs aber hat Karl Simrock also berichtet:

Drei Schüsse.

Franzosen richten ihr Geschütz:
„Du mußt dich bald ergeben,
Und kommst zum Sturm, Herr Kommandant,
Es kostet dich das Leben.“

„So thut mir erst der Schüsse drei:
Nie sah man das sein Leben,
Daß eine Burg so fest und stark
Sich ohne Schuß ergeben.“

Wie das der Kurfürst hört von Köln,
Er wollt' ihm an das Leben;
„Seid gnädig, Herr, er hat sich doch
Nicht ohne Schuß ergeben.“

„Wohlan, so thut der Schüsse drei
Nur auf sein armes Leben:
Nie ward Verrathern ohne Treu
Noch ohne Schuß vergeben.“

Von der Zerstörung Saffenburgs werden wir unten Gewisseres berichten, über den Bau der Veste ist die Geschichte stumm. Das Geschlecht, das sie bewohnte, ist durch keine irgend bedeutende Geschichtsthat berühmt

geworden. Dieß verpflichtet uns zur Kürze, und wir werden daher aus der ohnehin in manchen Punkten schwer aufzuhellenden Genealogie nur das Hauptsächliche und urkundlich Sichere ausheben. Fest steht, daß die Saffenburg, wenn wir von dem fabelhaften Ursprung der Nürburg durch die Römer absehen, das erweislich älteste Schloß der Ahr ist und anfänglich von einem ganz freien Grafenstamme besessen wurde. Ihre Erbauung fällt im Widerspruch mit jener Sage vor alle Kreuzzüge; denn zur Zeit des mächtigen Erzbischofs Anno von Köln, der 1074 starb, also bereits unter den fränkischen Kaisern, schenkte Graf Hermann I. von Saffenburg dem neugestifteten Makkabäerkloster in Köln ein Gut in Mendorf (unweit Bonn), welches beweist, daß die Familiengüter sich auch aufs rechte Rheinufer fortsetzten *). Zwischen 1074 und 1116 erscheint mehrmals sein Sohn, Graf Adalbert oder Adelbrecht, als Zeuge in Urkunden der kölnischen Erzbischöfe, an deren Hofe er häufig muß gewesen sein **). Unter dessen Sohne Adolf I. wurde das Band mit dem Erzstift noch enger, indem dieser 1147 ***) zum Advocatus oder Erbvogt der kölnischen Kirche ernannt wurde. Es war dieß eine mit ausgedehnten Lehngütern am linken Ufer des Niederrheins

*) Lacomblet, urk. 318.

**) Lacomblet, urk. 249. 272 u. öfter. Günther I. urk. 76.

***) Lacomblet, urk. 314: nepos ... comitis herimanni. 358 von 1147. u. öfter. Günther I, urk. 158: Adolphus de Saphenberch et filius eius *Hermannus*.

ausgestattete Stellung, welche ihrem Besitzer als dem weltlichen Schirmherrn des Erzstifts zugleich einen mächtigen Einfluß auf dessen innere Angelegenheiten gestattete: wir sahen oben, wie gefährlich kraft derselben Karl von Burgund und noch später Adolf von Neuenahr dem Erzstift geworden ist. Indessen scheinen die Saffenburger diesen Zuwachs von Größe mit Aufopferung ihrer Reichsunmittelbarkeit erkauft zu haben, indem sie ihr eigenes Schloß Saffenburg an Köln gaben und als Lehen zurückempfingen: wenigstens erklärt es sich nur so, daß dieser bisher, wie es scheint, freie Besitz im folgenden Jahrhundert ganz unbestritten als kölnisches Lehen betrachtet wird *). Adolfs Sohn, Graf Hermann II., erbte seine Macht; in den Urkunden tritt er wie sein Vater mitten zwischen den stolzen Namen der Grafen von Berg, Jülich, Geldern, Cleve auf, und schien dem Mönche Gottfried von S. Pantaleon wichtig genug, beim Jahre 1172 seinen Tod zugleich mit dem Ableben mehrerer bedeutenden Reichsfürsten in seiner Chronik anzumerken. Mit seinem Bruder Adolf II. starb gegen 1174 die Familie aus. Ihre Macht erbte ein anderes Vasallenhaus des Erzstiftes: sowol das Lehen Saffenburg mit dem Grafentitel, als die Erbvogtei von Köln erhielt nämlich der junge Heinrich von Sayn, Sohn des Grafen Eberhard **); so wurde sie ein

*) 1255 im Heirathskontrakt Dietrichs von Cleve (s. u.): castrum suum Saffenberg, quod ab ecclesia movet Colonensi.

**) Zuerst als Graf von Saffenburg erwähnt 1174, Günther I. S. 417. 420; die Abstammung aber von Eberhard

saynsches Erbgut. Die berühmte Gräfin Mathilde, welche als Witwe des letzten Sayners, Heinrich III., dem Erzstift Köln 1250 und 1282 die große Schenkung von Linz und der Umgegend zuwandte, gab 1247 die Saffenburg mit allem Zubehör an die Schwestersöhne ihres verstorbenen Gemahls, an die Grafen von Sponheim *). Unter diesen fand Graf Heinrich von Sponheim-Heinsberg sich mit seinen Brüdern ab **) und gewann den Alleinbesitz des Schlosses nebst der Erbvogtei und der Advokatie von Bonn. Diese Stellung schien bedeutend genug, daß Dietrich VII. von Cleve sich 1255 um die Hand von Heinrichs Tochter Adelheid bewarb. Aus dem Ehepakt ***) ersieht man die große Ausdehnung des Familienbesitzes. Außer den erwähnten Vogteien und den Gütern, die sich von Saffenburg und Ahrweiler bis Neffenich und Wittenschlick ausdehnten, werden noch Besitzungen am rechten Rheinufer aufgezählt, die wol sicher aus der saynschen Erbschaft herstammten. Die letztern verblieben dem Brautvater Heinrich von Sponheim-Heinsberg, während der Schwiegersohn Dietrich von Cleve alle Güter am linken Rheinufer und so auch Schloß Saffenburg bekam.

von Sayn beweist Lacomblet durch die unschätzbare, alle bisherige Verwirrung aufklärende Urk 459 v. Jahr 1176: henricus de saffenberch advocatus maior S. Petri. *Pater eius venerandus comes de Seina*

*) Günther II, Urk. 119.

**) Kremer, Beiträge I, Urk. 1.

***) unkorrekt abgedruckt bei Teschenmacher, Annales, Urk. 41.

Bei Cleve iſt nun aber Saffenburg nicht geblieben. Im Ehekontrakt heißt es ausdrücklich, daß nur Kinder aus dieſer Ehe, welche Dietrichs zweite war, das Schloß erben ſollten. Mithin, da der einzige Sohn dieſer Ehe geiſtlich wurde *), war Saffenburg nach Dietrichs Tod ein erledigtes Lehen, und Köln als Oberlehnsherr trat wieder in ſein volles Vergabungsrecht ein, wenn auch Dietrichs Stammland Cleve an ſeine Kinder erſter Ehe fiel. Sicher iſt nun, daß jetzt ein ganz anderes Geſchlecht von geringerm Blute die Saffenburg zu Lehen erhielt. Dieſes Geſchlecht führt nicht den Grafentitel, ſondern heißt bloß Herren von Saffenburg. Der Erſte deſſelben, Albert, wird mit dieſem Titel ſchon 1197, ſein muthmaßlicher Sohn Hermann aber 1225 genannt **), folglich als Sayn noch den Grafentitel von Saffenburg beſaß. Da alſo dieſe Domini de Saphenberg, ſolange Saynер exiſtirten, nicht eigentliche Inhaber des Schloſſes ſein konnten, ſo möchte am wahrſcheinlichſten ſein, daß ſie anfangs als Burgvögte von den in ihrem Lande abweſenden Saynern dorthin geſtellt waren und ſo den Namen des Schloſſes annahmen. Adlich waren ſie, denn ſpäter werden Sproſſen des Hauſes als nobilis vir bezeichnet, und Wilhelm, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Stammhalter war (geſtorben

*) Teſchenmacher S. 224 und 225 Note 1.

**) *Albertus* de Safenberg neben zwei Saynern, Lacomblet, Urk. 557. von 1197. Günther II, 18. von 1210 Hermann, Günther II, S. 369.

vor 1254), erscheint durch seinen Sohn Gerlach als blutsverwandt mit Johann von Nürburg und Gerhard von Neuenahr; es fand folglich ein Ehebündniß mit benachbarten Grafenhäusern statt *). Woher dieß Geschlecht stammte, ist vor der Hand nicht zu ermitteln; doch finde ich, daß es 1276 höchst bedeutende von Trier lehnrührige Güter in Maien an die ihm verwandten Mullenarker verkauft **) und somit wahrscheinlich als Ast einer der vielen Ritterfamilien des Maifeldes anzusehen ist. Dagegen steht wieder fest, daß Konrad von Saffenburg statt jener clerischen Dynastie das Schloß von Köln zu Lehen erhielt, während jetzt der Grafentitel von Saffenburg erlosch. Von hier an ist die Genealogie vollständig klar, in welcher nacheinander vier Stammhalter des Namens Johann folgen ***). Johann IV. war es, der durch Heirath mit Katharina von Neuenahr das letztgenannte Schloß erbte und, wie wir oben erzählt haben, mit Hülfe des Erzbischofs Friedrich von Sarwerden wirklich in Besitz nahm. Dafür mußte er aber diesem die Hälfte der Grafschaft abtreten, auch für die Dörfer Mayschoß und Dernau, so wie für sein eben zur Stadt erhobenes Gelsdorf, das ihm bisher als

*) Wilhelm und Gerlach, Günther II. Urk. 138 von 1252 Gerlach allein und die Verwandtschaft mit Neuenahr und Nürburg, Günther II. Urk. 160. vom J. 1254.

**) Günther II. Urk. 272.

***) Hier werden die Stammbäume bei Gudenus und Schannat-Bärsch richtiger, vorher langen sie nicht.

freies Gut und Haus zugehört hatte, 1383 die Lehnshoheit des Erzstifts anerkennen. Von seinem Sohne Kraft, der mit der Hand Elisabeths von Tomberg den Besitz dieses Schlosses und ein Drittel an Landskron erwarb, ist früher geredet; Johanns Enkelin Katharina aber heirathete 1419 den Grafen Philipp von dem benachbarten Schlosse Virneburg. Der Stamm ihrer Brüder erlosch bald, und so gewann ihr Enkel, Philipp II. von Virneburg, den Besitz von Saffenburg und Neuenahr. Das ist jener wilde Geselle, den wir droben in der allgemeinen Geschichte des Ahrthals als geschwornen Feind Ruprechts von Köln, als kecken Wegelagerer und Priesterschänder angeführt haben. Aber auch das mächtige Geschlecht von Virneburger starb 1545 aus: unter den Seitenverwandten entstand heftiger Erbfolgestreit; Köln riß aus demselben die Herrschaften Saffenburg und Gelsdorf als erledigte Lehen heraus, verlieh sie jedoch freiwillig an den Mann, der auch das übrige virneburger Erbe größtentheils von Trier zu Lehen erhielt, an den Grafen Dietrich IV. von Manderscheid-Schleyden. Dieser besaß jetzt, auf die festen Schlösser Manderscheid, Schleyden, Virneburg und Saffenburg gestützt, ein schönes und ausgedehntes Landgebiet, das, wenn es unzerrissen blieb, leicht eine bedeutende Rolle in der Geschichte hätte spielen mögen. Dieß war auch des verständigen Dietrich Absicht; er verbot im Testament die bis dahin beim Eifeladel immer bräuchliche Vertheilung der Landschaften; die Schwestern und jüngern Brüder sollten nur apanagirt werden. Dietrich selbst war der erste einheimische Landesfürst an der Ahr, der sich mit Ue-

herzeugung zum Proteſtantismus neigte, worin denn die ihm verwandten Grafen von Manderſcheid-Blankenheim ihm nachfolgten. Wir finden ihn 1540 mit Wilhelm von Neuenahr auf dem proteſtantiſchen Tag zu Schmalkalden; ſein Muth iſt um ſo mehr zu achten, da er ja Lehnsmann zweier geiſtlichen Kurfürſten war. Anlaß dazu wurde ohne Zweifel der berühmte Sleidanus, der Unterthan des Grafen, der eben von ſeiner Vaterſtadt Schleyden den Namen führt. Sleidanus lebte am Hofe Dietrichs als Erzieher eines der Söhne, bis er 1527 franzöſiſche Dienſte ſuchte und auch in Frankreich der reformatoriſch geſinnten Partei ſich anſchloß. Später ſchrieb er als Profeſſor zu Strasburg ſein geachtetes Werk über die Staats- und Reformazionsgeſchichte unter Karl V. Unter Dietrichs IV. gleichnamigem Sohn und Enkel blühten zahlreiche proteſtantiſche Gemeinen auf, von denen jetzt nur noch die in Sleidanus Vaterſtadt und in dem benachbarten Kirſchſeiffen fortbeſtehn; doch griff der elende Streit zwiſchen Lutheranern und Kalviniſten auch hier durch, und Dietrich VI., ſelbſt Lutheraner, verfolgte auf Bitten der Geiſtlichen ſeiner Konfeſſion durch harte Verordnungen die kalviniſche Partei.

In dieſe Familie tritt aber jetzt ein Freier hinein, der die Ruhe mächtig erſchüttert hat. Dieß iſt Filipp von der Mark, Herr zu Lumain, verwandt mit den Herren von Abremberg durch ſeinen Urgroßvater Wilhelm, den „Eber der Ardennen," und wie alle Abrembergér den katholiſchen Intereſſen ergeben. Er bekam 1581 Dietrichs VI. Schweſter Katharina unter der Bedingung, den Proteſtantismus zu erhalten. Aber nach

Dietrichs Tode (1593) boten Spanien und das eben erſt von dem Reformozionsverſuch des Truchſeß ſich erholende Köln ihm die Hand zur Herſtellung des alten Glaubens. Mit kölniſchen Soldaten eroberte er Schleyden; durch Ueberrumpelung fiel Saffenburg mit andern Schlöſſern ihm zu: meuchelmörderiſch ließ er im folgenden Jahre ſeinen Verwandten und Erbnebenbuhler, den Grafen Johann Gerhard von Manderſcheid-Gerolſtein, überfallen und ſchwer verwunden. Doch nicht Alles vermochte die Gewalt: die manderſcheidſchen Linien und die Ahremberger ſelbſt widerſtanden; in dem endlichen Vertrage erhielt Filipp nur Schleyden und Saffenburg. Sein Sohn Ernſt nötbigte durch harte Unduldſamkeit die Proteſtanten zum Auswandern und lockte ſie 1626 mit dem Verſprechen der Religionsfreibeit zurück, um ſie bald wieder wie vorher zu bedrücken. Mittlerweile aber waren ſchon die Schwerter aus der Scheide gefahren.

Wir werden jetzt begreifen, warum ſowol Schweden als Franzoſen, beide die Vertreter des deutſchen Proteſtantismus, gegen die Saffenburg feindlich operiren mußten. 1632 zog der ſchwediſche General Baudiß auf dem früher geſchilderten Streifzug in Ahrweiler ein; die Bürger hatten ihre beſte Habe nach Saffenburg geflüchtet, daher Baudiß gleich am folgenden Tage, den 13. Dezember Morgens, vor das Schloß rückte und es beſchoß. Trotz tapferm Widerſtande wurde es am folgenden Abend mit Sturm genommen, die Beſatzung entkam im Schutz der Winternacht durch Flucht an den jähen Mauern herunter bis auf 7 Mann, die über die Klinge ſprangen. Schloß und Ländchen wurden ausge-

plündert; eine schwedische Besatzung blieb. Nach einem Monat, am 15. Januar 1633, kamen Spanier und Reitner unter Kurfürst Ferdinand, nicht zum Segen der Unterthanen, denn der Krieg hatte schon so lange gewährt, daß Freundes- und Feindesland den Truppen gleich galt. Am 15. Februar zogen die Schweden mit Kapitulazion vom Schloß Saffenburg ab *).

Zum letztenmale ist um die Burg im spanischen Erbfolgekriege gekämpft worden. Davon finde ich im Bruderschaftsbuche von Mayschoß **) eine Schilderung, welche mir für die damalige Art der Kriegführung interessant genug scheint, um sie hier einzurücken. Der Verfasser ist offenbar Augenzeuge gewesen, scheint aber freilich mit der Orthografie, auch wie sie damals bräuchlich war, einigermaßen über den Fuß gespannt zu sein.

„Anno 1702 in Augusto ward in der lufft ein Knallen vnd Gethön eines Kriegherrs, welches in vollem scharmutzell gehet, gehört olß schiessen mit stück, trommel vnd trompetten, ohne daß man recht wissen könt en welchem Orth, meistens meinten, es wäre auffm Vorst, gegen Saffenburgh." (Von dort nämlich wurde hernach die Feste beschossen.)

---

*) Aus einer alten Aufzeichnung, die mir handschriftlich vorliegt.

**) Im Besitz der dortigen Pfarrei. Außerdem liegen mir noch zwei handschriftliche Notizen vor, welche fast ganz mit jener zusammenstimmen. Vgl. oben S. 136 f.

„Anno 1702 im October am Ende vom Herbst alß die Trauben auß dem Jungen weingart wurden herauff zu Kelteren getragen vnd die pforten offen stundten, seindt zwey franzosische Lieutnans vnder dem prätext alß Kauffleuth mit herauff gegangen; alß sie mit dem Zeitl. HE. Rhentmeister Schmidt die prob im Keller genohmen, vnterdessen nähert sich heran eine parthey von 16 biß 18 man, vberfallen eilende die wacht, welche von etwa 3 oder 4 Haußleuthen pflegte gehalten zu werden, entwaffnen dieselbe vnd nehmen selbst die wacht an, setzen posten vnd schildwachten, nachdem sich geschwinde ihre Zahl vermehret, zwingen sie darauff dieses Ländges Vnterthanen, auch die 3 oder 4 stundt vmbher ligende, ihnen alles was zur vnderhaltung vnd verpflegung nötig beyzuschaffen; bawen vnd befestigen das schloß nach Kriegsart; die partheyen geben auff vnd ab, daß bißweilen viell bißweilen weniger zur besatzung gewesen. Die schultheiß vnd vorsteher der anliggenden orthen, wan sich der contribution weigerten, wurden gefänglich eingeholt vnd im thurn geworffen.

„Anno 1703 den 7. januarii kam der General Sommerfelt, ein Hannovischer General auß der reichs allürter Armee mit 800 man, besatzten die Dörffer, vnd nach 4 tagen brachten sie 4 stück, welche 12 ℔ Kugel geschossen, vnd 2 fewr Mörssell auff den Vorn (die Höhe am entgegengesetzten Abrufer), auß denselben schossen sie in 2 Tagen 70 bommen vnd sovill fewerkugelen, aber ohne sonderlichen schaden der belägerten, eine bom ist in den so genanden schellengarten des Schlosses gefallen vnd daselbst durch wachsamkeiten der soldaten im

grunde gedulckt (im Boden gelöscht) werden, eine fiel in Johann Kreys zu Bungart backhauß, da sie den schornstein, die herdmaur vnd das dach ganz zerschmettert; die vbrige bomben nichts berubrt noch beschädiget; die stückkugell haben die fensteren, wände vnd tagwerck (ohne Zweifel das Dachwerk der Burg selbst) etwas beschädiget, vns belägerte (der Schreiber war also mit den Franzosen in der Burg) geängstiget aber nit beschädiget. Zu postirung der stück vnd Mersell musten die Vnderthanen ieder 12 Fachinen vnd 36 pfäle auß dem forst liberen. Nach 2tagigem beschießen, weil der General Sommerfeld sahe daß er zur eroberung des orths nichts außrichtet, auch die französische Besatzung zu keiner Dedition sich verstehen wolt, zwang er dem Sallenbergischen Ländtgen 700 Rthlr ab vnd 2 fuder wein vnd machirte ab zu der aliirter Armee. Die belägerten feyerten Zeit der Belägerung auch nit, mit flinten, bachen und doppelbacken schießen die Belägerer abzuwehren, damit sie ihnen nit zu nahe kämen; doch seindt nur zwey vnd zwar haußleuth getroffen, Andreas tröpgen zu Meyschoß wardt durch ein bein geschossen; des Wullenwebers Jung von Kahlenborn auff die brust, daß er uberlaut auffgeschryen, ist aber doch vnverletzt blieben.

„Nachdem die teutsche abmaschirt, musten noch selbigen vnd folgenden tags die Sallenburgische Vnderthänen die auff den Forst getragenen Fachinen vnd pfäll, auff Sallenburg bringen; auch was die Franzosen selbst Zeit der Belägerung consumirt, auch theilß auß Desperation daß sie abziehen musten beygeschafft wer-

den; waren verbitterter vnd ärger alß vorhin *). Vnd Sallenburg wardt auffs new mehr befäſtiget.

„Anno 1703 1ᵉ May. alß noch die Franzoſen in der Churfürſtl. Cöllniſcher Reſidenzſtatt Bonn belägert wurden; kam vor Sallenburg der allürten General einer Beulo (d. i. Bülow, vgl. S. 138) genannt mit 700 man, Meiſtens reuterey, welche die Dorffer einnahmen, ſich von den Vnderthanen eſſen vnd trincken vnd alle nothwendigkeiten anſchaffen lieſen; machten ein läger in der recher awel (die Thalebene von Rech), ſtellten wachten auß, auch eine an Koppen gegen der pfort von Sallenburg, daß die belägerte Franzoſen eingeſperrt, vnd ihnen alle Kundtſchafften verbindert würden. 2 Feltſtück wurden an Koppen auffgeführt, daraus aber nur zwey ſchüſſ geſchehen, ein Kugell iſt im Denzerberg, der ander an Neuenberg gefunden worden. Dieſe Belägerung währet 3 wochen, biß der franzöſiſche Commendant Monsieur le Ballu accordirt mit Kriegs Ehren abzuziehen vnd nach Bianden (im Lurenburgiſchen) ſicher Geleit zu haben. Alßdan wardt eine Beſatzung in Creiztruppen aus Collen beſtehendt in Sallenburg gelegt vnd der General Bülo mit ſeinem Volck ging zur Armee.

„Weil nun Sallenburg gleichſam zum anderten mahl außgeplündert, vnd alles was vorhin von den Vn-

*) Die andere Quelle ſagt: „nachdem die Franzoſſen alles zerſchlagen und zerbrochen der Meinung ſie würden vertrieben und geſchahe nicht, muſten wir alles auffs new wiederumb darſtellen.“

vnderthanen zur vnderhalt der guarnison war angeſchafft, verderbt worden; muſten die vnderthanen auffs new zum drittenmahl alle nothwendigkeiten, beth vnd beſtatte (Bett und Bettſtatt), duppen vnd Keſſell, teller tiſchtücher Servietten für die Officier etc. anſchaffen, auch holtz waſſer vnd brodt. Vom 11. tag May biß den 17. Octobr. hatt ieder hauß in der Herrſchaft ſechs ℔ brodt lieferen muſſen. Vom 21 tag Octobr. bis den 16. Febr. 1704 hatt die Meyſchoſſer gemeindt 400 ſechspfündige vnd 400 achtpfündige brod geliefert. Die andere Dörffer in der Herrſchaft des gleichen.

„Anno 1704 den 6. Febr. kam auß der Feſtung Güllig (Jülich) Monsieur Borkelinge vnd mehr andere von der Allollery mit orders Saſſenburg zu ſchlichten (ſchleifen). Von ſtundt an zehn ſolche Allollereyknecht, mit zuſichnehmung der vnderthanen werden die mauren vnderminirt, alles nützliches abgetragen, die mauren theilß vmbgeworffen, theilß wie auch der groſe thurn mit einer minen in einem augenblick mit groſem krachen vnd erdtbeben zur erden gelegt, welches von ſtaub vnd dampff den gantzen Berg ein viertelſtunde bedeckt, nachdem das hauß Saſſenburg in lichter flam, bis alles eingeäſchert zu ſehen war. (Dieß letztere geſchah am 16. Februar.) Alßbalt haben die vnderthanen auß anordnung der gnedigen Herrſchafften, damit nit bey ſo gefährlichen zeiten einigem böſen Raubgeſindell gelegenheit bleiben mögt auff Saſſenburg ein Auffenthalt zu ſuchen, fortgefahren die Rudera vnd noch vberbliebene ſtücken mauren der erden gleich zu machen; daß nur vnd kaum als bloſe anſehen eines hauſes vberblieben.“

Man erkennt aus diesem Bericht, wie sich die Sage von den drei Schüssen bilden konnte, ja es waren eigentlich nur zwei. Die andere Quelle sagt, Bülow habe nur zwei Schreckschüsse gethan, um der Besatzung zu beweisen, daß er überhaupt Artillerie führe. Aber schlecht haben sich die Franzosen nicht gehalten; sie überlieferten das Schloß erst nach dreiwöchentlicher enger Einschließung, als Ludwigs XIV. Truppen überall wichen und obenein der acht Tage früher, am 15. Mai, eingetretene Fall Bonns der Besatzung keine Hoffnung auf Entsatz mehr ließ.

Die Grafen von der Mark blieben nach dem Bruch des Schlosses, bei welchem man sich wenig um ihre Einwilligung wird bekümmert haben, natürlich im Besitz der Herrschaft, welche aber jetzt nur noch die drei Dörfer Laach, Rech, Mayschoß und das Kloster Marienthal umfaßte (das gleichnamige Dorf war kurkölnisch). Wegen Schleyden hatten sie Sitz auf der westfälischen, wegen Saffenburg auf der kölnischen Grafenbank. Die handschriftlichen Nachrichten zeigen, daß sie ihre verarmten Unterthanen mit Geldlasten und Frohndiensten zu drücken nicht abließen. Sie starben 1773 mit Graf Ludwig Engelbert aus; die Erbtochter Luise Margareta hatte den Herzog von Ahremberg, Karl, geheirathet, der jetzt seine an sich schon ansehnlichen Besitzungen mit Schleyden und Saffenburg arrondirte. So blieb es bis zur Revoluzion, und noch jetzt besitzt Ahremberg hier wie im obern Ahrthal bedeutende Privatgüter.

Aus der obigen Erzählung von der Zerstörung Saffenburgs sahen wir, daß 1704 wenigstens noch das

äußere Anſehen eines Hauſes erhalten blieb. Seitdem haben wol die dort angelegten Weinberge Anlaß gegeben, die ehemaligen Feſtungsmauern zu friedlichem Terraſſenbau anzuwenden. Der ganze Gipfel iſt jetzt von Weinlaub umgrünt; von der Burg blieben nur ſpärliche Trümmer: doch lohnt eine zwar nicht weite, aber intereſſante Ausſicht die Mühe des Beſuches. Links ſehen wir das Thal bei der Lochmühle, rechts den recher Auel; im Winkel von beiden, gerade unter uns, liegt Mayſchoß, in eine Schlucht ſich zurückziehend, und von einer niedrigen, einzeln emporſteigenden Felsmaſſe überragt. Den höhern Gebirgsſtock jenſeits der Ahr, auf den die Spitze des ſaffenburger Felſen gradaus hinweiſt, iſt eben jener Ort, von wo die erſte verunglückte Beſchießung ſtattfand, und heißt noch heute „der Kerſt.“ Hinab von der Saffenburg führt ein bequemer Weg, der uns drunten auf der Brücke noch eine ſchöne Ausſicht des Burgberges gewährt und dann über ſelbige Brücke auf die Fahrſtraße nach Altenahr zurückgeleitet.

Wir haben den Weg über die Saffenburg angegeben: die Poſtſtraße aber windet ſich von Rech aus im Thal um den Fuß der Saffenburg herum, jedoch am andern Ahrufer. Dort berührt ſie das hübſche Dörfchen

Mayſchoß.

Man giebt an daß der Name aus Marienſchooß, sinus Mariae, entſtanden ſei. Gewiß iſt, daß die Pfarrei von dem Kloſter Marienthal als Patronus beſetzt wurde, und dieß deutet darauf hin, daß jenes Kloſter

zuerſt die Kirche von Mayſchoß geſtiftet habe: es wäre alſo möglich, daß auch der Name der Schutzheiligen von dort überging. Von der jetzigen Kirche iſt nach dem obenerwähnten Bruderſchaftsbuch im Jahr 1715 der Chor, 1726—28 Thurm und Schiff gebaut worden; in jenem ſteht ein Stein mit der Jahrezahl 1726 eingemauert: die Einweihung fand 1730 ſtatt. Auch dießmal that Marienthal das Beſte dazu. Architektoniſch iſt die Kirche ganz unbedeutend, aber im Innern hat ſie ſehr hübſches Holzſchnitzwerk an den Sitzbänken, dann ein gutes Bild der Madonna von einem kölner Maler des vorigen Jahrhunderts, der ſich nach den Italienern, beſonders Reni und Carlo Maratta, muß gebildet haben, endlich ein wunderſchönes Steindenkmal. Dieß war urſprünglich in der frühern, gewiß größern Kirche aufgeſtellt. Es beſtand aus einem vierſeitigen Sarkofag von herrlichem ſchwarzem Marmor; beim Neubau wußte man wol keinen guten Platz zu ermitteln und zerſtückte das Denkmal; eine Seite des Sarges iſt jetzt in der Kirchhofmauer ſichtbar, andere Fragmente ſind in Häuſer des Dorfs verſchleppt worden, die Kirche hat nur noch den Sargdeckel mit der Inſchrift. Dieſe beſagt, daß Ernſt, Graf von der Mark-Schleyden, Herr zu Saffenburg, dieß Denkmal ſeiner Gemahlin Katharina 1636 aufgerichtet habe. Katharina wird ſo bezeichnet: illustrissimae dominae *Comitissae Catharinae a Marka* uxori suae dulcissimae et delectissimae pariter tum *virtutis splendore* quam *affectione* praeditae, quondam die XXX. Octobr. Anno MDCXXXXV cum maximo omnium luctu mortuae. Man ſieht das ſchöne, kräftig

gebaute Weib, offenbar Porträt, auf dem Sarge liegen, vom prächtigen Mantel umhüllt, den Hund zu ihren Füßen: die Arbeit ist ganz vortrefflich in Hautrelief ausgeführt. Von dieser Dame lebt im Volk eine wunderliche Ueberlieferung. Sie war, so sagt man, eine gemeine Magd auf Schloß Saffenburg, gebürtig aus dem benachbarten Dorf Esch; um ihrer Tugend willen habe Graf Ernst sie geehelicht, was viel Streit in der Familie verursachte, und deßhalb sei auf dem Denkmal der Hund angebracht, denn Hundemagd sei Katharina zuvor gewesen. Der letzte Zug ist lächerlich, läßt aber einen bedeutenden Blick in die Entstehung mancher Sagen aus Bildwerken thun: der Hund wird unzähligemal auf Grabmälern zu Füßen von Frauen abgebildet, und zwar gerade wie hier der Jagdhund. Aber die Wahrheit jener Mesalliance ist auch urkundlich verbürgt, und die Inschrift selbst spricht ganz deutlich dafür. Katharina wird auch hier nur wegen ihrer Schönheit und Innigkeit, nicht wegen edler Geburt gepriesen, und, was ganz schlagend, sie wird bloß mit dem Titel des Gemahls, als Gräfin von der Mark bezeichnet. Auch deutet der kräftige Gliederbau, besonders die auffallend starken Hände, auf bäuerliche Abstammung. Und so haben wir hier allerdings ein rührendes Denkmal von der Treue einer ehelichen Liebe über den Tod hinaus, die in jener hocharistokratischen Zeit gewiß selten war.

Von Mayschoß und der Saffenburg sind drei Viertelstunden bis Altenahr. Der Charakter der Gegend bleibt derselbe, wird aber stets großartiger. Schroffe Felsgeschiebe, aus den höhern Bergreihen ausstralend

und von Osten nach Westen streichend, werden von Fluß und Straße umgangen, von der letztern aber zweimal durchbrochen. Das erstemal unweit Mayschoß bei der Laacher- oder Lochmühle. Dort sperrte ein schmaler und niedriger Berggrat den Weg; dieser ist so breit, wie die Straße es fordert, von oben bis unten durchgeschnitten worden, so daß die Felswände etwa 30 Schuh zu beiden Seiten der Straße aufragen. Dicht unter diesem Durchbruch liegt die Lochmühle, die mit einer guten Gastwirthschaft verbunden ist. Die Mühle wird von einem Wasser getrieben, welches durch einen uralten unterirdischen Stollen von der Ahr abgeleitet ist und über die Mühlräder stürzend sich wieder mit dem Flusse vereinigt, der hier um den Fuß des ganzen noch weit nach Westen vorgeschobenen Berggrats herum muß. Auch der Nichtkundige wird in diesem Durchbruch mit Interesse sehen, wie hier der Basalt einen zwei Schuh starken, schräg in den ältern Fels gerissenen Spalt ausgefüllt hat: freilich ist der Basalt stark im Verschwinden, da er zum Straßenbessern hier ausgebrochen wird.

Haben wir den Engpaß der Lochmühle durchschritten, so folgt alsbald das kleine Dörfchen Laach. Es besteht gegenwärtig nur aus wenigen Häusern; aber die Kirchenglocke, die jetzt noch an einem dieser Häuser hängt, zeigt, daß es sonst eine Kapelle hatte. Diese wurde fast mit dem ganzen Dorfe bei der furchtbaren Ueberschwemmung von 1804 vertilgt; die meisten geretteten Familen zogen es vor nach Mayschoß überzusiedeln. Die Straße ist theils durch Sprengung der Felsen hervorgebracht, theils mußte sie durch hohe Werft-

bauten dem Strome abgezwungen werden. Das Thal bei Laach und dem gleichfalls unbedeutenden Reimerzhofen ist ganz enge: hier wirkt zwischen den kahlen, nur von dem immer dürftigen Weinlaub beschatteten Felswänden der Sonnenbrand so stark, daß ich diese Gegend nach Klima und Charakter getrost den untern Apenninthälern gleich stelle. Wie in Italien, schießen unzählige Eidechsen vor dem Fußtritt des Wanderers hin; schon im April ist hier am Morgen oft unerträglich heiße Luft, und was in diesem schwarzen Gestein der Frühling vermag, beweist eine alte Nachricht bei Weyden, „daß im Jahre 1684 acht Tage vor Pfingsten das Eis noch hochgethürmt an der Lochmühle gelegen, und man schon Pfingstmontag rings auf den Bergen reife Erdbeeren gesammelt habe."

Wir nähern uns dem Ziele: schon erscheint bei einer Biegung des Wegs auf der Felswand, die zu unserer Rechten uns einklemmt, hoch vor uns das weiße Kreuz gegen den Himmel sich absetzend; noch einige Schritte und wir erblicken links von ihm die hohe Warte der Burg Are: gleich hinter ihr liegt Altenahr. Auch hier bleibt die Poststraße dem Flusse getreu, wendet dicht unter der Burg durch den Tunnel und opfert dabei den schönsten Eindruck des Felsthales von Altenahr auf. Dem Fußwanderer rathe ich unbedingt, den Fußpfad durch die Weinberge zu wählen, der ihn gradeswegs zum weißen Kreuze und damit zu der glänzendsten Aussicht führt, die das Ahrthal zu bieten hat: längs der Ahrburg geht hernach ein Fußsteig in den Flecken hinab.

Das weiße Kreuz steht in der Mitte eines schar-

ſen Berggrates, der im Oſten an die höhern Gebirge angeknüpft iſt, auf ſeiner weſtlichen Erhebung die Burg Are trägt, und dann noch einmal zu dem Felſen mit der Fahnenſtange emporſteigt: zuletzt fällt er in den Fluß ab, welchen er faſt eine Stunde von ſeinem geraden Laufe abdrängt. Südlich von dieſem Grat liegt das bisher durchwanderte Thal von Reimerzhofen, nördlich Altenahr und das obere Ahrthal. Siebenmal erblickt man, immer wieder von den Felswänden zerſchnitten, den vielgewundenen Strom, bis wo thalaufwärts der ganz iſolirte Fels mit dem weißblinkenden Schlößchen von Kreuzberg die Ausſicht ſchließt; unter uns Altenahr in Obſtbäumen, Gärten, Kornfeldern verſteckt, dicht vor uns aber die prächtigen Burgtrümmer, dahinter die fantaſtiſch zerklüfteten Felshäupter, die das Thal von Altenahr ſo wunderbar und einzig machen. Dieß ganze Labyrinth haben wir in Einem Blicke vor uns: es iſt keine Stelle, welche den eigenthümlichen Zauber der Ahr ſo tief und mächtig auf den Beſchauer wirken ließe wie das weiße Kreuz, zumeiſt bei Morgen- und Abendbeleuchtung. Mag das nachfolgende Gedicht dieſen Eindruck ſchildern, wie Reinicks Malerauge ihn auffaßt:

Altenahr.

(Abends beim Kreuz auf dem Berge).

Willkomm zur Stell! So grüß' ich denn das Thal
Mit frohem Herzen, das ich mir erleſen,
Auf daß ich von der Krankheit arger Qual
Und manchem Herzensgrame mag geneſen! —

Vom Grunde steigen dunkle Felsen an,
Als Schlange muß der lichte Strom sich winden,
Es lehnen grüne Berge sich daran,
Drin Winzer ihre schlanken Reben binden

Von hoher Klippe steilem Felsenrand
Schau'n eines Schlosses kühngeborstne Trümmer
Mit düsterm Ernst ins grüne heitre Land,
Das fern sich breitet in des Abends Schimmer.

Und mir zu Füßen in der Buchen Grün
Das Dorf, ein weißes Kirchlein in der Mitten,
Manch Heil'genbild, drum wilde Rosen blühn,
Gar friedlich steigt der Rauch aus moos'gen Hütten!

Willkommen denn! ich ruf es noch einmal,
Das Echo ruft es wieder mir entgegen;
So nimm mich freundlich auf, du stilles Thal,
Und laß mich finden den gehofften Segen!

Der Flecken Altenahr

oder im Volksmund Aldenahr zieht sich mit seinen zum Theil sehr alten und verfallenden Häusern an der Ahr hin und in ein hinter der Ruine aufsteigendes Seitenthal hinein. Er ist gegenwärtig Sitz einer Bürgermeisterei und zählt an 400 Einwohner, die fast ausschließlich auf den Wein angewiesen sind, da die Feldmark für ausgedehnten Ackerbau zu klein ist. Hier sind zwei sehr gute Gasthöfe; gleich beim Eingang, vom Durchbruch kommend, trifft man links den rheinischen Hof bei Herrn Ulrich, weiterhin auf dem freien Platze aber das berühmte Gast-

haus zum Durchbruch bei Herrn Caspari, dem wackern und verständigen Freunde der Maler und Studenten, der aber auch für Beherbergung von Familien vortrefflich eingerichtet ist.

Die schönste Ansicht der ganzen Lage und besonders des Burgfelsen bietet der Kirchhof oder auch die Holzbrücke, welche hinter dem Flecken über die Ahr führt. Die Schiebung und Schichtung der Felswände zeigt sich hier in ihrer ganzen schroffen Bizarrerie. Vor uns erhebt sich der stattliche Kegel mit den Trümmern der Burg; von ihm streicht ein zackiger scharfer Grat, die Brete Lei, nach Westen, während auf dem andern Ahrufer parallel mit ihm ein zweiter Rücken mit dem Teufelsloch, von dem westlichen Gebirg sich vorstreckend, nach Osten ausläuft. Zwischendurch windet sich mit strudelndem Falle ihr Klippenbett hinab die Ahr, bis sie am Eck der Breiten Lei angelangt in scharfem Winkel umbiegt und plötzlich in östlicher Richtung, die andere Seite desselben Felsgrates entlang, ins Thal von Mayschoß abfällt. Eben um diese Biegung abzuschneiden, mußte der schöne Tunnel gebrochen werden, der jetzt die Straße ohne Aufenthalt aus jenem untern Thal auf Altenahr zuführt. Hinter diesen Felszacken und Klippenwänden erheben sich dann mit schlichtern Linien die höhern Berge, welche das Thal nach allen Seiten umschließen.

Der Flecken selbst bietet außer dieser wahrhaft einzigen landschaftlichen Umgebung wenig Merkwürdiges. Die Kirche ist alt und macht mit ihrer etwas hohen Lage eine hübsche malerische Wirkung, ohne doch in

künſtleriſcher Hinſicht bedeutend zu ſein. Ein einfacher Bau des Rundbogenſtils, mit den Formen des Weſtportals und des Thurmes auf das elfte Jahrhundert als ſeine Entſtehungszeit hinweiſend, iſt ſie ſpäter durch die roh eingebrochenen ſpitzbogigen Fenſter der Seitenſchiffe und einen entſchieden gothiſchen Chor mit Strebepfeilern nicht eben verſchönert worden. Das Innere zeigt noch Rundbogengewölbe über ſtarken viereckten Pfeilern, die durch vortretende Halbpfeiler belebt werden. Der Kirchenſchatz bewahrt aus den goldenen Tagen der Vergangenheit, als die höchſt reiche Pfarre ſtets nur mit einem Adlichen beſetzt wurde, noch eine ſchöne Goldmonſtranz im Stile des ſpätern Mittelalters, welche in der Wohnung des Pfarrers aufgehoben wird, aber leider ihren Fuß bereits zum Zwecke eines andern Kirchenzierrats hat hergeben müſſen.

Sehr intereſſant iſt das Volksleben, obwol es meiſt ſchwer wird in daſſelbe hineinzublicken. Denn gegen den Fremden iſt das Volk, wie allwärts, etwas ſpröd; ich erinnere an den charakteriſtiſchen von unſerm Immermann in ſeiner Abrfahrt mitgetheilten Zug, wie der Junge aus Altenahr, welcher der Geſellſchaft Wein und Eßwaaren auf die Burg getragen hatte, doch von den Vorräthen Nichts annehmen wollte, ſondern mit den Worten: Ich hab' Brot! ſich zurückzog. Eben durch dieſen Trotz hat ſich gewiß der Reſt des Volksthums erhalten. Hier leben noch alle alten Bräuche des Maifeſtes und Mailebns, die wir an früherer Stelle geſchildert haben. Die Tracht ſteht der niederrheiniſchen nahe: die Frauen haben über einem dunkelfarbigen bis

auf die Knöchel fallenden Rock eine vorn zugeſchnürte Jacke von blauem Nattun oder Wollenzeug an; über dieſe wird um Hals und Bruſt ein roth und gelbes Tuch geſchlagen, das hinten in einem Zipfel herabhängt. Dazu kommt das Spitzenhäubchen über der eckig gebogenen Haarſpange des Ohreiſens; bei der Arbeit wird es oft durch ein weißes unter dem Kinn zuſammengeknüpftes Tuch erſetzt. Zur Staatskleidung der verheiratheten Frauen, beſonders beim Leichenbegängniß, gehört endlich das große ſchwarze Regentuch von Seide oder Taft, welches wie ein Schleier über Kopf und Schultern geſchlagen wird. Aber auch in dieſem Erdenwinkel hauſt ſeit vielen Jahren die Noth, und Altenahr muß ebenfalls der Auswanderung zinſen. Wirſt du, lieber Leſer, mitten in der Naturluſt, die hier dich umgiebt, auch an das Volk denken mögen und an ſeinen Schmerz? Wirſt du es durchempfinden, was es heißt, dieſe Bergparadies gegen die flachen Kornfluren des Ohio zu vertauſchen?

So wollt ihr fort? O ſeht im Abendbrande
Die ernſten Felſenſtirnen mild erglühn!
Schaut dieſen weiten Blick in lichte Lande
Vom Fels herab aus dunklem Rebengrün!
Lockt euch nicht mehr des Herbſtes würz'ger Segen,
Der purpurn in die Tennen niederrinnt?
Nicht mehr das Lied, das rings auf ſchroffen Stegen
Um Burgentrümmer ſeinen Epheu ſpinnt?

Hält euch nicht feſt des Dorfes duft'ge Linde,
Die ſchon der Väter Luſt und Liebe ſah,
Wo euch beim Flußgeräuſch im Abendwinde
Von eurem Schatz der erſte Gruß geſchah?

Ihr wollt nicht mehr vom Wald den Maibaum bringen,
Und mit den Dirnen, die nach altem Brauch
Am Maifest ihr erkauft, im Tanz euch schwingen? —
Ach, Bräuche sterben mit der Heimat auch!

Und doch, was schelt' ich? Die Natur nur fehlte,
Als sie einst dichtend formte diese Höh'n
Und nicht die Fülle mit dem Reiz vermählte,
Denn ach dies Land, sie schuf es allzuschön'
Sie gab den Geist euch in des Meeres Gabe,
Doch Korn und Weizen mag sie euch zu klein —
Nun darbet ihr in eurer eignen Habe
Und nicht für euch mehr zieht ihr euern Wein'

So geht in Frieden denn, und nehmt den Segen
Des Dichters, den das Vaterland noch hält!
Nicht zagt mein Herz um euch! Ihr tragt entgegen
Gesparte Kraft dem Werk der neuen Welt.
Zieh hin, o Greis! wenn schon dein Haupt sich lichtet,
Die Faust ist fest noch und von Arbeit stark,
Bis du den Andern hast ein Haus errichtet,
Vertrocknet dir noch nicht im Arm das Mark

Du Reifkorf, der auf schneebedeckten Fluren
So scharf die Fährte nicht kennt Otterfang,
Leicht witterst du im feuchten Gras die Spuren,
Die dir verrathen einer Meibaut Gang.
Den Fuchs zu fangen kennst du jede Finte,
Und weht zu meiden weißt du Kraut und Leib;
Nicht beben wirst in deiner Hand die Flinte,
Wenn dort das Horn des Büffels dich bedroht.

Das weiße Tuch ums braune Haar geschlagen
Mit Wangen rein, mit Augen keusch und blau,
Du muntres Mädchen willst den Zug auch wagen?
Die weiße Haut nur hüte dir genau!

Arm fährſt du aus des Vaterlandes Hafen,
Dort giebt dein Blut ſchon Adel dir und Stand;
Vielleicht gebeutſt du ſelbſt noch über Sklaven
Als eines farbigen Pflanzers derben Hand.

Auch manche Thräne wird die Tauſchung koſten!
Der Hauch der Freiheit iſt wie Märzluft ſcharf;
Schwer pflanzen ſich der neuen Hütte Veſten,
Und Jeder wird euch nehmen was er darf.
Doch euch wird auch die neue Freiheit ſtarken,
Ihr werdet raſch ergreifen euer Recht;
An euern Kindern werdet bald ihr merken,
Wie klug und ſtark erwächſt ein frei Geſchlecht!

O haftet an der mütterlichen Erde,
Die dort aus unerſchöpftem Schooß euch ſpeiſt!
Seid treu dem Pflug und der geliebten Herde,
Seid treu der Heimat traulich ſtillem Geiſt!
Bleibt fern von Weſtens lautem Weltmarktoſen
Und von des Yankee kalter Geriakeit!
Bleibt rein vom nichtigen Hochmuth des Franzoſen,
Von des Creolen träger Lüſternheit!

So zieht denn hin mit euerm kargen Gute,
Ein Einzelkern in reiner Völkerſaat!
Und wenn in Zukunft aus gemiſchtem Blute
Ein einig Volk wird, eins in Sinn und That,
Dann gebt hinzu die keuſche deutſche Ehre,
Dann haltet feſt den redlich deutſchen Muth,
Mit frommem Sinne pflegt des Geiſts Altäre
Und weckt im kalten Volk der Künſte Glut!

Von allen Ausflügen lockt uns zuerſt die Burg an ſich. Bisher mußte man den Schlüſſel ſich im Flek-

ten bei dem Beſitzer der Ruine gegen eine feſtgeſetzte kleine Taxe geben laſſen, womit derſelbe ſich ſeine oben im Intereſſe der Bequemlichkeit und einer ſogenannten Verſchönerung gemachten Anlagen bezahlen ließ; ſeit dem Tode des Mannes iſt Ausſicht, daß dieſe Fremdenbeſteuerung aufhöre. Wir haben von dieſer Burg und den wechſelnden Reihen ihrer Beſitzer ſchon ſo viel erzählt daß wir hier faſt nur an Früheres zu erinnern brauchen.

Von dem alten Gaugrafen Sigebodo, dem Stifter des Kloſters Steinfeld, der in der erſten Hälfte des zehnten Jahrhunderts unter Heinrich dem Finkler das Grafenamt des Eifelgaues beſaß, leitet man mit vieler Wahrſcheinlichkeit das alte Geſchlecht der Grafen von Are ab. Im elften Jahrhundert erſcheint unter Heinrich III. und IV. ein vielleicht der Familie Sigebodos angehöriger Sicco als Graf des Aregaus, das früher die Pfalzgrafen verwaltet hatten *). Wie überall, zerfiel dieſes Gau dann in verſchiedene Territorien unter mehreren Dynaſtengeſchlechtern, von denen die Abrembergen vielleicht ebenfalls von dem alten Gaugrafenhauſe abſtammen. Gewiß aber riß das Haus Are das größte Stück an ſich: ſein Gebiet **) umſchloß von Antweiler bis Heppingen, mit Ausnahme der enklavirten abrembergen und laſſenburger Güter, die beiden Ahrufer, und erſtreckte ſich auf dem rechten bis Adenau, Kaltenborn und Schalkenbach, auf dem linken bis Eckendorf, Villip,

*) Genauer Weidenbach Ahrgrafen S. 149 ff.

**) Weidenbach S. 128 ff.

Münstereiffel und Zingsheim, so daß es in einer Länge und Breite von 8—10 Stunden einem modernen Fürstenthum immerhin gleich kam. Als muthmaßlicher Erbauer unserer Burg erscheint im Anfang des zwölften Jahrhunderts Graf Dietrich, der wenigstens zuerst sich von Are benannte und dem kölner Erzbischof Friedrich I. wider Kaiser Heinrich V. mit starkem Arme half.

Dietrich hatte vier Söhne: Lothar folgte ihm in der Grafschaft. Ulrich erhielt die Belehnung mit dem Schlosse Nürburg von Köln und dem Reiche, denen es zu gleichen Theilen zustand. Gerhard, obwol sicher der Tüchtigste unter seinen Brüdern, wurde geistlich und erhielt die mächtige und einflußreiche Stellung des Archidiakonus der kölner Kirche und Propstes beim Cassiusstift zu Bonn; er hat sich durch treffliche Verwaltung dieses Amtes und zahlreiche neue Erwerbungen, besonders der Burg Drachenfels, vorzüglich aber durch den Aufbau des noch stehenden östlichen Münstertheiles in Bonn, nämlich des zierlichen Chors mit den beiden feingegliederten Thürmen, berühmt gemacht, und schien würdig und tüchtig genug, zum Erzbischof von Köln gewählt zu werden, obwol er nicht die Bestätigung dieser Wahl erlangte *). Der vierte Sohn Otto aber erheirathete mit der Hand der letzten Erbin die benachbarte Grafschaft Hochstaden.

Mit Lothars Sohne Dietrich II., also bereits mit dem Enkel des Gründers, starb die gerade Folge der

*) Eine sehr tüchtige und fleißige Arbeit über ihn von Dr. Lersch in dessen Niederrhein. Jahrbuch für 1843.

Grafen von Are kinderlos vor dem Jahr 1164 aus. Das Erbe theilte jener noch lebende weltliche Sohn Dietrichs I., Graf Ulrich von Nürburg-Are, mit dem gleich berechtigten Sohne seines Bruders Otto. Die Burg Are sollte anfangs gemeinsamer Besitz oder Gauerbe bleiben, ging aber in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ungetheilt an die hochstadenische Linie über, und kam so beim Erlöschen desselben unter dem Letzthebenden, Erzbischof Konrad von Hochstaden, an das Erzstift. Die Erzbischöfe gaben das starke wohlgelegene Schloß nicht wieder als Lehen an eine Adelsfamilie, sondern ließen es durch mehrere geschworene Burgmänner aus den umherwohnenden kleineren Rittergeschlechtern vertheidigen, während seine Umgebungen zu ein Amt umgegossen und von dem auf dem Schlosse wohnenden Amtmann verwaltet wurden. Besonders aber diente die jetzt in weitem Umkreis von erzbischöflichem Territorium ganz umschlossene Burg zu sicherm Gewahrsam für gefährliche politische Gegner. So setzte schon Konrad von Hochstaden acht in der Schlacht bei Frechen und in den übrigen Fehden mit der Stadt Köln gefangene Patrizier hier fest, denen sein Nachfolger Engelbert von Falkenburg traulos noch drei andere zu Kerkergenossen gab, die nach Are gekommen waren, um die von ihm früher verheißene Befreiung ihrer Verwandten zu erbitten. Man mag es bei dem kölnischen Stadtschreiber Gottfried Hagen oder in Simrocks treflicher Uebersetzung (in dessen Rheinsagen) ausführlich nachlesen, wie der eine der Gefangenen, Gottschalk, aus dem muthvollen Hause der Overstolzen, einer gezähmten Maus nachgrabend im

Boden des Kerkers eine Feile von einem frühern Verhafteten dort versteckte Feile nebst Meißel fand, und wie dann die kühnen Elf aus dem Thurm ausbrachen, mit Socken über den Schuhen auf dem beschneiten und glattgefrorenen „Ziegenpfad" ins Thal sich hinabließen und den Verfolgern mit genauer Noth theils nach Tomberg theils über den Rhein entkamen. Das Schloß aber blieb auch noch später eine Hauptstütze der Erzbischöfe, wurde in gutem Befestigungszustand erhalten und erst nach mannigfaltigen Schicksalen im vorigen Jahrhundert von dem in sein Land zurückgekehrten Josef Clemens gesprengt, um die Bewohner der Umgegend von den Raubzügen der dortigen ganz verwilderten Besatzung zu befreien.

Die Aussicht von der Burg kommt der benachbarten des weißen Kreuzes sehr nahe, und überbietet sie vielleicht auf der letzten Terrasse, die einst die oberste Burgwarte trug. Der jäh abfallende Blick ins tiefe Thal mit den vielfachen Windungen des Flusses zwischen den langgestreckten Berggräten ist in Deutschland einzig, und gewinnt einen besonders reizenden Abschluß durch die Aussicht ins obere Stromgebiet mit dem freundlich weißen Schlößchen von Kreuzberg, mit welchem in scharfem Kontrast jenseits des Flusses das düstere Felsenriff der Teufelskanzel und des Teufelsloches emporsteigt. Wechselt man in den Trümmern seine Stellung, so verschieben sich mit mannigfachem neuem Reize die Ausblicke. An den jähesten Absturz neben dem Hauptthurm verlegt das Volk die schöne Sage von dem Jüngling, der aus den Armen des Burgfräuleins von Are

durch den rauhen Ruf das Vaters gescheucht hier durch mächtigen Sprung ins Thal sein Leben rettete, oder die fast noch schönere von dem freudigen Tode des Ritters, der die Freiheit dem Leben in Schmach vorzog.

Wo sie am höchsten ragen die Felsen an der Ahr,
Da stand in alten Tagen das Schloß von Altenahr,
Und seine Thürme schauten mit ihrer Kronen Rand
Gleich alten und ergrauten Königen weit ins Land.

Gleich wie von Neid geschwollen rauscht unten tief der Fluß,
Und seine Wasser rollen am jähen Felsenfuß,
Als wollt' er unternagen das Schloß und brechen ein,
Doch trotzt mit festen Lagen das mächtige Gestein.

Einst hub ein ander Streiten sich dort von wilder Art,
Da kam von allen Seiten viel Kriegsvolk wohlgeschart.
Die Bischöf' und die Fürsten stehn haßerfüllt voran,
Den Mann voll Freiheitsdürsten, den Burgherrn einzufahn.

Doch ragt der Fels, der wilde, und bietet guten Schutz,
Die Mauern sind wie Schilde, sie stehn in stolzem Trutz.
Der Feind liegt Tage, Wochen, viel Monde, manches Jahr,
Der Muth ist schier gebrochen, zerronnen fast die Schar.

Einst sprengt beim Morgenstrale der Graf auf hohem Roß
Gewappnet ganz in Stahle zum höchsten Wall vom Schloß.
Sein Blick, der lang getrübet, erglüht wie Sonnenschein,
Der Ruf lang ungeübet dröhnt laut ins Thal hinein.

„Sieh auf dem letzten Rosse, o Feind, den letzten Mann,
Von allen, die im Schlosse euch Böses angethan.
Dem Weib, den Söhnen allen gab Krankheit herben Tod,
Es fielen die Vasallen in jäher Hungersnoth.

„Und ſind ſie nicht geſtorben in ehrenvollem Streit,
Sie haben doch erworben der Freiheit Herrlichkeit.
Drum will auch ich denn ſterben wie ich im Leben war,
Denn Knechtſchaft iſt Verderben und ſchändet immerdar.“

So hat der Greis gerufen und blickt zum Himmel auf,
Treibt auf den Felſenſtufen das Roß zu wildem Lauf,
Stürzt von der Höhe raſſelnd, rollt über das Geſtein
Bis in die Flut, die praſſelnd ſchlingt Roß und Reiter ein.

Wie das die Feinde ſchauen, erfaßt ſie Schreck und Graus,
Sie fliehn des Todten Gauen und ziehen ſtumm nach Haus.
Das Schloß ſank auf den Höhen ſchon längſt ein Raub der Zeit,
Nur noch zwei Thürme ſtehen zum ſteilen Sturz bereit.

Doch lebt die alte Kunde noch ſtets im Volke fort,
Sie geht von Mund zu Munde, ſie geht von Ort zu Ort,
Und lehrt das Volk, daß Sterben wie Mannes Pflicht und Ehr
Viel beſſer als Verderben in ſchlimmer Knechtſchaft ſei.

Wolfgang Müller.

Dieſe Hauptpartie des Thals von Altenahr und das von hier leicht zu erreichende weiße Kreuz ſind auch dem bequemſten Fuße erſteigbar. Weiterhin ſollte, wer nicht die Oberahr zu beſuchen gedenkt, den Ausflug auf der neuen Chauſſee bis Kreuzberg oder etwa bis Pützfeld nicht verſäumen, weil der Eindruck des Thals hier plötzlich wechſelt und aus dem Sturm der Romantik in friedliche Idylle umſpringt. Rüſtige Fußgänger haben noch reichere Auswahl von Weg und Steg. Den breiteſten Genuß des Thales gewährt ein Gang über den höchſten Gebirgskranz des rechten Ufers. Hinter der Brücke,

bei Altenburg, erreicht man die Spitze des Hornes und wandert in weitem Bogen am Bergrande hin, bis man bei Mayschoß wieder ins Thal sich absenkt. Näher, aber mühsamer ist das Teufelsloch, zu welchem man ebenfalls über die Brücke und dann von der Chaussee aus auf steilen Pfaden durch Weinberg und Steingeröll emporklimmt; das Felsloch selbst bietet einen prächtigen Rahmen für den Blick ins Thal und auf die Felsenwand gegenüber. Badeplätze finden sich jenseits des Durchbruchs neben der Fahrstraße und noch schöner in einer Vertiefung des Flußbettes nicht unter dem Teufelsloch; man erreicht den Platz wiederum über die Brücke am rechten Flußufer. Doch sind beide Stellen wegen der plötzlich wechselnden Gestaltungen des Bettes für den nicht geübten Schwimmer sehr gefährlich. Die ergreifendste Einsamkeit aber gewährt der Gang am Flusse hin um jenen gestreckten Bergzug der Breiten Lei herum, den der Durchbruch abschneidet: doch gilt es hier auf schmalen oft verschwindenden Stegen sich fortzuarbeiten und einmal gradeswegs durch den Fluß zu waten. Nach einer starken Stunde kommt man dann an dem entgegengesetzten Eingang des Durchbruchs, aber auf dem andern Abrufer, wieder an. Es ist die wildeste Partie des ganzen Thals, und zumeist im Mondschein wird, wie in W. Müllers Liede, in dieser tiefen Naturstille altes Sagengeleid und Geisterleben wach.

Der Felsen Berge strecken
Dunkel die Häupter empor,
Und Felsenzacken recken
Wie Arme draus hervor.

Am Berge düstert und träumet
Der Wald so wunderbar,
Im Thale flüstert und schäumet
Rauschend die wilde Ahr.

Und Alles schaut mich so dunkel
Gespenstisch unheimlich an,
Plötzlich mit lichtem Gefunkel
Betritt der Mond die Bahn.

Die Wellen zittern und beben,
Er küßt sie mit goldenem Kuß;
Da seh' ich tanzen und schweben
Badende Elfen im Fluß.

Endlich geht eine nicht uninteressante Tour, die sich an einem Sommernachmittag ausführen läßt, von Altenahr nordwestlich in die Eifel hinein nach der Basaltkuppe des Hochtürners, auf welche in neuster Zeit die Aufmerksamkeit der Geschichtsfreunde gelenkt worden ist. Man geht von Altenahr aus einen Bergweg, der nicht ganz leicht zu finden ist, und kommt in anderthalb Stunden nach Nieder-Crelingen. Dicht bei diesem unscheinbaren Dorf erhebt sich der Basaltkopf des Hasenbergs; eine kahle Heide umgürtet ihn, nur der Gipfel ist mit Gestrüpp bewachsen. Vermuthlich weil dieses Gestrüpp je die eine Seite der Heide vor dem Winde schützt, finden sich dort zahlreich Hasen, von denen (wenigstens nach der Erklärung des Volks) der Name der Kuppe sich ableitet. Wer die Oberahr nicht besuchen will, sollte schon um dieses Punktes willen den Weg unternehmen. Auf der Heide den umbüschten Kopf um-

wandelnd schaut man ringsum ein prächtiges Bergpanorama sich aufrollend, das nordwestlich von der ziemlich nahen halbzerstörten Kirche des Michelsberges (bei Münstereifel) gekrönt, ostwärts von dem rheinischen Siebengebirge abgeschlossen wird, im Süden aber zu einem stolzen blauen Bergrücken hoch emporsteigt, aus welchem einsam und groß die stumpfe Kuppe der Hohen Acht und der spitze Burgkegel der Nurburg aufragen. Schon hier offenbart sich der Charakter der Hocheifel als eines wellenförmigen, nur stellenweise bebauten Plateaus von tiefen duftigen Bachtälern durchschnitten und von vulkanischen bewaldeten Bergkuppen gekrönt. Doch ist die Aussicht an wilder Schönheit mit der von der Hohen Acht nicht zu vergleichen. Vom Hohenberg aus sieht man nun in der Entfernung einer kleinen halben Stunde eine zweite ungefähr gleich hohe, aber abgeplattete und bewaldete Kuppe aus der Hochebene emporragen: das ist der Hochthürner *). Geht man auf ihn zu, so trifft man, noch bevor die Kuppe sich aus der Fläche hebt, einen ungefähr quadratischen Raum auf ungleichem Terrain von höchstens 100 Schritt Durchmesser, welcher von einem Mauerringe aus Basaltblöcken eingefaßt wird. Man kann die Stelle finden, wenn man auf einen modernen Grenzstein von etwa drei Fuß Höhe achtet, welcher an dem einen Ende des Mauerringes aufgerichtet ist. Der Raum ist jetzt Ackerfeld: die Blöcke

*) Für den des Dialekts Unkundigen sei bemerkt, daß das Volk den Namen Hochthürner ausspricht und den Ton auf die mittlere Silbe legt.

der Basaltmauer liegen zerstreut umher, die stärksten haben etwa 2 — 3 Fuß Durchmesser, die kleinsten einen halben bis Viertelfuß, und man wird sich bei Betrachtung des Gesteins leicht überzeugen, daß weder eine hohe noch eine feste Mauer jemals daraus gebildet gewesen ist. Nur zwei Dinge bleiben freilich merkwürdig: gerade in der Mitte des Vierecks liegt ein großer einzelner Basaltblock von etwa fünf Fuß Stärke, und das Volk nennt das ganze Bauwerk den Heidengarten. Solche Bezeichnungen weisen allerdings gewöhnlich auf Römerwerk oder auf keltische, also noch ältere Bauten hin. Aber jedenfalls ist es gewagt, hieraus bedeutendere Schlüsse zu ziehen. Herr Weyden setzt diese schwache Steinwehr mit dem Hochthurner selbst in Verbindung, der auf seinem Gipfel mit einem Ringe viel gewaltigerer Blöcke bekrönt ist, und vermuthet hier einen Hünenring zu finden. Aber jener Steinring des Hochthurners ist gewiß nichts Anderes als ein Werk der Natur, entstanden aus dem Zerfallen des ursprünglich viel höheren Basaltkegels, wie wir das genau ebenso bei dem Abrembberg und der Hohen Acht finden. Jenes Viereck aber kann nicht im entferntesten mit den gewaltigen Befestigungswerken verglichen werden, wie wir sie, vermuthlich von Kelten erbaut, auf dem Hunsrück unweit Hermeskeil, bei Gießen *), und wiederum in England an dem ungeheuern Steinring von Stonehenge finden.

*) Ueber diesen Gegenstand hat man des verdienten Bärsch Abhandlung: Einige Nachrichten über den Steinring (bei Herrweiler). Cassel und Wiesbaden. 2. Aufl. Trier 1830.

Wol aber ist möglich, daß wir hier eine altgermanische Dingstätte sehen, wie solche auch sonst auf Berghöhen, das Land beherrschend, gestanden haben: so im Siebengebirge auf dem Aulberg, im Westerwalde zu Steimel, wo schon der Name das Steinmal andeutet. Zu solchem Zwecke konnte auch eine einfache Brustwehr von losen Steinen genügen, da man anderwärts sogar nur mit Schnuren, die um Haselstäbe gespannt waren, das Gericht hegte und das Volk vom Freistuhl ausschloß. Der in der Mitte liegende Stein, der nebenbei gesagt mit einem Heidenaltar oder mit den immer aus mehreren Blöcken zusammengeschichteten Dolmen gar keine Aehnlichkeit hat, erklärt sich dann einfach als Sitz des Richters, und der Name des Heidengartens ist gerechtfertigt, da jene altgermanische Gerichtsordnung ungezweifelt über die christliche Zeit hinausgeht. Von einem Garten in eigentlichem Sinne kann schon wegen der hohen und rauhen Lage auf keine Weise die Rede sein: diesen Namen hat der Bauer gemacht, weil er nur einen Garten mit einer Mauer umschließt. Ganz ebenso kennt das Volk in England und Irland keltische Mauerringe unter dem Namen von Feiengärten.

Vom Hochtürner rathe ich durchs Sahrthal nach Altenahr zurückzukehren. Sehr jäh gehts von der Höhe herab in die tief eingeschnittene Bachrinne: hier erst spürt man, wie hoch die Kuppe ist, zu der man von Altenahr aus allmählich und daher meist unmerklich emporstieg. In Kirchsahr ist sehr bedeutend das Altarblatt in der Kirche: ein schönes Bild der altkölnischen Schule liefert es mitten in dieser Abgeschiedenheit den

Beweis, wie mächtig in dem Jahrhundert vor der Reformazion die bildende Kunst auch in Deutschland sich ausgebreitet hatte. Das Bild ist neun Fuß hoch und fast eben so breit, und stellt in der Mitte die Kreuzigung Christi, an den Seiten andere Szenen der Leidensgeschichte dar. Große Farbenkraft und der derbe Natursinn der kölnischen Schule zeichnen das Bild aus: man darf es getrost einem guten, doch etwas jüngern Zeitgenossen des Meisters Stefan von Köln zuschreiben, so daß es in Mitte oder Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts fiele. Von Kirchsahr verfolgt man denn auf einem Wege, der nicht mehr zu verfehlen ist, das muntere forellenreiche, von den allwärts zuströmenden Bächen geschwellte Flüßchen durch ein anmuthiges Wiesenthal zwischen grünen Laubhöhen, bis man nach fast zweistündigem Marsch mit ihm an der Ahr in Kreuzberg wieder anlangt, von wo in einem halben Stündchen Altenahr bequem zu erreichen ist.

Sind aber lustige Wanderer in heiterer Nacht dort angelangt, so möcht' ich ihnen nicht rathen alsbald von ihren Mühen auszuruhen, sondern es zu machen wie die guten Gesellen und mein Freund Burckhardt es gemacht haben, davon derselbige also schreibet:

Altenahr.

„Weil wir doch einmal so weit sind — liebe Jungens, hört mich an!
„Weil wir doch einmal so weit sind, war' es besser nicht gethan.

„Wenn Caspari selbst uns wählte auf den Weg 'nen guten Wein?
„Schreit nur nicht so durcheinander! Wird's nicht so am beßten sein?“ —

„Ja!“ „Ja!“ „Ja!“ — Caspari schreitet durch die Thür, der Flaschen sechs
Unterm Arm und in den Händen, eitel edles Ahrgewächs,
Und mit ew'gem Götterlächeln fragt er die verwirrte Schar:
„Jetzt um Mitternacht? Wahrhaftig, mir wird dieser Spaß nicht klar!“ —

„Nichts für ungut, Herr Caspari, aber das verstehn Sie nicht!
„Hören Sie, wie's draußen poltert, wie's in allen Lüften sicht,
„Wie der Wind pfeift in den Felsen, wie's in allen Wipfeln braust,
„Grade so wie wenn der Satan seine Eltermutter zaust?

„S ist heut Abend Polterabend, denn der große Altenahr
„Hat ein Bräutchen aufgestöbert — ach das wird ein hübsches Paar!
„Morgen heißt sie Altenahrin, heut noch Fräulein Teufelslei,
„Jetzo bringen wir ein Ständchen für die treuverliebten Zwei.“

„Aber wo denn?“ fragt Caspari. „Wo's am beßten wiederhallt,
„Dort im düstern Felsendurchbruch, dran die Ahr vorüberwallt!

„Fackeln her für unser Sechse! nur den Wein trägt das Quartett!
„Jetzo Marsch!“ — Caspari lächelt: „Ich geh' auch noch nicht zu Bett!“ —

Draußen — wie zu einer Hochzeit hat die klare Frühlingsnacht
Alle Felsen rings umkränzet mit der ew'gen Sterne Pracht.
Seligfroh im Festessturmschritt eilt die Schar zum Felsengang,
Los bricht wie mit Donnertosen dort der jubelnde Gesang.

Dann getrunken, dann gerufen: „Altenahr hoch, dreimal hoch!
„Teufelslei, sie möge leben hoch! und dreimal höher noch!“
„Ja, die ganze Eiffel lebe!“ schreit ein guter Trierer drein
„Und der Westerwald!“ ein Andrer, und ein Dritter: „Hoch der Rhein!“

„Und der Harz!“ — „Und hoch die Alpen!“ — „Und Thüringens Waldesnacht!“
„Nein, der großen Mutter Aller sei ein feurig Hoch gebracht!“ —
Ha, wie dröhnt es durch die Nacht von Felsenwand zu Felsenwand!“ —
„Auf, die Fackeln hoch! stimmt an: Was ist des Deutschen Vaterland!“

Wie sie aus dem Felsen treten — schöner glänzt der Sterne Chor,
Süßer duften alle Wiesen — schwebt um uns ein Zauberflor?
Nein, es ist die Macht des Liedes, das vom Vaterlande singt
Und verborgne Lieb' im Busen still zu sel'gem Blühen bringt!

„Werft die Fackeln hier zusammen, wo die duft'gen Strancher blühn!
„So vergehn die Jugendtage, wie die Flammen hier verglühn —
„Doch besucht in grauen Haaren Einer noch dieß Felsenthal,
„Feie' er dann mit glüh'ndem Weine hier ein stumm Gedächtnißmahl!“

Dritte Abtheilung.

Die Oberahr.

Bis Altenahr geht der gewöhnliche Zug der Reisenden; allenfalls machen sie noch einen Spaziergang eine halbe Stunde weit das Thal hinauf bis zum Schlößchen von Kreuzberg oder zum Weinberg Antonia: das obere Thal wird meist verschmäht. Gewiß mit Unrecht. Allerdings hören bei Kreuzberg die eigentlich malerischen Partien auf; das Flüßchen wird klein und kleiner, bis es zuletzt als schmaler Wiesenbach an seine Quelle sich anknüpft. Luft, Gegend, Menschen und Straßen werden rauher. Das Schiefergestein verschwindet, dessen zackige Klüftung, vom Weinlaub umgrünt, das den Schiefer liebt, den Hauptreiz des mittlern Ahrthals ausmachte; die Grauwacke und zuletzt der Uebergangskalk treten vor. Die Berge nehmen, dem Charakter der ganzen Eifel entsprechend, runde Formen an, und man muß, um Aussichten zu gewinnen, wenigstens höher steigen als im untern Ahrthal; nur zuweilen reckt sich über die hohen oft flach hingezogenen Bergrücken eine massige kahle Basaltkuppe empor. Und dennoch — ich liebe die Oberahr eben um dieser Einsamkeit, Stille, Großartigkeit willen; zumal im Frühling, wo sich hier vier Wochen später als im Rheinthal und eben deshalb um so mächtiger und rascher das gewaltigste Natur- und Waldleben entfaltet. Der tiefe grüne Eichen- und Buchenhochforst, wie er die Hohe Acht und den Ahrenberg umkränzt, ist drunten im Rheinthal von der Kultur

gerodet oder doch zum Weinrahmengestrüpp geworden; hier in der Hocheiffel prangt er noch in voller Schöne, wie er ja in den Thälern, welche von der Hohen Acht abfallen, im Anfang dieses Jahrhunderts noch ganz undurchdringlich und eigentlicher Urwald war, in welchem nur dann und wann „die Herren von Prüm" (so nennt dort das Volk die reichen stattlichen Benediktiner) einen Riesenstamm hauen ließen. Gleichfalls für den Naturforscher bietet die Oberahr reichen Gewinn mit ihrer Fülle merkwürdiger und seltener Pflanzen und Mineralien und ihrem Bergwerksbetrieb, der, wie er für den Augenblick gegen früher mag abgenommen haben, doch gewiß in Folge des immer mehr sich verzweigenden Straßennetzes der Eiffel wieder wachsen wird. Nur wer mit geschichtlichem Sinne dieß Land durchwandert, wird Schmerz, aber auch tiefes Interesse empfinden. Gerade diesem Strich hat die Vernichtung der kleinen Territorialherrschaft unheilbare Wunden geschlagen. Durch den Umschwung der Dinge im Anfang unseres Jahrhunderts haben die Orte alle gewonnen, welche an den großen Heerstraßen des Völkerverkehrs liegen, aber die einsamen Bergländer sind, wie z. B. auch der Westerwald, an geistigem Leben, politischem Selbstgefühl und materiellem Vermögen trostlos verarmt. Denn die Dynasten, besonders seit dem Verfall des Ritterthums, entfalteten auf ihren Schlössern ein reiches behagliches Hofleben, das oft Bildung begünstigte, während jetzt die geistigen Elemente, die nicht durch Territorialbesitz an diese Bergwildniß gebunden sind, in mildere Striche hinabwandern. Was man auch von der früheren Zer-

ſtückelung Deutſchlands klagen mag, immer bleibt wahr, daß ſie die Bildung weit mehr auf jeden einzelnen Fleck verbreitete, als der moderne zentraliſirte Beamtenſtaat. Man denke nur an den prächtigen Hof, der auf dem Abremberg gehalten wurde, ſo lange dort ein ſelbſtſtändiger Fürſt reſidirte; man höre von alten Leuten den Schmerz des Volkes beim Abſchiede der geliebten Herzogsfamilie: man wäge, welch ein Leben voll Bildung noch während des vorigen Jahrhunderts in dem benachbarten Blankenheim muß geweſen ſein, bevor die franzöſiſche Eroberung die dortige reiche Sammlung von Alterthümern, Kunſtſachen, Büchern und Handſchriften in alle Welt verſchleppte und zerſtreute! Man ſage nicht, der Bauer habe dabei ſchlecht geſtanden: die alten Weisthümer thun es dar, daß er damals in Gemeindeverwaltung, Gericht und Verhältniß zum Grundherrn ein ganz anderes Selbſtgefühl gehabt hat als gegenwärtig, und es möchte auch nicht ſchwer zu beweiſen ſein, daß die meiſten Ortſchaften der obern Ahr vorzeiten volkreicher und blühender waren als in unſerm geprieſenen Jahrhundert. Denn von dieſem ſchon durch die Natur ungünſtig geſtellten Lande gilt vor Allem, daß die hohen in barem Geld zu entrichtenden Steuern weit drückender ſind als alle perſönlichen Leiſtungen und Abgaben von Naturalien, wie ſie damals den Bauern oblagen, abgeſehen davon, daß der vielleicht aus einem fremden Lande dorthin verſetzte Beamte ſelten die rechte volle Hausherrnſorge für das Wohl des Volkes haben wird, welche damals den Herrn mit dem eigenen Lande verknüpfte. Daher denn auch gerade aus dieſer Gegend,

besonders aus dem Kreise Adenau, in jüngster Zeit die starke Auswanderung nach Nordamerika begonnen hat. Wenn irgendwo in Preußen, so thut hier und auf dem Westerwald starker Nachlaß der Staatsauflagen Noth.

Doch zurück zu unsern Wandergesellen, denen wir hier einen doppelten guten Rath ertheilen wollen. Wer die Oberahr bereist, überlege wohl, wo er Mittagbrot und besonders Nachtquartier zu machen gedenkt. Nur in einigen Ortschaften findet er Gasthöfe, die aber dann auch gut sind: daher ist zu warnen vor einem planlosen Wandern, das man leicht mit bitterm Hunger und bösem Quartier entgelten könnte. Sodann suche man gerade bei diesen Touren Abends früh genug in jenen gastlichen Orten anzukommen, denn mit den Wegen steht es ein paarmal sogar im Ahrthal gar übel, und wer sich z. B. Abends in den dichten Waldthälern oder auf den kahlen Höhen rings um die Hohe Acht herum verläuft, mag leicht eine kühle Nacht auszudauern bekommen. Ich halte es daher für meine Pflicht, hier dem Fußwanderer eine Art Marschroute für jeden Tag vorzuzeichnen.

Von Altenahr aus suche man am ersten Tage Adenau zu erreichen, wo man sich gut befindet. Auf geradem Weg (es ist Landstraße und es gehen Posten zwischen beiden Orten) sind das nur vier Stunden, und man könnte, Mittags in Adenau anlangend, noch den Marsch von vier Stunden nach der Hohen Acht und der Nürburg bis Adenau zurück abmachen; doch hätte man dann am Morgen bei Hönningen die Teufelslei zu besteigen, die auch eine Stunde fortnimmt. Wer also gut

zu Fuß iſt, thut beſſer den zweiten Weg nach der Hohen Acht über Reſſeling und Kaltenborn, oder, wenn er die Teufelslei nicht verſäumen mag, den dritten über dieſe einzuſchlagen, in Kaltenborn zu Mittag vorlieb zu nehmen, dann die Acht und die Nürburg zu beſteigen, und ſo Abends in Adenau einzurücken. Dabei ſpart er das Unangenehme, daß er die faſt zweiſtündige Strecke von Adenau bis zur Ahr nach Dümpelfeld nicht zweimal zu machen hat. Nimmt man in Altenahr früh Morgens einen Wagen bis Adenau, ſo würden ſelbſt Frauen den nicht ſehr unbequemen Weg nach der Hohen Acht (von Adenau hin und zurück etwa drei Stunden) aushalten können, beſonders wenn man die Nürburg liegen ließe; ja man würde, beſonders im Sommer, Abends noch nach Altenahr zurückfahren können.

Den zweiten Tag mag, wer müde iſt, von Adenau direkt über das Gebirg nach Antweiler gehen (etwa zwei Stunden), von da den Ahremberg beſteigen, und ſo oben auf der Höhe nach Blankenheim wandern, wo einer der beßten Gaſthöfe der ganzen Eiffel ihn erwartet. Auf dieſem Wege hat man einen Marſch nur von ſtarken fünf Stunden, verliert aber freilich das ganze idylliſche Thal der obern Ahr, das man dann nur bei Antweiler und wieder bei Blankenheim zu ſehen bekommt. Wenigſtens ſollte man Schuld mitzunehmen bemüht ſein, und zu dieſem Zweck direkt von Adenau ins Ahrthal nach Dümpelfeld ſich zurückwenden, um dann am Fluſſe bis zum Fuße des Ahrbergs heraufzuwandern. Vom Ahremberg gehts entweder direkt nach Blan-

lenheim, oder nach Antweiler hinunter und dann durch das Ahrthal bis zur Quelle hinauf. Die Umwege über Dümpelfeld und durch das Thal machen dann zwar den Tagmarsch stark; es werden so ungefähr elf Stunden; doch sind die Wege im Sommer leidlich, und man bekommt auch an Herbsttagen die Tour fertig. Doch bemerke ich, daß auch in Antweiler erträgliches Quartier gefunden wird. Auf den meisten Dörfern im Gebirg findet man nicht einmal die gewöhnlichen Nahrungsmittel genießbar, und als Getränk nur Jusel. Darum setze ich erpreß diesen Warnungspfahl hierher.

I. Von Altenahr bis zum Ahrenberg.

Von Altenahr aufwärts mag der Fußwanderer die Ahrbrücke links liegen lassen und am linken Flußufer den sichern, doch oft etwas schwindelnden Fußpfad längs den Weinbergen einschlagen, der ihm bis Kreuzberg manchen schönen Blick auf das grüne Wiesenthal bietet. Ganz herrlich ist die Stelle gerade gegenüber der malerischen Felsmasse von Altenburg; hier schaut man mit Einem Blicke zurück nach der Ahrburg und vorwärts in das abgeschlossene Waldthal von Kreuzberg. Wol mag dasselbe von diesem Punkte einer Kirche verglichen werden: wir stehen hier in dem riesigen Langschiff; uns gegenüber schließt ein hallendes Waldthal als Chornische den Bau, und dicht vor diesem Chor steigt der

Schloßfels von Kreuzberg als Hochaltar empor. Die Chauſſee aber geht über die Brücke und bleibt dann auf dem rechten Ufer. Gleich hinter der Brücke windet ſie ſich um eine ſcharfe Felſenecke, und mündet dann zunächſt in den altenburger Thalkeſſel, eine Landſchaft, die mit ihren ſtattlichen Schieferbergen zum letztenmale die großartige Schönheit des untern Ahrthals entfaltet. Am Schluß dieſes Thals (¼ Stunde von Altenahr) liegt das Dörfchen Altenburg am Fuße einer zwar nicht hohen, aber durch ihre kecke Form bedeutenden Felsmaſſe, welche man in der Mitte des beigegebenen Stahlſtichs erblickt. Auf ihr ſtand nach der Sage, die durch den Namen des Oertchens beſtätigt wird, die älteſte Stammburg der Grafen von Are. Andere aber ſagen, dort habe ſich eines Tages des Teufels Großmutter geſonnt und ſei, von ihrem zornmüthigen Enkel mit dem Prügel überraſcht, durch das Loch der Teufelsmauer gefahren. Oder hat hier die Hütte geſtanden, von der ein junger Poet, Vanſe aus Bielefeld, ein luſtiges Lied zu ſingen weiß? Der gelehrte Leſer möge ſich entſcheiden, welche von allen drei Geſchichten ihm probabler dünkt: die letzte wollen wir ihm mit Vanſes Worten mittheilen.

Vom Teufelsloch.

Als einſt der Teufel nach Altenahr
Auf ſeinen Fahrten gekommen war,
Da ſah er auf des Schloſſes Zinnen
Ein ſchönes Mädchen wandelnd ſinnen.

Der Teufel ſieht nach Weibern gern;
Drum blieb er ſtehn, um ſich von fern
Die ſchöne Jungfrau zu beſchauen;
Doch wollt' er kaum den Augen trauen,
Als ſie das Antlitz zu ihm wandte
Und ihren Liebreiz er erkannte.
So ſchlanken Wuchs, ſo goldnes Haar
Und ſolch ein blaues Augenpaar
Und ſolche Lippen lieb und traut
Hat ſelbſt der Teufel nie geſchaut.
Er war wie an den Platz gebannt
Und ſchaut' und ſchaute unverwandt
Nach dieſem wundervollen Bild,
Bis heiße Lieb' ihn ganz erfüllt.
Das Mägdlein dacht' er zu erringen;
Sie aber war ſo fromm und klug,
Er merkt es gleich, mit Lug und Trug
Und Liſt und allen Teufelsſchlingen
Wird's ihm wol nimmermehr gelingen.
Er ſeufzte mächtig tief und hohl,
Er lief umher als wär' er toll,
Er ſchlug ſich etlichs vor den Kopf,
Riß manches Haar aus ſeinem Schopf;
Doch ſprang kein Anſchlag aus dem Haupt,
Mit dem er ſie zu fangen glaubt,
Und auch am allerkleinſten Haar
Kein Plänchen hangen blieben war.
Bis endlich, 's war ſchon Abends ſpat,
Er wurde völlig deſperat.
Er denkt der Zeit, wo er vereint
Mit Gott ihm faſt zu gleichen ſcheint,
Er denkt an ſeine jetzige Plage
Und wünſcht zurück die ſchönen Tage:
Denn wenn ich jetzt ein Engel war',

So würde ſie mich lieben ſehr!
Kaum hat er dieſes Wort geſagt,
Als es auf einmal in ihm tagt:
Er will durch Büßen und Kaſteien
Sich von den Sünden machen rein.
Schon war er ganz voll Engelſinn;
Nicht lange drauf, da ſah man ihn
Vor einer kleinen Hütte gehn,
Ganz wie ein Klauſner anzuſehn;
Mit langem Bart und braunem Gewand,
Das er mit einem Strick umband,
Die Augen auf die Erde gewandt
Ging er mit langſam gemeſſenem Schritt,
Als ſchleppt' er tauſend Gedanken mit,
Und ſtand zuweilen plötzlich ſtill
Und legte den Finger an die Naſe,
Als ob der Geiſt ihm was einblaſe,
Das ihn zum Heile führen will.
So trieb ers eine kurze Zeit,
Da hört auf einmal er nicht weit
Vom Hüttchen einer Stimme Klang,
Der ihm gar ſüß zu Ohren drang.
Er eilte ſich ihr nachzugehn
Und ſah ein Mägdlein vor ſich ſtehn.
Der Mond bricht durch die Wolke durch
Die ihn bisher verborgen hält;
Sein heller Schimmer — ach er fällt
Aufs holde Fräulein von der Burg.
Wie die ihn ſieht, ſpricht ſie ſogleich:
Ehrwürdiger Vater, erbarmet euch!
Ich irre lange ſchon umher
Und Müdigkeit ergreift mich ſehr;
Laßt dieſe Nacht mich hier verweilen
Und eure Hütte mit euch theilen!

Sie ſprach es unter Thränen aus,
Der Klausner leitet ſie in ſein Haus.
Und weil ſie beinah hingeſunken,
Nimmt er ſie auf in ſeinen Arm
Die ſüße Laſt, und freudentrunken
Küßt er ſie auf die Lippen warm
Und trägt ſie auf ſein Lager hin.
Entflohen iſt aus ſeinem Sinn,
Daß er ein Klausner wollte ſein
Und waſchen ſich von Sünden rein;
Schon wieder ſchwillt in ſeiner Bruſt
Die alte heiße Höllenluſt.
Dran war wol auch das Fräulein ſchuld!
Sie war ſo reizend, ſo voll Huld,
Sie bietet ſeine wilden Küſſe,
Ja ſie erwidert ſie mit Glut,
Und immer heißer wallt ſein Blut
Und heftiger immer umfängt er die Süße —
Da fahren zwei Hörner ihm in die Wangen
Es fährt eine Naſe ihm in den Mund;
Statt weicher Arme zwei dürre Stangen
Umſchlingen ihn, reiben den Leib ihm wund;
Wie Schlangen ſchießt auf ſeine Glieder
Vom Leibe der Schönen das borſtige Haar —
Die er umfangen, jetzt kennt er ſie wieder,
Er ſieht, daß es ſeine Großmutter war!
Die kluge Alte hatte geſehen,
Daß Lieb' ihm wollte den Kopf verdrehen,
Und um zu retten das hölliſche Reich,
Erſann ſie ein Mittelchen ſogleich.
Ich muß euch ſagen, es iſt geglückt;
Der Teufel irrang, als wär' er verrückt,
Aus den Armen ſeiner Großmama
Und fluchte wie ein Dutzend Höllen.

Die Alte aber lag lachend da
Und ſpottete noch des armen Geſellen.
Dem aber wurde das Ding zu kraus,
Er nahm die Alte zum Bett heraus
Und ſchmiß ſie gegen die Hüttenwand,
Die an den Felſen gelehnet ſtand.
Durch Hütte und durch Felſen hindurch
Den Fluß hinüber faſt bis zur Burg,
Und iſt im Fluß krauf weggeeilt —
Von ſeiner Liebe war er geheilt
Im Felſen iſt aber ein großes Loch,
Wenn ihr hinaufſchaut, ſeht ihrs noch,
Und wollt ihr nach dem Namen fragen:
Der Teufel ſchaf's! wird man euch ſagen.

In einer Viertelſtunde iſt das Dorf Kreuzberg erreicht, das ſelbſt im Thale liegt, in deſſen Gaſſen aber von einem vereinzelten Felskegel die Kirche und das ſchmucke weiße Schlößchen herabſchauen: letzteres hat außerdem eine artige, obwol beſchränkte Ausſicht in das kleine Wieſenthal nach Altenburg zu. Eine gute Auffaſſung der kecken Lage giebt Schlickum's Zeichnung. Die kleine Burg gehört ihrer erſten Entſtehung nach ſchon dem frühen Mittelalter an und ging beim Ausſterben des Hauſes Hochſtaden an das kölniſche Erzſtift über, das ſeitdem kleinere Adelsfamilien ſeines Sprengels mit ihr belehnte. Sie theilte 1688 oder 1689 mit allen ihren mächtigern Nachbarinnen an der Oberahr das Schickſal, von den Franzoſen zerſtört zu werden. Das jetzige Schlößchen iſt artig im modernen Stil des vorigen Jahrhunderts erbaut, hat aber wol den alten Thurm des frühern Baues in ſich aufgenommen. Bei Kreuz-

berg munden zwei fischreiche Bäche; wer jenen Fußpfad des linken Ufers wandert, kommt erst über die Brücke der Bischel, dann nach wenigen Schritten der Sahr: in zwei schattige Waldthäler blickt man von diesem Punkte hinein, welche jene Flüßchen zur Ahr hinabführen.

Wenig Schritte oberhalb Kreuzberg treffen wir auf eine der stattlichsten Weinanlagen an der ganzen Ahr. Ein mannigfach gezackter Fels ist einer Festung gleich von einer Menge Treppen und Brüstungen durchschnitten, außerdem von einer stattlichen Umfassungsmauer eingeschlossen, welche entlang der Straße an zwei Rundthürme sich lehnt: diese selbst sind mit einem Kranze eingemauerter Flaschenboden passend verziert. Von einer Mittelterrasse winkt in großen Buchstaben der Name des Weinbergs: Antonia, dem Wanderer, wenn er das Thal von oben herabkommt, schon aus weiter Ferne sichtbar. Von da an werden Weinberge seltener: nur bei Hönningen kommen sie noch einmal gedrängter vor.

Eine halbe Stunde weiter steigt der Weg etwas, man wendet um eine Felsecke und sieht vor sich das Dorf Pützfeld auf der andern Flußseite, rechts aber an der Höhe malerisch die pützfelder Kapelle, die eine hübsche neue Thalansicht gewährt. Die Kapelle ist aus der Renaissancezeit und sonst unbedeutend. Ins Thal zurückgewendet setzt die Straße nun wieder aufs rechte Ufer hinüber. Dieß ist für den Wanderer der nächste Weg; die neue Chaussee aber, ein tüchtiger Bau des wackern Baukondukteurs Wagenführer, hält sich bis Pützfeld ganz auf der rechten Seite, die beiden Ufe-

bergänge bei Kreuzberg und Pützfeld erſparend, ſo daß ſie dann das letztre Dorf ſelbſt berührt, welches der Wanderer jetzt zur linken Hand liegen läßt. Pützfeld iſt ein recht trauriger Ort, und liefert den Beweis, wie verderblich Grundbeſitz in Einer Hand iſt. Der ganze Thalkeſſel, Wieſen, Aecker, Weinberge, ſelbſt die Kapelle, bildet ein einziges landtagfähiges Rittergut, welches an das im Dorf gelegene mit Stroh gedeckte und dem Zuſammenſturz nahe Burghaus ſich anlehnt. Der Beſitzer wohnt nicht hier, das Gut ſcheint ſehr verwahrloſt; die Bauern aber können ſich nun mit ihrem Landbeſitz nicht ausdehnen, ſind auf die entfernten hochgelegenen Ackerſtücke oder auf Pachtung vom Gutsherrn beſchränkt, und bleiben bitterarm.

Nun gehts weiter nach Brück (fünf Viertelſtunden von Altenahr), das zu beiden Seiten des Fluſſes liegt, bemerkenswerth durch ſein Spießglanzbergwerk. Daſſelbe hatte lange ſtillgelegen: aber die metallurgiſche Geſellſchaft, meiſt aus belgiſchen Kaufleuten beſtehend, welche auf beiden Rheinufern alle kleinern Bergwerke an ſich kauft, hat die Gänge wieder eröffnet und beſchäftigt auf verſchiedenen Gruben ſeit dem Sommer 1843 täglich an fünfzig Arbeiter. Am letzten Hauſe von Brück findet ſich beim Wirthe Nachtsheim Gelegenheit zu guter Erfriſchung. Hier aber geht der erſte Weg zur Hohen Acht ab, und der Wanderer muß ſich entſchließen, ob er ihn oder einen der beiden folgenden einſchlagen will.

Dieſer erſte Weg wendet ſich gleich hinter Brück landeinwärts ins Thal eines Baches, der von dem in der

Schlucht gelegenen Orte Denn der Dennbach genannt wird, bis Reſſeling; dann gehts in einem ſcharfen rechten Winkel rechts ab in ein neues Seitenthal, das ſich über Weidenbach und Herſchbach an mehreren Mühlen vorbei bis Kaltenborn in beſtändiger Steigung heraufzieht. Zu beiden Seiten hohe Felſen, oft kahl und nur mit Flechten beſetzt, oft von herrlichſtem Laubwald bekrönt: die tiefſte Naturſtille, die man finden mag, nur zuweilen ein Hirt oder Köhler; vorzüglich ergreifend die Stellen, wo von rechts oder links ein Nebenbach herabkommt und drunten in der Wieſe mit dem Hauptwaſſer ſich verbindet. Ich habe einmal gegen Frühlingsanfang dieſen Weg gemacht in völlig lautloſer Einſamkeit: drunten im Ahrthal war milde Luft; hier oben ſchmolz der Schnee erſt, und aus den an kahle Halden angelehnten Eisfeldern ſickerten die Waſſer in Tropfen hervor, die dann am Ende der Schneelage zu wilden weißſchäumenden Gießbächen vereint hinabbrauſten.

Auch die Geſchichte weiß von dieſer Gegend ſchon frühe zu erzählen; wie gewöhnlich, haben zuerſt die Mönche hier die Kultur angefangen. Die Abtei Prüm, bereits 720, alſo noch in merowingiſcher Zeit geſtiftet, gründete in dem dichten Urwald des Dennbaches ein Tochterkloſter Casloaca, aus welchem das Dorf Reſſeling entſtanden iſt: daher ſchreibt ſich auch das bis in die Tage unſerer Väter erhaltene Recht, daß von Prüm aus die Pfarrei Reſſeling beſetzt wurde. Dieſen Mönchen ſchenkte Pipin der Kurze laut einer in Sinzig aus-

geſtellten Urkunde vom 10. Juli 762 *) die prächtigen Waldungen zwiſchen der Ahr, dem Weiden- und Dennbach. Jährlich kamen hierher die „Herren von Prüm," um den Holzſchlag zu leiten; aber ſie thaten dieß ſo vorſichtig und ſparſam, daß bis zur Revoluzion das Holz, wie ein dortiger Schäfer mir erzählte, „ſo dicht ſtand wie in Amerika." Soviel auch die jetzt beliebte Waldverſchwendung, deren Folgen erſt unſere Enkel vollſtändig koſten werden, dem Beſtand ſeitdem Schaden gethan hat, iſt dennoch der Wald noch immer wunderſchön geblieben. In dieſen Forſten nun, aber auch noch viel weiter, nämlich vom Adenaubach über Blasweiler und Königsfeld bis zur Brücke, die bei Wadenheim über die untere Ahr führt, gab Kaiſer Otto III. im Jahr 992 den Brüdern Sigebodo und Richwin den Wildbann oder die ausſchlieſsliche Jagdgerechtigkeit auf Roth- und Schwarzwild **). Sigebodo vererbte dieß Recht auf die wahrſcheinlich von ihm herſtammenden Grafen von Are, und von dieſen ging es ſammt der are-hochſtadenſchen Erbſchaft an Köln über. Köln verwaltete es durch ſeinen Amtmann auf der Burg Are, unter deſſen Aufſicht das ſogenannte Wildhaus Brück und der Erbwildſchultheiß ſammt den Wildförſtern von Keſſeling ſtanden. Eine Inſtrukzion dieſer Förſter hat ſich noch von 1617 erhalten ***), welche beweiſt, daß die berüchtigte Strenge früherer Jagdgeſetze der jetzt beliebten

*) Günther I, Urk. 1.

**) Günther I, Urk. 28.

***) J. Grimm, Weisthümer, II. S. 610.

bei weitem nicht gleichkam, daß vielmehr die Benuzung der landesherrlichen Forsten durch die Gemeinen an höchst mäßige Bedingungen geknüpft war. Jene Ordnung setzt fest, daß nur das Hochwild zur Wildbahn gehöre; zu seiner Erhaltung soll im Mai und Juni alle Störung im Wald vermieden werden; die Hirten dürfen dann nur Einen Hund frei laufen haben, die andern aber, die sie am Seile führen, erst loslassen, wenn der Wolf oder ein anderes Unthier auf sie losgeht; auch alle Einfriedigungen der Waldwiesen müssen vor Maitag fertig sein. Gleichfalls die Fischerei in den Bächen der Vogtei Kesseling gehört dem Erzbischof, aber mit Angel und Hamen darf Jeder fischen. Büttenbauer, Radermacher, Löffelschnizer und Besenbinder dürfen den Wald benuzen, und haben dafür jährlich dem Wildförstergerichtstag, auf dem sie persönlich erscheinen müssen, bloß die kleine Gebühr von 10½ Heller abzugeben. Gleich bescheidene Taxen werden für das Umbrechen einer Waldwiese zu Ackerland und für den Bienenfund im Wald festgestellt. Findet aber der Bauer zufällig eine Wildsau, so darf er sie erlegen; auch den Eber, nur muß er dessen Haupt nach Brühl liefern. Das Ganze schließt im Geiste unserer alten Rechtsschriften mit einer heitern und sonderbaren Klausel: „Tafern ein Bauer eine Sau verletzt und nicht alsbald erlegt, so mag er der Sau nachfolgen durch aller Herrn Länder auf frischem Fuß bis drei Fuß in den Rhein und sein Bestes versuchen, aber unterwegs sich nicht länger aufhalten denn daß er eine halbe Maß Weins trinke und einen Weck dazu esse, wo er beides am nächsten bekom-

men mag.“ Von blutiger Bestrafung des Wald- und Wildfrevels ist gar keine Rede; vielleicht war auch in diesem Stücke unter dem milden Krummstab besser wohnen als unter dem scharfen Adelsschwert.

Durch diese Gebiete zieht sich unser Weg hinauf. **Kaltenborn** liegt schon sehr hoch und kalt, 1474 Fuß über dem Meere, die Fruchtbäume werden klein und unansehnlich und die umgebenden Höhen sind tort und kahl. Die Einwohner nähren sich kümmerlich von mühsäligem Ackerbau: man findet zwei ganz ausgezeichnet schlechte Schenken und in keiner ein erträgliches Mittagbrot. Wer mag sich wundern, wenn der Mensch, acht Monate gegen Frost, das ganze Jahr gegen Noth und Hunger kämpfend, hier nicht mit starken Banden an seine Heimat sich geknüpft fühlt, wenn er, wie in Kaltenborn fast Alle, an Auswanderung in gesegnetere Kornländer denkt? Aber ach, zum Auswandern selbst sind sie zu arm! Dennoch stand auch hier eine Burg, nach der sich ein Rittergeschlecht nannte: aus ihren Trümmern ist vor Kurzem die neue Kirche des Dorfes erbaut worden. Bis Kaltenborn braucht man von der Ahr auf dem beschriebenen Wege fast drei Stunden; von da gelangt man in einer halben Stunde zur Hohen Acht.

Doch zuvor müssen wir nach unsern Gefährten drunten im Ahrthal sehen, welche diesen Weg nicht mit uns machen wollten, um nicht die Teufelslei zu versäumen. Diese sind entweder von Brück direkt bergaufwärts nach der Teufelslei gestiegen, oder sie haben sich bis Hönningen im Ahrthale gehalten, was rathsamer, weil leichter zu finden ist. Diese Strecke des Tha-

les ist hübsch, aber doch unbedeutend: die Dörfchen haben alle denselben Charakter, ärmlich, von Wiesen und Ackerfeld umgeben, so weit die Berge den Feldbau zulassen; meist schließen sie sich an eine weiße Kirche an, die an dem höchsten Punkte des Ortes auf einem Felsen ruht. Hönningen hat die letzten Weinberge: nach einem Brande ist es zierlicher als die umliegenden Orte wieder aus dem Boden gewachsen, und man sieht es dem Oertchen an, wie herrlich die vorbeiführende Staatsstraße auf den Wohlstand wirkt; doch gelten auch seine Bewohner bei den Nachbarn für vorzüglich betriebsam und fleißig. Noch vor Hönningen verläßt man die Chaussee, steigt auf einem Holzweg stark und mühsam bergaufwärts, und erreicht in einer guten halben Stunde

die Teufelslei.

Dieses höchst fantastische Gestein erhebt sich auf einem schmalen Berggrat, der zwischen Gestrüpp ganz mit Quarzblöcken besäet ist. Von Norden nach Süden streicht 300 Fuß lang und 20 Fuß breit die prächtige weißgraue Felsmasse über den Gebirgsrücken hin: schroff aus dem Boden strebt der vordere auseinanderklaffende Fels funfzig Fuß empor, an den sich dann noch einmal steigend, aber allmählig bis gleichsam auf das Fundament abnehmend, die übrige Wand anschließt. Besonders imposant macht sich der vordere Fels durch seine weite Klüftung, die vielleicht durch das Verwittern der Grauwackenfutterung entstanden ist. Auf der Westseite, nach dem Ahrthal zu, liegen zerstuckt die mächtigsten Quarzmassen; auch ist die ganze Riesenmauer nach die-

ſer Richtung hin etwas geneigt, ſo daß es das Anſehen hat, als ob durch einen furchtbaren Stoß von Oſten her die Maſſe zertrümmert worden wäre. Ohne Zweifel beruht auf dieſer ſchon frühe vom Volke mit gewohntem natürlichem Scharfſinn gemachten Beobachtung die Sage von dem Schloſſe, das hier der Teufel im Trotz gegen Gott himmelhoch aufgerichtet habe. Meſiſtofeles hat im zweiten Theil des Fauſt mit ſeinen „närriſchen Legenden" vortrefflich die Entſtehung ſolcher Sagen erklärt:

Ich war dabei, als noch da drunten, ſiedend
Der Abgrund ſchwoll und ſtrömend Flammen trug:
Als Molochs Hammer, Fels an Felſen ſchmiedend,
Gebirges-Trümmer in die Ferne ſchlug.
Noch ſtarrt das Land von fremden Centnermaſſen;
Wer giebt Erklärung ſolcher Schleudermacht?
Der Dichter, er weiß es nicht zu faſſen,
Da liegt der Fels, man muß ihn liegen laſſen,
Zu Schanden haben wir uns ſchon gedacht. —
Das treu-gemeine Volk allein begreift
Und läßt ſich im Begriff nicht ſtören;
Ihm iſt die Weisheit langſt gereift:
Ein Wunder iſts, der Satan kommt zu Ehren.
Wenn Wanderer hinkt an ſeiner Glaubenskrücke
Zum Teufelsſtein, zur Teufelsbrücke.

Dießmal, wie immer, iſts denn dem Teufel ſchlecht gerathen: ſein halbfertiges Schloß zerſchmiß ein einziger Stoß der Gotteshand, und wirklich macht der Fels den Eindruck einer kyklopiſchen Burgruine. Daß aber auf die Bildung der Sage außerdem ein vermuthlich

hier vorhandener altheidnischer Kultus mitgewirkt haben mag, ist oben bereits angedeutet.

Ungefähr in der Mitte der Mauer kann man ohne große Mühe heraufsteigen. Das Gestein zeigt sich im Bruche schneeweiß, und man findet in kleinen Höhlungen und Druſenraumen schöne Krystalle, aber die Außenseiten sind durch Flechten und Braunstein mit röthlichem Grau überzogen. Die Aussicht ist oben ganz frei, aber durch die Quarzwand genau in zwei Hälften von ganz verschiedenem Charakter zerschnitten. Nach Westen sieht man zur Ahr hinab. Gerade vor uns am andern Flußufer liegt auf niedrigen Vorhöhen die unbedeutende Ruine der Wensburg, eines ehemals adlichen Hauses, das zum Amte Nürburg gehörte; über dieser steigt der Michelsberg empor. Dann folgt rechts auf dem Plateau das Bergmannsdorf Lind mit stattlich weißen Häusern, und noch weiter hin der runde Hasenberg. Links aber hebt der Abremberg seine stille großartige Linie herauf, unter welchem wie in seinem Schutze das grüne obere Ahrthal bei Insul und Schuld ruht; dann wird diese Seite durch das Dorf Kall-Reifferscheid mit der weißen Kirche und dem spitzen Thurm abgeschlossen, das beinah ebenso hoch wie der Abremberg liegt. Fast zu unsern Füßen erscheint endlich im Ahrthal idyllisch zwischen grünen Bäumen das Dörfchen Liers. Wendet man sich nun aber nach der entgegengesetzten östlichen Seite, so schaut man über Heide und Flachfeld in die wildeste Oede hinein. Denn hier hat man, eine Stunde entfernt, gerade den mächtigen etwa zwei Meilen langen Hohenzug der Hocheiffel vor sich.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Auf dieſem ganzen Strich ſieht man keine Wohnung, denn alles Lebendige hat ſich drunten in die Thäler verkrochen: nur ganz rechts ſchaut der Thurm der Nürburg über den Hochwald der nächſten Vorberge herüber. Die Hohe Acht ragt nur ein wenig hervor, ſo daß, wer ihre Geſtalt nicht genau kennt, ſie ſchwerlich bemerken wird. Beſonders intereſſant macht ſich dieſe endloſe Ausſicht bei Strichregen, wenn einzelne Bergzüge im tiefſten Waſſerblau oder im weißen Regenſchleier daliegen, während viele Stunden weit nach einer andern Seite eine Höhenkette im blankſten Sonnenlicht ruht.

Von der Teufelslei zieht ſich nun ein Weg über die Höhe bis zur Hohen Acht, den man aber ohne Führer um ſo weniger finden wird, da man die Kuppe der Acht von jenem Punkte kaum ſieht, alſo ſich nicht orientiren kann. Wer es verſuchen will, halte ſich ſo, als wollte er direkt auf die Nurburg zu; dann kommt er auf einen Fahrweg, der vom Adenauthale nach Kaltenborn aufſteigt; auf dieſem wendet man ſich dann wieder mehr links. Will man daher direkt von hier nach Kaltenborn und auf die Acht, ſo thut man wol beſſer ſich gradaus ins Gebirg zu ſchlagen, um ſo den oben beſchriebenen Weg zwiſchen Reſſeling und Kaltenborn zu gewinnen. Iſt es noch hoch am Tage und Sommerzeit, ſo mag man es wagen; man wird im Gebirg meiſt Hirten oder Holzfäller antreffen: doch auch ſo bleibt in dem Irrgewinde der mannigfach ſich durchkreuzenden Bachthäler und bei dem jähen Ab- und Aufſteigen der Weg mislich, obwol er gerade durch die ſchönſte Waldwildniß der ganzen Hocheiffel führt. Gelingt es nicht

zufällig hier ohne Irrweg abzukommen, so spart man gewiß Zeit, wenn man von der Teufelslei ins Abrtbal nach Dümpelfeld zurückkehrt, das in einer starken halben Stunde erreicht wird, und dann nach Adenau sich wendet, um von dort auf leichter zu findendem Wege die Acht zu besteigen.

Doch wir geben den kühnern Pfad durch das Gebirg und treffen in Kaltenborn mit denen zusammen, die unten in Bruck uns verlassen haben. Von Kaltenborn aus zeigt sich schon die

Hohe Acht,

die wir jäh ansteigend in einer halben Stunde erreichen. Inmitten dieses Ganzes, eine Viertelstunde von Kaltenborn, sehen wir einen breiten Fahrweg, der unsern Pfad rechtwinklig durchschneidet. Diesen müssen wir uns merken, denn das ist der Weg, den wir bei der Rückkehr einzuschlagen haben, um nach Adenau zu gelangen. Von diesem Wege an gehts eine Strecke weit die Heide hinauf, dann steigt die stolze Basaltkuppe rasch empor, mit schönem Laubwald bewachsen; und wir erreichen nun schnell an einer für die Besucher dort aufgerichteten Bretterhütte vorbei die oberste Plattform. Sie ist aus regelmäßigen Basaltsäulen von verschiedener Schichtung zusammengefügt.

Hier stehen wir auf dem Matador der Eifel, mehr als 2400 Fuß über dem Meere, in erschreckender Einsamkeit diesen übermächtigen zerrissenen Naturbildungen gegenüber. Der Platz ist unheimlich, schwanke Sagen umspielen ihn: bald heißt es, daß hier die Hexen sich

verſammeln, bald daß hier ein Schloß geſtanden habe, das durch Verrath untergegangen ſei. Am erſten iſt noch glaublich, daß auch auf dieſer Alles überſchauenden Kuppe eine Gerichtsſtätte etwa für das Cifflgau geweſen iſt. Schön iſt die Ausſicht nicht, weil die Nähe nichts Liebliches, ſondern nur ein ſchauerig ödes Heideland bietet: aber als Fernſicht iſt ſie beinahe fabelhaft. Von keinem beſtimmten Gegenſtande feſtgehalten, ſchweift der Blick über die hohen, breiten Bergrücken mit den tiefeingeſchrittenen Thälern ins Unermeſſene fort und findet auch am Horizonte keine Ruhe, weil hier die immer bleichern Umriſſe mit der Luft verſchwimmen. Nur die nahe Nürburg, trotzig aus den runden Linien aufſtrebend, giebt einen feſten Augenpunkt; dahinter ragt der hohe Kellberg; mehr weſtlich ſchließt die vulkaniſche Cifflel bei Hillesheim ſich an, und zuletzt gränzt ſchon jenſeits der Moſel der Hunsrück den Blick ab. Weſtlich iſt die Ausſicht der Teufelslei nur geſteigert, und wird vom Abrenberg und Michelsberg eingefaßt. Nach Norden heben ſich die Siebenberge herauf, hinter welchen das eberbergiſche Plateau verdammert. Der kölner Dom iſt bei klarer Luft deutlich zu erkennen; weiterhin dehnt ſich das jülichſche Flachland aus. Endlich gegen Oſten treten die Berge des Maifelds, Gänſehals und Hochſimmer bei Maien, noch entfernter aber jenſeits des Rheines die Höhen des Weſterwaldes hervor. Alles aber ſchwankt bei dieſen unermeßlichen Entfernungen ins Geſtaltloſe und Ungewiſſe, und die Oede der nächſten Umgebung macht den Eindruck noch geſpenſterhafter.

Hier blick' ins Land hinab — furchtbare Schau!
Ein Heideland ringsum in weitem Bogen,
Die Nähe schwarz, die Fernen duftigblau
Unendlich vor den Blicken hingezogen.
Dort recken sich des Berglands Ketten aus
Bis zu den lichten Höhn des Moselgaus,
Und hier die Ebnen, die in blassen Streifen
Einförmig flach hinab zum Nordmeer schweifen.

Ein Land des Kampfs von grauer Ewigkeit!
Ists nicht, als ob der Felsen kahle Firnen
Am Schöpfungstag gekämpft in grimmem Streit.
Wer höher hebt die blitzzerspällten Stirnen —
Bis dann den tiefen Erdschooß donnertönig
Basalt gesprengt, der wilde Feuerkönig,
Und über all des Urgesteines Wust
Die Kuppe hub, darauf du staunend ruhst!

Des Urstoffs Kampf hat diesen Strich verbrannt,
Auf solcher Walstatt blüht kein Menschenleben
Leg' an dein Herz die starke Manneshand,
Du selbst wirst vor der Einsamkeit erbeben.
Mit Mühe klettert auf versengter Erde
Zum Felskamm hin die kecke Ziegenherde —
Doch rings kein Rauch, kein Hahnenruf, kein Haus —
Nicht Menschenwort, nicht ferner Städte Braus!

Nur Trümmer rings. Auch was der Mensch gebaut
Zerfiel im Streit. Der Nürburg Riesenthurm,
Er predigt dir von Mannesstärke laut,
Doch lauter noch von Wetterschlag und Sturm.

Blindwüthend wie die Kraft, die einst beim Ruf
Des Geistes dieses grause Land erschuf,
So waren die Geschlechter, deren Mauern
Gebrochen von den Felsen niedertrauern.

Mit Blut gefügt sind dieser Schlössern Quadern,
Drum ragen sie so trüb ins heitre Blau,
Und mancher Mann aus schwertzerrißnen Adern
Hat Fluch gesät auf jede grüne Au.
Aus diesen Gaun schoß auf Hochstadens Muth,
Zum Segnen träg, nur eifrig im Verletzen —
Er schuf den Dom, der fern im Nebel ruht,
Und riß der Hohenstaufen Reich zu Fetzen.

Kein großer Schatten schwebt ob diesen Bergen
Im stillen Mondlicht segnend seine Gaun.
Tief aus der Kirchen wurmzerfreßnen Särgen
Erhebt sichs wie ein wetterleuchtend Graun —
Und wenn der Sturm den Eichbaum grimm entblättert
Und den gespaltnen Fels in Trümmer schmettert,
Dann reiten sie in schwarzer, wilder Nacht,
Den alten Groll im Herzen, in die Schlacht.

Halt! Schau die Dämmerung fern am Horizonte
Betrüglich ist der rothe Abendschein!
Die Kuppe, die im letzten Stral sich sonnte,
Bald wird sie uns nicht mehr geheuer sein.
Hier thuts dem Lebenden nicht gut zu weilen,
Wenn durch die Heide jene Todten eilen!
Der Ritter sank — der Bürger lebt allein:
Komm! Dieser Pfad führt uns zum Städtchen ein!

Von der Acht *) geht man zuerst auf dem frühern Pfade zurück, bis zu jenem oben beschriebenen Fahrweg; auf diesem geht es links fort, und man erreicht in einer starken Stunde Adenau.

Steht aber die Sonne noch hoch genug, so ist es klüger, gleich von der Acht aus noch die

Nurburg

zu besuchen, welche lockend herüberschaut. Der Weg geht immer auf der Höhe, erst durch Nadelholz, dann über Heide und schlechtes Ackerland; man verliert auf ihm die Burg einigemal aus dem Auge, daher es rathsam ist, auf der Kuppe der Acht sich ein paar Punkte zu merken, an welchen man vorbei muß, und auf diese dann loszusteuern. Bis auf die Spitze braucht man von der Acht anderthalb Stunden. Auf diesem Marsche überschreitet man die Wasserscheide zwischen Ahr und Mosel: ein Beweis, daß man hier auf dem höchsten

*) „Wer (von der Acht aus) an den Rhein zurückkehren will, der wandere über Jammelshofen und Wüstleimbach (— nomina, omina! —) nach Kempenich, oder über die Wanderather Pfarrkirche nach Virneburg. In beiden Orten ist befriedigendes Nachtquartier zu finden. Von Kempenich kann man über den Gänsehals, welcher die herrlichste Aussicht darbietet, nach (Schloß Olbrück und) Laach gehen. Von Virneburg führt eine gute Straße nach Mayen. Die hohe Acht ist in grader Linie vier Meilen vom Rheine entfernt.“ Dr. Wirtgen, auf den ich mich berufe, weil ich selbst diese Wege niemals gemacht habe.

Bergrat der Eifel sieht. Auf solche Punkte sollte der Wanderer immer achten, sie orientiren ihn am besten über die Höhenverhältnisse und das geografische Profil der Landschaft. Zur Rechten nämlich gehen mehrere Nachtthäler zum adenauer Bach hinab, der in die Ahr mündet: links aber entspringen Quellchen, die mit der vielgewundenen Elz vermischt zur Mosel hinabsaufen. Im Kleinen wiederholt sich hier, was schon bedeutender am salzburger Kopf im Westerwald, der Stromscheide von Lahn, Sieg und Rhein, am gewaltigsten aber auf den Alpen zwischen Rhein und Rhone, und wiederum in Baiern zwischen Regnitz und Altmühl stattfindet: dort rinnen Bäche, die an der Quelle ganz verbrüdert sind, auf der einen Seite nach dem schwarzen Meer, auf der andern nach der Nordsee hinunter.

An den Kegelkegel der Nürburg lehnt sich, erst ganz in der Nähe sichtbar, das elende Dörfchen gleiches Namens, das höchstgelegene Dorf der Eifel (2000 Fuß), das in dieser Höhe nur noch von Viehzucht sich nähren kann: das Volk ist klein, verkrüppelt und von der scharfen Luft großentheils brustleidend. Nur die Nähe des bedeutenden Herrnsitzes konnte den Bauern bewegen sich in dieser Oede niederzulassen: jetzt, wo die Nürburg nur noch vom Raubvogel bewohnt wird, sinkt das Dorf fast wieder in den Schooß der vernichtenden Natur zurück, und von der Burg herab erkennt man in den geschwärzten Strohdachern und verfallenden Lehmwänden kaum noch die gestaltende Menschenhand. Der Flurschütz des Dorfes, der dicht beim Eingang der Ruine wohnt, hat den Schlüssel des Thurmes: wer in den

weiten Trümmern einsam die Stille des Abends genießen will, kann auch, etwas beschwerlicher, von andern Seiten emporsteigen. Denn bei Abend ist die Burg am schönsten. Keck und fest, mit senkrechten Mauerthürmen, hat sie sich wie eine Krone recht auf die scharfe Spitze des Basaltkegels hingepflanzt: aber nach der Seite, die dem Dorfchen zugewendet ist, stehen noch Fetzen von den Verwerfen, die bei der Sprengung zu höchst fantastischen Bildnissen sich gestaltet haben und im Dämmerlicht sprudhaft uns anschauen. Durch sie emporsteigend, gelangt man im Kreisgang zu der Hauptpforte: über ihr ragte noch vor wenigen Jahren der Wappenschild der Nurburger, ein schwarzer schräger Balken im silbernen Felde *), der nun auch zerschlagen ist. Alsdann geht es am Rande der 70 Fuß tief abfallenden Mauer und an mehreren Gemächern vorbei, in einem sieht man einen Stein mit rundem Loche, durch welches den Gefangenen soll die Speise gereicht worden sein, zum Hauptthurm empor. An dessen Eingang stehend sieht man, daß nach der Seite des Dorfes hin eine Terrassmauer das Kastell umschließt; zwischen beiden Mauern läuft dort ein nur wenige Schritte breiter Zwinger um das Ganze herum. Doch sind die Mauern, meist aus Basalt bestehend, auffallend dünn, wie vor Erfindung des Pulvers fast alle Festungsmauern, mit Ausnahme des Hauptthurms, gebaut wurden. Dieser ist denn auch bei der Nurburg sehr fest und hat unten Mauern von neun Fuß Dicke. Es ist der im nür-

*) Schannat Vindex I. S. 1098. No. 79.

kurzer Weisthum erwähnte „graue Thurm," dessen Besitz die Herrschaft und das oberste Gericht des ganzen Amtes in sich schloß *). Der Eingang ist, wie bei allen Hauptthürmen, später hineingebrochen; ursprünglich lag er im zweiten Stockwerk. Auf zwei Leitern, welche die Regierung durch Herrn von Lassaulx anbringen ließ, steigt man durch die verschiedenen Stockwerke bis auf das oberste Gewölbe, von wo eine weite Aussicht sich auftut, die in mancher Hinsicht sogar vor der Hohen Acht Vorzüge hat. Doch ist sie dieser natürlich sehr ähnlich, nur daß sie etwas weiter in die vulkanische Eifel nach dem Moseltale hinüberblickt; dagegen fehlt ihr das Siebengebirge, welches durch den majestätischen Vorgang der Acht dem Blicke versperrt ist.

Die mit dem Namen spielende Sage, angeschlossen an römische Alterthümer, die man in der Nähe fand, leitet den Ursprung des Schlosses auf Nero zurück, von dem es anfänglich Neroburg geheißen habe. Die erste sichere Erwähnung des Ortes findet sich in einer um 950 ausgestellten Urkunde des Erzbischofs Robert von Trier, welche den Bezirk der Pfarrei Nachtsheim bestimmt **), aber das damalige Bestehen eines Schlosses eher zu verneinen als zu bestätigen scheint; der Platz wird nämlich gerade wie die daneben genannte Acht nicht als Burg, sondern nur als Berg, Mons Nero, bezeichnet, wohin denn das spätere Schloß in Urkunden oft Nurberg geschrieben wird. Und so mag

*) J. Grimm, Weisthümer II, S. 610.

**) Günther I, nr. 61.

auch dieser Bau jenen beiden im größten Maßstab burgbauenden Jahrhunderten, dem zehnten oder elften angehören, in welchen überhaupt erst deutsche Adelsfamilien nach ihren Sitzen sich zu benennen pflegten; den Anlaß gab anfangs in unserm ganzen Vaterlande ohne Zweifel die Nothwendigkeit des Schutzes gegen die Streifzüge der Normannen, Sarrazenen und Ungarn, später das Zerfallen der Gaue in kleine reichsunmittelbare Territorien und das hieraus sich entwickelnde Fehdewesen und Faustrecht. Nürburg war zur Hälfte Reichsschloß, zur Hälfte kölnisches Lehen, und vielleicht von jener Zeit her, wo sie noch das Grafenamt des Eiffel- und Areganes verwalteten, hatten die Grafen von Are auch diesen festen Punkt im Besitz. Von den vier oben bei Altenahr genannten Söhnen Dietrichs I. von Are erhielt Graf Ulrich die Nürburg zugetheilt *); von ihr sich benennend erscheint er sehr oft in Urkunden während der ganzen zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Als die direkte Linie von Are mit seinem Neffen Dietrich II. gegen 1164 ausstarb, theilte er den großen Familienbesitz mit dem Sohne seines Bruders Otto, Dietrich von Hochstaden, so daß dieser unter Anderm Ahrweiler bekam, Ulrich aber die Nürburg behielt und Burg Are Gauerbe wurde. Uebrigens behielt die hochstadensche Linie auch auf Nürburg wenigstens den Anspruch der Erbschaft für den Fall, daß die nürburger Linie erlöschen sollte. Ulrichs Sohn Gerhard erwarb nämlich in Verbindung mit Dietrich von Hochstaden Are

*) Weidenbach, Ahrgrafen S. 14 ff.

1193 von Kaiser Heinrich VI. die früher bloß als Lehen beſeſſene Nürburg zum Familienbeſitz, indem beide dafür Burg Are als kölniſches Lehen anerkannten *). So erklärt es ſich auch, daß Köln als Erbe von Hochſtaden die Herrſchaft Nürburg wirklich einzog, nachdem Ulrichs Geſchlecht um 1270 mit deſſen Urenkel Kunzo ausgeſtorben war. Dagegen verblieben die Beſitzungen an der untern Ahr, welche die Nürburger theils von Köln, theils von Pfalz zu Lehen trugen, bei jener neuen von Ulrichs Enkel Otto geſtifteten Linie, die ſich von dem eben erbauten Schloſſe Neuenahr nannte. Auch hier gaben aber, wie droben bei Erwähnung dieſes Schloſſes erzählt wurde, Familienzwiſte einer jüngern Linie mit den verſchwägerten Saffenburgern im vierzehnten Jahrhundert den Erzbiſchöfen Gelegenheit zur Einmiſchung, und ſo verſchlang Köln auch hier faſt den ganzen Reſt des mächtigen alten Grafengebietes von Are.

Es hat ſich von jenem Uebergang der Nürburg in die Hand der kölniſchen Erzbiſchöfe noch eine ſchöne Sage im Volk erhalten, die allerdings den Stifter der Linie, Ulrich, wunderlich umtauft und als Zeitgenoſſen Konrads von Hochſtaden ans Ende des Geſchlechtes ſtellt.

Graf Ulrich lag am Tod am hohen Schloß;
An ſeinem Schmerzenlager ſtand kein Erbe,
Doch unterlaß nie Lehnsmann nah und fern
Bewunten ihn, den vielgeliebten Herrn.

*) Lacomblet, Urk. 539.

Ein Reicher ſtirbt — nah wird der Erbe ſein!
Sein Bruder Konrad ſchritt zur Thür herein,
Der trug in Köln die geiſtliche Gewalt,
Er grüßt den Sterbenden ſo herriſch kalt.

Von Buße redet er, von ewger Qual —
Doch Ulrich ſpricht: Mein iſt der Himmelsſaal,
Ich brauche nicht von dir der Seelen Troſt!
Da fährt der Prieſter auf und ſpricht erboſt:

Mein Bruder Ulrich, du als Kriegesheld
Haſt viel zu ſehr geliebt die Luſt der Welt!
Entbehrung nur und tiefſter Andacht Brunſt
Im Prieſterkleid ſchafft uns der Heilgen Gunſt.

— So helfe Gott mir, Bruder, wie du lügſt
Und dich und mich mit heuchleriſchem betrügſt!
Wol leichter geht ein Ritter im Gerüſtmeid
Zum Himmel ein als du im heilgen Kleid.

In mancher Fehde führt' ich dieſen Schild;
Nicht gieb mir mit ins Grab dein Wappenbild.
Schlag einen Nagel in die feſte Wand,
Dran hänge den getreuen Schildesrand.

Und wenn ich einging zu der ewgen Raſt,
Drei Tage, bitt ich, bleib' im Schloſſe Gaſt;
Ein Zeichen ſend' ich, dran ein Jeder ſpürt,
Daß Engel mich ins Paradies geführt.

Der ſtolze Biſchof ſchlug den Nagel ein;
Der Sterbende ward bleich, die Lampe klein,
Und als ans Bette fiel das Morgenrot,
Da reckte ſich der wilde Held zum Tod.

Scheu schleicht der Diener Schar durch das Gemach;
Still hing der Schild bis an den dritten Tag
Der Priester schaut zu ihm wol früh und spät,
Und spricht für Ulring zweifelnd sein Gebet.

Schau, dort erglimmt der dritte Morgenschein
Und wirft den ersten Stral durchs Fenster ein;
Auf glüht der Adler in dem Wappenbild,
Und rasselnd auf die Vließen fällt der Schild!

Der Bischof bebt, doch zwingt er sich zum Muth —
Sein ist ja Nürburg, sein das reiche Gut!
Schon sinnt sein dunkles Herz so kalt und still,
Wen mit der neuen Macht er stürzen will.

Da naht gebückt der Schloßvogt, weiß von Haar,
Die Schlüssel reicht er ihm in Demuth dar:
Nimm hin! wir huld'gen dir als unserm Herrn —
Frag nicht, thun wir es ungern oder gern.

Und weil du denn zu Dienern uns gewannst,
Regier' uns so, daß du es wagen kannst,
Wenn du einst stirbst, auch deinen Krummstab dort
Zu hangen an des Ritterschildes Ort!

Mit Nürburg verfuhren die Erzbischöfe gerade wie mit Burg Are; sie verliehen sie keinem einzelnen Besitzer, der zu mächtig hätte werden mögen, sondern sie verwandelten die Herrschaft in ein Amt, dessen Amtmann oder Statthalter auf dem Schlosse residirte und Gericht hielt; Stücke des Landes aber vergabten sie unter dem Namen von Burglehen an benachbarte Ad-

liche, welche dafür das Schloß zu vertheidigen hatten. An dieses legte sich in Folge dessen nach der Seite des Dorfes hin eine Vorburg wie bei der Landskron an, welche die Wohnungen dieser Burgmänner enthielt und in ihren Trümmern noch erkennbar ist. Auch entfernte Adliche nahmen bereitwillig solche Burglehen an, weil sie oft große Gefälle eintrugen. So fanden wir schon oben, daß selbst der mächtige Burggraf Gerhard IV. von Landskron diese Stellung nicht verschmähte; später kommen die Walpot von Bassenheim und die Kesselt von Rurburg vor, welche letztere in der Vordereifel zu Krahenforst, um Rheinbach herum, eigene Herrschaft und Gericht besaßen *), und noch im vorigen Jahrhundert, also lange nach der Zerstörung des Schlosses, erscheinen die Grafen von Waldstein und die Beißel von Gymnich zu Schmidtheim und zu Steinheim als Burgmänner zu Nürburg. Die Gerichtsordnung auf Nürburg wird festgestellt durch das Weisthum, von welchem zwei Abschriften von 1515 und 1563 sich erhalten haben **). Herr des Gerichts und Landes ist, wer mit Willen des Kurfürsten von Köln den grauen Thurm mit seinem Gefängniß und die Pfortenschlüssel der Nürburg besitzt. Acht und zwanzig Schöffen aus Reifferscheid, Adenau, Welcheroth und Barweiler sprechen das Recht; legt der Landesherr einem Untersassen, der kleine Maaß und Gewicht führt oder einen Mark-

*) J. Grimm, Weisthümer II, 696.

**) Ebendaselbst S. 610, wozu noch S. 613 das Zuckerau-weisthum kommt.

ſtein verſetzt, eine zu hohe Buße auf, ſo kann letzterer an dieſes hohe Schöffengericht appelliren. Die Frohndienſte und Frohnfuhren ſind feſt geregelt; wer ein ungewöhnlich Gebot nicht erfüllt, hat Nichts verbrochen. Eigne Wäger und Müller ſind ernannt, deren Gefälle gleichfalls genau beſtimmt werden. Nur wer über dreißig Schafe hält, muß als jährlichen Zins Eines abgeben. Wer verbürgen kann, daß er zu Landrecht und Schöffenurtheil ſich erboten hat, kann nicht gefangen geſetzt werden; aber auch jeder Unterſaß, der im Thurm ſitzt, iſt frei vom Thurmgulden „darum daß er die Thürme machen hilft.“ Wer im kurfürſtlichen Forſte einen Baum haut, iſt ſtraflos, ſobald er unertappt mit ihm die Straße erreicht hat. Die Fiſcherei iſt zwiſchen dem Erzbiſchof, dem Domkapitel und dem Johanniterordenshauſe zu Adenau getheilt; nach dem Maiſtrich aber ſollen die Kirchſpielsleute Macht haben „mit der Hand und Sillen zu fiſchen, ſollen aber den großen nicht nachgeben: wann Einem doch einer in die Hand liefe, ſoll er die Hand feſt zuhalten, daß der Fiſch ihm nicht entlaufen könne.“ Auch ſoll der herrſchaftliche Fiſcher dem Kranken zu ſeiner Nothdurft ein paar Fiſche geben, im Weigerungsfall ſoll dieſer „Macht haben den Kerb zu ſchütten und ſelbſt einige daraus zu nehmen, jedoch ſoll er den Kerb befundener Maßen wieder niederlegen.“ Auch hier erkennt ſich alſo wieder die ausnehmende Milde unſerer ältern Forſt- und Fiſchereigeſetze.

Die Franzoſen haben auch Nürburg 1689 geſprengt; aber noch in ihren Trümmern iſt ſie eine der ſchönſten und gewaltigſten Eifelveſten. Schwarz wie ihr Funda-

ment, der Basaltfels, ragt sie in die Luft und über ihr kreist der glänzende Weih, dessen geller Schrei die Stille der ernsten Landschaft durchschneidet.

Von der Nürburg geht ein guter Weg nach dem etwa fünf Viertelstunden entfernten Kellberg, welcher bald in die von Adenau heraufkommende neue Kunst- und Verbindungsstraße zwischen Trier und dem Ahrthal einmündet. Dort in Kellberg ist gutes Nachtquartier. Wir aber wenden uns zum Ahrthal zurück, steigen den Fußpfad unter der Ruine hinab und treffen in Hirschbroich oder besser in Breitscheid auf den Adenaubach, der uns nach Adenau bringt. Der ganze Weg beträgt eine gute Stunde, aufwärts aber wegen der starken Steigung eine halbe Stunde mehr.

Die Kreisstadt Adenau

zieht sich mit ihren Häusern sehr lang und sehr kothig an beiden Ufern des Adenaubachs herauf; in der Mitte hat sich an die Kirche ein stattlicher Marktplatz angelehnt, von dem sich dann eine abermalige Reihe von meist neuen Häusern thalabwärts fortsetzt. Dort am Markte liegen einige Gasthöfe, unter denen der zum halben Mond der beßte ist: doch befindet man sich auch in der untern Stadt im Lokal des Tabaksfabrikanten, Herrn Gräber, recht wohl, besonders in Hinsicht des Weines, davon Herr Gräber ein Kenner ist. Man rechnet 1500 Einwohner, die von Viehzucht, Handel und kleinen Fabrikgeschäften, besonders vom Tuchweben sich nähren: doch sollen die blauen adenauer Tuche wegen ihrer Grobheit nicht recht mehr gehen, obwol man sie beim Land-

volk faſt ausſchließlich in Gebrauch ſteht. Außerdem leben zwei Aerzte und, da der Ort Kreisſtadt iſt, mehrere Beamte hier; auch eine Poſt iſt dort, und das Städtchen hat Verkehr gewonnen durch die neue im Adenauthal aufſteigende Straße zwiſchen Sinzig und Trier, welche demſelben ſchon eine tägliche Poſtverbindung mit beiden Punkten gewährt. Da ſich demnach in Adenau, wie es bei ſolchen Städtchen immer geht, die Bildung der ganzen Umgegend zuſammenfindet, ſo giebt es dort ſogar ein Caſino, und es mangelt nicht an Bällen und geſelliger Luſtigkeit. Schon früher, ſeitdem Nürburg kölniſch geworden, war Adenau der Siß des Amtes; es hatte ein Franziskaner- und ein Johanniterkloſter: eins dieſer Gebäude ſteht noch ſchloßähnlich vor dem untern Ende der Stadt. Der Ort iſt alt, ſeine Spur ſoll bis ins zehnte Jahrhundert zurückgeführt werden können; auch bürgt dafür die Kirche, welche ihrer urſprünglichen Anlage nach ins elfte oder zwölfte Jahrhundert gehört. Sie iſt immer eines Beſuches werth, obwol ſie ſehr verflickt und wie gewöhnlich im gothiſchen Stil verbaut worden iſt. Schon die Faſſade zeigt durch ihr verſchiedenes Baumaterial, daß vom urſprünglichen Plan abgegangen wurde. Das Innere iſt höchſt regellos; Pfeiler und Säulen wechſeln ab und ſind ſo plump, daß man aus den Seitenſchiffen nicht in den Chor hineinblicken kann. Die romaniſche Kuppel unter dem Thurm, die in der Durchſchneidung der Kreuzarme liegt, iſt mit ſchlechten gothiſchen Bogenſtellungen zerſchnitten worden. Das Mittelſchiff hat über den Säulen keine Fenſter, daher das ganze Innere breit und niedrig er-

ſcheint. Das Hauptlicht fällt durch die drei hohen Fenſter des Chors, der, was bei deutſchen Kirchen eben ſo ſelten, wie bei engliſchen und belgiſchen häufig ſich findet, ſtatt der Rundung gradlinig abgeſchloſſen iſt, ſo daß er eine viereckte Geſtalt hat. Beachtenswerth im Chor iſt der Altar und das Altarwerk, jener in reinem und einfachem gothiſchem Stil, dieſes aus bunt bemaltem und vergoldetem Holze. Ganz in der Mitte ſteht halb lebensgroß Madonna mit zwei Engelfiguren; über ihr die Paſſion, zu beiden Seiten noch vier Darſtellungen aus Chriſti Leben, Alles in ſorgfältiger Ausführung. Unter dem Ganzen ſtehen die Bildſäulen der zwölf Apoſtel von geringerem Werthe, in unangenehm affektirter Bewegung und wol ſicher von einer andern Hand. Das Geſammtwerk mag aus dem ſechszehnten Jahrhundert herrühren. Auch auf der Orgel ſieht man noch ein kleines Schnitzwerk, das die Hinrichtung des Täufers darſtellt. Leider ſind die Grabſteine der Grafen von Are-Nürburg, die dort ihre Erbbegräbniſſe hatten, im Jahr 1820 zerſtört worden, um ein neues Pflaſter zu legen. Ueber jenem Altarwerk aber auf der Hinterwand des Chors, wie auch an der Kanzel, hat ein einheimiſcher Landkünſtler Bilder geleiſtet, die alle Urſache haben den Tag ihrer Geburt zu verfluchen. Endlich beachte man den Taufſtein, der vom Chereingang rechts ſteht: ſechseckig ruht er auf ſechs Säulchen mit Blätterfüßen, die eben ein Gebälk mit Zahnſchnitten tragen, das Ganze aus Schieferſtein: eine Form, die man im Ahrthal und am Rheine mehrmals wieder antrifft, z. B. in Altenahr, Unkel und Walberberg. Nach der Form

der Säulchen zu schließen, ist sie besonders im zwölften Jahrhundert in Mode gewesen *).

Von Adenau geht man auf der neuen Straße in anderthalb Stunden über Leimbach, Niederadenau und mehrere Mühlen durch ein hübsches, doch bedeutungsloses Wiesenthal zur Ahr zurück, die man bei Dümpelfeld erreicht. Wer aber diesen Weg schon aufwärts gemacht und erst von Adenau aus Acht und Nürburg besucht hat, dem ist ein anderer Weg anzurathen. Er wende sich nämlich gleich vor Adenau (ein Wegweiser bezeichnet die Stelle) links bergauf und wandere in zwei Stunden auf guter Straße über das Kupferbergwerk Rodder nach Antweiler, wo er dann gleich wieder einem Hauptpunkte, dem Ahremberg, nahe ist. Oder noch besser, er folge dem Adenaubache, bis ihm ein Wegweiser links den jäheren Weg aufwärts bis zu dem Dorfe

Reifferscheid

andeutet, dessen spitzen Kirchthurm er schon gestern von der Teufelslei und der Nürburg aus gesehen hat. Dieß Reifferscheid, ein großes Kirchdorf, liegt wieder an 2000 Fuß hoch: der ewige Sturm, der oben haust, hat dem Kirchthurm seine Spur aufgeprägt und ihn schief gebogen. Aber hinter der Kirche steigt noch etwa fünfzig

*) Eins der schönsten Muster in diesem Stil, den Taufstein von Unkel am Rhein, hat Boisseree der Aufnahme in seine Denkmäler der Baukunst am Niederrhein würdig gefunden.

Fuß höher ein Hügel empor, der die reifferscheider Kapelle trägt. Dort iſt eine Prachtausſicht, die von den Touriſten noch gar nicht berührt worden iſt. Denn hier ſchiebt ſich das grüne Ahrthal mit ſeiner milden Wieſenlandſchaft mitten in das Panorama der tiefblauen Bergzüge mit lieblichem Gegenſatz hinein, und ganz im Vorgrund, nur eine Stunde entfernt, hebt ſich der Ahremberg in ſeiner dunkeln Wälderpracht, oft auch von Nebel verhangen oder von weißen Regenwolken um die Mitte gegürtet, mit ſtiller großer Linie hervor; im Rücken aber ſteht der ſtrenge gradlinige Berggrat, der die Acht und Nürburg trägt. Auch bei trübem Wetter ſieht man ihn ganz, nur die Acht reckt ſich dann unſichtbar in den Wolkenſchleier hinein. Von dieſem unvergleichlichen Punkte kann man ſich ferner entweder rechts über Winneratb wenden und Schuld noch mitnehmen, oder, wenn man letzteres auf der Rückreiſe berühren will, direkt nach Antweiler hinabgehen. Wir faſſen jetzt die Route bei der Mündung des Adenaubaches, alſo bei Dümpelfeld, wieder auf.

Dieß Dümpelfeld ſchiebt ſich mit ſeiner weißen Kirche weit in eine Ecke vor; ſo daß man die am Felſen hangende Kirche aus dem obern und untern Ahrthal, aber auch aus dem Adenauthal weither erblickt. Denn die Ahr biegt hier plötzlich in einem rechten Winkel ab, während der Adenaubach in grader Richtung in ſie hineinfallt, als ob er der Hauptſtrom wäre. Von Dümpelfeld gehen zwei Wege, durch das Thal und über den Berg, in einer guten Viertelſtunde nach Inſul oder Teſel, einem großen Dorfe in etwas erweitertem

Thale, das einen Buchsenschuß vom Flusse entfernt liegt. Von da ist es drei Viertelstunden bis Schuld: man wähle dahin nicht den Fahrweg, der drunten im Thale mehrmals über oder vielmehr durch die vielgewundene Ahr setzt und für den Fußgänger oft Bedenken hat, besonders im Frühjahr, wenn die sogenannten Nothbrücken aus großen ins Wasser geworfenen Steinen noch nicht gelegt sind. Aber davon abgesehen ist jedenfalls anmuthiger der Fußsteig, der links den Berg hinanzieht und erst dicht vor Schuld jäh wieder abfällt. Man wird bald einen veränderten landschaftlichen Charakter bemerken. Schroffe metallreiche Felszüge engen den Strom ein und zwingen ihn zu den schärfsten Krümmungen. Auch das Volk wird schöner. Ich sah sie einst an einem Sonntagmorgen dort herabsteigen: die Männer hoch und stark gebaut, in blauem Tuchwamms mit gleichfarbigen Sammthosen, die bunte Weste mit blinkenden Knöpfen besetzt, vor Allem aber schön die Mädchen mit den dunkelbraunen katholischen Augen und dem lustig lachenden Antlitz. Aus diesem Strich, der wenig gutes Ackerland zwischen dem starren Felsgrund besitzt, dessen Wiesen im Jahr 1804 durch die große Ueberschwemmung versandet worden sind, wo aber dennoch bei einfachem Hirtenleben und schmaler Pflanzenkost ein kräftiger Stamm sich erhält — aus diesem Theile des adenauer Kreises sind bis jetzt die meisten Auswanderer hergekommen, und gewiß, sie bringen eine tüchtige gesunde Kraft nach Amerika hinüber.

Den Felspfad aufwärts gelangt man zur **Schorrenkapelle**, einem der schönsten Punkte der ganzen

Ahr. Faſt völlig ſenkrecht ſtürzt unter der Kapelle die graue Steinwand ins Thal hinunter, von Geſtrüpp bedeckt; aus der Tiefe brauſt der Fluß herauf, der hier mit ſtarker Windung gegen den Felſen ſtürzend dennoch von dieſem wieder linkshin abgelenkt wird. Gegenüber ſtarrt eine gleich ſteile Felswand, von Schichten weißen Geſteins faſt ſenkrecht durchzogen, empor. Unten aber im Thal auf einem mächtigen Ausläufer des Felſen, auf dem wir ſtehen, liegt Schuld mit ſeiner Kirche; ſeine Häuſer ſchauen nach allen Richtungen in den Fluß hinab, der das Dorf wie eine Feſtungsbaſtion von drei Seiten umwindet. An der Kirche vorbei, die unbedeutend, aber ſehr alt iſt, kommt man in den Ort: man verſäume nicht den Gaſtwirth Hoffmann zu beſuchen, weniger wegen der Bewirthung, obwol auch die leidlich und ſogar Nachtquartier zu haben iſt, als um ſich aus den Hinterfenſtern des Hauſes an dem Blick ins Thal und auf die ſteile Wand der Scherrenkapelle zu laben, die uns an dieſem Punkte gerade gegenüber liegt. Das Dorf iſt ſehr arm, obwol es ſchönes Vieh und ausgedehntes Gemeineland beſitzt. Die Verbindung mit dem Rheine fehlt, ſo daß z. B. das Holz hier nur ein Drittel ſoviel gilt, als in dem bloß acht Stunden entfernten Rheinthal: eine Straße, die auch das ganze obere Ahrthal von Dumpelfeld bis Blankenheim durchſchnitte, könnte Alles beſſern, obwol ſie freilich gerade hier bei den Felſen von Schuld ihre Hauptſchwierigkeit finden würde. Nur durch ſie könnte auch der Bergwerksbetrieb in ſolchen Schwung gebracht werden, wie dieſe metallreichen Berge es verdienten. Denn ſchon jetzt blühen

ſeit vielen Jahren die Hüttenwerke des Ahrthals oberhalb Schuld, und in der Nachbarſchaft, oben auf dem Plateau des linken Ahrufers, in Müdſcheid, hat in dem Einen Sommer 1843 der von der metallurgiſchen Geſellſchaft neueröffnete Bau den Kaufpreis des ganzen Bergwerks ertragen. Gleichfalls ſind die Brauneiſenſteingruben in Lommersdorf, zwiſchen Ahremberg und Blankenheim, welche der Ahrhütte oberhalb Antweiler den Rohſtoff liefern, in glücklichem Betrieb. Wie müßte das Alles ſich beſſern, wenn ſtatt des von Einem Pferde oder von dem Ochſen mühſam gezogenen Karrens ein doppelt beſpannter vierrädriger Wagen auf guter Straße die Produkte verfahren könnte! Jetzt haben in ganz Schuld nur noch zwei Bürger Pferde.

Statt deſſen iſt nun die oberhalb Schuld folgende Flußſtrecke faſt weglos. Der Fußwanderer beklagt das nicht, denn eben dieſem Umſtande verdankt er dort den ſtillſten Genuß einer höchſt idylliſchen Natur. Durch Wieſen, die von Waldbügeln eingefaßt ſind, zieht ſich das Flüßchen; eine Mühle, ein Meierhof, manchmal ein alterndes Dörfchen liegen da und dort in der milden Naturſtille: die ſonſt ſo wilde Ahr hat hier ganz den friedlichen Zauber des Selketals um ſich gebreitet. Ueber Steine ſchreitend oder ſpringend, die in den Fluß gelegt ſind, und zwiſchen denen er rauſchend hindurch ſchießt, wechſelt man oft die Ufer. einmal, bei Fuchshofen, trifft man, wenigſtens im Sommer, einen Karren in den Fluß geſchoben; Bretter darüber gelegt bilden die einfachſte Brücke. Von Schuld laſſe man ſich durch den Gaſtwirth den Felſenſteig weiſen, der präch

tige Augblicke auf den ſchlängelnden Lauf des Fluſſes bietet. Dann wieder im Thale, am laufenbacher Hof und an Fuchshofen vorbei, gelangt man in einer guten Stunde zu den macholder Höfen, von wo man dann einem Hauptpunkte der ganzen Wanderung ſich nähert. Denn von dort ſteigt durch Nadelholz ein Pfädchen zu der prächtigen Baumallee herauf, die durch den herrlichſten Laubwald zum zerſtörten Herzogsſitze einer mächtigen Dynaſtenfamilie des Abrgebiets emporführt. Oben geht es gradeaus zum Flecken, links zum

Schloß Abrenberg.

Durch den öden Garten tritt man auf das Ruinenfeld. Der erſt vor wenig Jahrzehnten zerſtörte Bau macht einen unbeſchreiblich wehmüthigen Eindruck: man ſieht es dieſen Trümmern an, daß nicht ein kleines Raubneſt, ſondern ein Prachtpalaſt hier ſtand: die Spuren der breiten Treppen ſind noch ſichtbar, die einſt blühenden Gärten, nun von traurigem Strauchwerk oder rüſtigen Baumſtämmen überwachſen, laſſen ihren alten Umfang noch erkennen, und aus der ſtarken viereckten Hauptmaſſe des Gebäudes ſpringt noch gegen Weſten das Fundament des Halbrunds hervor, das einſt ohne Zweifel den im Rococoſtil geſchmückten Prunkſaal bildete. In dieſem palaſtähnlichen Schloſſe reſidirte bis zur Auflöſung des deutſchen Reichs ein mächtiger ſouverainer Herzog, dieſe Trümmer hatten Raum für ſeine Soldaten; am ſtillen Abend — ſo erzählt das Landvolk — hörte man die Trommeln des Zapfenſtreichs

durch die klare Luft dieſer Höhen bis nach Adenau herüber. Frage wen du willſt von Leuten über 30 Jahr; Jeder wird dir von der Pracht dieſes Baues erzählen und von ſeinem Schmerz, als er mit ganz unbegreiflicher Rohheit abgebrochen wurde, ein Symbol der gebrochenen väterlichen Herrſchaft des Fürſtenhauſes, das in dieſe öden Berge einſt ſeinen Glanz warf. Manche berichten noch, wie ſie als Kinder ſich Tapetenfetzen und Porzellanplattirungen aus dem abgeriſſenen Gemäuer zuſammengeſucht, und Andere erinnern ſich des wehmüthigen Tages, an dem der letzte ſelbſtſtändige Herrſcher dieſes Landes ſeinen Unterthanen Lebewohl ſagte. Noch kommen, in der Regel einmal jährlich, die Prinzen des Hauſes in das verarmte Dorf, um in den Wäldern an der Spitze des Berges zu jagen, die ſammt den Trümmern der geſunkenen Pracht ihnen bis heute angehören.

Den weiten Bau umwandelnd genießt man eine reiche, nach manchen Seiten auch anmuthige Ausſicht. Die Baſaltkuppe, 2140 Fuß über der Nordſee, iſt flach, ein Kranz zertrümmerter Blöcke umgiebt ſie unterhalb der Ruine ringsum. Ein Punkt, wo man das ganze Panorama hätte, findet ſich daher nicht. Am reizendſten iſt der Blick über den dichten Wald hinweg ins Ahrthal; man ſieht die Felſen bei Schuld, die Teufelslei und über denſelben die Acht und Nürburg, denen ſich am meiſten rechts der hohe Kellberg anſchließt; mehr links blaut das Siebengebirge; im Norden und Weſten überblickt man die bekannte Eifelhochebene, reich mit Dörfern bedeckt. Doch wird man ſich, wenn man vorher ſchon die oben beſchriebenen Punkte beſucht hat, die

Eintönigkeit dieser wilden endlosen Aussichten nicht ableugnen mögen. So ernst Mönche, Adel, Bauern aufeinanderfolgend an der Kultur der Eifel gearbeitet haben, spürt sich doch in diesen Gegenden allwärts der Mangel einer tüchtigen Stadt und damit des Bürgerthums: es ist darum, als ob es all diesen Kulturversuchen an einer Einheit, einem Mittelpunkt fehlte, und die Riesenkarte der Eifel, wie sie so vom Abremberg aus vor uns liegt, erscheint bunt gemischt zwischen Wald, Heideland und Ackerfeld, als ob der Mensch nicht allwärts Meister dieser übermächtigen, rauhen Natur hätte werden können.

Die Geschichte des noch blühenden Geschlechtes, das hier gewohnt, ist weniger trostlos und langweilig, als bei andern Dynastien dieses wunderlich zerstückten Reichsgebiets. Zwar die Sage ist auch beim Abremberg stumm, aber die Geschichte nennt den Namen sehr oft: es ist, als ob der Ausblick von dem hohen Stammschloß das Auge der Bewohner weiter geleitet hätte, als auf diese waldigen Eifelhöhen. In Belgien schlägt dieser Stamm neue Wurzeln, er verwächst innig mit den katholischen Interessen; für Spanien kämpfen die Abremberger des sechszehnten Jahrhunderts im Kriege wider die holländische Freiheit und den kölnischen Protestantismus, für Oestreich fallen ein Jahrhundert später drei Glieder des Hauses in den Schlachten mit Ludwig von Frankreich und mit den Türken, während daheim ihr Schloß an die Franzosen verloren geht. Und so, immer thätig und zuletzt gerade im höchsten Glanze, geliebt von ihrem kleinen Volk, verfallen sie unschuldiger als

andere Reichsfürſten dem Gericht der franzöſiſchen Revoluzion und der Despotie des Kaiſerreiches.

Es ſind drei Stämme von Ahremberg zu unterſcheiden; das urſprüngliche Haus, die Linie Ahremberg von der Mark, endlich Ahremberg-Ligne.

Das erſte Geſchlecht der Abremberger geht bis 1166 hinauf *). Sie ſchreiben ſich Herren von Arburg oder Arberg. Ob ſie, wie es heißt, von den Grafen von Are abſtammen, muß ungewiß bleiben: ihr Wappen ſpricht keineswegs dafür, da es ſtatt des areſchen ſchwarzen Adlers drei goldne fünfblättrige Mispelblüten im rothen Felde zeigt; die von der Mark fügten ſpäter ihr roth und weißes Schachbrett und zuletzt die Ligues ihre ſchräg nach rechts herabgehende rothe Straße und die drei rothen Löwen von Barbanſon hinzu **). Schon bei jenem erſten Stamme bemerken wir kirchlichen Sinn und Anſchließen an die klerikaliſchen Intereſſen. Urkunden bezeugen, daß Mehrere dieſes Stammes Schenkungen an Kirchen und Klöſter gemacht. Ja ſchon im elften Jahrhundert erſcheint ein Ruotbertus de Aracastro als neunzehnter Abt von Prüm, der dieß Kloſter mit Ruhm 42 Jahre lang verwaltete. Die bedeutendſte Stiftung aber ging 1215 von Eberhard II. und ſeiner Gemalin Adelheid von Meloberg aus, welche ihre aus der Erbſchaft der Letztern herrührenden bei Breyſig und anderswo gelegenen Güter zur Gründung eines

*) Lacomblet, urk. 415. Heinricus de arberg uicecomes.

**) Schannat-Bärſch I. S. 1109. No. 4 a.

Tochterkloſters von Himmerode und Heiſterbach hergaben, aus welchem die Abtei Marienſtatt im Niſtertbal bei Hachenburg geworden iſt *). Dieſer Geſinnung verdankten die Abremberger ohne Zweifel den großen Zuwachs an Ehre und Macht, den ſie durch den Rang des Burggrafenamtes von Köln gewannen. Sie beſaßen ihn über ein Jahrhundert als erbliches Lehen, waren als ſolche die erſten Beamten der Erzbiſchöfe mit der Verpflichtung, die Burg in Köln zu vertheidigen, und hatten das dortige Burggrafenhaus zur Wohnung. Erſt 1279 löſte Erzbiſchof Siegfried von Weſterburg die Rechte des verſchuldeten Johann von Abremberg gegen eine jährliche Rente ab: doch gingen ſie gleich wieder auf eine Nebenlinie über.

Aus dem adlichen Hauſe der Holte, welches durch Heirath mit den Abrembergern verwandt war, beſtieg nun im Jahr 1297 Wichbold von Holte den erzbiſchöflichen Stuhl; Johann von Abremberg aber ſtarb ohne männliche Nachkommen. Zum Dank gegen Eberhard Grafen von der Mark, dem er zum Theil ſeine Erhöhung ſchuldig war, gewann der Erzbiſchof für deſſen Sohn Engelbert mit Johanns Tochter Mechtbildis den Titel und das reiche Erbe Abrembergs. Engelbert und Mechtbildis ſtiften alsdann die zweite Linie, den Stamm Abremberg-von der Mark. Dieſer blüht während der ganzen zweiten Hälfte des Mittelalters, doch ohne daß eine eigentlich große Perſönlich-

*) Alex. Kaufmann, die Abtei Heiſterbach, in Lerſch Niederrhein. Jahrb. für 1843, S. 215.

keit ſich hervorbübe. Nur von einem höchſt kurioſen Kauz erzählt uns die limburger Chronik *), der uns ganz den ſtörriſchen weſtfäliſchen Charakter des Stammes kundgiebt; der Zeitrechnung gemäß muß es der Ahnherr ſelbſt, nämlich jener Engelbert von der Mark geweſen ſein. „Als man ſagte, hebt die Chronik an, ſo hatte der von Arnburg auch Ohnwillen mit ſeiner Haußfrauen, die ihm Ohntreu that, und von groſſem Groll war er wendig, und gieng in fremde Lande Brod heiſchen, und zog über Meer, und war lang in der Heydenſchafft, und trug allezeit ein bloß Panzer auf ſeiner bloſen Haut, und alle ſeine Freunde waren in der Meynung, er wäre todt, und währete ſo lang, daß ſeine Haußfrau ſtarb, und ſeine Kinder machten fort Kinder, und ſeine Söhne ſturben, und ſeine Enckel machten ihm fort Ahr-Enckel, und bey den Ahr-Enckeln kam er wieder zu Land, und war die Zeit ſo lang worden, daß ihn wenig Leute kannten, ſie waren dann ſehr alt, und war der von Arnburg auch alt und greßlich, daß ihn die alten Leute auch nicht wohl erkenneten, dann bey etlichen Kennzeichen, ſo er am Leib hatte, dabey man ihn dann baß kannte, und ſagte auch viel Wahrzeichen, die man ein Theil wuſte, und die andern wahr fand. Auch nahmen die Herrn von Arnburg ihn auff vor ihren Altvater, und ſaalten ihm ſein Gemach auff der Burg zu Arnburg, und bothen ihm groſſe Ehr, und war er ein ſehr alter Mann, und ſehr krölich von Sinnen, und er mochte das Gemach nicht leiden, und

*) Ausg. von Vogel, S. 118.

gaben ihm da ein eigen Dorff und eine schöne Wohnung darin, dessen mochte er auch nicht leiden, und gieng da wieder Brod heischen elendig, und kam gen Cölln, da starb er hernach kürtzlich." Aber auch tapfer sind diese Westfalen gewesen, und oft werden sie in den Fehden der Zeit genannt. So hilft ein Junker von Arburg dem Grafen von Sayn wider den Grafen von Berg in einem Gefecht bei Honnef, dessen Zeit wir freilich vor der Hand noch nicht bestimmen können, das uns aber durch ein prächtiges Volkslied beglaubigt wird *):

Der her von Seyn wer woll gemuet,
Er brach ein Krentzlein auf seinen huth,
Stachs bei denn gulden Lewen.

Der her vonn Seyn gab den erstenn schlagh,
Das im das Harnasch mitten brach,
Blanck Harnisch werdt verblichen.

Ehr warff sich jegenn der Sonnen schein:
Wo magh der Jungh von Arburgh sein?
Er pleibt mir nu zu langh.

So ballt der her das Wort gesprach,
Den Jungen von Arberg man khomen sah
Mit mannichen kuenen mannen.

*) Das Lied, einer der beßten Funde, die Dr. Lersch gethan hat, in dessen Niederrhein. Jahrb. 1844. S. 341

Er drangh im auff der seiter herzu,
Damit ehr den Bergischenn schadenn thue,
Tzu Laster vnd zun Schande.

Der her von Seynn standt auff einem plaenn,
Ehr sach das Bergische Banner endergaenn,
Nit lieber kundt Im geschehenn!

So finden wir auch die Enkel des ersten Markaners Engelbert, Johann von Ahremberg und Eberhard, der die mütterlichen Schlösser Neufchateau und Lumain besaß, um 1395 in einer heftigen, ein Jahr lang fortdauernden Fehde mit Erzbischof Werner von Trier *), wobei Hermann von Hammerstein ihnen half. Ein Enkel dieses Eberhard war Wilhelm von Lumain, jener unter dem Namen des Ardennenebers berühmte Krieger und Priesterfeind, der als romanhafte Karrikatur bei Walter Scott fortlebt. Es ist ihm von dem Dichter sehr Unrecht geschehen: nicht im Saale, sondern in ehrlichem Gefecht hat er den Bischof von Lüttich, Ludwig von Bourbon, erschlagen, der auch just kein Heiliger war; ihn selbst aber haben sie mit elendem Verrath gefangen genommen und 1485 nach Utrecht aufs Schaffot geliefert. Ueberhaupt verzweigt sich der Stamm bereits im Wallonenlande, wo auch die Herzöge von Bouillon von ihm sich ableiten. Seit dem funfzehnten Jahrhundert fügte sich aber auch dieses Geschlecht in die Ordnung der Dinge, die vor Allem gute Verhältnisse zu den

*) Lamb. Ehrenk S. 117.

Erzſtiften anrieth. So ſchlieſſen ſich die Abremberger 1465 auch an Trier an, indem ſie verſprechen, aus ihrem Schloſſe nichts Feindliches wider das Erzſtift zu unternehmen und dafür eine Rente von zehn Fuder Wein aus der Kellnerei Rochem zugeſichert erhalten. Das freundſchaftliche Verhältniß zu Köln ſcheint gleichermaßen fortgedauert zu haben; nach Mitte des funfzehnten Jahrhunderts (1468) wird das Haus Abremberg durch Erzbiſchof Rupert mit dem „Thurm vor Abrweiler" und dem daran haftenden Erbſchenkenamt des Erzſtiftes belehnt, die ihm durch Heirath mit einer Birneburgerin zugefallen waren *): in den Kriegen deſſelben Erzbiſchofs theilt ſich das Haus, einer hält mit dem Kapitel, der andere mit Rupert. Und ſo ſtellen uns am Ende des Mittelalters die Abremberger beſonders klar die damaligen Verhältniſſe des Eiffeladels vor, die von denen der Reichsritterſchaft in Franken und Schwaben das volle Gegenbild ſind. In der ganzen Eiffel verwachſt durch jahrhundertlange Verbindung der reichsunmittelbare Adel mit den Intereſſen der geiſtlichen Fürſtenthümer; ſeine jüngern Söhne gewinnen als Kleriker hohe und einträgliche Stellen, die Weltlichen tragen reiche kirchliche Beneſizien zu Lehen: eine politiſche Konjunktur, die ſich beim Einbruch der Reformazion ſehr fühlbar gemacht hat.

So ſehen wir denn den dritten abrembergiſchen Stamm in dem ausgebrochenen Glaubenskampfe ſich entſchieden, obwol mit Milde, auf die katholiſche und kaiſerliche Seite ſtellen. Nach Robert IV.

*) Gunther IV, Vorrede S. 17.

blieb Margareta von der Mark als Erbin von Ahremberg übrig. Ihre Hand gewann ein edler Wallone, der in die Geſchichte des niederländiſch-ſpaniſchen Krieges verflochten iſt, nämlich Johann von Ligne und Barbanſon (zwei Orte im Hennegau), der von da an den Namen Herr von Ahremberg zu ſeinen bisherigen Titeln hinzunahm. Das Haus Ligne war mit den ſpaniſchen Herrſchern in gutem Vernehmen, Karl V. hatte dieſen Johann zum Ritter des goldnen Vließes ernannt, Filipp II. erhub ihn zum Statthalter von Friesland und Overyſſel, ſo daß er alſo eine gleiche Stellung einnahm, wie damals Wilhelm von Oranien beſaß. Dieß wirkte auch auf ſeine neu erworbene Herrſchaft zurück; Ahremberg wurde 1549 in den Reichsgrafenſtand und 1566 zum Reichsfürſtenthum erhoben. Bis in den Tod vertritt Johann die monarchiſch-katholiſchen Intereſſen, aber in einer Weiſe, die ihm von Katholiken und Proteſtanten gleichermaßen Lob erworben hat. Als im Jahr 1566 der Bilderſturm in ſeine Provinzen einbrach, bewirkte er durch verſtändige Mäßigung und ruhiges Unterhandeln mit den Aufrührern, daß in keinem Landestheile die Ruhe weniger geſtört und weniger Blut vergoſſen worden iſt, als in Friesland: nur das Schloß von Leeuwaarden ſicherte er dem König durch Beſatzung und Proviant*). Dafür gelang es ihm im folgenden Jahre, gleichfalls ohne Blut die Rückgabe der geplünderten Kirchen an die Katholiken und das Verbot des kalviniſtiſchen Predigens durchzuſetzen, indem er gelobte, die Inquiſi-

*) Hooft, Nederlandsche Historien bl. 106.

zion dafür entfernt zu halten *). Aber die Parteien, durch Albas Eintritt, schnitten die Vermittlungsversuche ab. Oranien war nach Deutschland geflohen, und griff von da aus mit drei Heeren die Niederlande an. An der Spitze des einen, unter der Devise in den Bannern: „Nun oder nimmer!" brachen Ludwig und Adolf, Oraniens Brüder, Anfangs Mai 1568 in Abrembergs Statthalterschaft ein. Dieser zog ihnen mit dem Regiment von Sardinien, mit deutschen und frisischen Truppen und einer Schar spanischer Reiter entgegen: der Graf von Meegben sollte mit 400 Pferden ihm folgen. Ein Scharmützel bei Kloster Witteweerum blieb bei sinkendem Abend unentschieden; doch zog sich Ludwig, um die Stadt Dam besetzt zu halten, in der Nacht zurück. Für die stolzen Spanier im abrembergischen Heere war dieß Grund genug sich den Sieg zuzuschreiben: am folgenden Morgen (es war den 23. Mai 1568) **) drängten sie den Feldherrn zum Angriff. Dieser, die Sümpfe und ihre Gefahren besser kennend, zögerte, um Meegbens Ankunft zu erwarten. Da warfen spanische Hauptleute ihm ins Angesicht Feigheit, Ketzerei, Verrath vor: der edle Held wählte lieber den Tod, als den Zweifel an seiner Gesinnung. Zwischen Winschoten und Kloster Heiligerlee begann die Schlacht. Abremberg, seine Treue zu beweisen, suchte

*) Ebendaselbst bl. 131.

**) Nicht der 24., wie bei Wenden, noch der 28., wie (wol durch einen Druckfehler) bei Bärsch. 't was de drieentwintigste van Bloeimaandt. Hooft bl. 177.

den Tod; ſchon wund griff er Adolf von Naſſau an und erlegte ihn durch einen Schuß, dann durch Schwertshiebe; Adolf aber verwundete auch ihn tödtlich, ſein Roß ſtürzte durchbohrt; beide Feinde ſtarben dicht neben einander. Es war, ſagt Strada *), als ob das Beiſpiel des Brutus und des Arruns Tarquinius ſich erneuert hätte. Da ſiegten die Deutſchen; es war der erſte große Gewinn in dieſem Kriege: doch alle Verluſte, fügt Strada bei, waren weniger hart als der Johanns von Ahremberg. Alba nahm für die Niederlage, beſonders für den Fall des Feldherrn, den er von Filipp ſehr geliebt wußte, ſchreckliche Rache: die Leiche wurde prächtig beſtattet, ihre Todesfackel waren Scheiterhaufen, Egmont und Hoorn nebſt andern Edeln wurden Ahrembergs Todtenopfer: vierzehn Tage nach der Schlacht ſtarben ſie auf dem Schaffot.

Aber dieſes Hoorn Witwe heirathet dann den Grafen Adolf von Neuenahr, der für die Sache des Proteſtantismus der kräftigſte Parteigänger im Erzſtift Köln wird. Nicht bloß Quellen hat dieß Eiffelland, die von derſelben Wolke genährt doch ihren Lauf von einander abwenden, ſondern auch Geſchlechter ſind hier dicht zuſammen, auf dem Ahremberg und Neuenahr, entſprun-

*) Zum Jahr 1568. Dem Strada iſt hier zu glauben: ego praesentes pugnae auctores secutus sum, ſagt er: auch Hooft weiß davon, daß man Ahrembergs und Adolfs Wechſeltod erzählte. Das dem Strada beigegebene Portrait Ahrembergs zeigt eine hohe denkende Stirn und ruhig-ernſten Feldherrnblick. Verglichen mit Albas gerade vorhergehendem Bildniß — welcher Unterſchied!

gen, die nach möglichst entgegengesetzten Richtungen auseinandergehn.

Wir sahen die Neuenahr mit jenem kühnen Adolf erlöschen; die Abremberger blühen fort, beständig den spanischen und östreichischen, also den katholischen Interessen ergeben. Es ist schon früher erzählt worden, welch einen mächtigen Einfluß Johanns ältester Sohn, Karl von Abremberg, auf die Herstellung des alten Glaubens im Erzstift Köln wider Gebhard Truchseß ausübte, und wie in diesem Werke Salentin von Isenburg ihm half, der seit 1577 durch Heirath mit Antonia Wilhelma von Abremberg sein Schwager geworden war. Für diese und andere Dienste wurde Abremberg 1644 durch Kaiser Ferdinand III. mit dem Herzogstitel beehrt, den alle Linien des Hauses führen durften. Diese Linien können wir hier nicht verfolgen; es genügt zu wissen, daß zwei Söhne des eben erwähnten Johann von Ligne den Stamm fortsetzten, von denen die jüngere Linie erlosch, als Oktav Ignatius, Johanns Urenkel, in der von Wilhelm von Holland verlorenen Schlacht bei Neerwinden gegen Ludwig XIV. am 29. Juli 1693 fiel. Die ältere Linie aber theilte sich nach dem Tode Karls, der mit Anna von Croy das Herzogthum Arschot und das Fürstenthum Chimay gewonnen hatte, in die Linien Abremberg-Arschot und Chimay. Die letztere wird geschlossen durch Ernst Dominikus, der 1686 als Vicekönig von Navarra starb, die andere blüht noch fort, und zählt ebenfalls zwei Märtyrer für die Ehre Deutschlands. Am 7. Juli 1683 fiel Alexander Josef, erst 19 Jahr alt, gegen die Türken gerade bei deren erstem

Einfall in die öſtreichiſchen Lande *). Sein Bruder aber, Herzog Philipp Karl Franz, wurde als Generalwachtmeiſter unter Ludwig von Baden gegen denſelben Feind fechtend in der Schlacht bei Salankemen verwundet und ſtarb den 25. Auguſt 1691 zu Peterwardein an ſeinen Wunden. Dieſe mörderiſche Schlacht wurde beſonders Urſach an dem wenige Jahre ſpäter geſchloſſenen Frieden zu Carlowiz, der den Gefahren des öſtreichiſchen Kaiſerhauſes von Seiten der Türken ein Ende machte.

Ohne Zweifel haben wir in ſolcher Treue gegen Kaiſer und Reich den Grund zu ſuchen, warum gerade während dieſer Kataſtrofen am entgegengeſetzten Ende Deutſchlands durch den andern Erbfeind, Ludwig XIV., den Abrembergern für einige Zeit der Beſitz ihres Stammſchloſſes entriſſen ward. Während der Reuniensperiode nämlich, wo Ludwig mit ganz unbegreiflicher Perfidie das kriegsmüde deutſche Reich mitten im Frieden beraubte, wird plötzlich das abrembergerſchloß von den Franzoſen beſetzt. Bedenkt man, daß dieſelben zwei Jahre ſpäter Luxemburg wegnahmen, ſo iſt wahrſcheinlich, daß man für dieß Unternehmen am Abremberg einen Stützpunkt gewinnen wollte, daher man ihn auch ſtärker zu befeſtigen ſuchte. Ich gebe die ganze Geſchichte mit den Worten der Quelle **):

*) Iſelin, hiſt. geogr. Lexikon, Baſel 1729, Art. Aremberg.

**) Schannat-Bärſch (I, 189) aus der „Ausführlichen Beſchreibung des ganzen Rheinſtroms“

„Anno 1682, den 18. Februar, rückten einige französische Truppen zu Fuß und zu Pferd, in faveur der Nacht und eines entstandenen Nebels, ganz unvermerkt vor diese Schloß (man sieht, es ist ganz diese listige, schleichende Manier der Ueberrumpelung, deren sich die Franzosen auch noch 1702 gegen Saffenburg bedienten), und brachten durch einen Weg, insgemein casseneul (Kassematte?) genannt, 50 bewehrte Musquetiere hinein, welche unter einer baufälligen Mauer vier Minen angelegt, dieselbe über einen Haufen geworfen und dadurch den übrigen Völkern den Eingang geöffnet. Ob nun zwar der Commandant hievon Kundschaft erlanget, hat sich doch derselbe, wegen geringer Besatzung, nicht widersetzen dürfen, sondern die Festung auf gewisse Bedingungen hinausziehen müssen, so darauf von ihnen mit 200 Mann besetzt worden. Hierauf mußten täglich 600 Mann, als nemlich 400 französischer Soldaten und 200 Maurer arbeiten, um solchen Ort unüberwindlich und so groß zu machen, daß füglich 2 bis 3000 Mann darin logiren konnten. Anno 1683 machten die Franzosen allda, durch Angaben eines Ingenieurs, etliche Minen und hatten hierdurch die der Orten gelegenen Brunnen und Weiher dergestallt verderbet, daß man das Wasser hernach alle Tage durch vier Wägen in bemeldete Festung bringen mußte, worüber der Gouverneur sehr bestürzt worden, der Ingenieur aber sich hinweg und aus dem Staube gemacht. Endlich änderten sie ihr Vorhaben und demolirten diese Vestung." Die Zerstörung geschah aber nach einer mir vorliegenden handschriftlichen Nachricht erst 1688 oder

1689, als die Franzosen das ganze Erzstift Köln zu räumen sich genöthigt sahen.

Man sieht, es war nur ein glücklicher Zufall, was die Franzosen aus diesem immerhin wichtigen Punkte vertrieb; man fürchtete Wassermangel bei etwaiger Belagerung. Das Wasser hat sich wieder eingestellt; vor dem Eingang zu der großen Gebäudemasse sieht man im Schloßgraben eine tiefe Lache, und das Volk erzählt sogar, daß ein Paar irgend einmal dort hineingestürzter Pferde im laacher See wieder zum Vorschein gekommen sei. Aber die Befestigungen hat man wol nie wieder aufgebaut; das Schloß dagegen ist gar nicht zerstört oder doch bald neugebaut worden. Auf ihm saß stets ein herzoglicher Beamter, wenn die Fürsten nicht selbst hier residirten; auch hatte es stets Besatzung von den eigenen Soldaten des Herzogs. Von jetzt an steigt das Haus Arenberg zum Gipfel des höchsten Glanzes. In Brüssel erhob sich ihr Prachtpalast, das Hotel d' Arenberg, merkwürdig genug gerade auf der Stelle, wo Alba das durch die Unterzeichnung des Bundeskompromisses bekannte cuylemburgsche Haus hatte niederreißen lassen; dort sammelten sich seit dem vorigen Jahrhundert die schönen Alterthümer aus Herculanum und die Galerie von Niederländern, die noch heute der Fremde in Brüssel bewundert. In unsern Gegenden arrondirte sich das arenbergische Gebiet im vorigen Jahrhundert, als 1773 der Enkel des bei Salankemen Gefallenen, Herzog Karl, durch Vermählung mit der Erbin des letzten Grafen von der Mark-Schleyden das Land Saffenburg und die Herrschaft Schleyden mit ihren schon damals

bedeutenden Hüttenwerken gewann. Außer den Besitzungen in den Niederlanden beherrschte er jetzt in der Eifel, wo seine Güter vom Thurm vor Ahrweiler bis über den Ahrenberg hinauf sich fortzogen, als reichsunmittelbarer Fürst 7½ Quadratmeilen Landes mit 14000 Einwohnern und 120,000 Gulden Einkünften. Davon hatte er dem Reiche ein Kontingent von zwei Mann zu Roß und sechs Mann zu Fuß zu stellen, oder sich mit 48 Gulden loszukaufen. Auf dem Reichstage behauptete er auf der Reichsfürstenbank den Platz nach dem Herzoge von Würtemberg als gefürstetem Grafen von Mümpelgart. Das Haus Ahrenberg hatte ferner das besondere Prärogativ, daß der älteste Sohn gleich nach der Geburt Ritter des goldenen Vließes wurde *). Ihm zogen außer den eigenen Besitzungen alle Mühlen der untern Ahr; jedes Frühjahr zogen nach altem Recht die herzoglichen Soldaten unter Befehl eines Beamten thalabwärts, um mittels Durchstich der Mühlendämme den Salmen Raum zum Aufsteigen zu machen, was denn die Müller allemal durch eine veränderliche Geldabgabe abzukaufen pflegten. Das Haus war im Reiche angesehen, bei den Unterthanen beliebt. Auch in die Zeitideen ging es ein; in dem brüsseler Palast fand Rousseau gastliche Aufnahme, und ein Ahrenberg, der bekannte Comte de la Marck, hat als Freund Mirabeaus später in Paris die Revoluzion mit durchgelebt.

So trat 1778 Herzog Ludwig Engelbert die Re-

*) Aretin a. a. O.

gierung an. In Folge des 1781 erschienenen Toleranzedikts Kaiser Josefs II. ertheilte auch er, obwol selbst eifriger Katholik, seinen protestantischen Unterthanen Religionsfreiheit und bewilligte ihnen zu Schleyden, wo sie unter der vorigen Dynastie der Grafen von der Mark viel gelitten hatten, einen Saal in seinem eigenen Schlosse zur Abhaltung ihres Gottesdienstes *). Der Herzog war durch ein betrübtes Geschick seiner Augen beraubt. „Es war in seinem zwanzigsten Jahre, im tollen, glühenden Uebermuth der Jugend, im Gefühl seiner überwiegenden Schönheit, und im geheimen Bewußtsein alles dessen, was dieser zu Gebot stand, daß er am Tag der Jagd über die gedeckte Tafel sprang, mit seinen Sporn das Tischzeug mit Service und Prachtaufsatz auf die Erde riß und am Boden zerschmetterte, um seinem liebsten Freund an den Hals zu springen, zu umarmen, mit ihm tausend Abentheuer zu besprechen. Sie theilten sich auf der Jagd, und der erste Schuß, den der Freund that, war in beide Augensterne des Herzogs **).“ Die Blindheit hat ihm hernach einen schönen Kuß von der Bettina eingetragen. Es war, als ob jenes Unglück für ihn der Ring des Polykrates sein sollte; in allem Uebrigen schien Glück und Glanz dem Hause treuer als je.

---

*) v. Recklinghausen, Ref. Gesch. I, 137. Denselben Sinn zeigt die Familie noch jetzt; zu der in den letzten Jahren dort errichteten evangelischen Kirche hat der regierende Herzog beigetragen.

**) (Bettina v. Arnim) Tagebuch S. 150.

Da brach die Revolution aus. Mit Mühe rettete der Herzog, unterstützt durch die Klugheit seiner Gemalin Luise, die niederländischen Besitzungen, aber die deutschen gingen verloren, als der Friede von Lüneville 1801 das linke Rheinufer zu Frankreich schlug. Aus geistlichen Landen wurde er indes auf der rechten Rheinseite entschädigt; aus dem sekularisirten Nachlaß von Münster erhielt er das Amt Meppen an der friesischen Grenze und aus dem Erzstift Köln die Veste Recklinghausen. Der Tausch war, was Einkünfte anging, vortheilhaft, auch blieb der Herzog reichsunmittelbar; aber wer möchte Torfsümpfe gegen die rauschenden Wälder der Hochwiffel nehmen? Der Herzog selbst zog sich auf die niederländischen Besitzungen zurück, wo er 1829 gestorben ist, aber sein Sohn Prosper Ludwig, der jetzt regierende Herzog, trat 1803 jene Entschädigungslande an und verwuchs mit den französischen Interessen durch seinen Beitritt zum Rheinbunde 1806, und noch enger 1808 durch Heirath mit Stefanie Tascher de la Pagerie, einer Nichte der Kaiserin Josefine. Die Ehe war nicht glücklich und soll durch Napoleon erzwungen sein; auch ist sie nur in der Kirche vollzogen worden und konnte daher 1816 durch geistlichen Dispens geschieden werden. Sicher ist, daß der Herzog, ein starker, tapferer Mann, bald nach der Vermählung sich in den Krieg nach Spanien warf, wo ihn die Engländer gefangen nahmen. Während dessen griff Napoleon tiefer nach Deutschland herein und schuf das ganz an Frankreichs Interessen gekettete Königreich Westfalen. Die ganze Nordseeküste bis Lübeck aber riß er vom Rheinbund und

so von Deutschland los, und zog sie zu Frankreich. Diesem letzten Strich gehörten die neuen ahrenbergischen Besitzungen an; 1810 entriß er seinem Verbündeten die durch die Rheinbundsakte verbrieften Entschädigungslande.

Der wiener Kongreß von 1815 erkannte die Souveränetätsrechte des Herzogs wie so vieler westfälischen Herren nicht wieder an: er erhielt seine Lande zurück, aber als mediatisirte. Meppen fiel an Hannover, Recklinghausen an Preußen. In zweiter Ehe mit einer östreichischen Fürstin setzte sich das Geschlecht fort und blüht noch jetzt in dieser und in zwei Nebenlinien. Der Herzog residirt bald in Belgien, bald auf seinem Schlosse Clemensewerth in Westfalen. Das Stammschloß aber wurde erst 1809 auf den Abbruch verkauft; die Leute erzählen, daß ohne Auftrag der Gebieter, vielleicht jene Ungunst benutzend, in welcher eben damals der Herzog bei Napoleon stand, ein Verwalter sich dieses Frevels schuldig gemacht habe unter dem Vorwande, daß die Erhaltung allzu kostspielig sei. Die besten Balken wurden für Webstühle nach Malmedy und anderswohin gebracht und die brauchbaren Steine in der Nachbarschaft zu Bauten verwendet: der Flecken Arenberg aber, der zu den Füßen des Burgbezirks am Ende des Parks liegt, auch einst blühend und auf den Landkarten noch trügerisch als ein ansehnlicher Ort bezeichnet, ist zum elendesten Dorfe von 200 Einwohnern herabgesunken, so daß die Prinzen, wenn sie hierher zur Jagd kommen, die Gastfreiheit des Pfarrers ansprechen müssen. Das Herz des Volkes aber löst sich nicht von der Hoffnung, daß

Einer des Geschlechtes die Burg seiner Väter in altem Glanze wieder aufbauen und die vergangene Herrlichkeit erneuern werde.

11. Die letzte Strecke des Thals.

Vom Ahremberg führen zwei Wege nach Blankenheim, dem Ziele unserer Ahrwanderung. Der eine, nächste hält sich auf dem Hochland und führt erst eine gute Viertelstunde durch eine Waldallee, dann über das Feld nach Lommersdorf, wo der Eisenstein für die Schmelzhütten drunten im Thal gegraben wird, alsdann über Freilingen an die Ahr zurück, die man hier ihrem Quell so nah äußerst klein wiederfindet, und so noch eine Strecke durch das Thal am linken Flußufer hin, bis plötzlich das prächtig gelegene Blankenheim sich aufthut *). Dieser Weg beträgt nur zwei gute Stunden.

Wer aber die Ahr ganz kennen lernen möchte, der wendet sich vom Ahremberg ins Thal zurück. Auf dem Hauptwege, der zu den Zeiten des Glanzes bequem zu Wagen fahrbar war, gelangt man durch schöne Waldungen zwischen oft alleenartiger Einfassung, auf dem Fußwege durch wildern Wald in einer halben Stunde

*) Von dem überraschenden dieses Anblicks giebt Schlickums Zeichnung den Eindruck gut wieder.

nach Antweiler. Dieſer Ort gehörte im ſpäten Mittelalter dem Kranenſtift Dietkirchen bei Bonn, welches nach den Worten des Weisthums von 1401 das Eigenthum des Dorfes zwiſchen den vier Pfählen, hoch und nieder, von der Erde bis an den Himmel, das Recht des Glockengeläutes, Gebot und Verbot, Gericht und Heeresfolge von Allen beſaß, die Waſſer und Weide alda benutzen. Das Gericht über die Aebtiſſin durch einen eigenen Erbvogt, welches damals einer von Metternich war *). Der Ort ſieht noch jetzt blühend aus, wie er ſo in hübſcher Gegend zwiſchen ſeinen Obſtbäumen ruht. Er iſt gegenwärtig Sitz einer Bürgermeiſterei, und hat 1100 Einwohner. Während man eben in Adenberg kein leidlich Quartier findet, ſind hier zwei Wirthshäuſer und in dem einen, bei Neubuſch, auch erträgliche Nachtherberge. Von hier gibt der meiſt gute, theilweiſe ſogar chauſſirte Weg in vier ſtarken Stunden durch das Thal bis Blankenheim mit ſteter leiſer Steigung hinauf. Die Berge ſind zu beiden Seiten niedriger, das Thal ſelbſt breiter, als auf der untern Ausſtrecke; die Ahr wird zuſehends kleiner und erſcheint zuletzt nur als vielgewundener Wieſenbach. Manche ſchöne Plätzchen, ſtille Teufelsgärten, luſtige Eiſenſchmelzen und Hammerwerke finden ſich noch, und der Weg bietet fortwährende Abwechslung; auch iſt an dem Punkte, wo er ſich, um eine Krümmung abzuſchneiden, nach Dorfel hebt, ein ſchöner, beſonders beim Abendlicht durch prachtvolle Färbung bedeutender Rückblick auf

*) J. Grimm. Weisthümer. II, 607 ff.

die eben verlassene Hochcifel, wo man von der charakteristischen Nürburg Abschied nimmt. Sonst aber bietet die ganze Strecke keinen imposanten Ausblick mehr, bis da wo Blankenheim am Fuß seiner Burgtrümmer in dem weiten Weiher sich spiegelt.

Einige Punkte des Weges mögen bemerkt werden. Eine Stunde von Antweiler, nachdem man vorher das merkwürdig von Alter ergraute Dorf Müsch zur linken Hand liegen lassen, kommt man auf die Stahlhütte, welche, Fuhrleute, Köhler und Bergleute eingerechnet, an 1000 Menschen ernährt. Sie gehörte sonst den Herzögen von Ahremberg, jetzt den Herrn Kremer, deren Hauptetablissement unweit Trier auf der Quint gelegen ist. Das Eisen der Stahlhütte, gewonnen aus dem kommerzdorfer Eisenstein, ist unter dem Namen AR Eisen sehr beliebt und besonders für die belgischen Gewehrfabriken gesucht.

Von der Stahlhütte gehts über das auf dem Berge gelegene Dorfel nach Ahrdorf, und man betritt auf diesem Wege den Regierungsbezirk Achen. Bergbau ist in diesem Strich vorherrschend; das Gestein wechselt, Uebergangskalk hat sich der Grauwacke aufgelagert, Ackerbau und Vegetazion ändern sich nach dieser Bodenverschiedenheit. Gegend und Luft werden noch rauher als vorher; vor uns liegt, weit über Blankenheim sich ausdehnend, der Zitterwald, der noch Hoch- und Schwarzwild und im Winter den Ardennenwolf beherbergt.

Bei Ahrdorf wendet sich der Weg in einem fast spitzen Winkel von der bisherigen Richtung rechtshin

ab, und bleibt nun bis zur Abquelle zwei Stunden im Thal. Links ab in einem Seitenthal liegen die Trümmer des Schloſſes Neublankenheim, das um 1340 von einem blankenheimer Grafen gegründet wurde und ziemliches Leben war.

Schön liegt noch einmal das Dorf Abrbütte mit einem ziemlich bedeutenden Eisenwerk, und eine kleine Strecke über ihm auf dem rechten Ufer die Burg

Dollendorf

oder im Munde des Volks Schloßdabl; in der Ringmauer liegen einige Bauerhöfe, ein runder Thurm steht noch. Die Aussicht aus den Trümmern ist nicht bedeutend, aber durch den Blick auf die Schlösser Blankenheim und Abremberg belebt. Das dabei liegende Kirchdorf gleiches Namens soll einen sehr alten Ursprung haben. Ein in der Nähe gefundener Stein mit lateinischer Inschrift, der leider nicht mehr vorhanden ist und sich also unserer Prüfung entzogen hat, beweist, daß hier oder nahebei ein Tempel des Mars und des Genius der Talliaten gestanden hat, von welcher sonst unbekannten Völkerschaft (wenn es kein bloßer Ortsname ist) gewöhnlich der Name Dollendorf abgeleitet wird. Auch sonst finden sich in der Gegend Spuren römischer Niederlassung. Das Dorf wird zuerst im Jahr 1140 erwähnt als ein Platz, wo der Propstei Zülpich Gefälle zufließen *). Das Dynastengeschlecht

*) Lacomblet, Urk. 341: Tollendorf. Zur die Geschichte der Burgherrn geben wegen deren Bedeutungsle-

aber ist jünger, und tritt nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert auf, in welches wir also wol erst den Burgbau setzen dürfen *). Schloß und Bewohner waren geschichtlich immer unbedeutend; das gar nicht ausgedehnte Territorium, zwischen die mächtigen Virneburger, Blankenheimer und Ahremberger eingekeilt, behauptete sich nur, indem es unter beständigem Schwanken bald den Luxemburgern, bald dem Erzstift Köln, bald den Jülichern sich durch Lehnseid unterwarf und so freilich einen bloßen Spielball ihrer Fehden abgab. So erkannte schon der Gründer der Geschlechtes, Gerlach I., durch Urkunde von 1253 den Grafen Hein-

---

* ...ßkeit die gedruckten Urkundensammlungen wenig Ausbeute; Barsch hat manches Handschriftliche zusammengebracht und besonders aus einem ältern geschichtlichen Bericht geschöpft, daher sich hier an ihn fast ausschließlich zu halten ist.

*) Die Dollendorfer des zwölften Jahrhunderts, *Godebaldus* de Dolendorf 1138 bei Lac. Urk. 328, *Cunradus* de Dolendorph. et *Godebertus* frater eius 1145 bei Lac. Urk. 354, *Florentius* nobilis vir de Dorindorp 1183 bei Lac. Urk. 487, und *Ludewicus* maioris ecclesiae canonicus. et frater eius *Philippus* de Dollendorp 1194 bei Lac. Urk. 547 kommen meist in Urkunden des rechten Rheinufers, die auf Siegburg bezüglich sind, und zum Theil zwischen benachbarten Edlen von Hennef, Pleis und Menden vor, gehören also gewiß nicht der Eifel, sondern ebensowol wie die von Barsch (Eiflia ill. I, S. 475) namhaft gemachten der beiden folgenden Jahrhunderte dem Orte Oberdollendorf am Siebengebirge an.

rich von Luxemburg nächst dem Erzbischof von Köln für seinen Lehnsherrn. Kühneres wagte sein Sohn Gerlach II., der auch mit der Erbin von Kronenburg diese zweite Herrschaft gewann. Für die Jülicher warf er sich gegen Erzbischof Siegfried von Westerburg in den Kampf, unterlag aber, mußte zur Lösung aus Gefangenschaft seine beiden Burgen hergeben und auf dem Schlosse Zülpich als Burgmann des Erzbischofs seinen Wohnsitz nehmen. Aber bei erster Gelegenheit fiel er wieder ab, stritt wider Siegfried 1288 in der großen worringer Schlacht unter den siegreichen Fahnen Johanns von Brabant, und schüttelte das Joch des Krummstabs noch einmal ab. Sein Enkel Johann im ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts erheirathete das dritte Schloß Neuerburg; da aber dessen Söhne das Erbe wieder theilten und der älteste Kronenburg und Neuerburg zusammen bekam, blieb die dollendorfer Linie wieder arm wie zuvor. Am übelsten ging es dem 1345 gestorbenen Friedrich von Dollendorf, der uns recht den Spruch darstellt:

Widersacher, Weiber, Schulden
Ach kein Ritter wird sie los!

Ein trüberes Bild vom Sinken des kleinen Adels giebt es kaum als ihn. Bald verkauft oder versetzt er irgend ein Gut an einen glücklichern Nachbar, bald muß er die lombardischen Cauvereinienten oder Geldwechsler zu Zülpich ansprechen, bald borgt er bei „Jutten Ysaacs Wive, der Judinnen zu Hillesheym," und um nur diese Jüdin endlich los zu werden, muß er zuletzt 1344 die Burg Dollendorf selbst sammt Land, Gericht und Herr-

lichkeit an den Markgrafen Wilhelm von Jülich verkaufen, der ihm dafür ein Quartier in der Veste des benachbarten Hauses Wildenburg einräumt, „daß er darin seinen Pfennig verzehren möge.“ Zwar erhielten seine Neffen, die Söhne seines Bruders Dietrich, von jülichscher Gnade die Belehnung mit ihrer Stammburg zurück, auch heiratheten jetzt Töchter des Hauses mehrmals in gute Familien hinein, aber es wurde mit Dollendorf doch Nichts mehr, weil eben die Zeit der kleinen Geschlechter mit dem Mittelalter vorüber ging. Die Geschichte des Schlosses läuft ins Komische aus; wegen dieses kleinen Restes hat sich wol zum allerletzten Mal das Faustrecht in unserm Deutschland erneuert, und zwar noch gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts. Nachdem die Grafenlinie von Manderscheid-Kail, die zuletzt das Schlößchen erheirathet hatte, 1742 ausgestorben war, setzte der mit ihr verwandte Graf August Eugen von Salm-Dyck sich in Besitz desselben. Aber der gleichfalls verwandte Graf Johann Wilhelm von Manderscheid-Blankenheim ließ dessen Leute mit Gewalt austreiben, wobei sogar Ein ganzer Mann todtgeschossen wurde. Der Rechtsstreit begann jetzt und schleppte sich trotz mehreren Entscheidungen des Reichskammergerichts bis gegen den Schluß des Jahrhunderts hin. Da machten denn die Franzosen kürzern Prozeß; während vor ihren Heeren die Blankenheimer nach Böhmen geflüchtet waren, verkauften sie Dollendorf sammt allen zugehörigen Ländereien spottwohlfeil an einige Bauern des Dorfes, welche das Schloß abbrachen und bloß aus den Baumaterialien ihre Kaufsumme herausschlugen.

Noch Eine Stunde Marſch, und wir ſind in

Blankenheim.

wo wir am Schluſſe unſerer Fahrt wieder ſtädtiſches Behagen treffen und in dem an Küche und Keller gleich vortrefflichen Gaſthof der Witwe Letirerand, oder auch bei Hilgers oder Hofmann uns wohl ſein laſſen. Das Städtchen, jetzt von 450 Seelen bewohnt, hat eine ausgezeichnete Lage. Von dem ſchönen und wohlbeſtandenen Wald der umherliegenden Höhen wie von einem ſchützenden Mantel umhüllt, genießt es im Sommer einer faſt ſüdlichen Vegetazion, die einen ausgedehnten Bau ſeiner Gemüſe möglich macht, während es im Winter die Wölfe oft nahe vor ſeinen Pforten ſieht. Mit ſtattlichen Häuſern, die ſich gewiß durch die hier durchgehende neue Poſtſtraße zwiſchen Trier und Köln noch vermehren werden, ſchiebt es ſich im Schatten hochſtämmiger Pappeln ſo tief in die Schlucht neben dem Burgberge hinein, daß man es von Trier kommend erſt dicht beim Eingang erblickt. Herrlich iſt die Hauptanſicht von dem untern Thale her. In dem 7 Morgen großen Weiher, den die jugendliche Ahr füllt, ſpiegeln ſich die Trümmer des Grafenſchloſſes und das einzige noch völlig erhaltene Gebäude, die ehemalige Kanzlei deſſelben; links gruppiren ſich die Häuſer der Stadt mit der zierlichen, 1505 erbauten Kirche, die eine Miſchung gothiſchen Stils mit modernen Elementen zeigt. Das Ganze gewährt, beſonders wenn der Frühling den tiefen Thalkeſſel mit lebhaftem Grün und weißen Blüten füllt, einen ſeltenen und höchſt maleriſchen

Eindruck. Ebenso prächtig macht sich der Blick von den Höhen links über der Straße, von wo Schlickums Zeichnung aufgenommen ist.

In der Stadt selbst führt uns billig der erste Gang zu der Quelle der Ahr, welche mitten unter den Häusern liegt und im Volksmunde der Steinpütz heißt. Aus einem kleinen viereckten Bassin, das ummauert und von einem Stalle überdeckt ist, quillt der Bach mit perlenden Blasen hervor, läuft in der Mitte einer Straße durch eine niedrige Einfassung bis in den vererwähnten Weiher und beginnt dann gleich seine muntere Thätigkeit an einigen Mühlen, bis er, von stärkern Brüdern bald gekräftigt, in raschem schlängelndem Falle jenen Hüttenwerken zueilt, die schon an Schwererem seine Kraft üben.

Sehr anziehend sind auch die ausgedehnten Burgtrümmer, obwol sie keine sehr weite Aussicht gewähren; am hübschesten ist der Blick über das engere Thal mit dem Städtchen von dem sogenannten Rosengärtchen der Burg aus. Innerhalb der Mauer, welche noch jetzt den ganzen Berg umzieht, betritt man am Ende der Schloßbauten zuerst den Park, der in seiner jetzigen Verwilderung freilich keine Spur mehr von dem einst hier aufgestellten reichen Schatze römischer Alterthümer zeigt. Dahinter schließt sich die Wildbahn oder der sogenannte Thiergarten an, der in weitem Umkreise den ganzen Sattel zwischen dem Burgfelsen und dem höhern Bergjoch einnimmt und einen schönen schattigen Spaziergang bietet. Wendet man sich hier auf der Höhe nach links, so erreicht man die kleine Kapelle über der

trierſchen Straße, welche den Namen Hülchrath oder Straffkapelle führt, letzteres weil ſie nach der Ueberlieferung ganz von den Strafgeldern für Jagdverletzungen erbaut iſt, die ein Graf von Blankenheim einem benachbarten Edlen abgedrungen hat. Der mit Bäumen bepflanzte Vorplatz derſelben iſt ein ſehr beſuchenswerther Punkt wegen der prächtigen Ueberſchau des Burgberges und des Städtchens, in deſſen Gaſſen man faſt wie aus der Vogelperſpective hinabblickt. Von hier kehrt man auf der erwähnten trierſchen Chauſſee in die Stadt zurück. Der ganze Spaziergang iſt bequem in einer halben Stunde gemacht.

Ueber das Alter des Grafenhauſes, das dieſes Schloß erbaut und bewohnt hat, iſt wie gewöhnlich viel gefabelt worden. Als Gründer giebt man wol einen Grafen des Eifelgaues, Albuin, an, der noch dem neunten Jahrhundert angehören und Stammvater des erſten blankenheimer Geſchlechtes ſein ſoll. Davon iſt Nichts verbürgt und die Sache an ſich unwahrſcheinlich, da die Grafen des Eifelgaues wieder Stammherrn von Are ſind, die Blankenheimer aber anfangs bloß den Herrntitel führten und erſt 1380 durch Kaiſer Wenzel in den Grafenſtand erhoben wurden. Dagegen wird die Vermuthung, daß ſie mit den Grafen von Jülich Eines Stammes ſind, allerdings durch das gemeinſame Wappen, den aufgerichtet nach links ſchreitenden Löwen, beglaubigt. Nachweislich und ununterbrochen beginnt das Geſchlecht erſt ſeit 1115 mit Gerhard I., der indeß ſchon ein ſehr anſehnliches Territorium beſaß. Ihm gehörte außer Blankenheim auch das Schloß

Schleyden, wo sein Sohn Konrad eine eigene Linie stiftete, und die beiden noch in ihren Ruinen so herrlichen Schlösser des Kyllthals, Gerolstein und Kasselburg. Seine drei Söhne, der erwähnte Konrad nebst Arnold und Gerhard II. kommen während des ganzen zwölften Jahrhunderts oft als Zeugen in Urkunden, besonders in kölnischen, vor *); der Letztgenannte setzte den Stammbaum fort. Der bedeutendste Mensch in demselben ist Gerhard IV., dessen Regierung die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ausfüllt und der sich die Verhältnisse der eben damals beginnenden Auflösung des Reichs vortrefflich zu Nutze machte. Durch Gewalt, Fehde und Kauf erwarb er unablässig neue Besitzungen. Laut Urkunde von 1278 schloß er sich als Lehnsmann dem Erzstift Köln an und einigte sich 1282 mit Siegfried von Westerburg zu gegenseitigem Schutz wider alle Feinde. Ohne Zweifel hat er also unter dessen Fahnen die Schlacht bei Worringen mitgemacht, und mußte dann sich bequemen, von dem Sieger, Herzog Johann von Brabant, 1282 sein Schloß zu Lehen zu nehmen. Bald darauf fing er seinen Neffen, den Abt Heinrich von Prüm auf; Papst und Kaiser schritten wider diese Priesterverletzung mit Bann und Acht ein, aber erst durch freundschaftliche Vermittlung des Boe-

*) Außer den bei Schannat-Barsch erwähnten bei Lacomblet, Urk. 379 und 381 von 1154: *Arnoldus de Blauchenheim et frater eius Gerardus*; Urk. 458 Gerhard allein; Urk. 554 und 557 von 1197 Gerhard mit Konrad.

mund von Trier kam Heinrich frei, der sich überdieß für Aufhebung jener Strafen verwenden mußte und diese auch erlangte. Der beste Gewinn aber war die 1272 vollzogene Ehe mit Ermesindis, Tochter Gerhards von Luxemburg und Nichte des regierenden Grafen. Durch sie kamen die Blankenheimer unverhofft mit der großen Weltgeschichte in Verbindung, als das ihnen verschwägerte Haus im folgenden Jahrhundert plötzlich durch Baldewin die erzbischöfliche Würde von Trier, durch seinen Bruder Heinrich die Kaiserkrone und durch dessen Sohn Johann das Königreich Böhmen gewann. Die Luxemburger bedachten ihre Verwandten mit reichen Geldrenten und neuen Lehnsverpfändungen. Gerhards IV. reiches Erbe theilten alsdann seine Söhne Arnold I. und Gerhard V. nach Spruch des durch Baldewin von Trier eben geschaffenen Verbandnisses der Eifler so, daß Arnold das Stammschloß, Gerhard die Kasselburg erhielt. Arnold, geächtet von König Ludwig dem Baiern, zog für ihn das Schwert gegen Frankreich, um so die in französischem Interesse wider den Kaiser agirenden Päpste von Avignon zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Im Solde König Eduards III. von England, dem auch Jülich, Berg und Brabant Hülfsvölker zuschickten, kämpfte er 1346 in der blutigen Schlacht bei Cressy mit, während sein Lehnsherr, Freund und Verwandter Johann von Böhmen, schon ein Greis, ihm auf französischer Seite entgegenstand und trotz seinen erblindeten Augen in wilder Tollheit einhauend auf dem Schlachtfelde blieb. Aber Arnolds Sohn Arnold II. fand auch blutigen Tod. Seit vielen Jahren mit Gerhard Grafen von Berg,

dem Stammherrn der bergiſchen Herzöge, bitter verfeindet, rannte er 1380 bei einem Turnier in Schleyden ſo heftig mit ſcharfer Geleie auf ihn ein, daß beide Gegner durchbohrt von den Roſſen ſanken. So kamen die Güter an Gerhard V. als Bruder Arnolds I., welcher das Land durch den Aufbau der Burg Neublankenheim im Thale verſtärkte und durch Ankäufe vergrößerte. Das Geſchlecht ſtand bei den deutſchen Kaiſern, beſonders bei Ludwig von Baiern, in Gunſt und Anſehen, und erhielt in Folge deſſen von Wenzel 1380 den Grafentitel; aber auch am franzöſiſchen Hofe finden wir Blankenheimer. Mit Gerhard VII. ſtarb die männliche Erbfolge aus, und von ſeinen Schwiegerſöhnen erhielt die Grafſchaft Wilhelm von Loen im Luttichſchen, der durch Erbſchaft auch Mitantheil an Julich hatte und ſich daher als Herrn von Julich bezeichnete. Aber dieſer Stamm erloſch auch ſchon in dem Enkel, dem Grafen Wilhelm II. Dieſer tüchtige Menſch war darauf bedacht, dem Fehdeweſen des fünfzehnten Jahrhunderts ein Ende zu machen. Mit den Erzbiſchöfen Köln und Trier, wie auch mit andern umliegenden Fürſten ſchloß er gleich nach ſeinem Regierungsantritt (1460) einen groſſen Bund zu Sicherung der Straßen, zu Rechtsſchutz der Unterthanen und Herſtellung ordentlicher Gerichte, die an den Platz der Selbſthulfe treten ſollten. Wilhelm ſelbſt aber wußte, wo ſeine eigenen Unterſaſſen in fremdem Gebiet Unrecht litten, durch raſche Beſtrafung mit den Waffen in der Fauſt ſeinen Friedenseinrichtungen Nachdruck zu geben. So ſtellte ihn ſein Rechtsgefühl auch an die Spize des Adelsbundes wider

die Tyrannei und Gewaltthätigkeit des Erzbiſchofs Rupert von Köln. Im blühenden Alter von 27 Jahren, kurz vermählt und noch kinderlos, fiel er in ungleichem Gefecht mit Ruperts Söldnern unſern Lechenich, wohin er 1468 in ganz friedlicher Abſicht auf Beſuch geritten war. Ein naher Verwandter, Junggraf Dietrich von Manderſcheid (hernach als regierender Graf der dritte ſeines Namens), erhub Anſprüche auf die Erbſchaft in Kraft ſeiner Vermählung mit Eliſabeth von Schleyden, deren Mutter eine geborene Gräfin von Blankenheim (aus dem erſten Stamme) geweſen war. Eilends ritt er nach Blankenheim und Gerolſtein; die Burgmänner huldigten ihm, nachdem er ihre Gerechtſame verſichert hatte, und Jülich, Trier und Köln, welche anfangs nicht übel Luſt zeigten, die blankenheimer Lehen als erledigte einzuziehen, machten zum böſen Spiel gute Miene und übertrugen ſie aufs neue an Dietrich und deſſen Söhne. Dieſe letztern theilten das Erbe, ſo daß der zweite, Johann, Blankenheim und Gerolſtein nebſt Zubehör bekam; obwol er erſt in reifem Alter ſein Kanonikat in Köln mit dem Eheſtande vertauſchte, gewann er doch mit Einer Frau noch achtzehn Kinder. Beſonders tüchtig war ſein Enkel, Graf Hermann, der erſte Urheber der großen blankenheimer Sammlungen. Aus der ganzen Eifel brachte er römiſche Alterthümer in ſeinen Park zuſammen; die Bibliothek füllte ſich mit altdeutſchen, zum Theil durch Miniaturen geſchmückten Handſchriften. Die letztern ſind erſt bei der franzöſiſchen Invaſion zerſtreut worden; die Bibliotheken in Paris und Bonn, ſo wie das Wallrafianum in Köln haben

Mehreres daraus erhalten. Von den Alterthümern war das Meiste schon vor jenem Zeitpunkt durch Achtlosigkeit verdorben oder verschleppt worden: doch sind die Inschriften und Abbildungen gerettet *); das Prachtstück daraus, die über Gebühr besprochene sogenannte **Ara Ubiorum**, bewahrt nebst Anderem das Museum der rheinischen Alterthümer in Bonn. Durch Aussterben zweier Nebenlinien, der von Gerolstein (1697) und von Manderscheid-Kayl (1742) wurden die Besitzungen zu einem mächtigen Gebiete abgerundet. Man muß bei Schannat das Verzeichniß der 96 Adelsfamilien lesen, die zum blankenheimer Lehnshofe gehörten, um von der fürstlichen Macht des Geschlechtes eine Vorstellung zu gewinnen. Außerdem hatten die Grafen von Blankenheim das Recht, von den Metallen ihrer Bergwerke Münzen zu schlagen; Weisthümer des noch jetzt in Betrieb stehenden Bergwerkbezirks beim Bleiberge erkennen sie als Herren in Mechernich, Gartzem und Bleibur an **). Die Regierung kam 1780 nach Aussterben des Mannesstammes an die Gräfin Auguste, welche mit dem Grafen Christian aus dem mährischen Geschlechte Sternberg vermählt war. In ihre friedliche, von den Unterthanen geliebte Verwaltung brach 1794 die französische Besitznahme herein. Mit Gemahl und Familie flüchtete sie nach Böhmen; die Besitzungen wurden der französischen Republik einverleibt, die Sammlungen ver-

*) In Lithografie in der Eifelia illustrata aus Schannats Handschrift.

**) Grimm, Weisthümer II, S. 693. 695. 701.

ſchleudert. Selbſt das Erbbegräbniß zu Blankenheim mußte ſeine Särge zur Plunderung hergeben; das Schloß wurde verkauft und abgebrochen; Auguſtens Sohn aber, Graf Franz Joſef, erhielt als Entſchädigung die Abteien Weißenau und Schuſſenried unter würtembergiſcher Oberhoheit.

Wir ſind am Ziel unſerer Wanderſchaft. Von Blankenheim locken die verſchiedenſten Intereſſen uns von der Ahr fort. Täglich geht eine Poſt nach der Römerſtadt an der Moſel, die an Reſten des Alterthums ihres Gleichen dieſſeits der Alpen nicht hat; noch reizender iſt der Weg dahin für den Fußwanderer, wenn er in das geſchichtlich und landſchaftlich höchſt intereſſante Rylltbal nach Gerolſtein ſich wenden, etwa die Eiffelmare bei Daun und die ganz einzige Anſicht der Doppelburg bei Manderſcheid mitnehmen und dann über die Eiffelebne nach der Moſel ſich wenden will. Abwärts nach Norden über Münſtereiffel und Euskirchen geht an dem Römerbrunnen bei Niederkaſtenholz und dem Römerkanal nicht fern vorbei die Poſtſtraße nach Bonn oder Köln. Endlich ganz nahe liegt die vulkaniſche Eiffel und hinter ihr das hiſtoriſch bedeutende Maifeld; das iſt der Weg nach Koblenz. Für den aber, der längs der Ahr zurückkehren möchte, ſei noch dieß zum Schluſſe geſagt.

Die Ahr ist an einzelnen Schönheiten so überreich, daß man aufwärts und abwärts ganz verschiedene Wege wählen und so die Gegend recht eigentlich doppelt genießen kann. Wer das will, dem rathe ich folgenden Reiseplan.

Aufwärts geht er am ersten Tage von Remagen über die Landskron immer am linken Ufer nach Ahrweiler und dann über die Chaussee nach Altenahr. Es sind vier bis fünf Stunden, aber rechts und links ist so viel zu sehen, daß man gerne einen Tag dazu braucht. Auf diesem Wege muß man von Rech aus die Saffenburg mitnehmen.

Am zweiten Tage immer am linken Ufer (bis Kreuzberg den Felspfad) nach Brück, dann landeinwärts den Weg über Kesseling nach der Hohen Acht und der Nürburg bis zum Nachtquartier Adenau. Es sind acht gute Stunden.

Am dritten von Adenau über Rodder oder Reifferscheid nach Antweiler und von da, den Abremberg für jetzt liegen lassend, nach Blankenheim durch das Thal: im Ganzen sechs bis sieben Stunden.

Der Rückweg läßt sich dann kürzer machen. Von Blankenheim geht man auf dem nächsten, nur zwei Stunden betragenden Wege nach dem Abremberg, von da über die Hasbolder Höfe ins Thal, dem man über Schuld bis Dümpelfeld folgt. Von da ersteigt man die Teufelslei, kehrt bei Hönningen ins Ahrthal zurück und hält sich nun auf der neuen Straße am rechten Flußufer bis Altenahr. Dieser Tagemarsch macht sich bequem in sieben Stunden.

Endlich geht man über das weiße Kreuz nach Mayschoß oder den noch höhern Bergweg nach Dernau, so daß man die Saffenburg nun rechts liegen läßt. Dann kann man freilich nicht vermeiden Wallporzheim noch einmal zu besuchen, welches auch zweifelsohne nach weiser Einrichtung der Natur nicht vermieden werden soll. Von Ahrweiler aber geht man nun auf das rechte Ahrufer über, besucht den Kalvarienberg und den Neuenahr, und gelangt dann über Heimersheim und durch das bodendorfer Thal nach Sinzig. Das Ganze beträgt sechs bis sieben Stunden.

Es wird mancher Mann meinen, ich hätte in diesem Büchlein die Ahr zu sehr gelobt und zu lustig von ihr geschrieben. Man soll aber nicht sagen, daß ich Schattenseiten verschweigen wolle. Wie nun ein rheinischer Poet gar ernstlich vor dem Rheine gewarnt hat, so will ich meine Leser am Schlusse auch vor der Ahr warnen mit Alexander Kaufmanns Worten, die eben so ernsthaft gemeint sind:

Warnung vor der Ahr.

Zieh nicht an die Ahr, zieh nicht an die Ahr,
Mein Sohn, ich rathe dir gut!
Da leuchten die Mädchen so frisch und klar,
Das allerrosigste Blut.

Da wachsen die Trauben den Berg empor,
Die manchen Gaumen gelezt,
Zu Ahrweiler giebt's manch altes Thor,
Drein man Landstreicher sezt.

Da giebt's den S. Peter von Walporzheim,
Von dem ich schon einmal sang,
Der schenkt nicht Bier, noch Honigseim,
Doch kühlen Wein schon lang.

Da giebt's manch schlottrige Reisichtbruck,
Mein Sohn, ich rathe dir gut,
Thu nur zuvor einen wackeren Schluck,
Sonst zaget dir drauf der Muth.

Und bist du drüben, bedank dich fein
Und stech einen Schoppen aus,
Du läßt es beim ersten und zweiten nicht sein
Und kehrst im Sturme nach Haus!

Druck von Carl Georgi in Bonn.

Polens Auferstehung

die

Stärke Deutschlands.

JD 4089

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Von

Gottfried Kinkel.

Der Ertrag ist für das bei Rapperswyl zu errichtende Denkmal des hundertjährigen Freiheitskampfes der Polen bestimmt.

Wien.
Tendler & Comp.
(Julius Grosser)
1868.

Meine deutſchen Freunde im In- und Ausland erſuche ich die Verbreitung dieſer Schrift nach Kräften zu fördern; einmal des Monuments wegen, für welches der Ertrag beſtimmt iſt; zweitens aber, weil ein entſchiedener Erfolg der Schrift den Polen einen Beweis geben würde, daß ihre gute Sache heut wie immer in Deutſchland ſtarke Sympathien beſitzt.

Hirslanden bei Zürich, 15. Mai 1868.

Gottfried Kinkel.

I.

Rußland macht den Verſuch, mit dem Namen des Königreichs Polen auch die polniſche Nationalität aus der Welt zu ſtreichen und das Land durch Umwandlung in ruſſiſche Gouvernements, durch künſtliche Coloniſation mit ruſſiſchen Einwanderern und durch Erdrückung der Landeskirche mit ſich zu aſſimiliren. Ein Verſuch des bitterſten Unrechts: denn entweder war die letzte mächtige Revolution die That einer bloßen Partei — und dann darf man doch kein ganzes Volk dafür mit dem Verluſt ſeiner nationalen Exiſtenz ſtrafen; oder ſie war von der Majorität aller denkfähigen Polen gemacht und getragen, weil die Nation ihre Selbſtſtändigkeit wieder haben wollte — und in dem Fall iſt es empörend, einem ſo ausgeſprochenen Willen von Millionen zu antworten: Ihr ſollt nicht allein nicht ſelbſtſtändig werden, ſondern ſollt ſogar aufhören eine Nation zu ſein.

Aber dies iſt der Gang der Geſchichte: neue Ideen machen ſich in ſtoßweiſen Ausbrüchen geltend; die Macht beſiegt dieſe Ausbrüche und will dann die

Ideen abschlachten. Das zwingt sie Zustände herbeizuführen, welche die Entrüstung in immer weitere Kreise tragen, den Strom des Aufruhrs immer enger eindämmen, bis er zuletzt mit dem Druck eines Meeres die Ufer durchbricht.

Wenn man bedenkt, welch ein Schmerz es für eine Nation ist, ihr ganzes Wesen gleichsam umlernen zu sollen und nun gar in das Wesen einer Nation hineingezwungen zu werden, die man haßt wie der Pole den Russen haßt, so schaudert Einen vor dem Unglück der Menschen in Polen. Und das Herz blutet, sieht man die zahlreichen Verbannten, wie sie uns auch hier in der Schweiz umgeben, welche zum Festwachsen und Gedeihen im fremden Lande zum Theil blos deshalb nicht kommen, weil sie jeden Augenblick die Möglichkeit der Rückkehr ins Vaterland erwarten.

Wird die Russificirung Polens gelingen?

Groß freilich ist die Zahl der Ausgewanderten, der nach Sibirien Verbannten, der Geächteten, die aus ihrem Eigenthum getrieben sind. Aber sie zählen höchstens nach Hunderttausenden, während auf dem Boden des alten Polens zwölf Millionen Polen angesiedelt geblieben sind.

Die polnischen Aufstände sind bisher mißglückt, weil der Bauer in der Masse nicht mitging. Solang er Leibeigener war, konnte er zur Bildung, zum politischen Bewußtsein nicht durchdringen. Die ersten polnischen Revolutionen waren vom Adel gemacht; an

dertjährigen Freiheitskampfes ihrer Nation errichten. Auf den Höhen von Rapperswyl ſoll ſich auf einem Sockel mit dem polniſchen Wappen eine Säule von ſchwarzem Marmor erheben, gekrönt von einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Dieſem Werk Theilnahme und Geldmittel auch von Deutſchen zuzuwenden iſt der nächſte Zweck meiner Arbeit. Aber ſie ſoll auch von dem unerſchütterlichen Glauben Zeugniß ablegen, daß Polen nicht verloren iſt. Die dunkle Säule wird für Polen nicht das Grabmonument ſeines Volksthums, ſondern der Pharus ſeiner Hoffnung ſein, und der weiße Adler ſoll ſeine Schwingen nicht umſonſt lüften zu einem neuen Flug!

II.

Ich schreibe nicht im Sinne einer Partei. Die Frage nach der Existenz eines künftigen Polens ist keine Parteifrage, sondern eine nationale Frage. Solche Fragen, man denke nur an Schleswig-Holstein, einigen die Parteien. Bald wird der kühlste Diplomat in Deutschland die Nothwendigkeit eines zweiten selbstständigen Slavenstaates eben so klar einsehen, als unser heißes Herz aus Humanitätsgründen ein freies Nachbarvolk verlangt. Die Zeit kommt, wo alle deutschen Patrioten, obwohl aus den verschiedensten Parteilagern ausrückend, auf dem Einen Punkt zusammentreffen, daß Polen wieder auferstehen muß.

Nachdem wir dies mit ruhiger und klarer Ueberzeugung ausgesprochen, werden vielleicht die Polen, welche dies lesen, geduldig bleiben, wenn wir an sie zunächst ein paar Worte richten, die herb klingen mögen, aber nicht unfreundlich gemeint sind.

Ich glaube eine merkwürdige Thatsache beobachtet zu haben. Die deutschen Stämme, welche entfernt von den Polen wohnen, sind den Polen wohlgeneigt. Je

mehr man ſich aber der polniſchen Grenze nähert, deſto höher ſteigt die Abneigung der Deutſchen gegen die Polen, und an der Grenze waltet geradezu Nationalhaß.

Auf den erſten Blick ſcheint dies gewiß eine für die Polen ſehr ungünſtige Erſcheinung.

Wer an der Grenze der beiden Nationalitäten aus einer deutſchen in eine ſlaviſche Wirthſchaft kommt, findet ſich abgeſtoßen. Eine Dienerſchaft, die noch in den Kleidern ſchläft, Unreinlichkeit bei einem Streben nach äußerm Glanz, vor allem aber Unwirthſchaftlichkeit im Ackerbau, das ſind Dinge, welche den ſaubern deutſchen Oekonomen, die an Ordnung und mütterlichen Fleiß gewohnte deutſche Hausfrau mit einem Gefühl des Widerwillens erfüllen, das ſogar nicht ohne einen Beigeſchmack der Verachtung iſt. Mit ſtummer Verwunderung ſehen ſchon die Kinder in Königsberg vom Pregel-Ufer auf die Verdecke der Witinnen hinab, welche den Fluß herab das polniſche Getreide bringen. Die polniſchen Kahnführer tragen entweder ein Hemd oder eine Hoſe, und darüber nichts als den großen Schafpelz. Die Polizei wacht darüber, daß ſie nicht ganz nackt auf dem Verdeck liegen dürfen. Sie vertauſchen geſchnitzte Stöckchen gegen Knöpfe, die ſie den Kindern abſchwatzen. Einer hat eine Fiedel, darnach tanzen und jauchzen ſie. Die deutſchen Kinder ſtaunen ſie wie Geſchöpfe einer niedern Ordnung an. Der deutſche Kaufmann, der die von polniſchen Juden

gehaltenen Landwirthshäuser Nachts nicht vermeiden kann, ſchaudert vor dem Zuſtand des Hofes, in den er ſeinen Wagen einſtellen muß. Das Vieh iſt ſchlecht gepflegt: man miethet einen Wagen, der Fuhrknecht taucht ſeine Peitſche in eine Pfütze am Wege, denn nur wenn ſie naß iſt, fühlt das abgetriebene Pferd ihren Hieb noch. Der adliche Grundbeſitzer empfängt und erwiedert Nachbarbeſuche, gibt gelegentlich einen Ball oder eine koſtſpielige Jagd, aber das Gut kommt dabei in einen Zuſtand, der es auf die Gant liefert. Ein Pole kann es nicht kaufen, er hat kein Kauf- und noch weniger ein Betriebskapital: alſo rückt der deutſche Oekonom ein. Dieſer hat vielleicht wenig Patriotismus und keine einzige noble Paſſion; an einem ſchönen Geſtüt und berühmten Wildſtand liegt ihm nichts: aber wirthſchaften kann er, Dünger iſt koſtbar in ſeinen Augen, den Forſt weiß er zu ſchonen für ſeine Kinder, das Vieh gedeiht auf wohlgepflegten Wieſen, und ſeine Nachkommen werden reich auf dem immer zu höherem Ertrag geſteigerten Boden. Auf der Slavenerde wie in Amerika hält der Deutſche eiſern an dem einmal erworbenen Landbeſitz feſt, langſam zieht er deutſche Schäfer, Förſter, Ackerknechte ſich nach, und ſo iſt halb Poſen an die betriebſamere Nation buchſtäblich unter dem Hammer übergegangen.

Dieſe Punkte, fürchte ich, müſſen die Polen zugeben. Ungründlich und bei allem Geiſt im Praktiſchen unmethodiſch zu ſein, iſt Slavenfehler. Bis auf die

Schulen merkt sich das, wo junge Polen neben Jünglingen anderer Nationen studiren. Alle Lehrer gestehen zu, daß sie Talent besitzen, aber sie kommen nicht regelmäßig ins Colleg, sie politisiren, wo sie lernen sollen, in den spätern Cursen fallen sie ab, und beim Schlußexamen fehlen sie gern. Daher unter den Polen im Ausland so viel verfehlte Carrieren und, wie die Wohlhabenden unter diesen am besten wissen, so viel Ansprüche der Trägheit auf den Erwerb des Fleißigen und Ordentlichen.

Hiergegen ist nur bei den Polen selbst Hilfe. Gut wirthschaften, durch stillen unscheinbaren Fleiß es dahin bringen, daß man seine Schulden bezahlt und noch etwas überlegt, das ist vielleicht eine kleine Tugend, aber ohne sie gelingt im Leben nichts Rechtes. Ein Mensch muß in der Welt Terrain verlieren, sobald er wirthschaftlich sich negligirt. Ein Volk muß es erst recht. Baar Geld ist eine furchtbare Macht. Niemand wird den Fremden hindern können, diese Macht zu brauchen, sein Geld in Land zu verwandeln. Geht so den Polen an ihrer Westgrenze täglich mehr Boden verloren, da müssen sie selber zusehen!

Ich meine nicht, daß ein Deutscher, der ein Gut in Polen kauft, dies Stück Land durch den Act des Kaufens bereits entnationalisirt. Die Sachsen in Siebenbürgen haben ihr Land politisch zu keinem deutschen Lande gemacht. Politisch bleibt in Polen auch ein deutsches Rittergut polnischer Boden, und so lange

die Klasse, die den Boden bebaut, polnisch bleibt, kann derselbe nicht entnationalisirt werden. Praktisch aber stellt sich, zumal unter germanischer Herrsch. die Sache anders, es wandern endlich Deutsche lich auf das Gut auch als Ackerknechte ein, und so wird zuletzt die ganze Bevölkerung deutsch und will ihre Nationalität nun auch nicht mehr an einen fremden Zukunftsstaat abtreten lassen. Hier bleibt kein rechtliches noch politisches Mittel, bis die Polen uns auf dem Gebiet unserer eigenen Virtuosität schlagen. Man hört vielfach, daß wenigstens in Posen dies jetzt beginnt, daß es trefflich bewirthschaftete polnische Adelsgüter gibt, und daß die Nation eben durch die aufregende Berührung mit dem deutschen Nachbar anfängt, auf diesem Punkte in sich zu gehen. In Litthauen hat es allezeit große Güter gegeben, die trefflich in Ordnung gehalten sind. Das Fabrikwesen nimmt auch in Russisch-Polen und Galizien in den Städten gewaltig zu, und neben den Juden bildet sich ein einheimischer Bürgerstand.

Meine Warnung gilt allen Polen, aber denen im Exil zumeist möchte ich zurufen: Arbeitet in dem fremden Lande, als hofftet Ihr niemals zurückzukehren. Gründet euch im Ausland fest in treufleißigem Broterwerb, und spart Geld, damit ihr zur Rückkehr selbstständige Mittel besitzet. Schließt euch vor den fremden Völkern, unter denen ihr lebt, nicht ab in Kleinbündelei und Privatkneipe, sondern saugt in lebendigem

Verkehr den Geiſt und die Intelligenz glücklicherer Nationen in euch auf. Bildet euch, jeder in ſeinem Fach, mit höchſter Kraft zu Potenzen aus, damit ihr einſt in euren werdenden Staat den Geiſt, die Technik, das Wiſſen des Weſtens hineintragen könnt.

Sollte der Freimuth dieſer Kritik die Polen erzürnen, ſo würden ſie, fürchte ich, beweiſen, daß ſie zur Selbſtprüfung noch nicht fähig ſind.

Aber dürfen dieſe Fehler der polniſchen Wirthſchaft uns nun veranlaſſen, ein Volk als politiſch nicht exiſtenzfähig aus der Reihe der Nationen zu ſtreichen? Haben die Serben, die auch noch nicht viel über die gröbſte Landwirthſchaft und die Schweinezucht hinaus ſind, nicht den Beweis geliefert, daß ſie einen Staat ſich erobern und ihn auch behaupten konnten? Sollen die trockenen bürgerlichen Tugenden die einzigen ſein, die das Recht auf Freiheit geben? Dann verſtände ſich ja auch nicht, wie es kam, daß Ungarn ſeinen conſtitutionellen Kampf mit Glück durchführte.

Die Polen haben Eigenſchaften, welche Garantie bieten für ihre ſtaatliche Befähigung. Dahin gehört vor allem ihr leidenſchaftlicher Patriotismus und ihre Opferfähigkeit. Ihre ſpartaniſchen Frauen theilen dieſe Gefühle in voller Stärke, und ſie werden ſie mit der Muttermilch auch auf die kommenden Geſchlechter vererben. Eben weil die Polen ſo heftig für den Staat empfinden, ſehen wir ſie im Exil ſo wüthend als

Factionen einander befehden. Wenn dieſe leidenſchaftlichen Gegenſätze der gemeinſamen Sache ſchadeten, ſo hätte Deutſchland nie eine Zukunft, denn grimmiger hat keine Flüchtlingsſchaft ſich unter einander gehaßt und gekreuzt als die deutſche von 1848. Die letzte Revolution in Polen hat es ja wieder gezeigt, daß im praktiſchen Handeln für das Vaterland die Parteien verſchwinden. Die Polen haben es bewieſen, daß ſie politiſch ſpontan zu handeln, daß ſie für ihre Sache zu ſterben verſtehen. Man ſah ihre Jünglinge, wenn der Offizier einer Truppe fiel, ohne Bedenken ans Commando treten, in den Tod gehen — und in einen oft ſchmachvollen Tod — mit einem Heldenmuth, vor dem der deutſche Philiſter ſich ſchämen ſollte. Ein Volk, das ſo opferfähig iſt, kann weder untergehen noch ſich in eine fremde Nation auflöſen!

III.

Aber, sagt man, es ist gefährlich für Deutschland, wenn Polen wiederhergestellt wird. Man wird von dort Ansprüche erheben, die weit über den noch polnisch redenden Theil des Großherzogthums Posen hinausgehen, und wir werden die Polen, die uns ohnehin hassen, nur auf ihre Füße setzen, damit sie dann mit den Russen vereint über uns herfallen und den Versuch machen, West- und Ostpreußen an das neue Polen zu annexiren.

Daß die Polen als Westslaven den Deutschen hassen, ist nicht verwunderlich. Wir haben alles Deutschland jenseits der Elbe von ihren slavischen Stammesgenossen erobert und das Eroberte fast ganz germanisirt. Dieser Prozeß hat zuletzt auch die Republik Polen berührt und drängt faktisch die Grenzscheide der Sprachen ins Herz des polnischen Gebietes vorwärts. Wir, die Sieger, haben uns dabei wohl befunden und das Unrecht, das unsere Machthaber mit der Theilung Polens begingen, laut oder stillschweigend gutgeheißen. Solange die deutsche Nation in dieser Gesinnung ver-

harrt, solange Alles bei uns stumm bleibt in Verurtheilung der so sich täglich fortsetzenden Ungerechtigkeit, solang selbst das preußische Volkshaus und der neue Reichstag die wenigen polnischen Abgeordneten in ihrem Protest gegen die Einverleibung in den deutschen Nordbund allein läßt, so lange müssen die Polen sich sagen, daß wir nicht als Regierung allein, sondern auch als Nation sie ebenso gut unterdrücken, als die Russen es thun und daß sie uns demnach hassen, ist mindestens sehr natürlich.

Ob dieser Haß gegen uns aber weise ist, das ist eine andere Frage. Die Polen sehen so ausschließlich auf die nächste Gefahr, mit der die Germanisirung in Posen und Galicien ihnen auf den Leib rückt, daß sie darüber die etwas entferntere, aber für sie viel bösere Gefahr aus dem Auge verlieren, nämlich die Nationalfeindschaft der Deutschen gegen sie. Die Geschichte hat ihnen doch endlich Lehren genug gegeben, sie müssen einmal wissen, daß Frankreich und England über ein polenfeindliches Deutschland hinweg nicht die Macht haben, ihnen zu einem Staat zu verhelfen. Ohne Deutschlands Hilfe, oder wenigstens Einwilligung, kommen sie nicht zur Freiheit, und ohne ein gutes Theil deutschen Kapitals, deutschen Unterrichts und deutscher Cultur kommen sie auch mit ihren unteren Classen nicht rasch auf die Höhe der westeuropäischen Civilisation. Statt dies einzusehen, treiben sie in Galicien im Augenblick, wo sie mit einiger

administrativen Autonomie handeln konnten, die deutschen Lehrer selbst von den höheren Schulen weg und machen in einem Lande, wo auf alle Fälle zahlreiche und kenntnißreiche Deutsche seit Jahrhunderten eingebürgert sind, das ganze Beamtenthum stockpolnisch. Das ist eine kindische Politik, wo man sich selber die Nase abschneidet, in der Meinung seinen Gegner damit zu ärgern.

Da nun wir Deutschen die stärkere und glücklichere Nation sind, kommt es uns zu, auch ruhiger und verständiger diese internationalen Verhältnisse zu würdigen. Lange genug haben wir unter uns ohne Protest den gedankenlosen Radotirungen zugehört, daß wir ganz andere Kerle seien als alle Slaven zusammengenommen, daß Polen sein Unglück verdient habe, daß die ganze weststavische Race wie Engerlinge von dem „schwereren deutschen Pflug" aus ihrem Boden gewühlt werden müsse, ehe es dort besser werde — jetzt aber ist es Zeit, mit diesen muffigen Tiraden einmal aufzuräumen. Die klaren Geister unserer Nation mögen aufstehen und den Polen sagen, daß wir ihr Recht auf Selbstständigkeit anerkennen, daß wir uns verbinden, nach Erringung unserer eigenen Selbstbestimmung das lange Unrecht gut zu machen und was von Altpolen jetzt unter deutschen Dynastien steht, soweit als es wirklich noch polnisch ist, zu einem von uns unabhängigen Neupolen zu constituiren; daß endlich, wenn diese Constituirung (was gewiß ist) von

Rußland bedroht wird, wir auch die letzte Consequenz nicht scheuen und in einem Krieg mit Rußland das Königreich Polen heraushauen wollen. Sprecht dieses Wort als einen Entschluß klar und fest aus, und der Pole wird seinen Haß gegen uns sehr bald selber so kindisch und unpolitisch finden, als wir Deutsche ihn finden.

Dann, wenn wir diesen Schritt gethan, werden wohl auch die Vernünftigen unter den Polen ebenso frank uns Garantien bieten, die der wirklichen oder fingirten Alteweiberangst vor einem hergestellten Polen den Hals umdrehen. Denn es gibt auch unter den Polen Vernünftige, das lange Unglück und der freiere Blick, den ein vieljähriges Exil gibt, haben Manchen von der Schwärmerei eines Polens von 1772 radical geheilt. Diese Vernünftigen sind schwerlich bereits die Mehrheit, so wie auch in Deutschland die Vernünftigen nicht die Mehrheit sind, aber die Vernunft auch der Minoritäten siegt schnell, sobald man einmal im Handeln auf die rauhen kantigen Thatsachen anstößt. Es mag schon sein, daß in jenen Kreisen die Glorien der Schlacht von Tannenberg noch Spuk treiben: aber ich habe doch wenig Polen getroffen, die es seriös für möglich hielten, Königsberg, das Ottokar als deutscher Reichsfürst gegen die Polen gegründet, Danzig, die Schöpfung deutscher Kaufleute, und Marienburg, wo der preußische Staat keimte, je wieder unter ein Zukunftpolen zu beugen.

An dieſe Vernünftigen ſtellen wir nun ein Verlangen, wie oben eins an die Einſichtigen unſerer eignen Nation. Mögen auch die Polen es ausſprechen, daß der Rauſch von 1772 ſie nicht mehr benebelt. Wir ſtehen auf dem Princip, das jetzt alle internationalen Fragen regelt und wenn man es vernachläſſigt, ſie alle confus macht, auf dem Princip des Nationalitätsſtaates, abgegrenzt durch die Marken der Volksſprachen. Gegenüber dieſem Anſpruch gilt uns keine Berufung auf das geſchichtliche Recht. Ein Volk muß ſich mit dem begnügen was es factiſch iſt, es nützt nicht das wieder ſein zu wollen, was man war. Deutſchland hat im Weſten viel verloren, ſogar Stücke verloren, die noch ſprachlich unſer geblieben ſind — aber ſchreien wir darum nach dem Elſaß, der Schweiz, den Niederlanden und den übrigen abgeriſſenen Stücken von Reichs-Burgund?

Unſer baarer Verluſt, von Galicien abgeſehen, das nur mit Oeſterreich, aber mit Deutſchland gar nichts zu ſchaffen hat, iſt dann nicht groß. Das halbe Poſen, kleine Eckchen vielleicht von Weſtpreußen und Oberſchleſien — das entbehrt man leicht, um ſich einen guten Nachbar aus einem böſen Knecht zu gewinnen. Macht endlich einmal Ernſt mit der friedlichſten Art aller Grenztractate: laßt die Leute im ganzen Grenzdiſtrikt nach Kirchſpielen abſtimmen, ob ſie zu Deutſchland oder Polen gehören wollen, aber ſchließt nicht vorher einen Nizza-Tractat zwiſchen

euern Diplomaten ab, ſondern laßt auch wirklich eine freie Abſtimmung daraus werden. Fällt bei dieſer Abſtimmung ein Kirchſpiel auf die verkehrte Seite über den allgemeinen Zug der Grenze hinüber, was thut's? Laßt es Enclave bleiben, und regulirt dieſe kleinen Eckchen und Endchen nach fünfzig Jahren noch einmal durch eine freundliche Verhandlung. Und während die Abſtimmung ſich vorbereitet, laßt uns gefälligſt beiderſeits nichts von Soldaten und Mouchards ſehen, aber auch nichts von „ſtrategiſchen Nothwendigkeiten" hören.

Eine große Schwierigkeit des innerhalb ſeiner jetzigen Sprachgrenzen entſtandenen Polens wird Niemand ſich ableugnen: man ſieht nicht, wie ihm eine Seeküſte mit einem guten Hafen zu verſchaffen wäre. Der Gedanke einer Wiederausdehnung bis nach Odeſſa am ſchwarzen Meer ſcheint ebenſo chimäriſch als der Beſitz der Weichſelmündung mit Elbing und Danzig als Ausfuhrhäfen. Nach der Möglichkeit eine Seemacht zu werden, was es ja auch niemals geweſen iſt, kann Polen daher nicht ausblicken, aber ſeinem Handelswohlſtand wird die Entfernung vom Meer wenig Schaden thun. Auch der Deutſche hat die Rheinmündung nicht in ſeinen Händen, gleichwohl iſt Verkehrs- und Handelsbewegung auf dem Strome ungeheuer, und ſeit Jahren haben wir gegen Holland keine Klage gehabt. Wenn Weichſel, Pregel, Memel tractatmäßig für das erklärt werden, was ſie wirklich

sind, nämlich für freie, selbst im Krieg neutrale Handelsstraßen, wenn ebenso für das polnische Getreide die freie Fahrt südwärts ins schwarze Meer selbst für den Kriegsfall vorbehalten wird, so steht Polen durch natürliche Vortheile besser als Ungarn, das von Meeresverbindung nur seine Donau und am adriatischen Meer in Fiume einen kleinen Hafen besitzt, zu dem nicht einmal ein Fluß aus dem inneren Lande hinabführt.

Will man nun sagen, die Polen werden dennoch von West- und Ostpreußen nicht ablassen, werden also gleich bei ihrer Wiedergeburt oder später bei Gelegenheit uns wegen dieses Stückes Küste einen Krieg auf den Hals laden, so frage man sich nur, ob dem compacten Nordbund und besonders der starken deutschen Gesinnung dieser Provinzen gegenüber ein Staat von zwölf Millionen uns zu gefährlich werden kann?

Ganz anders stellt sich die Sache aber, wenn Polen nicht aufersteht, denn dann werden wir für diese Länder einen ganz anderen Prätendenten auftreten sehen. Und der kann uns gefährlich werden.

Rußland wird bald erfahren, daß es sein Stück Polen nur mit beständigen Opfern behaupten kann, solange an dessen Grenzen zwei andere Stücke Polens stehen bleiben, die seiner Russificirung nicht zugänglich sind. Um Polen mit Vortheil behaupten zu können, muß Rußland daher nach Galicien streben.

Der Fall, daß es auch wirklich Galicien bekäme, iſt gar nicht undenkbar, und wohl nicht umſonſt haben bereits ruſſiſche Agenten die dortige ruthenische Bevölkerung gegen die galiciſchen Polen aufgewühlt.

Im ſiebenjährigen Krieg hatten wir den erſten karthaginienſiſchen Krieg zwiſchen Preußen und Oeſterreich. Den zweiten haben wir 1866 geſehen. Die vorwärtsſpornende Annexionsſucht Preußens, unterſtützt von dem treibenden Gedanken der Einheit Deutſchlands — wie lang wird es dauern, bis in einem dritten karthaginienſiſchen Krieg der Verſuch gemacht wird, Oeſterreich zu ſprengen und ſeine deutſchen Provinzen zu annexiren? Und werden preußiſche Staatsmänner dann den Verſucher abweiſen, der ihnen einflüſtert: Kauft euch doch Rußlands Einwilligung, indem ihr ihm Galicien als Beuteſtück hinwerft?

Damit würde man ſich dann einen Jugurtha vorbereiten, der für die Sieger bedenklicher wäre als Carthago ſelber. Denn ſobald Rußland in Krakau und Lemberg ſtände, würde es die Erbſchaft der polniſchen Anſprüche antreten und nicht verſäumen dieſe Anſprüche auf die deutſchen Oſtſeeländer geltend zu machen. Es hat dieſe Länder durch ſeine Grenzſperre induſtriell bereits lahm gelegt und in jedem ſchlechten Getreidejahr zur Hungerpeſt verurtheilt. Ein freies Polen neben uns kann kein Prohibitivſyſtem auf deutſche Induſtrie legen, denn Polen iſt nicht groß genug, hat auch nicht genug Mannigfaltigkeit ſeiner

Producte, um für sich ein Zollgebiet zu bilden; Rußland aber, von seinem Baumwollklima in Georgien bis zu den Wildnissen der Pelzthiere in Sibirien und den unerschöpften Wäldern im europäischen Norden, mit industriellen Provinzen neben den noch nicht einmal zum Ackerbau aufgestiegenen Völkern der asiatischen Steppe, hat die Möglichkeit, in sich eine geschlossene Handelswelt darzustellen und seine Nachbarn in ihrem Gewerb auszudörren. Es wird von diesem System darum auch nicht ablassen, so wenig wie China freiwillig davon abließ. Daher hat es die Macht unser West- und Ostpreußen zur Verzweiflung zu bringen und in einen Zustand zu versetzen, welcher trotz allem Nationalgefühl die Leute dort zum Nachdenken bringt, ob es dann nicht am Ende besser sei in den großen Staat aufgenommen zu werden, der ihnen den Handel gleich bis an die Grenzen Chinas und Indiens aufthut. Zwischen financiellem Ruin und dem ideellen Zug des Patriotismus ist die Wahl auch einem edeln Stamme schwer.

Also wo liegt für Deutschlands Ostseeküste die größere Gefahr, in einem hergestellten Polen oder einem Polen das ganz von Rußland verschlungen ist? Wem werden wir leichter in solchen Ansprüchen widerstehen, einem durch unsere Hilfe erstandenen, mit seinem Wohlstand auf unsere Arbeit und unsere Freundschaft angewiesenen Staat, oder aber den Russen und den russificirten Polen zusammen?

Oder glaubt man etwa, ein ins polnische Erbe getretenes Rußland werde die alten polnischen Territorialansprüche nicht geltend machen? Blickt nach der Türkei, nach dem Oxus und dem Amur, und was Rußland träumt und wünscht, leugnet es, wenn ihr könnt!

IV.

Eine Frage, die für den Moment noch brennender scheint, ist die orientalische. Aber Europa kann und darf ihre natürliche Lösung nicht zugeben, ehe die polnische gelöst ist.

Was soll aus der europäischen Türkei werden? Das ist der Kern der orientalischen Frage.

Blickt man auf eine Völkerkarte der Türkei und eine statistische Tabelle ihrer Bevölkerungsverhältnisse, so ergibt sich, daß in ganzen großen, nominell noch zur Türkei gezählten Ländern gar keine Osmanen mehr leben, z. B. in Serbien, Montenegro und Rumänien.

Im Süden hat sich das kleine, aber ganz von Christen bewohnte Hellas bereits zu einem selbstständigen Staat abgesondert. Auf Creta kämpfen schon monatelang die Christen gegen die türkischen Heere, welche mit dem Aufstand nicht fertig werden können.

In den Centralprovinzen überwiegt die christliche Bevölkerung bei weitem nicht allein die osmanische, sondern auch die Muhammedaner an Zahl, deren Väter aus Christen zum Islam übergegangen sind. Die

Christen sind vielleicht nicht der moralisch bessere, aber sie sind der betriebsamste, fortschreitendste, auch an Zahl stets wachsende Theil der Bevölkerung. Das einfache Gesetz der Neuzeit, wonach die Mehrheit in Staatsfragen entscheidet, wirkt also darauf hin, daß die Regierung des Landes den Christen zufalle und die Türken zwar nicht vertrieben werden, aber doch ihre Privilegien aufgeben sollen.

Nun wohnen auf der Halbinsel drei christliche Stämme, und zwar in ziemlich klar abgegrenzten Gebieten. Es sind die Rumänen, welche für den Moment einen vom Sultan fast unabhängigen, aber innerlich kraftlosen Staat bilden, ferner die Südslaven mit den slavisirten Bulgaren, für deren Zukunft Crystallisationspunkte schon in den freien Staaten Montenegro und Serbien gewonnen sind; endlich diejenigen noch nicht in's Königreich Hellas aufgenommenen Griechen, die im Süden und entlang der Ostküste bis Constantinopel herauf, so wie im Archipelagus, für jetzt noch unter dem Sultan stehen. Die Albanesen zählen wir, obwohl sie ein national ganz eigenthümliches Volk sind, hier nicht mit, denn sie sind für einen eigenen Staat nicht zahlreich genug, und sollen schon so hellenisirt sein (zum Theil selbst in der Sprache), daß sie einer Einfügung in ein vergrößertes Griechenland schwerlich sich widersetzen würden.

So stellen sich im Spiegel der Zukunft auf der türkischen Halbinsel drei Staaten heraus:

Ein vergrößertes Königreich Griechenland mit Creta und allen Inseln des Archipelagus, mit Epirus, Theſſalien, Makedonien und mit Conſtantinopel, wenn man nicht dieſe Stadt nebſt Gebiet für einen neutralen Freihafen aller Welt erklären und als ſolchen unter den tractatmäßigen Schutz ſämmtlicher Seemächte beider Hemiſphären ſtellen will.

Zweitens ein ſlaviſches Reich, das nördlich an die Donau, weſtlich ans adriatiſche und öſtlich ans ſchwarze Meer ſtößt.

Drittens Rumänien, wozu dann mit der Walachei und Moldau noch ein rumäniſches Stück Beſſarabiens von Rußland und die ebenfalls rumäniſche Bukowina von Polen zu verlangen wäre.

Dieſe drei Reiche würden, beſonders anfangs, ſehr ſchwach und deshalb auf eine freiwillige Conföderation angewieſen ſein, wobei die gemeinſchaftliche kirchliche Confeſſion und die in der Blutmiſchung aller drei Nationalitäten nachweisbare Verwandtſchaft derſelben vielleicht dazu beitragen würden das Einheitsband zu verſtärken.

Wenn nun dieſe Löſung, wie ſie auch die Zukunft höchſt wahrſcheinlich bringen wird, als die vernünftige erſcheint, warum läßt ſie ſich nicht jetzt ſchon vollziehen? Warum, wenn doch einmal die Türkei mit einer großartigen Reform und Erneuerung nach allem Flicken nicht zum Ziele kommt, warum können die Mächte Europas nicht die Revolution in der Türkei

unterstützen oder doch gewähren lassen, und hernach auf einem Congreß jene drei Reiche constituiren, wie sie ja doch früher (unter Metternich gar!) das Königreich Hellas und 1856 das Fürstenthum Rumänien auf Congressen constituirt haben?

Der Grund ist klar: zunächst hoffen einige europäische Mächte bei einem Zerbröckeln der Türkei, statt autonome Staaten zu gründen, lieber ein gutes Stück selber zu annexiren. Könnte Oesterreich mit Bosnien und der Herzegowina sich abrunden, so wäre die Gefahr vorbei, daß seine eigenen Südslaven auf Anschluß an ein transdanubisches Südslavenreich sinnen. Ebenso würden die Donauprovinzen dem habsburgischen Hause Ungarns Gehorsam garantiren. Rußland will Constantinopel, muß dann aber auch die Donauprovinzen und Thracien für sich ansprechen, um Constantinopel decken zu können. Diese beiden Staaten, Oesterreich und Rußland, kreuzen sich also schon. Die Westmächte können die Pläne beider nicht begünstigen; ein Versuch Rußlands, mit Gewalt Rumänien zu occupiren, hat ihm von England, Frankreich und Sardinien den Krimkrieg auf den Hals geladen.

Warum aber stellen England, Frankreich, Italien und Preußen, denen bei dem Zerfall der Türkei schwerlich etwas zufallen wird, nicht jene Constitnirung dreier autonomer christlicher Staaten als Programm auf?

Vor zwölf Jahren, als man nach dem Krimkrieg wirklich Rumänien schuf, wäre das denkbar gewesen,

heute iſt dieſe Ausſicht verſcherzt, und die ſie verſcherzt haben, ſind die Rumänen ſelber und auch die Hellenen.

Junge Staaten, die auf eigenen Füßen nicht ſtehen können und nur von einer Connivenz mächtiger Nachbarſtaaten exiſtiren, müſſen Eins zu vermeiden den Inſtinkt haben, nämlich Thorheiten zu machen, wodurch ſie Eingriffe dieſer Nachbarſtaaten hervorrufen. Wollen ſie Revolutionen machen, ſo müſſen ſie wenigſtens darüber ſich klar ſein, was ſie mit einer Revolution wollen und wer ſie hernach regieren ſoll. Am beſten aber behelfen ſie ſich ohne Revolutionen, wie es eben geht, entwickeln ihre materiellen Kräfte und machen ſich beſonders durch ſcharfe Arbeit und finanzielle Ordnung von Verlotterung und Abhängigkeit vom Geldmarkt los.

Daß die Griechen den König Otto vertrieben, verdenken wir ihnen nicht darum, weil dieſer ein Deutſcher war. Wenn ſie die Politik des offenen Kriegs mit der Türkei als Hintergedanken hatten und Otto abſetzten, weil er darein nie gewilligt hätte, ſo hatten ſie vollkommen Recht, nur mußten ſie dann auch hernach ihr Schickſal in ihrer eigenen Hand behalten, und um das zu können, wenigſtens für den Moment ſich zur Republik machen. Das war dazumal möglich, weil glücklicherweiſe für ihr Krönchen kein practicabler Prätendent auftrat. Sie ſchielten aber nach den joniſchen Inſeln, gingen mit der Krone bei dem engliſchen

Hof und deſſen Anverwandten betteln und nahmen dann zum Lenker ihres Stätchens, um mild zu ſein, die unerprobteſte Kraft, die ſich finden ließ. König Georg hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſich die Protection eines Schwiegervaters und mit einer Frau eine anſtändige Penſion auf den Tag zu ſichern, wenn man ihn ſeinerſeits fortjagen wird. Ein König der Hellenen ſteht ſich ja ungefähr wie weiland ein türkiſcher Paſcha, er muß ſeine Pfeifen ſchneiden ſolang er im Rohr ſitzt, denn lange läßt man ihm keine Ruhe im Rohr. Darum nahm König Georgios klüglich eine ruſſiſche Prinzeſſin und ſchmiedete ſein Krönchen damit an die Intereſſen Eines der Schutzſtaaten. Die andern Schutzſtaaten wollen mit vollem Recht nicht, daß hier der ruſſiſche Einfluß ſich gründe, wenigſtens wollen ſie ihm nicht erlauben Erfolge zu erzielen. Die armen Cretenſer! Konnten ſie denken, daß ein Fürſt um eines künftigen Penſiönchens willen die Sympathien Europas von ihrem Kampf ablenken und ſelbſt einen möglichen Sieg nutzlos machen würde?

Ueberall die armſeligſte Kopfloſigkeit, welche den Beweis liefert, daß bei allen Naturgaben dieſe Hellenen noch nicht der Boden ſind, aus dem organiſatoriſche Kräfte aufſtehen könnten! Das zuerſt von der türkiſchen Macht befreite Chriſtenreich macht ſich freiwillig zu einer moraliſchen Secundogenitur Rußlands, und das übrige Europa kann neue Experimente in dieſer Richtung nicht riskiren.

Wäre jedoch Hellas das einzige Warnungsbeiſpiel! Aber dieſe Rumänen!

Durch einen ſchlauen Coup erringen ſie mittelſt der Wahl Couſa's die Einigung der Moldau und Walachei. Die ihrem Gedeihen ungünſtigen Mächte müſſen dieſen Punkt nachgeben. Fortan war Couſa's Erhaltung die beſte Garantie ihrer Exiſtenz. Er vollzieht das Eine Nothwendige mit kraftvoller Hand: er macht die Bauern frei; er hat den Muth zum Beſten des Landes auch nach dem Kirchenvermögen zu greifen. Aber die Raſenden! Sie bellen nach einem auswärtigen Fürſten aus einem großen Haus, ſie machen die griechiſche Dummheit nach, blamiren ſich noch mit Proſtituirung ihres ſelbſtgewählten Oberhaupts, indem ſie ihn aufheben im Moment, wo er ein Schätzchen bei ſich im Bett hat, und wählen dann einen prinzlichen Dragonerofficier. Eine Judenhetz folgt; die Regierung macht ſich's bequem, läugnet erſt vor Europa, daß Juden verfolgt worden ſind; wie aber die Sache unangenehm wird, weil die fremden Mächte ſich dareinlegen und die fremde Preſſe Ueberführungsgründe beibringt, da (und da erſt!) macht der Fürſt eine Inſpectionsreiſe durch's Land, erklärt, ja es ſeien Juden verfolgt worden, und läßt zum Schein ein paar böſe Buben verhaften. Sein eigener Thron ſteht dabei ſo wackelig, daß er jeden Moment durch einen einzigen Zuck am Drähtchen von Rußland her umgeworfen werden kann. Dieſe zwölf Jahre Unabhängigkeit haben

die Rumänen nur auf den Punkt gebracht, daß, wenn Rußland sie jetzt wie damals einsacken wollte, man sich schwerlich im Westen die Mühe eines zweiten Krimkrieges geben würde.

Wo bei den Parteien, welche doch diese letzten Jahre her die Geschicke dieser Stätchen gemacht haben, so wenig Begriff der Situation waltet, solche Kopflosigkeit über den zweiten Schritt, der nach dem ersten zu thun sei, und dabei doch wieder solch ruchlos zutäppisches Experimentiren, da läßt sich nicht hoffen, daß die organisatorischen Kräfte hervortreten werden, welche solchen Stätchen Fortdauer garantiren könnten. Die Interessen dieser Bevölkerungen sind vor der Hand wahrhaftig besser in türkischer als in ihrer eigenen Hand gesichert, denn so lang sie türkisch bleiben, wird Europa sie wenigstens nicht von Rußland verschlingen lassen.

Dies ist das wahre Geheimniß, warum die Türkei schon so lange weder leben noch sterben kann. Die polnischen Exulanten begreifen diese Sachlage und treten daher als Freiwillige in die Armee des Sultans ein, um die Türkei mit erhalten zu helfen.

Aber in dieser Klemme bleibt nun auch die orientalische Frage stecken, und die christlichen Völker mit ihr: denn daß etwa die Türkei im Sinn des europäischen Fortschritts sich regeneriren und dadurch den guten Willen ihrer christlichen Unterthanen sich gewinnen könnte, das halte ich ebenfalls für eine Chimäre.

Man kann alle Achtung vor der jungtürkiſchen Reformpartei haben, aber die Türkei regeneriren kann ſie nicht, weil ſie Mittel anwenden müßte, welche ſo draſtiſch wären, daß die Conſtitution des „kranken Mannes" ſie nicht mehr vertrüge. Gebt allen Unterthanen der Pforte gleiche Rechte und beruft ein Parlament, um dem Volke ſeinen Antheil an der Geſetzgebung und Regierung zu ſichern, ſo wird ſofort die Majorität der Chriſten über die mahomedaniſche Minderheit das Uebergewicht gewinnen. Der Sultan hat ſo eben wieder einmal den Staatsrath eröffnet mit der Zuſage, den neuen Reformgedanken Raum zu geben. Allein wird er ſelber der abſolutiſtiſchen Verfügung über die Staatsgelder und der bequemen Gewohnheit entſagen wollen, ſeine Privatbedürfniſſe durch Anleihen aus den Kaſſen der einzelnen Miniſterien zu beſchaffen, Anleihen, die dann niemals zurückbezahlt werden? Oeſterreich konnte ſich in Herrn von Beuſt einen Operateur aus dem Ausland berufen, um ſich wieder einrenken zu laſſen, aber die Türkei kann ſich mit allen Pretioſen des Orients von auswärts keinen haltbaren Finanzminiſter kaufen. Daß die weſteuropäiſchen Mächte alſo die Türkei conſerviren, iſt im Grunde eine alberne, weil blos hemmende, aber es iſt auch eine für den Moment nothwendige Politik.

Man ſieht, hier kommt die Löſung erſt, wenn Rußlands auf den Oſten Europas drückende

Uebermacht beſeitigt iſt. Ein Reich der türkiſchen Südſlaven namentlich kann nur dann riskirt werden, wenn neben Rußland ſchon ein zweites ſtarkes Slavenreich daſteht, und das läßt ſich nur aus Polen bilden. Damit, und damit erſt, iſt die wahnſinnige Idee des Panſlavismus gebrochen. Jedermann würde es für Wahnſinn halten, alle germaniſchen Reiche: England, Scandinavien, Niederlande, Schweiz etwa unter der Herrſchaft Deutſchlands in Einen Staat zu preſſen, und der Traum, Frankreich als Hegemon der „lateiniſchen Racen" über Spanien, Portugal, Italien und allenfalls Mexiko zum Herrn zu machen, iſt bereits mit mancher andern „Idée Napoléonienne" verſchollen. Wenn alſo ein pangermaniſches und panromaniſches Reich ein Unſinn iſt, iſt ein panſlaviſtiſches Rußland etwas Vernünftigeres? Um dieſen Verſuch der Vergewaltigung der alten Welt zu brechen, gibt es nur Ein kraftvolles Mittel: es muß in die panſlaviſtiſchen Tendenzen ein ſtarkes Polen als Keil eingetrieben werden, denn zwiſchen Polen und Ruſſen hat es keine Gefahr eines Bündniſſes, kraft deſſen beide Staaten vereinigt Europa bedrohen könnten.

V.

Auch die Gestaltung des künftigen deutschen Einheitsstaates löst sich nur durch ein selbstständiges Polen.

Zu einem in sich befriedigten nationalen Staat gehört nicht allein, daß er alle seine eigenen gleichsprachigen Stämme in seinen Grenzen vereinige, sondern auch daß er nicht mit Anhängseln belastet sei, welche ihn zwingen, einen Theil seiner Macht auf Festhaltung solcher Reichstheile zu verschwenden, welche außerhalb seiner Nationalgrenzen liegen.

So kommen wir Deutsche niemals zu einer klaren Auseinandersetzung mit Ungarn, so lange die russische Gefahr an unserer Grenze droht. Ungarns Loslösung als selbstständiger Staat würde unweise sein, solange es an zwei Seiten von russischen Waffen, an der dritten vom russischen Einfluß unter den Südslaven bedroht wird. Aehnlich wie Rumänien und Serbien ist es jetzt vor russischer Eroberung nur dadurch gesichert, daß es noch zu den habsburgischen Ländern gehört, also im Fall eines russischen Angriffs Oester-

reich bei Ungarns Vertheidigung ganz West- und Mitteleuropa zu Bundesgenossen haben würde. Durch die russische Occupation von 1849 gewarnt, erkennen auch die Ungarn diese Sachlage vollkommen. Sie haben soviel Freiheit und Selbstständigkeit sich erkämpft, als nur zu erlangen war, aber sie haben sich wohl gehütet, das Band zu gefährden, das sie an den habsburgischen Ländercomplex anknüpft. Ungarn kann nur dann wagen selbstständig zu sein, wenn seine Nordgrenze durch ein freies Polen gegen Rußland gedeckt wird.

Am schlimmsten ist es aber, daß Deutschland nicht vollständig entwaffnen kann, ehe die polnische Frage gelöst ist. Polen, das wir jetzt mit unterdrücken, kann zwischen uns einerseits und Frankreich andererseits stets ein Vorwand zum Krieg werden. Solange wir an Polens Zerfleischung mit Theil nehmen, können wir unsere natürlichen Allianzen mit England und Frankreich nicht antreten, und nur auf Grund eines ausdrücklich zu Polens Wiederherstellung unternommenen Weltkriegs gegen Rußland läßt sich ein fester Bund der west- und mitteleuropäischen Staaten denken.

Warum aber predigen wir einen Kreuzzug gegen Rußland, mit dem Zweck, seine Macht unter allen Bedingungen zu schwächen, sein Gebiet zu zerreißen und wo möglich Bewegungen in seinem Innern hervorzurufen, welche Sibirien auf eigene Füße stellen, Rußlands Fortschritte in Asien hemmen und den Klein-

ruſſen Luſt machen gegen die moskowitiſche Centraliſation?

Unſere Gründe ſind dreifach:

Erſtens, weil Rußland wie ein Waſſerſüchtiger, der durch Gier nach Waſſer ſeine Krankheit ſtets vermehrt, nicht abläßt ſeine Eroberungen auszudehnen und ſeine Nachbarſtaaten zu ſchwächen, um abermals neue Eroberungen vorzubereiten. Und dieſer Trieb iſt um ſo unerträglicher und krankhafter, weil es nicht, wie etwa England bei ſeinen Coloniſationen, eine überſchwellende Bevölkerung hat, die es in neugewonnene Gebiete ausſtrömen müßte, ſondern im Gegentheil nicht Hände genug beſitzt, um ſein enormes Gebiet zu cultiviren und durch Volksdichtigkeit höhere Bedürfniſſe der Civiliſation wachzurufen. Jeder Koſak, den Rußland gewaltſam expatriirt, iſt ein dem Boden entzogenes Arbeitscapital, und die ſtete Verdünnung der europäiſchen Bevölkerung hält, von höhern Fortſchritten der Volkswirthſchaft abgeſehen, den ruſſiſchen Boden in einem Zuſtand, daß in dem ungeheuern Reich von Einem Korn Ausſaat noch nicht fünf Körner Ertrag jährlich gewonnen werden!

Zweitens, weil bei dieſem Eroberungswahnſinn, der ſeine untern Claſſen ausſaugt und verdummt, um aus den privilegirten Ständen Satrapen und Generäle machen zu können, Rußland keine Rückſicht kennt auf das Princip, das allein die moderne Politik zur Moral zurückführt und die Welt vor dem Cynismus der bru-

talen Macht rettet, nämlich die Achtung vor dem Recht der Nationalitäten. Solange die eroberten Gebiete wenigstens das Recht ihres Volksthums, ihrer väterlichen Sitte und Religion behielten, war diese Anmaßung, an dreißig verschiedene Völker in Einem Reich zu vereinigen, wenigstens noch erträglich, aber jetzt hat Rußland in Polen und gleichzeitig in seinen deutschen Ostseeprovinzen den Beweis geliefert, daß es diese Mäßigung nicht mehr kennt, sondern sogar höher civilisirte Nationen zu seiner moskowitischen Culturtiefe herabdrücken will, die ohne Mittelstufe des Bürgerthums nur einen blasirten und hochmüthigen Adel neben einer ausgepreßten und rohen Landbevölkerung kennt.

Drittens predigen wir den Kreuzzug, weil Rußland trotz Emancipation dieser Bauern, trotz Belebung seines Handels und seiner Fabrication dennoch, auch wenn die Regierung es wollte, bei seiner gemischten Bevölkerung zur Freiheit nicht durchdringen kann: denn nur durch die abscheulichste Centralisation, die jede selbstständige Verwaltung der Provinzen zum Blendwerk machen und jeden ihrer Beamten zum willenlosen Werkzeug der Unterdrückung pressen muß, läßt sich von Kamtschatka und dem Oxus bis Warschau, Eydtkuhnen und Riga das Regiment führen. Mit jedem Schritt vorwärts, den die russischen Regimenter in Centralasien thun, wird die constitutionelle Freiheit Rußlands unmöglicher.

Und somit, da von diesem Krebs, der Rußlands eigenes Fleisch zerfrißt, keine organische Heilung denkbar, und für diese Urſünde der blinden Vergrößerungswuth keine Bekehrung aus dem eigenen Gemüth heraus möglich ist, muß Europa wiederholen, was es im Krimkrieg anfing. Rußland ist so verblendet, daß es abermals den Anlaß schon selber herbeiführen wird. Dann gilt es den Gegenschlag energisch zu führen und das Ziel klar ins Auge zu fassen, nämlich, daß wir, ehe wir Frieden schließen, ein großes lebensfähiges Polen aus Rußlands Flanke heraushauen. Das müssen wir thun um unserer selbst willen, denn nur wenn das vollbracht ist, können wir endlich einmal daran denken, in Europa die stehenden Heere abzuschaffen.

VI.

Fassen wir zusammen, was zum Ziele führen kann:

Die Polen müssen begreifen, daß ohne Deutschland sie nichts machen können, müssen daher den blöden Nationalhaß gegen uns ebenso gut abthun, als wir ihn in uns überwinden sollen. Sie werden auch bei uns Terrain gewinnen, wenn sie statt der gedankenlosen Austreibung deutscher Beamten und Lehrer aus galicischen Aemtern und Anstellungen die Magyaren nachahmen, die zu den unter ihnen wohnenden Deutschen auf gegenseitig freundlichem Fuße stehen und dadurch sogar manchen von diesen veranlassen seinem eigenen Volksthum zu entsagen und seinen Namen magyarisch zu orthographiren.

Alle Staatsmänner des Nordbundes müssen als einen Glaubens- und Gewissensartikel festhalten, daß nie und nimmer um ein für den Moment Vortheil versprechendes Bündniß mit Rußland Galicien russisch werden darf. Selbst die Einverleibung Deutsch-Oesterreichs in ein deutsches Reich, ohne welche ja freilich

die deutſche Einheit nichts iſt, muß zurückſtehen hinter dieſem Geſichtspunkt. Um Oeſterreich zu ſprengen, wenn das noch einmal die Trumpfkarte eines Berliner Staatsmanns würde, darf dieſe ruſſiſche Allianz nicht in Ausſicht genommen werden. Vielmehr hat, auch ſolange Galicien bei Oeſterreich iſt, ganz Deutſchland in erſter Linie dafür einzuſtehen, daß ein Gewaltſchritt Rußlands in dieſer Richtung unmöglich wird.

Oeſterreich aber muß, wie es jetzt thut, die polniſche Nationalität in Galicien pflegen und dieſer Provinz, die jetzt voll Muth und Vertrauen auf ihre gute Sache iſt, alle mit dem Zuſammenhalt der habsburgiſchen Staaten nur irgend verträgliche Freiheit der inneren Verwaltung laſſen. Die Polen in Galicien erdrücken uns jetzt dort, aber ſie können ſich bekehren und vernünftig werden; haben aber einmal die Ruſſen Galicien, die erdrücken uns erſt recht, und die ſind nicht zu bekehren. Gewinnt durch Oeſterreichs Regierung und den guten Willen ſeiner deutſchen Bevölkerung der Deutſche auch den guten Willen des Galiciers, ſo kann eine Möglichkeit auftauchen, daß ſelbſt in einem freien Polen das Haus Habsburg eine Chance des Einfluſſes behält. Wächſt aber dieſer alberne Haß zwiſchen den Völkern, ſo gewinnt der Panſlavismus Gunſt, der ohnehin dort wegen der Ruthenen gefährlich iſt, denn der Pole wird am Ende noch lieber mit dem blutsverwandten Ruſſen zuſammenſchmelzen als von dem blutsfremden Germanen

ſich unterdrücken und zum Wenden ſich degradiren laſſen. Und muß durch dieſe angebahnte freie Entwickelung Galicien den Habsburgern verloren gehen, dann iſt es jedenfalls für Oeſterreich weniger gefährlich, wenn die Provinz in ein freies Polen ausmündet, als wenn Rußland ſie annexirt und dann durch die czechiſchen Panſlaviſten auf Deutſchöſterreich unwiderſtehlich und geradezu vernichtend drückt. Jeder deutſche Patriot in Oeſterreich, zumal jeder klarblickende Abgeordnete, der über die Grenzen des Kaiſerſtaats auch hinaus auf Deutſchland und die Weltintereſſen blickt, ſollte auf die Regierung in der Richtung einwirken, daß die Polen noch rechtzeitig lernen können ſich ſelbſt zu verwalten und künftig zu regieren.

Warum wäre überhaupt von Seiten Oeſterreichs der kühne Gedanke eine Unmöglichkeit, dem Preußen wie dem Ruſſen ein Paroli zu bieten durch Erſchaffung eines ſelbſtſtändigen Königreichs Galicien, etwa als öſterreichiſche Secundogenitur unter einem Erzherzog des habsburgiſchen Hauſes? Damit wäre für die Polen ein Staat geſchaffen, der ihnen das würde was einſt Sardinien für Italien war: ein Centrum für ihre neue Staatsbildung, ein Platz, wo die Emigranten wieder Heimat und Thätigkeit fänden, und ein Staat, wo die Polen Europa einmal den Beweis liefern könnten, daß Polen ſich wirklich regieren können und daß wo ſie regieren weder Anarchie, noch Judenhetzen, noch Verfolgung von Diſſidenten und Ausländern unvermeidlich ſind.

Ueber diesen Gedanken wird man den Kopf schütteln, aber man hat allezeit über neue Gedanken den Kopf geschüttelt. Welch besseres Mittel fände wohl Oesterreich, sich gegen eine neue Ueberrumpelung von Preußen und gegen eine russische Vergewaltigung zu decken! Wenn Rußland selbstmächtig den Namen Polen abschafft, wer kann Oesterreich hindern, mit Willen seiner Regierung und Zustimmung seines Volkes Polen wieder zu organisiren?

Auch in Frankreich und England muß die polnische Frage in frische Anregung gebracht werden, und am besten wäre es, wenn dies in ganz Europa durch Deutsche geschähe, damit die fremden Nationen begreifen mögen, daß wir als Nation den aufrichtigen Wunsch haben, das jetzt (seit 1772) fast hundert Jahr alte Verbrechen unserer Regierungen zu sühnen.

Hundert Jahre dauert jetzt das Ringen der Polen um ihre Freiheit. Durch drei furchtbar erschütternde, todesmuthige Revolutionen, und durch eine patriotisch unermüdliche, Amnestie und Heimatglück verschmähende Emigration haben sie all die Zeit her Protest gegen die Theilung Polens eingelegt. Es ist kindisch zu denken, daß sie kein Volk mehr werden könnten. Die Juden, einst alle vom Boden des Vaterlandes vertrieben, ganz in eine Emigration aufgelöst und mit ihrer gesammten Volksexistenz auf weniger als fünfzigtausend Menschen heruntergebracht, kehrten unter Cyrus aus Medien, Babylon, Aegypten, wohin sie

als kleine Colonien deportirt oder geflüchtet waren, nach Palästina zurück und gewannen dann in dreihundert Jahren ein Reich, das unter den Makkabäern weit über die Grenzen hinausging, die es selbst in Davids und Salomons glänzenden Tagen besessen hatte. Die Messenier im Peloponnes verloren siebenhundert Jahre vor Christus ihre Unabhängigkeit und wurden den stammverwandten Spartanern zinspflichtig. Hart behandelt, empörten sie sich nach vierzig Jahren, schlugen sich siebzehn Jahre lang gegen ihre Unterdrücker, wurden aber besiegt, die Edelsten wählten das Exil und entgingen so der Sclaverei. Wieder nach zweihundert Jahren der Knechtschaft warfen sie sich in den spartanischen Helotenkrieg und hielten in tapferer Gegenwehr zehn Jahre aus; da sie zum dritten Mal unterlagen, strömte abermals eine zahlreiche Emigration aus. Aber wieder ein Jahrhundert später berief Epaminondas der Thebaner, um Spartas Uebergewicht zu brechen, die Zerstreuten heim, sie brachten die alten geflüchteten Götterbilder mit zurück, Messene wurde glänzend wieder aufgebaut, und sie sind ihres kleinen Staates, ihrer schönen Obstgärten, Weinberge und Waizenfelder doch noch einmal froh geworden. Das war eine Emigration von dreihundertfünfzig Jahren; was nicht auswanderte, war Sclav gewesen, und beim Charakter der Sieger läßt sich nicht zweifeln, sie werden diese Sclaven auch nach Kräften „spartanisirt“ haben. Und doch ist Messenien

Gedichte

von

16, 16.

Gottfried Kinkel.

Zweite Sammlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1868.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Revolution und Exil 1

Die künftige Poeſie. Cincinnati 1841 3

Die Keime des Waldes. Im Wald bei Altenahr, März 1846 5

Des Unterthanen Glaubensbekenntniß. 1841 7

Allzuwenig. 1842 10

Der König kommt. 1841 11

Prolog zu einer Faſchingskomödie. 1847 13

Von einem Adler. März 1848 16

An mein Volk. Beim Waffenſtillſtand von Malmoe, 1848 19

Fluth und Ebbe. In den Kaſematten von Raſtatt, Auguſt 1849 . . 20

Der letzte deutſche Glaubensartikel. Naugard, März 1850 23

Die Klaſſiker. Naugard, Winter 1850 26

Heiligabr. 1. 2. Spandau, Sommer 1849 29

Bundeslied. Fragment. Naugard 1850 34

Abſchied von Deutſchland. Neuſeß, November 1850 36

Amerika und Europa. Philadelphia, Herbſt 1851 39

Ohio-Wein. Elmira, New-York, Febr. 1852 41

Vierzig Jahre alt. Haſtings, 11. Aug. 1854 44

Bei Puchta's Tod. Haſtings 1854 47

An mein Vaterland. Widmung des Trauerſpiels Nimrod. Auf dem Schloß zu Haſtings, 1. Sept. 1854 49

Meiner Tochter Johanna, als ſie zwölf Jahr alt wurde. Werthing, Auguſt 1857 53

Dunkle Nacht. 1857 57

An der Wiege. Virginia Water, Sept. 1858 59

Seite

Johannisland. Kensington Gardens 1858 60
Zerrissene Saiten. Bei Johanna's Tod, 1858 62
[illegible]. 1863. 63
[illegible]. 1857 65
Stille See. 1860 67
Ein fernes Lichtchen. Frühling 1860 70
An meine Minna. 1862 72
Liebesgruß in ein Zeitungsblatt geschrieben. 1860 74
Als mein Lieb Todesgedanken hatte. 1860 75
Weit und enge. Auf der Höhe über Tintagel, Herbst 1866 76
Lieder vom Seestrand. 1860—1863 78
1. Mittagsbläue 78
2. Des Meeres Frieden 81
3. Frühlingswind vom Rhein 82
4. Wolken und Schicksal 84
5. Regen am Meer 86
6. Abendrauch 87
7. Abschied von der See 88
8. Gruß über das Meer. (Rotterdam, Ostern 1863) 90
[illegible] Bergen. 1862 91
An die Kunstsänger. Zürich 1867 93
An eine kranke Freundin. 1859 94
An meinen Freund Gerstenberg nach seiner Heirat. 1860 95
In's Himmelblau. 1860 97
Herr und Madame Schmidt. Zürich 1867 99
Aus Wirral. Worthing 1857 100
Jessie Brown. 1858 106
Sonntag. 1862 111
An meine reichen Landsleute in London. Nach meiner Schillerrede, November 1859 114
Zur Vollendung des Kölner Doms. Auf dem Giltar-Felsen in Pembroke 1861 117
Ein Blatt aus der Kirchengeschichte. In den Ruinen des Bischofspalastes zu Lamphey, Wales. Herbst 1861 121
Was kommen muß. Auf dem Giltar-Felsen 1861 123
An der Rheinmündung. Frühling 1863 125
Im Hafen von Rotterdam. April 1863 129
Die Veteranen des Exils. 1863 132
Frühling in Paris. Auf der Place du Châtelet, Ostern 1865 . . 133
Cornwallis. Camelford, Sommer 1866 138

Seite

Ehor zu Shakſpeare's hundertjähriger Geburtsfeier, geſungen im Kreis der Deutſchen in Paris, April 1864 179

Bundeslied zum Feſt der deutſchen Turner in Paris, Mai 1865 . 182

Docta ignorantia. Im Green Man bei Harrow, Juni 1859, elf Monat vor Garibaldi's Zug nach Sicilien 185

Beim Meerleuchten. Teneby, Herbſt 1861 188

Le bon diable. Zwiſchen Paris und Baſel, 1867 191

Dichter oder Mann. Selva in Wales, Herbſt 1861 193

Des Lebens Fülle. 1865 195

Schweizerwein. Zürich 1867 197

Neue Heimat. Zwiſchen Paris und Baſel, 1867 199

Fünfzig Sprüche. 1840–1868 203

Ein Strauß aus dem Jugendgarten 219

Beim Tode meiner frommen Mutter Maria, Nov. 1835. 1—6 . . 221

Mit Bürgers Gedichten. Berlin 1835 231

Das Kind der Natur 235

In früher Krankheit. 1837 237

Neuer Pfad 238

Liebe als Siegerin 240

Morgenunſchuld 241

Auf der Wolfenburg. Sommer 1837 243

Wahrheit in Schönheit 245

Gluth durch Wolken 246

Mitleid 247

Als ſie zürnte 248

In ihr ruhend 249

Dreifach Geliebter 252

Einladung in's eigne Haus 254

Die früher Geliebten 256

Eiferſucht auf die Geſchiedene 257

Stürmiſch Wandern. Auf der Felſenküſte bei Genua. 1837 . . . 259

Im Apennin. 1837 262

Uneigennützige Küſſe. Rom 1838 264

Wenn Beide träumen. Rom 1838 266

Nachts zur See. Auf dem Mittelmeer, 1838 269

Citler Troſt 270

Neue Roſen 273

Die Winde bringen Botſchaft 275

Ihr ruhig Bild 276

Seite

Die weiße Hand 239
Geiſt und Gemüth 241
Abſchied. Auf dem weißen Kreuz bei Altenahr. 1841 242
Nacht in der Wüſte 244
Des Lebens Arbeit 246
Morgens und Abends 248
Ewiger Abſchied 250
Anaſtaſia. Aus dem Liederſpiel Friedrich in Suza 251
Der Knabe in der Wildniß. Aus dem Traum im Speſſart . . . 252
Blaue Blumen, rother Klee. Aus Otto der Schütz 254
Ballade. Nach Alexander Dumas, in Catharina Howard 256
Lied der chaldäiſchen Sklavin. Aus dem Trauerſpiel Nimrod . . 259
Die Möve vom Michigan. „The steamer went along the shore." 260
Jägerlied am Wintermorgen 262
Auf dem Dampfboot Marianne. 1839 263
Des Flößers Abendlied 265
Das Hünengrab 267
Der Zauberin Rache 270
Eine antike Gemme 272
Sei der Erde Sohn. 1835 274
An Jupiter Pluvius. Poppelsdorf, Sommer 1840 277
An die Meiſter. 1836 279
Facultätsſitzung. 1842 280

Der Grobſchmied von Antwerpen 283
Gruß an Minna. Auf dem Giltar-Felſen in Süd-Wales, Herbſt 1861 285
Erſte Hiſtorie 291
Zweite Hiſtorie 303
Dritte Hiſtorie 320
Vierte Hiſtorie 332
Fünfte Hiſtorie 350
Sechſte Hiſtorie 363
Siebente Hiſtorie 378

Revolution und Exil.

Die künftige Poeſie.

Sollt uns nicht als Dichter feiern!
Unſre Lieder fraß der Brand,
Und die Saiten von den Leiern
Riß des Krieges Eiſenhand.
Sang und Klang deckt mit den Todten
Raſtatt's Wall und Ungarns Ried:
In den Kerkern der Deſpoten
Liegt begraben unſer Lied.

Laßt es ruhn! Nicht daß wir ſingen
Leuchtet dieſer Weltentag;
In der That gewalt'gem Ringen
Rüſten wir den letzten Schlag;
Und zum Lohn der Wetterſchwüle,
Die uns fiel als Mannesloos,
Fordern ſtatt des Lorbers Kühle
Wir die Bürgerkrone bloß.

Keine Raſt beim Freudenmahle,
Keine Ruh' am ſtillen Herd,
Bis die heiße Schwefelſchale
Unſrer Rache ſich geleert;
Bis, vom Fluch der Noth beladen,
Stürzt der Burgen goldne Firſt,
Und der Thron von Gottes Gnaden
Vor des Volkes Grimm zerbirſt.

Wenn das Volk, das thatenfrohe,
Ausruht von dem Siegeslauf,
Dann erſt, dann erſt aus der Lohe
Steigſt du, junge Dichtung, auf:
Die das Tuch mit unſerm Blute
Auf der Bühne kühn enthüllt,
Mit der Väter Opfermuthe
Noch die Bruſt des Enkels füllt.

Angeflammt von Morgenröthen
Schaut dich mein Prophetenſinn!
Schleuderſt Blitze, welche tödten,
Göttliche Spartanerin!
Auf dem Säulenſtumpf von Thronen
Lehnt die Harf' am nackten Knie —
Tochter freier Nationen,
Gruß dir, junge Poeſie!

Die Keime des Waldes.

(1846.)

Gebunden noch vom Reif des Märzen,
Wie ſtehſt du öd, mein trauter Wald,
Und hörſt nicht, wie dir laut zum Herzen
Der Vöglein kecker Ruf erſchallt.

Raſch vor ſich her die Wolken drängend
Im Süden iſt ein Hauch erwacht;
Er naht, der Knospe Haft zerſprengend,
Tie ſchen ſich ſchloß dem Froſt der Nacht.

Und ob auch noch die Säfte ſtocken,
Ob ſchlummert noch der Rieſenbaum,
Doch ſchauert ihm der Freiheit Locken
Schon wonnig durch den tiefen Traum.

Du aber, deutſches Herz, willſt zagen,
Daß noch dein Volk im Schlafe liegt,
Daß nach ſo langen Wintertagen
Der Freiheit Lenz noch nicht geſiegt?

Dreihundert Jahre konnten thürmen
Auf dieſes Volk der Knechtſchaft Schmach;
Drum war es nur des Märzes Stürmen,
Als es der Franken Kette brach.

Doch hörſt du's in den Wipfeln ſchallen?
Weiſſagend ruft der Vöglein Schaar;
Das ſind die Sängernachtigallen,
Sie rufen Frühling! ſcharf und klar.

Bald kommt der Mai mit Donnerrollen,
Mit Tagesglut und nächt'gem Graus,
Und wenn die ſchwülen Wetter grollen,
Dann ſchlägt dein Leben grünend aus.

Des Unterthanen Glaubensbekenntniß.

Stets nur treu und ſtets loyal,
Und vor Allem ſtets zufrieden,
So hat Gott es mir beſchieden,
Folglich bleibt mir keine Wahl.
Ob des Staates alten Karren
Weiſe lenken oder Narren,
Dieſes geht mich gar nichts an,
Denn ich bin ein Unterthan.

Jeder Unterthan und Chriſt
Weiß den Dienſt, und daß daneben
Mit dem Staat ſich abzugeben
Keineswegs erſprießlich iſt.
Wer nicht herrſcht, hört zu den Dummen,
Alſo warum ſollt' ich brummen?
Dieſes geht mich gar nichts an,
Denn ich bin ein Unterthan.

Ob ich aller Völker Hohn,
Weil auf Deutſchlands beiden Küſten
Sich nur fremde Flaggen brüſten,
Chriſtlich ſchweig' ich ſtill davon.
Denn zuerſt geziemt dem Throne,
Daß die Frommen er belohne;
Folglich geht mich das nichts an,
Denn ich bin ein Unterthan.

Ob mein Nachbar Bauersmann,
Dem Kartoffeln nur noch blieben,
Wird von Haus und Hof getrieben,
Weil er nicht mehr leiſten kann
Was für ihre Heldenthaten
Haben müſſen die Soldaten,
Dieſes geht mich gar nichts an,
Denn ich bin ein Unterthan.

Trotz der Noth Tag und Nacht
Kann ich nicht mein Leben friſten,
Weil man Conduitenliſten
Hinter meinem Rücken macht.
Aber ob ich kann beſtehen,
Oder muß ich betteln gehen,
Dieſes geht mich gar nichts an,
Denn ich bin ein Unterthan.

Red' ich wohl ein bischen frei,
Und wer thut das nicht beim Weine?
Bringen ſie es raſch in's Reine,
Denn ſie ſtecken gleich mich bei.
Ob die Kinder ſchrei'n nach Brode,
Ob mein Weib ſich grämt zu Tode,
Dieſes geht mich gar nichts an,
Denn ich bin ein Unterthan.

Wann nun endlich kommt der Ruff'
Mit dem großen Länderſäckel,
Zieh' ich höflich meinen Deckel
Ohne Grollen und Verdruß;
Denn fürwahr, das muß ich ſagen,
Ich denk' ihn nicht fortzujagen —
Alles das geht mich nichts an,
Denn ich bin ein Unterthan!

Allzuwenig.

Ihr lieben Fürſten, voll von Tugend,
Man ſieht, daß mit der Macht ihr prahlt;
Gehts denn nicht an, daß Ihr die Jugend
Ein bischen beſſer doch bezahlt?

Ihr macht, daß ſelbſt die Schlechten, Halben
Verzweifelnd unſerm Banner nah'n
Und ſchwarz und weiß gefleckt wie Schwalben
Mitzwitſchern auf der Kampfesbahn.

Ihr ſelbſt ſeid Schuld, daß ſie jetzt ehrlich!
Wo lebte wohl ein Chriſt getauft,
Der für dreihundert Thaler jährlich
Die Freiheit ſchändet und verkauft?

Der König kommt.

Laut jubeln hör' ich alle Leute,
Die Glocken hallen weit durch's Land;
Der König, wißt, beſucht uns heute,
Drum freuen Alle ſich der Beute,
Die ihnen heut ward zugewandt.

O eilt und ſtrömt ihm raſch entgegen,
Sie ſagen ja, er ſei ſo gut!
Von ſeiner Ferſe träufelt Segen,
Von ſeiner Hand ein goldner Regen,
Auch Ordensband und Federhut.

Ihm jauchzt mit Recht der Feuerwerker,
Ihm brachte ja ſein Pulver Geld.
Der Maler ſchmückt' Altan und Erker,
Und ſelbſt der Färber puſtet ſtärker,
Manch buntes Fähnchen ward beſtellt.

Die junge Dame mag ſich freuen!
Der geizige Onkel wird ſplendid;
Er läßt es heut ſich nicht gereuen,
Er läßt ihr Kleid und Band erneuen,
Daß ſie geputzt zum Fürſten tritt.

Und warum will mein Herz nicht ſchlagen,
Des Dichters Herz, ſonſt voll und warm?
Nicht iſts mehr wie in alten Tagen,
Und will die Welt zu Feſten jagen,
Braucht ſie den Dichter nicht im Schwarm.

Doch nicht undankbar will ich ſcheinen!
Man pflaſterte den koth'gen Weg
Vor meiner Thür mit neuen Steinen —
Ich will dem Jubel mich vereinen:
Dir, König, dank' ich ſaubern Steg.

Prolog zu einer Faſchingskomödie.

Euch Allen Gruß im Namen meines Herrn,
Des Helden Carneval! Er ſieht es gern,
Daß heut bei ſeinem hohen Ordensfeſt
So manch ein hübſch Geſicht ſich blicken läßt,
Denn ſtets hat er in Städten gern gewohnt,
Wo neben ihm der Anmuth Göttin thront.

Zuerſt drum wend' ich mich an Euch, ihr Frau'n,
Die wir gleich buntem Kranz hier um uns ſchau'n.
Ich weiß, daß los von Eurer holden Gunſt
Das ſchönſte Feſt doch bleibt ein trüber Dunſt,
Daß keine Blume dauert auf der Welt,
Die Euer Herz nicht friſch im Blühn erhält!
Vier Farben ſind's, die unſer Held gebot:
Das goldne Gelb, das Grün, das Weiß und Roth.
Solang am Rhein die Rebe ſteht im Grün,
Laßt auch im Winterſchnee dieß Pflänzchen blühn.

Solang noch golden perlt im Glas der Wein,
Soll auch der goldne Faſching uns gedeih'n.
Um's lichte Weiß auch ſind wir unbeſorgt,
Und Roth wird von der Liebe leicht geborgt,
Solang wie heut auf Euren ſchönen Wangen
Die weißen bei den rothen Roſen prangen.

Ihr wißt, der Faſching iſt des Bürgers Feſt,
Und der kein Bürger, der vom Faſching läßt.
Viel Scheidewände ſiehſt du aufgebaut,
Daß Keiner brüderlich dem andern traut;
Uns ſcheidet ſcharf das Silber und der Titel;
Da tritt der frohe Carneval ins Mittel,
Und wie der Rauſch aus ſeinem Kelche flammt,
So ſind Ein Volk wir wieder insgeſammt!
Nichts gilt die Frage mehr nach Arm und Reich,
In bunter Kappe ſind wir Alle gleich.
Nicht thut's der Rang mehr, und nicht thut's das Gold —
Bring guten Witz, und dir iſt Jeder hold.
So hoch iſt Keiner, daß die Klinge, ſcharf
Von Witz, an ihm ſich nicht verſuchen darf:
So klein iſt Keiner, dem man's nicht vergönnte,
Daß er die Pritſche rüſtig führen könnte.
Doch ſchlägt der Carneval ſo glatten Schlag,
Daß nie ein Hieb zu lange fiebern mag,
Und alle Streiche, die er hat vertheilt,
Sie werden raſch und glücklich ausgeheilt.

Ich weiß, noch giebt es manche dunkle Brust,
Die vornehm grollt des Volkes toller Lust,
Und arge Ränke spinnen leis sich schon,
Zu stürzen Harlekins verjährten Thron.
Laßt euer Müh'n! Es wird euch nimmer frommen!
Zu hoch schon ist der Volksgeist aufgekommen,
Der nicht mehr vor dem Vorurtheil erbleicht,
Die Rechte brüderlich dem Bruder reicht;
Schon legt an eure künstlich festen Wände
Der Bürgersinn die arbeitstarken Hände,
Und nicht mehr nach dem Maskenrecht allein
Begehren längst wir Alle gleich zu sein!
So mögt nach Herzenslust ihr uns verlästern
Im Kreis bebrillter Brüder, frommer Schwestern,
Und Manchem lästernd auch die Lust verkürzen —
Allein den Fasching werdet ihr nicht stürzen.
Laßt ihn erdrücken frisch! Der Lenz steigt nieder,
Und neu ersteht der alte Fasching wieder.

So nehmt auch heut in Gunst was wir Euch bringen,
Und stärkt durch Eu'r Vertrauen das Gelingen.
Trifft dich ein Hieb, so lache du zuerst,
Das ist die Art wie du dem nächsten wehrst.
Ab thu' ich nun der ernsten Stirne Falten —
Der Unsinn mag, der wilde Junge, walten!

Von einem Adler.

März 1818.

Ein Adler in der Mauſe war;
Er ſaß auf dem Aſt, der Raubluſt bar,
Zitternd und fröſtelnd im herbſtlichen Wind.
Und höhniſch ſammelt ſich geſchwind
Das Wild um ihn aus Wald und Flur —
Er ſchließt ſein Aug und reckt ſich nur.

Der Spatz umflattert keck und wild
Das edle lebensmüde Bild.
Die oft erſtrebt ſein ſtolzer Flug,
Die Sonne ſchwärzt der Raben Zug.
Frech kräht ſogar der Hahn und gluckt,
Der ſich ſo oft vor ihm geduckt.

Doch ſtill in Bruſt und Schwingen fühlt
Er Jugendkraft, die ſchaffend wühlt.

Schon unterm grauen Mauſerkleid
Nachwachſen Federn neu und breit;
Er blinzt ins blaue Luftemeer,
Die Schwinge, prüfend, lüftet er.

Sie trägt! Er ſpürt ſo feſt ſein Fleiſch,
Sein Aug ſo ſcharf! Mit wildem Kreiſch
Reckt er den Hals, in breitem Flug
Durchbricht er jäh der Raben Zug —
Wehe dir, Hahn, der frech geſcharrt!
Vebe, du ferner Leopard!

An mein Volk.

Beim Waffenſtillſtand von Malmoe.

Mein ſtarkes Volk, das mit verjüngtem Leben
Aufgrünt vom Eis der Alpen bis zum Belt,
Du haſt vorzeit dich duldend hingegeben
Als Opfer für die Sünden aller Welt.
Der Dämon, der in dreißig bangen Jahren
Die Welt verheert auf ſeinem blut'gen Flug,
Du haſt am tiefſten ſeinen Grimm erfahren,
Als er in dich die Tigerklauen ſchlug!

Tief haben deine Fürſten dich zerſpalten
Und ſich bezahlt gemacht mit deinem Blut;
Doch hat die innre Lebenskraft gehalten
Und ſtark geblieben iſt der deutſche Muth.
So weit erklingt das Lied der Nibelungen,
So weit der Staufenkaiſer Stolz und Leid,
Iſt bis zu dieſer Stunde nicht zerſprungen
Die goldne Kette deutſcher Einigkeit.

Drum blicke nicht nach Nord und Oſt mit Sorgen —
Kommt erſt der Feind, du biſt dir ſelbſt genug!
Gedenke kühn an Hellas' Freiheitsmorgen:
War Hellas eins, als es die Perſer ſchlug?
Doch fiel der Sparter bei den Thermopylen,
Dann ſchlug Athen die große Meeresſchlacht!
Die Stämme ſtrebten nach den gleichen Zielen, —
So groß iſt heut auch noch des Blutes Macht.

Dein Schwert, entreiß es allen Fürſtenknechten
Und ſchwing' es ſelber in der ſtarken Fauſt!
Dich hat gekränkt in deinen höchſten Rechten
Die feige Schaar, der du nicht mehr vertrauſt.
Zerreiß den Frieden, der die Ehre ſchändet,
Kraft deiner eignen heil'gen Willensmacht, —
Und wenn ein Welttheil gegen dich ſich wendet,
Fordr' ihn heraus und beut ihm kühn die Schlacht!

Vielköpfig biſt du — laß es dich nicht grämen,
Es gelten nicht die Köpfe, nur das Herz.
Dein Herz ſei Eins! Laß dir das Herz nicht nehmen,
Dann iſt, was Jene briefen, dir ein Scherz.
Es ſchlagen ja die Fürſten nicht die Schlachten;
Zwei Arme haben ſie, wie jeder Mann.
Wenn erſt um dich die Pulverwolken nachten,
Dann kommt der Eine, der befehlen kann!

Fluth und Ebbe.

Sprich, biſt du gewandert am Meeresſtrand, wo ſo mächtig ſchwoll die wogende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand ſtill lag, vom ſchimmernden Spiegel umruht?
Nun kam die Ebbe — es wich der Schwall: da lag der Strand ſo trocken und bloß,
Da lagen verſchmachtend die Weſen all', die das Meer gebiert in dem tiefen Schooß.
Ein Thor wohl ſpräche zur Stund': „Der Strand iſt trocken und feſt, und gehört nun mir,
Ich will ihn bebauen, den Dünengrund, ich will ihn beackern mit Pflug und Stier."

O Thor, der von Wind und Welle nicht weiß, laß ab vom kindiſch thörichten Traum!
Schau drunten auf's Meer, wie kocht es ſo heiß, wie ſäumt die Wogen ſchon wieder der Schaum!

Halloh, die Fluth! Schon kehrt ſie im Schuß, und rächend
brauſt ſie im Bogen daher;
Sein altes Recht mit ſtürmendem Guß erobert ſich wieder
das grollende Meer.
Und was verzweifeln im Sande genußt, und meinte zu
ſterben in Sonnengluth,
Saugt neues Leben und neue Luſt, und fühlt ſich erlöſt
von der heiligen Fluth.

Du Thor, der das Meer ſchon bezwungen geglaubt, und
der es gehindert und niedergedämmt,
Schon biſt im Spiele du hingeraubt und wälzend hinab in's
Verderben geſchwemmt! —
So ſtehſt du, Freund, an dem Meeresſtrand, und wieder
ſchwoll die wogende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand ſtill lag, vom ſchimmernden
Spiegel umruht.
Das ſei, mein Freund, dir ein Bild der Zeit, daß nie du
an unſerm Siege verzagſt,
Und daß du immer im Geiſterſtreit den Würfel der Freiheit
zu werfen wagſt.

Die Märzfluth kennſt du, den Völkerdrang; kein Wall noch
Damm bot gegen ſie Schutz: —
Jetzt iſt die Ebbe in vollem Gang, und Thoren bieten den
Fluthen Trutz.

Sie bauen ihr Haus auf den Dünen empor, und dicht an
den Strand den goldenen Thron,
Auch lacht manch übermüthiger Thor den still abrinnenden
Fluthen Hohn.
Wir ſind die Korallen auf dürrem Sand, wir ſind des
Meeres verzweifelnde Brut,
Wir ſchmachten gefangen im fremden Land, wir harren der
theuern belebenden Fluth.

Doch bleiben wir ſtark, und vertrau'n dem Gebot, das die
Erde lenkt und des Menſchen Geiſt:
Je dürrer die Welt und je größer die Noth, je näher heran
ſchon die Rettung kreiſt.
Glaub' mir, wir ſtehen ſchon wieder am Strand, und wieder
ſchwillt die wogende Fluth,
Bis endlich der ganze Dünenrand ſtill liegt, vom ſchimmernden
Spiegel umruht.
Schon ſeh' ich den Volksſturm wieder erwacht, ſchon ſtürzt
in Trümmer, was Thoren gebaut —
Du glaub' an des Geiſtes heilige Macht im Gleichniß des
Meeres, das du geſchaut!

Der letzte deutſche Glaubensartikel.

Baugard, 1850.

Von Allem, was ich einſt geglaubt,
Iſt wenig mir geblieben,
Die Prieſter haben's weggeraubt,
Die Welt hat's ausgetrieben.
Mir blieb ein einz'ger Glaube,
Der macht mir Alles wett;
Vernehmt's beim Saft der Traube:
Ich glaube, ich glaube,
Ich glaub' an's Bajonet!

So herrlich hatt' ich mir gedacht
Den Friedensſieg der Liebe!
Doch ſeh' ich's heut: der Fürſt der Nacht
Weicht nur dem Flammenhiebe.

So wird er uns zum Raube,
Er ſtürzt auf's blut'ge Bett!
Vernehmt's beim Saft der Traube:
Ich glaube, ich glaube,
Ich glaub' an's Bajonet!

Was ſchert mich alles Reden noch,
Was ſcheren mich die Kammern?
Wir brechen nimmermehr das Joch,
Solang wir's nur bejammern!
Setzt auf die Pickelhaube
Zum blutigen Bankett!
Vernehmt's beim Saft der Traube:
Ich glaube, ich glaube,
Ich glaub' an's Bajonet!

Die Feinde ſparen uns die Wahl,
Fahr hin, du feige Stunde!
Die Kugel und der blanke Stahl,
Das ſind die letzten Gründe.
Hinab zu Dampf und Staube
Von Eurem ſchwanken Brett!
Vernehmt's beim Saft der Traube:
Ich glaube, ich glaube,
Ich glaub' an's Bajonet!

Es ſauſt der Hieb, die Kugel pfeift,
Und die Tyrannen zittern!
Die Frucht der deutſchen Freiheit reift
Nur in der Schlacht Gewittern.
Es lebe dieſer Glaube,
Ein Hoch dem Bajonet!
Vernehmt's beim Saft der Traube:
Ich glaube, ich glaube,
Ich glaub' an's Bajonet!

Die Klaſſiker.

Ihr hohen Meiſter ſonder Gleichen,
Die Weimars Muſenhof geſehn,
Wie tief beſchämt wir vor euch weichen,
Wie gern wir unſre Schmach geſtehn!

Vor euern hohen Idealen
Sind wir gemein in Schmerz und Luſt;
Es ſchlägt mit jedes Winzers Qualen,
Mit jedem Weber unſre Bruſt.

Wir ſingen kindiſch in die Fiedel
Ein deutſch Gefühl, ob bang, ob froh.
Doch den Terenz verdeutſcht' Einſiedel,
Und Falk gar den Amphitruo.

Wir wußten nicht wie ihr zu ſchneidern,
Und maßen nicht mit kluger Wahl
Aus Robespierre's Scharlachkleidern
Den Rock dem Bürgergeneral.

Ein Weib, das uns mit Luſt und Schmerzen
Gelabt aus tiefſtem Lebensquell,
Wir ſtießen's nie aus unſerm Herzen
Um eine hübſche Hausmamſell.

Wie arm iſt unſer Herz im Minnen,
Das Einem Weib nur ſich gewährt,
Und, um die Eine zu gewinnen,
Der ganzen Welt den Krieg erklärt!

O wohl mag ſolche Schmach uns grämen!
Noch auf der Schatten düſterm Pfad,
Wie müſſen wir vor euch uns ſchämen —
Wir wurden nie Geheimer Rath!

Nicht gaben uns die Muſen Mittel!
Und doch mied trotzig unſer Bund
Den Hof und alle großen Titel,
Eh uns bezwang ein Pudelhund.

Wie milde trugt ihr's, wie ergeben,
Als ſich der Freiheit Sturz genaht!
Ein Kunſtwerk war für euch das Leben —
Uns war es nichts als eine That!

Was gilt auch vor den Lorberruthen,
Die eure weiche Hand ſich brach,
Für's Vaterland das bischen Bluten,
Für's Vaterland das bischen Schmach?

Und billig drum in Fürſtengrüften
Ruht ihr, wo Erz und Marmor klingt,
Indeß in Pommerns rauhen Lüften
Das Grablied uns die Krähe ſingt.

Holzlahr. *

1.

Und muß ich ſterben in Kerkergruft,
Nicht frag' ich wo ihr mich verſcharrt;
Nicht rauh iſt mir die unheimiſche Luft
Und die fremde Erde nicht hart.

Ich werde, wo immer zerfällt mein Bau,
In Blumen mich erneu'n,
Und meinen Staub im nächtlichen Thau
Auf kühle Wieſen ſtreu'n.

Doch Eines begehr' ich, es iſt nicht viel:
Aus dem ſchnöd entweiheten Leib
Mein Herz, das gebrochene Saitenſpiel,
Das fordre, mein treues Weib.

Das ſoll nicht modern im märkiſchen Sand,
Das ſehnt' ſich nach ſeiner Wieg' —

* Ein einſam im Wald verſteckles Dörfchen, unfern des Fluſſes Bieg.

Mein Herz ſoll ruhen im Vaterland,
Im Winde der blauen Sieg.

O Sieg, mein herrlicher Heimathfluß,
So klar, ſo kühl und wild,
Wie biſt du in deinem ſtrudelnden Schuß
Recht deiner Männer Bild!

Ja du, mein ſtarkes Sikambergeſchlecht,
Du biſt mein Fleiſch und Blut,
In Haß und Liebe ſo treu und ächt,
Und voll von trotzigem Muth!

Ein Dörfchen weiß ich am Waldesſaum,
Geſchützt vor dem nördlichen Wind;
Da blüht noch jedes Jahr der Baum,
Bei dem ich geſpielt als Kind.

Ein Friedhof liegt dem Bachgrund nah
Auf blumiger Wieſenflur;
Arme Bergleute begräbt man da
Und arme Bauern nur.

So ſtille, ſo ſtill! durch den brüchigen Zaun
Schlüpft Nachts vom Buſche das Wild,
Und ſorglos weidet's beim Morgengrau'n
Das Kraut auf dem Gräbergefild.

Die Merle ſchlägt aus dem Kirſchbaum dort,
Und der Fink aus dem Haſelgeſträuch —
O Wald und Wild, du traulicher Ort,
Hier will ich ruhen bei euch!

2.

Ein Sommerabend ſenkt ſich ins Thal,
Aus den Hütten kräuſelt der Rauch,
Und purpurn ängelt der Sonnenſtrahl
Durch den rankenden Brombeerſtrauch.

Im blauen Kittel, im Schützenkleid
Betritt ein Burſche den Platz,
Und mit ihm des Steigers ſehnige Maid,
Sein auserwählter Schatz.

Auf meinem Grabe wallt das Grün,
Des Abendwindes Spiel,
Und unter den Blumen, die da blühn,
Koſen ſie lang und viel.

Er kommt aus der Schlacht, aus dem letzten Krieg,
Der grimm zerwühlte die Welt —
Und ſtolz erzählt von Streit und Sieg
Der Freiheit junger Held:

„Hier ſtürmt' ich von dir, als die Fahne flog
Blutroth am wolkigen Tag,
Als feig und raſch die Gewalt ſich bog
Vor des Volks zermalmendem Schlag.

„Wohl hat vor dem Bach von ſchäumigem Blut
Mich's tief in der Seele gegrauſt:
Doch Seiner gedacht' ich, deß Staub hier ruht,
Und preßte mein Herz mit der Fauſt.

„Ihm gönnten ſie nicht den rühmlichen Tod
In froher männlicher Kraft;
Sie mordeten ihm den Geiſt durch Noth
Im grauſigen Schweigen der Haft!

„So ging's an den Ruſſen, den Zorn im Mark,
Mit lautem Kampfgeſchrei,
Und Deutſchland wurde groß und ſtark,
Und Polen wurde frei.

„Wie leben wir jetzt ſo frei und ſchön
In der goldenen Republik!
Die Sonne ſelber von blauen Höh'n
Lächelt mit froherem Blick.

„Die Merle flötet vom Kirſchenbaum,
Und der Fink im Haſelgezweig;

Vorüber der Haß wie ein blutiger Traum,
Und Alle frei und gleich!"

Und wie mein Herz den Ton vernimmt,
Da zuckt es noch einmal;
Und durch die dunkeln Aschen glimmt
Die letzte Lust und Qual.

Es treibt den letzten Lebenssaft
Herauf nach Licht und Luft;
Die Blumen des Hügels schwellen in Kraft
Und spenden volleren Duft.

Das Mädchen schauert, der Bursch verstummt,
Der Vogel zittert im Laub;
Nur leise, leise der Käfer summt — — —
Mein Herz zerfällt in Staub.

Wanderlied.

(Arrangement.)

O blickt hinaus in goldne Auen,
Die uns verklärt der Sonnenglanz,
Und fühlt des Vaters Milde thauen
Herab vom nächt'gen Sternenkranz.
Für Alle gab er Sonn' und Regen,
Für Alle goß er aus den Segen.
Drum, Bürger, schwört bei diesem herben Wein:
Nein, nein, o nein!
Kein Bettler soll mehr sein!

Doch grimmig naht sich der Versucher
Und reißt des Reichen Herzen hin;
Mit kalter Seele saugt der Wucher
Aus Nord den gräulichen Gewinn.
Die Erde gab's im Ueberflusse,
Er sperrt's dem Armen zum Genusse.
Drum, Bürger, schwört bei diesem herben Wein:
Nein, nein, o nein!
Kein Bettler soll mehr sein!

Seid Brüder! hat der Held gesprochen,
Der für die Welt am Kreuze starb;
Die Priester haben's umgebrochen
Und seines Blutes Kraft verdarb.
Doch wir verkünden's aller Orten,
Schon tönt's in jeder Sprache Worten.
Drum, Brüder, schwört's bei diesem herben Wein:
Nein, nein, o nein!
Kein Bettler soll mehr sein!

Abſchied von Deutſchland.

Albumblatt an ein Mädchen der Oſtſee.

November 1850.

Nun ſinken böſe Sterne
Tief hinter mir in Nacht:
Es ladet mich die Ferne
Mit goldner Morgenpracht.
Die wanderfrohen Wellen
Mit weißem Kamme ſchwellen,
Vom Süden weht's mit Macht.

In wenig Stunden fodert
Der Bootsmann mich zum Strand:
Durch meine Seele lodert
Des Abſchieds ſcharfer Brand.
Die Lippe fragt ſo bange:
Wie lang, ach auf wie lange
Meid' ich mein Vaterland?

Doch eh zum ſchwanken Looſe
Ich friſch mich wende nun,
Eh neues Schlachtgetoſe
Mich ruft zu kühnem Thun,
War es mir doch beſchieden
In deutſchen Hauſes Frieden
Noch einmal auszuruhn.

Ich kam auf Flüchtlingspfaden
Geächtet und verbannt:
Ich kam von Schmerz beladen,
Von Haß und Zorn verbrannt:
Es ſchlug die Flucht mir Wunden,
Sie wurden mir verbunden
Von mütterlicher Hand.

Hier traf ich deutſche Seelen
Und ächtes Sachſenblut;
Sie ſetzten ohne Wählen
An mich ihr Glück und Gut:
Hier an der Heimath Marken,
Da fand ich noch den ſtarken,
Den treuen Opfermuth.

O eure fromme Güte,
Sie that ſich nie genug!
Sie ſtillt mir im Gemüthe

Den Ingrimm den ich trug.
Durch euch ward mir verliehen,
Daß ich vermag zu ziehen
In's Elend ohne Fluch.

Drum Segen dieſem Herde
Und Heil ihm ewiglich,
Wo noch nicht von der Erde
Das fromme Gaſtrecht wich! —
Auf allen ihren Wegen,
Mein Kind, den Deinen Segen,
Und Segen auch auf dich!

Auch uns, drauf magſt du trauen,
Fällt anders bald das Loos,
Und raſch zu euern Auen
Wiegt mich des Meeres Schooß:
Aus Franken und aus Sachſen
Soll dann zuſammenwachſen
Ein Deutſchland frei und groß!

Amerika und Europa.

1851.

Geſchwollen aus dem Schnee der Bäche,
Den Urwaldsnacht zuſammenballt,
Dehnt ſich des Miſſiſſippi Fläche
Durch helle Flur und dunkeln Wald.
Auch ich ſtand träumend einſt, zu lauſchen
In ſeiner weiten grünen Au,
Und nichts vernahm ich als ſein Rauſchen,
Nichts ſchaut' ich als des Himmels Blau.

So wie der Strom, ſo rollt das Leben
Im jungen Land des Friedens hin;
Gewidmet iſt das volle Streben
Nur dem Genuſſe, dem Gewinn;
Vom Zukunftstraume ſanft beflügelt
Rinnt hin die leichte Gegenwart,
Und von der Sitte ſtreng gezügelt
Geht gleich und ſtill des Lebens Fahrt.

Wir aber ſtammen aus anderem Lande,
Geſegnet, du mein wildfluthender Rhein!
Aus dem umſchlingenden Felſenbande
Brachſt du in lachende Fluren herein.
Flaches Geſtade und graues Geſchiebe
Sprengte des Feuers zerſchmelzende Macht,
Und aus der Erde mit grimmigem Triebe
Hub der Baſalt ſich in glühender Pracht.

Altes Europa, wie biſt du uns theuer,
Land des Kampfes, der Revolution!
Fern von dir, nur wilder und treuer
Liebt dich dein ſtarker, verbannter Sohn!
Nimmer zu raſten im weſtlichen Frieden,
Nimmer zu ſiedeln im träumenden Forſt
Sei mir, dem Schickſalvollen, beſchieden,
Bis erſt deine Feſſel zerborſt!

Ha, wie ſie unſern Buſen durchlodern,
Haß und Liebe, Begeiſtrung und Zorn!
Wie ſie hinaus in die Schlachten uns fodern,
Ruft erſt zum Kampfe das kriegriſche Horn!
Ruhe, ſie winkt uns nimmer auf Erden,
Denn wir ſchlagen Gefecht um Gefecht,
Und nur ſpät magſt friedlich du werden,
Unſer beglückteres Enkelgeſchlecht!

Ohio-Wein.

Mein deutſcher Gaſtfreund, ſchenk' mir ein
Den röthlichen Catawba-Wein,
Den, des ergrauten Trinkers Wonne,
Reifte Columbia's leuchtende Sonne;
Von Deutſchland laß uns plaudern in Ruh',
Vom Neckar und deiner Alb dazu.

Wie herrlich durch die weite Au
Strahlt des Ohio reines Blau!
Und rings die Reben von Trauben gebogen,
Der deutſche Bauer hat ſie gezogen —
Weißt du, daß eines Deutſchen Hand
Zuerſt im Forſt hier Trauben fand?

So kündet's alte dunkle Mär:
Von Island fuhren ſie daher,
Die Weißen, vor achthundert Jahren;
Kein Compaß half den kühnen Schaaren,
Den Sternen nur folgend, im ſchwachen Kiel
Erſtrebten ſie doch das erhoffte Ziel.

Da lag es: die dunkle Wäldernacht
Verklärte des Herbſtlaubs ſchimmernde Pracht;
Des indianiſchen Sommers Schleier
Wie Weihrauch hüllte des Tempels Feier;
Goldfarb und purpurn, die Fernen blau —
So lag der Forſt im Morgenthau.

Und unter den Kühnen anserkannt
Herr Tyrker war, aus dem deutſchen Land;
Herr Tyrker war mit Pfeil und Bogen,
Zur Seite den Hund, in den Forſt gezogen;
Sie ſaßen am Strand, das währte ſo lang,
Den Genoſſen ward um den Jäger bang.

Sie ſuchten ihn, und fanden ihn bald,
Laut ſcholl ſein deutſches Lied aus dem Wald,
Und wie ſie durch's Strauchwerk zu ihm dringen,
Sehn ſie ihn fröhlich tanzen und ſpringen.
Da bot er, gepreßt im Jägerhorn,
Auch ihnen des Moſtes ſchäumenden Born.

Ich fand, ſo rief er jauchzend aus,
Hier Trauben, wie bei mir zu Haus;
Das Land, noch ſchlummernd in Urwaldshülle,
Wird tragen des Weines goldne Fülle;
Und drum ſei dieſer Hoffnungsſtrand
Weinland den kommenden Zeiten genannt.

Noch einmal, verdeckt von Grönlands Schnee,
Sank Weinland in des Vergeſſens See;
Vom Wald im Weſten nur dunkle Sagen
Wurden zu ſpätem Jahrhundert getragen;
Sie zauberten leis an Genua's Strand
In den Traum des Schiffers das goldne Land.

Ein deutſcher Mann war's, der gepreßt
Den erſten Moſt im Land gen Weſt,
Und deutſche Weiſen und deutſche Lieder
Hallten zuerſt im Urwald wieder —
Das Zeichen, in lange Nacht verhüllt,
Wie hat ſich's heute ſo herrlich erfüllt!

Bacchus, der wandelnde Gott, er fuhr
Von Nyſa's Hügeln durch Indiens Flur,
In Hellas ward er neu geboren,
Dann hat er die Felſen am Rhein erkoren;
Jetzt iſt ſein grünendes Laubgezelt
Auf Ohio's Sonnenhügel geſtellt.

Du ziehſt den Wein, mein iſt das Lied,
Das hell den dunkeln Forſt durchzieht;
Wo der Ernſt die Fledermausflügel ſpreitet,
Hat der Deutſche die rettende Luſt bereitet;
Es werden Deutſchlands Lied und Wein
Columbia's Jugendbrunnen ſein.

Vierzig Jahr alt.

Vierzig Jahr — des Lebens Mitte,
Zwiſchen Wiege, zwiſchen Grab!
Jugend ſchied, mit leiſem Schritte
Geht's zum Alter nun hinab.
Einmal noch am fremden Strande
Eſſen wir das harte Brot,
Aber heut aus unſerm Lande
Färb' uns Wein die Wangen roth.

Dieſes Glas ſei ihr gegeben,
Die uns All' im Schooße trug;
Aus der Brandung ew'gem Leben
Weht ihr freud'ger Odemzug:
Die das Korn zur Aehre ründet
Auf der glüh'nden Sommerflur,
Uns der Traube Feuer zündet,
Unſre Mutter, die Natur!

Doch ſo reich ſie Gaben ſendet,
Oede liegt ſie und verbrannt,
Bis ſie ihre Fülleu ſpendet
Der geduld'gen Menſchenhand.
Dieſes Glas ſei ihr getrunken,
Die den Fels zum Acker ſchuf
Und im Geiſt geweckt den Funken —
Arbeit, die des Manns Beruf!

Aber unter Palmenkronen
Drückt auch des Tyrannen Joch,
Und der Arbeit fluchend wohnen
Sklaven bei der Kette noch.
Da nur lacht vor Luſt der Himmel,
Wo du, heil'ge Freiheit, thronſt
Und ein thätig Volksgewimmel
Nach gerechtem Maß belohnſt.

Schied der Vater euch von dannen,
Söhne, nehmt des Schildes Laſt!
Haßt, ihr Töchter, die Tyrannen,
Wie die Mutter ſie gehaßt!
Schätzt vor jeder Erdengabe
Nur was euer Fleiß erwarb,
Freut euch der erkämpften Habe
Und vergeßt was euch verdarb.

Reich' mir an des Lebens Wende
Deine Hand, geliebte Frau!
Treulich führen wir's zu Ende,
Braun die Locken oder grau!
Noch wirst du zum Kampf mich rüsten,
Unsre Banner fliegen sehn,
Und an freier Erde Brüsten
Werden jung wir auferstehn.

Bei Puchela's Tod.

Spanien, deine Fahnen weichen!
Schon verſtummt das Schlachtgeſchrei,
Kalt gemacht vom kalten Blei
Liegen tauſend Männerleichen —
Du warſt frei,
Aber deine Sterne bleichen
Im Triumph der Tyrannei.

Völker, die als frei ſich brüſten,
Sehn's mit ſtumpfen Augen an,
Wie ſich gegen jeden Mann
Allwärts die Deſpoten rüſten.
Frech voran
Dringt der Herrſchgier wild Gelüſten,
Und die Freiheit geht im Bann.

Schwer, o ſchwer in dieſen Tagen,
Wo in's Grab ſinkt alle Luſt
Einer freiheitstrunknen Bruſt,
Iſt das Leben zu ertragen.

Doch du mußt,
Herz, und drum ſollſt du nicht zagen,
Deines letzten Siegs bewußt!

Ewig an dem Norden hangen
Muß das ſeelenloſe Erz;
Auch der Völker heißes Herz
Hegt ein wandellos Verlangen —
Freiheitwärts
Strebt der Menſchheit tiefſtes Bangen
Ueber Blut und Todesſchmerz.

Ewig vor der Macht der Sonnen,
Die mit jeder Wolke ficht,
Iſt in's goldne Aetherlicht
Jeder Nebeldunſt zerronnen —
Ewig bricht
Aus dem Geiſt des Lichtes Bronnen,
Und die Nacht verſchlingt ihn nicht.

Laßt als Thoren euch verdammen!
Selig wer am Glauben hält,
Der den Kämpfer ſtählt im Feld
Und den Märtyrer in Flammen:
Einmal fällt
Doch der Bau des Fluchs zuſammen,
Und entfeſſelt blüht die Welt!

An mein Vaterland.

Widmung des Trauerſpiels Nimrod.

Auf dem Schloß zu Haſtings,

4. September 1856.

Du Weſtwind, der auf weichen Flügeln
Durch blüh'nde Hopfengärten rauſcht,
Trag mir zu Deutſchlands Rebenhügeln
Den Sang, dem Albions Meer gelauſcht.
Umweht von alter Schlachtenſage
Schuf ich dieß thatenfrohe Lied,
Dem mit dem lauten Wellenſchlage
Die Brandung Schritt und Maß beſchied.

Am weißen Felſen hier im Thale,
Da ſchlug der Normann ſein Gezelt;
Sein Becher ward beim erſten Mahle
Dort auf den Steinblock ihm geſtellt.

Franzöſiſch Loſungswort durchhallte
Auf Sachſengrund die Herbſtesnacht,
Und über jenen Hügel wallte
Sein Banner morgens zu der Schlacht.

Nun Friede rings! Ein Sommerhimmel
Lacht ob den Fluren, mild und blau;
Es deckt ein fröhlich Volksgewimmel
Das laute Meer, die ſtille Au.
Der bange Kampf ward durchgeſtritten,
Die Freiheit war des Kampfes Lohn,
Und was der Vater einſt gelitten,
Genießt in Frieden heut der Sohn.

Schön iſt dieß Land, das an den Brüſten
Des Meers in ſichrer Fülle ruht,
Und blauer als an Rügens Küſten
Schäumt hier am Fels die hohe Fluth.
Es tönt aus dunkelm Kohlenrauche
Des Webſtuhls Schlag, des Stahles Klang,
Und in der Freiheit friſchem Hauche
Reift ſtolz und männlich der Geſang.

Dieß Eiland, los vom Sklavenbande,
Auch uns verlieh es Schutz und Glück;
Kein kränklich Sehnen lockt zum Lande,
Das uns verſtieß, das Herz zurück.

Hier, wo die Kettenwunden heilen,
Erkämpften wir ein neues Ziel —
O Deutſchland, deine Dichter weilen
Mit ſtolzen Seelen im Exil!

O Heimath, die ſtatt Bürgerehren
Du Wunden gabſt und Ketten ſchufſt,
Wir werden nichts von dir begehren,
Bis ſelbſt du unſre Stärke rufſt.
Und doch, ob du uns rauh vertrieben
Aus deinem lebenswarmen Schooß,
Wir werden ewig, ewig lieben
Dich, deutſche Mutter, ſchön und groß.

Ja, wir ſind dein, und keine Schranke
Sperrt ab von uns, was du uns biſt!
Stolz trägt zu dir uns der Gedanke,
Der leicht der Nordſee Weiten mißt.
Weit über Höh'n und Tiefen funkelt
Uns deines Geiſtes Flammenſtrom,
Und von der Ferne nicht verdunkelt
Blitzt vor uns deiner Künſte Dom.

Was wir im fremden Lande ſchaffen,
Es ward von deinem Mark genährt;
Du ſchmiedeſt unſres Sieges Waffen
Auf deinem ewig wachen Herd.

Uns ſtärkt zur Abendfeierſtunde
Des deutſchen Freundes tiefes Wort,
Und hell aus unſrer Kinder Munde
Klingt deutſches Lied uns fort und fort.

Wenn wir die Harfen höher ſpannen,
Trunken von unſres Rheines Wein,
Genug, wenn wir den Preis gewannen,
Als Sänger deiner werth zu ſein.
Mit Gold mag uns die Fremde lohnen,
Du giebſt der Locken ſtolzre Zier —
Einſt fordern unſre Bürgerkronen
Und heut den Lorbeer wir von dir!

Drum auf, o Weſt! Such' meine Treuen
Mit dieſes Liedes Blumenſtrauß,
Daß ſie ſich ihres Dichters freuen
In Hütten und im Bürgerhaus!
Ihr Alle, deren Herzen braunten
Um mich in Gram einſt und in Luſt,
Nehmt von dem Dichter, dem Verbannten,
Den Gruß aus treuer Mannesbruſt.

Meiner Tochter Johanna,

als ſie zwölf Jahr alt wurde.

Als du einſt tratſt in unſre Kreiſe,
Dein Aug war blau und lacht' in Scherz,
Klang dir vom Vater keine Weiſe,
Und doch, wie drückt' ich dich an's Herz!

Auch du haſt ſtets an mir gehangen!
Oft ſchlichſt du ſtill, nun warſt du da,
Wie lieb dann deine Reimchen klangen:
Mach auf, mach auf, lieber Papa!

Im weiten Schlafrock eingeſchlagen
Auf meinen Knieen ſaßeſt du;
Da warſt du ſtill, und ohne Plagen
Gabſt du mir zu der Arbeit Ruh'.

Ich fühl's, wie ſchon die raſchen Knaben
Die Welt von meinem Geiſt entfernt,
Und keiner hat von meinen Gaben
Im Spiel ſoviel wie du gelernt.

Nun ahnt mir's, daß mit freiern Schwingen
Du von dem Neſte dich erhebſt;
In manches Reich werd' ich nicht dringen,
Das du nun bald im Flug erſtrebſt.

Als jüngſt wir an dem Hügel klommen
Munter empor in Schritt und Lauf,
Haſt du nicht mehr die Hand genommen,
An meinem Arm ſprangſt du hinauf.

Ich nehm' es an, das holde Zeichen,
Nicht mehr gebiet' ich dir als Kind!
Es ſollen alle Schranken weichen,
Die dir nicht länger Schranken ſind.

Hinfort will ich dich nicht mehr leiten,
Nicht halt' ich mehr die Hand in Haft!
Nur, ſollte je der Fuß dir gleiten,
Dann ſtütz' dich auf des Vaters Kraft.

Schon manchen Preis haſt du erſtritten
Und reich gemehrt des Geiſtes Schatz —
Zwiſchen den Eltern nun inmitten
Nimm der erwachsnen Tochter Platz!

Nun rede du mit unſern Gäſten
Als gleich und gleich, mit freiem Mund;
Nimm Theil an unſern Freudenfeſten;
Auch unſre Sorge ſei dir kund.

Tritt mit der Mutter, ſchönheitminnend,
Hinaus in's heitre Reich der Kunſt,
Und mit dem Vater ringe ſinnend
Nun um der höchſten Weisheit Gunſt.

Was je im ſtillen Frau'ngemüthe
Dir künftig blüht, ſei heilig mir;
Nur hüten will ich deine Blüthe,
Doch nie das Blühn verwehr' ich dir.

So laß uns, frei und wahrhaft, ſchreiten
Den Pfad, der noch zuſammen geht,
Und wenn einmal in künft'gen Zeiten
Auf meinem Grab die Blume weht —

Wohl mir, wenn dann, hinabgebogen
Zur Gruft, dein Mund es noch bezeugt:
Zur Freiheit hat er mich erzogen
Und nimmer meinen Wuchs gebeugt!

Dunkle Nacht.

Noch keine Raſt nach ſchwerem, trübem Tag,
Hart iſt nach hartem Thun ein ſchlafloſ Lager;
Die Sorgen kommen, all die kleinen Nager, —
Doch ſtill — durch Nebel hallt der zwölfte Schlag.

Ein neuer Tag! Nun ſteigſt du, heil'ges Licht,
Aufwärts aus deinen feuchten Tiefen wieder,
Der Vogel träumt im Neſt auf Morgenlieder,
Und ſchaudernd ſenkt die Nacht ihr Sphinxgeſicht.

Heil dir, o Licht! dein heilig Pflegeramt,
Du übſt es fröhlich, ſtets aufs neue tagend.
Ich aber will wie du thun, nicht verzagend,
Solang dein Strahl ob meinem Scheitel flammt.

Was dir auch kam, es fand dich niemals feig,
Mein ſtiller Geiſt, du haſt es überwunden;
Nie trafen dich die allerſchwerſten Stunden
Rathlos an Wort, noch vor dem Handeln bleich.

Du weißt es, daß du ſiegſt, ſolang du ſtrebſt;
Härter als Feindesherzen ſind die Waffen;
Gewalt'ger als das Chaos iſt das Schaffen,
Und jede Laſt weicht, wenn du muthig hebſt.

Drum ſchließe nun, mein ſchmerzend Aug, dich zu,
Und fließe leis, empörte Herzenswelle!
Nimm mich, o Ferge Schlaf, und zu der Schwelle
Des Morgenufers wiege mich in Ruh'!

An der Wiege.

Dieß Kind hat deine Augen nicht,
Geliebte!
Dein Aug iſt blau und froh und licht,
Und meines iſt braun und heiß, und flammt —
Doch des Kindes Augen ſind ſchwarz wie Sammt,
Wie die Nacht ſo tief und lind —
Geliebte,
Von wem hat die das Kind?

Die Mutter ſieht in den Schooß und lacht
Und flüſtert ſchelmiſch: So war es ja,
So war's wie ich dein Auge ſah,
Geliebter,
Im Dämmerſchein der Nacht.

Johannislaub.

Wenn des Sommers ſcharfes Glühen
Manche Zier dem Baum entrafft,
Siehſt du neu den Forſt erblühen
Von des Jahres reicher Kraft.
Schau, wie dort im Hain die Spitzen
Grün und mailich wieder blitzen,
Neu geſchwellt von Frühlingsſaft.

Manche Knospe ward dem Wurme,
Manche ward dem Froſt zum Raub;
Manches Blatt im Wetterſturme
Brach und rollte zu dem Staub;
Doch du ſiehſt nicht was geſchwunden,
Denn es deckt der Krone Wunden
Heiliges Johannislaub.

Zart und leicht wie Maienſproſſen
Bebt's vom Morgenhauch bewegt,
Daß der Baum, von Luſt durchfloſſen,
Sich mit ſüßen Schauern regt.

Stolz wie je in Lenzestagen
Wird er nun die Krone tragen,
Bis der Winterſturm ihn fegt.

So, Geliebte, tief im Grunde
Wurzelt unſrer Liebe Baum;
Unbeirrt vom Tanz der Stunde
Zweigt er durch den Himmelsraum,
Spricht zu uns im Heimatstone
Aus den Ländern ſeiner Krone,
Rauſcht uns heut wie einſt in Traum.

Was mit giftigen Geſchoſſen
Weggeſengt der Sturm der Welt,
Füllt ſich mit den hellſten Sproſſen,
Die das Herz zum Lichte ſchwellt.
Aus dem heißen Lebenstriebe
Ewig friſcht ſich unſre Liebe,
Bis das Laub auf's Grab uns fällt.

Zerriſſene Saiten.

Bei Johanna's Tod.

— — — —

Gleich der hehren Tropenſonne
Sankſt du wolkenfrei und klar,
Als dein Leuchten dir noch Wonne
Und dein Kuß noch Flamme war!

— — —

Ehre dieß Leid mit Schweigen,
Hüll' es in dir vor der Welt —
Eiternde Wunden zeigen
Wird kein Tapfrer im Feld.

Dieſes Grauſen vergebens
Wagte zu künden das Lied,
Da ja der Rauſch des Lebens
Ach auf ewig, auf ewig mir ſchied!

Nirwana.

Sein großes Auge brach;
Die Hand, die Leiden liebevoll geſtillt,
Hob ſegnend er noch einmal mild,
Als er ſein letztes Wort zum Kreis der Jünger ſprach:

„Nirwana, du biſt mein!
Ich weiß, ich werde nie mehr wiederkommen;
Der Qual des eignen Seins entnommen
Wird heut mein Geiſt in Gott vernichtet ſein.“

O Buddha, Liebesheld!
Dir ſtammt in Glauben noch des Oſtens Welt!
Auch ich, des Weſtens Kind,
In Gottestrunkenheit wie du geſinnt,
Ich ſehne innig mich nach dem Vergehn,
Nicht nach dem Auferſtehn!

Wer ſeinen Kreis erfüllt,
Wem ſich das All in Schönheit hat enthüllt,
Wem Frauengunſt gelacht,
Wem Liebe ſcharfe Gluth im Herzen angefacht,
Wem oft die Schläfe heiß
Gepocht unter der Lebensarbeit Schweiß:
Wer forſchend ſich gemüht,
Wem des Gedankens Saatfeld aufgeblüht —
Der aus des Eigenlebens Fieberhaft
Sehnt ſich nach traumlos tiefer Schlummerraſt.

Wie in der ſchlummertrunknen Liebſten Schooß
Wir ſelig ſinken,
So auch in Gott, des Wollens, Denkens bloß,
Laßt Raſt mich trinken.
Kein jüdiſch Hoſiannah, kein griechiſcher Sphärenklang,
Kein ſtaner Engelſang!
Kein Zählen der Million von Funkelſternen,
Kein Wiſſen ohne Lernen!
Nur ganz in Gott vergehn! Es ſoll allein
Nirwana ſein!

Lerne warten.

Ernst den Pfad des Rechts zu wandeln
Ziemt des Mannes stolzer Kraft;
Starkes Glauben, treues Handeln
Ist's was ihn zum Helden schafft.
Seiner Arbeit strenge Tugend
Macht ihn frei und fesselos;
Selbst des Lorbeers grüne Jugend
Fällt dem Kämpfer in den Schooß.

Aber nicht das Glück erringt er,
Das in blauen Lüften webt,
Das um ihn, ein goldbeschwingter
Paradiesesvogel, schwebt;
Eigensinnig auf den Zweigen
Gaukelt sein geschwinder Flug;
Oft wohl scheint es sich zu neigen,
Aber seine Gunst war Trug.

Weh dir, wenn in zorniger Eile
Du den Fuß zu folgen hebſt,
Wenn mit leichtbeſchwingtem Pfeile
Du es zu erlegen ſtrebſt!
Mit behendem Schwung dich neckend
Höhnt es Kraft, und höhnt Geſchick;
Unter Wolken ſich verſteckend
Flieht für immer es dem Blick.

Lerne warten, lerne hoffen!
Glück beſucht die Seele oft,
Die, vom Zweifel nie betroffen,
Gegen alles Hoffen hofft.
Dann vielleicht am ſchönſten Tage
Naht es ſelbſt dir mit Begier,
Und mit leckem Flügelſchlage
Flattert's auf die Schulter dir.

Hat Achill im Schmuck der Jahre
Iphigenien erwählt:
Sie verblutet' am Altare,
Und er lag vom Pfeil entſeelt —
Doch den ſehnſuchtsvollen Schatten
Steigt ein Eiland aus der Fluth,
Wo auf ewiggrünen Matten
Er mit der Verlobten ruht.

Wilde See.

In der indiſchen See, dem Korallenmeer,
Wälzt der Tyfun ſich heulend daher;
Aus der ſchwülen Stille der Linienzuth
Auf peitſcht er grimmig die gläſerne Fluth.
Kaum aus dem Schlummer der Schiffer erwacht,
Und ſchon umgiebt ihn die ſchwefelichte Nacht.
Der Maſt geſpliſſen,
Das Tau entzwei!
Die Segel zerriſſen
Im Sturme frei!

Die Fluth hat ihr Opfer, heulend und dumpf
Schmettert ſie gegen den ſtöhnenden Rumpf.
Heruntergeſpült das rettende Boot,
Vor dem Anprall ſinkt auf das Deck der Pilot —
Da hilft nicht Kunſt, da rettet nicht Kraft,

Kaum daß er ein peitſchendes Tau noch erraffſt,
Mit der Angſt des Todes, mit krampfiger Haſt
Schnürt er ſich an den geknickten Maſt.
Die Sturzſee rollt ihm zu Häupten ſchwer,
Sie peitſcht ihm die Stirn — er fühlt es nicht mehr.
Noch zu den Sternen
Ein letzter Schrei!
Ein Gruß in die Fernen —
Alles vorbei! —

Da auf einmal unter Blitzen
Bricht die blaue Wetternacht;
Aus gezackten Wolkenritzen
Noch ein letzter Donner kracht.
Rettung, holde Liebe, bringſt du,
Und dein Hauch ſchmelzt das Geſchick,
Und das müde Auge zwingſt du,
Sich zu öffnen deinem Blick.

Der dem Tod ſich ſchon ergeben,
Schon herangewünſcht das Nichts,
Grüßt entzückt das neue Leben
In dem Strahl des jungen Lichts.
Wie ein breiter Silberſtreifen,
Schau wie's in der Ferne ruht;
Und ſchon will es näher ſchweifen
Auf der dunkeln Ergeſtutt.

Und dahinter, fern am Saume,
Wo der Morgen Purpur sprüht,
Dämmert Land schon wie im Traume,
Das von Tropenfrüchten glüht.
Ja, schon wogt im Wind ein neuer
Blumenrausch heran vom Strand —
Und noch einmal an das Steuer
Greift die sturmerprobte Hand.

Ein ferneſ Lichtchen.

Nächtliche Regenwolken ziehen
Ueber die Sterne den Schleier ſchwer —
Ueber den Hügel mit wankenden Knieen
Schreit' ich, ein müder Pilger, daher.

Da aus fernem, umdunkeltem Thale
Funkelt ſo heimlich ein einzelnes Licht,
Das mit dem ſchwankenden, zitternden Strahle
Dennoch die Schauer des Regens durchbricht.

Muth nun, o Pilger! das Licht iſt ein Zeichen!
Hinter dem Flämmchen, da thürmt ſich die Stadt.
Muthig, o Fuß, du wirſt ſie erreichen,
Werd' in dem letzten Streben nicht matt.

Hinter dem Licht, da iſt Flamme und Wonne,
Breitet ein fröhlicheſ Leben ſich aus!
Bald wohl hebt ſich im Morgen die Sonne,
Und ſie begrüßt dir ein eigenes Haus.

Nicht mehr führt mich die Nacht aus der Richte,
Nicht mehr verſchlägt mich der heulende Wind,
Denn mein Aug, es hängt an dem Lichte
Deiner Liebe, mein herziges Kind!

An meine Minna.

Uns zur Seiten alle Stunden
Gehn geliebte Todte mit,
Und Geſchlechter, die geſchwunden,
Stäuben auf bei unſerm Tritt.

Doch auch durch die Himmelsräume
Täglich ſtrahlt das Morgenroth —
Aus den Gräbern wachſen Bäume
Und das Leben aus dem Tod.

Ihre Ehre ſei den Todten,
Feig iſt's, die Erinnrung ſcheun!
Doch den Lebenden geboten
Ward's, des Lebens ſich zu freun.

Was wir jauchzend einſt genoſſen
Mit des Herzens vollem Schlag',
Sei es in die Nacht zerfloſſen —
Unſer iſt der wache Tag!

Bis auch meine Pulſe ſtocken,
Halt' ich dich, mein Lieb, im Arm,
Und auch unter'm Schnee der Locken
Klopft das Herz noch voll und warm.

Löſe drum des Schweigens Siegel
Von den Lippen frank und frei,
Daß mir deiner Seele Spiegel
Offenbar und heiter ſei.

Friſch, wie jung mit jedem Lenze
Auferſteht das frohe Grün,
Laß auch deiner Minne Kränze
Um das ſchneeige Haupt mir blühn!

Liebesgruß

in ein Zeitungsblatt geſchrieben.

Schmiegt euch, feingeſchriebne Zeilen,
Hier in dieſen Winkel ein;
Wird ihr Aug das Blatt durcheilen
Mit dem blauen Sternenſchein,
Duckt euch in das kleinſte Eck,
Haltet fein euch im Verſteck!

Doch wirft ſie nun ungeduldig
Fort das Blatt, dann lichert ihr,
Ruft ihr zu dann ſchlau-unſchuldig:
Kukuk, Minna, wir ſind hier!
Hüpft aus dieſem ſichern Haus
Dann hervor und lacht ſie aus!

Als mein Lieb Todesgedanken hatte.

Es kommt aus Weſt am Maientag
Schmelzend ein Hauch gezogen;
Von friſchem Laub iſt grün der Hag,
Der Grabesſtaub verflogen.
Wir brauchen der Blumen nicht länger zu warten:
Die Mutterlieb' in Lilienpracht
Und die Roſe der Sinne iſt glühend entfacht;
All Leben erwacht
In der Liebe ſonnigem Garten.

Der Sommer nah, der Winter fern,
Stark iſt des Lebens Walten;
Und jede Blume will auch gern
Zur Frucht ſich noch entfalten.
Wir ahnen der künftigen Lenze Schimmer,
Wir ſchaun, wie rings ein jegliches Beet
Voll lebender ſtrebender Keimchen ſteht —
Der Lenzhauch weht,
Und an's Sterben denken wir nimmer!

Weit und enge.

O fröhliches Wandern,
Wenn der Morgen aus drohenden Wolken blitzt,
Und der flüchtige Fuß
So leicht uns beflügelt
Hinauf den sonnigen Abhang
Oder hinab in das duftige Thal!

Und weiter noch als der Fuß
Wandern die Augen!
Sie fliegen zurück zu dem zackigen Gipfel,
Den wir gestern bezwangen;
Sie fliegen voran auf die sonnige Fläche,
Wo heute die Nacht uns grüßen wird.

Und weiter noch als der schweifende Blick
Wandert die Seele!
Ueber dem kleinen Erdball
Schwebt sie zur Sonne, schwebt zu den Sternen;

Wo ſpurlos Welten im Aether
Schon vergingen und lichtlos,
Da ſtürmt ſie hinaus in die ewige Nacht
Und wiegt ſich in Träume.

Und doch, wie traurig wäre das Wandern,
Und doch, wie öde wäre die Welt,
Wie kalt der Mond und alle Geſtirne,
Wüßt' ich nicht fern auf der kleinen Erde
Irgend ein heimliches Neſt mir gebaut,
Ein kleines Neſtchen,
Und wüßt' ich im Neſtchen ein Herz nicht,
Das in Sehnen mir ſchlägt
Und des Wandernden denkt;
Und ſäßen im Neſtchen
Die Vögelchen nicht
Aufſperrend die Schnäblein,
Und zwitſcherten luſtig
Und fragten die Mutter:
Kommt der Vater auch bald
Und bringt uns Futter?

Lieder vom Seeſtrand.

1. Mittagsblau.

O lichte Mittagsſtunde!
Still ruht in Golfes Runde
Des Meeres weite Au;
Himmel und Fluth im Bunde
Lächeln in Hoffnungsblau.

Biſt du es, deſſen Welle
Im Sturm mit Wetterſchnelle
Rollt an die Felſen an?
Biſt du es, Sturmgeſelle,
Du wilder Ozean?

Wo dort die Wellchen ſchlagen
Und dunkle Riffe ragen,
Da ſtand die alte Stadt,
Die in der Väter Tagen
Dein Schooß verſchlungen hat.

O Fluth von Luſt und Schmerzen,
Die mit zerbrochnen Herzen
Sank in die tiefe Ruh'!
Und heute doch mit Scherzen
Rollſt deine Fluthen du.

Die hellen Gondeln ſchweben;
Am fernen Rande heben
Sich weiße Segel auf;
Ein ewig junges Leben
Beginnt auf dir den Lauf.

Du ſchläfſt in tiefen Träumen
Nun unter leichten Schäumen
Im lichten Sonnenglanz,
Und an den Wellenſäumen
Schwebt goldner Lichter Tanz.

So in des Herzens Grunde
Sank manche ſel'ge Stunde
Hinab zum ew'gen Traum,
Und wild ziſcht aus dem Schlunde
Der Schmerzen trüber Schaum.

Doch ach, der Fluth zu gleichen
In dieſer lebensreichen
Und ſonnenhellen Raſt —
Wirſt du es je erreichen,
Mein Herz, du wilder Gaſt?

Mit deinen blauen Wonnen,
Mit deinen goldnen Sonnen
Spiel' fort, o Meer, im Scherz,
Bis Frieden neu gewonnen
Dieß bange, bange Herz!

2. Des Meeres Frieden.

Auf ſcharfen Muſchelriffen
Raſt' ich im Mittagſchein;
Und blicke ſchmerzergriffen
In's weite Meer hinein.

Gelb ſtürzt, vom Guß geſchwollen,
Der Quell vom Felſenkamm,
Und in die Meerfluth rollen
Die Wellen trüben Schlamm.

Doch aller Schlamm vom Strande
Sinkt nieder wie ein Flaum,
Die See ſpült zu dem Sande
Das letzte Flöckchen Schaum.

So ſtröme klar, o Seele,
Hinaus zur Ewigkeit,
Und Sorgen, Schmerz und Fehle
Laß an dem Strand der Zeit.

3. Frühlingswind vom Rhein.

Mit dem Blumenſtrauß am Hute
Hüpft der Frühling über's Meer,
Und er bringt mit luſtigem Muthe
Einen Gruß vom Rhein mir her.

Gern gedenk' ich dann der Laube
Ueber abendgoldner Fluth,
Wo beim Würzetrunk der Traube
Ich in wachem Traum geruht.

Ueber den entſchlafnen Wogen
Stieg der Mond im Nebelduft,
Und vom Fluß, wie Schwäne, flogen
Lieder durch die Abendluft.

Blätter ſchwellen, Vögel ſingen,
Junge Freiheit rauſcht im Wind;
Bäche rieſeln, Knospen ſpringen,
Zeit und Welle läuft geſchwind.

Bald auch wird mir wieder winken
Auf der Fluth der goldne Schein,
Und noch einmal werd' ich trinken
Maitrank in der Laub' am Rhein.

4. Wolken und Schickſal.

Aus der Meerfluth hebt ſich die Wolke,
Und tauſend Tropfen zerrinnen in ſie;
Auf der weiten vom Mittag glühenden Fläche
Saugt ſie ein Theilchen aus jeder Welle
Und trägt es hinauf, und hinaus in das Land.

Und tauſend Tropfen ſtrömt ſie auf's neue
Millionenfach in einander geſchmolzen
Ueber das Feld im rauſchenden Schwall.

Alſo aus tauſend verborgnen Quellen
Schöpft das Geſchick ſich den Zauberſegen,
Und tauſend Wellen, kein Sterblicher zählt ſie,
Strömt es hinaus, zu Leben und Tod.

Auf hohem Felſen am Meeresſtrand
In Mittagsgluth gekühlt von dem Seewind,
Gingen wir zwei mit ruhigem Sinn,
Ernſte Rede mit ſcherzender wechſelnd;

Und aus den tauſend verrinnenden Worten
Stieg ungewollt, ſtieg unerwartet
Ein zeugendes Wort —
Das Wort ward ein Schickſal!

5. Regen am Meer.

Dunkle Wolken ziehn am Himmel,
Sturm durchbrauſt den Hain im Thal —
Sende mir aus blauen Augen
Einen hellen Sonnenſtrahl!

Auf dem Meere braut der Nebel,
Feucht und fröſtelnd liegt das Feld —
Sende mir aus blauen Augen
Einen Blick, der Alles hellt!

6. Abendroth.

Wenn der Tagesgott in Feier
Zu dem feuchten Weſten ſinkt
Und gedämpft im Wolkenſchleier
Seine mildern Grüße winkt:
Dann zum letztenmale wende
Deinen Blick zum Purpurſchein,
Freu' dich an des Tages Ende,
Denn dein letzter mag es ſein.

In das Weltenauge ſinken
Laß dein Auge noch einmal
Und aus all dem Glanze trinken
Einen vollen Segensſtrahl,
Der auf lichten Traumesſchwingen
Ueber's Nachtgraun mit dir ſchwebt
Und zu fröhlichem Gelingen
Morgens deine Wimpern hebt.

7. Abſchied von der See.

Einmal, einmal noch hinaus
An den nächtigen Strand —
Morgen fern vom Meeresbraus
Weil' ich tief im Land.

Dumpf die Brandung rollt und ſchwer —
Durch ihr Einerlei
Schwebt vom fernen Meer daher
Einer Möve Schrei.

Aus des Himmels dunkelm Schooß
Klärt ſich Stern an Stern —
Sprecht ihr mir von ſchönerm Loos?
Ja, ich glaub' euch gern.

In den Wellen ſchattenhaft
Schreitet das Geſchick,
Aber mir und meiner Kraft
Dient der Augenblick.

Arm und Bruſt hab' ich geſtählt
In der heil'gen Fluth;
Was die Norne jetzt mir wählt,
Grüß' ich wohlgemuth.

Feſt und freudig ſei das Herz,
Funkle hell, mein Schwert!
Denn das Leben iſt den Schmerz
Und die Angſt nicht werth!

Kehrt ja doch dem rechten Mann
Stets ſein Stern zurück —
Und mit ſtarkem Griff alsdann
Faſſ' ich dich, o Glück!

8. Gruß über das Meer.

Wo ſich im Weſten die Wolken erhellen,
Senkt ſich der Mond und wird dunkel wie Blut;
Zögernd nun taucht er in kühlige Wellen,
Dort wo du weileſt, da ſinkt er zur Fluth.

Doch im Verlöſchen auf dunkelnde Wogen
Gießt er ſein Licht noch in funkelnder Zier;
Flimmernd iſt goldene Brücke gezogen
Ueber das Meer bis hinüber zu dir.

Ueber die Brücke voll Liebesverlangen
Gleitet die Seele mir träumend gen Weſt —
Fühlſt du im Schlaf, wie die roſigen Wangen
Leis wie ein Lüftchen ihr Kuß dir gepreßt?

Eitle Sorgen.

Kannſt das Eine du nicht thun,
Nun ſo thu das Andre!
Treiben ſie dich aus dem Land,
Nimm den Stock und wandre!

Ob du ſtirbſt und ob du lebſt,
Wird die Welt ſich drehen;
Ohne dich und deine Fauſt
Werden Alpen ſtehen.

Ohne dich und deinen Fleiß
Wird die See ſchon fluthen;
Ohne dich die Sonne ſchießt
Ihre Abendgluthen.

Gräme drum dich nicht zu ſehr,
Ob dir Alles glücke;
Denn der ſchlimmſte Weg zum Tod
Iſt die Seufzerbrücke.

Schaff ſoviel du ſchaffen kannſt,
Aber thu es munter!
Oeffnet ſich zuletzt das Grab,
Luſtig ſpring hinunter!

An die Kunſtjünger.

„Rathe mir! Wenn ich dichte und male,
Bleib' ich wohl ferner Idealiſt,
Oder verkauf' ich mich an's Reale,
Da die Welt nun doch realiſtiſch iſt?"

Die Wirklichkeit ſchätzen wir alle höchlich,
Doch wir lieben die Schönheit, mein junger Geſell!
Gieb dein Modell uns ſo treu wie möglich,
Aber — wähle das ſchönſte Modell!

An eine kranke Freundin.

Durch das grüne Urwaldsdunkel,
Durch der Ranken eng Geschling
Schmiegt in leuchtendem Gefunkel
Doch sich keck der Schmetterling.

So in kranker Freundin Zimmer,
Das vor meinem Gruß sich schließt,
Fliegt ein Lied, das sanften Schimmer
In der Krankheit Dämmer gießt.

Ihr den Morgengruß zu sagen,
Flattre, leichter Falter, hin,
Dann nach ihrem Weh zu fragen
Und zu klären ihren Sinn.

Wie ein Kraut, gepflückt im Düstern,
Aus der Wunde zieht den Pfeil,
So von deinem Zauberflüstern
Werd' ihr Herz gesund und heil.

An meinen Freund Gerſtenberg

nach ſeiner Heirath.

O wo ſoll dieſes Lied Euch finden,
Das über's Meer Euch ſuchen geht,
Wo Euch der Hauch von lauen Winden
Zum wintergrünen Süden weht?

Grüßt Euch auf Feldern der Provence
Der Abendſtern im Purpurlicht,
Wo ſich das Stahlband der Durance
Durch Maulbeerhain und Oelwald flicht?

Netzt Euch an Nizza's Felsgeſtade
Den Fuß des Meeres leichter Schaum,
Und pflückt Ihr auf dem Gartenpfade
Euch die Orange reif vom Baum?

Ruht Ihr auf liedgeweihter Stelle
In Tivoli's umbüſchter Schluft,
Und ſchaut, wie Anio's weiße Welle
Hinabſchäumt in die Felſenkluft?

Wie wird dieß Paar der ſchönſten Augen
In ſeiner Wimpern dunkelm Kranz
Italiens Farben in ſich ſaugen
Und blitzen von des Südens Glanz!

Dieß Lied, es folgt Euch allerwegen
Durch ſüdlich immergrün Geſträuch,
Und meldet zu des Prieſters Segen
Des Dichters wärmern Segen Euch!

Des Freundes Segen auch! Wir denken
An dich, du Guter, oft und gern;
Kann unſer Wunſch das Schickſal lenken,
So leuchtet dir ein guter Stern.

In Liebesraſt magſt du geneſen
Von dieſes Nordens Haſt und Rauch;
Der muſterhaft als Freund geweſen,
Sei hochbeglückt im Lieben auch.

Ins Himmelblau.

Die Eltern ſaßen im Garten
Im friſchen Lenzesgrün,
Und ſahen Glück und Blumen
Und Kinder um ſich blühn.

Da war der kleine Junge,
Der Mutter ſtand er nah,
Wo er vor einem Schemel
Sein Bilderbuch beſah.

Der Frühlingswind entführt' ihm
Die Bilder Blatt um Blatt;
Erſt holt' er ſelbſt ſie wieder,
Doch hatt' er bald es ſatt.

Da ſah mit blauen Augen
In's Himmelblau das Kind,
Und rief in vollem Eifer
Hinauf: Nicht Wind, nicht Wind!

Mutter und Vater lachten —
Warum habt ihr gelacht?
Habt ihr als große Leute
Es klüger denn gemacht?

Wenn irgend was euch störte,
Riefet ihr nicht geschwind
Aengstlich zum blauen Himmel
Hinauf: „Nicht Wind, nicht Wind!“

Herr und Madame Schmidt.

Frau Schmidt kam von der Auction,
Herr Schmidt ſaß rauchend auf ſeinem Balkon,
Sie rauſchte zu ihm in ſtaub'gen Gewanden —
„Nun, ſprach er, was haſt du heut erſtanden?"
Triumph in den Blicken zog ſie hervor
Eine Meſſingplatte von einem Thor,
Drauf ſtand der Name Müller gravirt.
„Ei," rief er, „Schatz, was iſt dir paſſirt?
„Man ſagt nicht umſonſt, Ihr Weiber, von Euch,
„Bei Verkäufen erſteht ihr das ſchofelſte Zeug!
„Was unter allen unnützen Sachen
„Willſt du mit dieſer Platte machen?" —
„Ja," rief ſie, „Ihr meint, wir denken nie!
„Ich hab' mirs wohl überlegt. Nun ſieh,
„Wenn der Himmel jetzt dich mir ſterben ließe,
„Und ich nähme dann Einen, der Müller hieße;
„Siehſt du nun ſelber, mein lieber Mann,
„Wie nett mir käme das Plättchen dann?"

Aus Mirut.

(Times vom 6. Auguſt 1857.)

Delhi hebt die ehrne Stirne,
Ein Jahrhundert ſchmuckberaubt,
Und der Moguln üpp'ge Dirne
Schlingt die Perlen neu um's Haupt.

Rückgelehnt in Polſterthronen
Hallt ihr erſtes Machtgebot:
Kinder Indiens, ohne Schonen
Allen Europäern Tod!

Wo die Tſchumna ihre Wellen
Hell durch dunkle Gärten gießt
Und vorbei den Marmorſchwellen
Liebgeweihter Gräber fließt:

Da erbebt der Strom mit Ziſchen,
Rauſcht empört die fromme Fluth;
Denn die heil'gen Wellen miſchen
Sich mit heißen Strömen Blut.

Rings die Brittenlager lohen,
Und zum letzten Rettungsport
Stürzt, was noch dem Nord entflohen,
Nach Mirats verlaßnem Fort.

Dort, wie auf dem Felſenneſte
Scheu der Schwarm der Möven hauſt,
Lauſchen ſie von ihrer Feſte,
Wie der Aufruhr um ſie brauſt.

Seht den müden Bettler ſchleichen!
Friedſam naht er und allein,
Grüßt uns mit dem Friedenszeichen,
's iſt ein Fakir, laßt ihn ein!

In der Offiziere Mitten,
Waffenlos und ohne Harm
Kommt er ruhig hergeſchritten;
Sieh, was trägt er auf dem Arm?

Wie aus dunkler Stachelfeige
Roth die Tropenblüthe bricht;
Wie durch rauhe Palmenzweige
Indiens Falter hell ſich flicht:

Alſo unter ſtrupp'gem Barte
Tauchet Lockengold empor,
Und aus Lumpen lauſcht das zarte
Köpfchen eines Engels vor —

Friſch, wie in des Meeres Mitten
Albions junge Knospen ſind, —
Und den Oberſten der Britten
Grüßt der Fakir und beginnt:

„Dieſes Kind aus deinem Stamme
Nimm, Sahib, an deinen Herd;
Seine Mutter fraß die Flamme,
Seinen Vater fraß das Schwert.

„Die Geſchwiſter, Mädchen, Jungen
Riſſen nackt ſie aus dem Bett;
Grauſam in die Luft geſchwungen
Stürzten ſie in's Bajonet.

„Dieſes ſtahl ich in den Falten
Meines Mantels durch die Schaar,
Und den Hieb hab' ich erhalten,
Der ihm zugemeſſen war."

Und ſo band er von der Weſte
Sich das Kind im Tragband los,
Und ein engliſch Weib der Feſte
Nahm das Würmchen auf den Schooß;

Und des Mitgefühles Thränen
Quellen ungehemmt hervor,
Jeder denkt mit bangem Sehnen
Derer, die er ſelbſt verlor.

Sprach der Oberſt: „Nimm, du Treuer,
Deines Edelmuthes Sold!“
Doch durchblitzt von edelm Feuer
Spricht der Hindu: „Halt dein Gold!

„Ob die Wunden mich ermatten,
Brauch' ich nichts von deiner Hand;
Bettelnd durch des Ganges Schatten
Wandr' ich, durch des Indus Sand.

„Hab' die Vedas all geleſen,
Den Koran auch durchgeſtört;
Bin bei den Parſis geweſen,
Hab' auch euern Spruch gehört.

„Liebe, hört' ich alle ſagen,
Sei zwei Drittel im Gebot;
Und die Liebe hieß mich's wagen,
Und ich that's und zwang den Tod.

„Doch wollt ihr mir Dank gewähren,
Nun ſo grabt auf dieſem Platz
Einen Brunnen, Gott zu Ehren,
Allem Volk zum ew'gen Schatz.

„Jedem geb' er ſeine Spende!
Hier entſühnt ſich der Braman,
Wäſcht der Moslem ſeine Hände,
Und der Chriſt, er trinkt daran.

„Laßt ein Schattendach ihn decken,
Und ein Täflein an die Mau'r
Mögt ihr mit den Worten ſtecken:
Imam Bharti von Dhunau'r.

„Imam Bharti von Dhunauer
Iſt mein Name, merkt ihn gut,
Daß darauf zu ew'ger Dauer
Jedes Wandrers Auge ruht.

„Wenn um Rache einſt ihr ſtreitet,
Meinem Volke grimmgeſinnt,
Denkt, wenn ihr vorüberſchreitet,
An den Bettler und dieß Kind!“

Sprach's und grüßt', herab die Matten
Schwand er fern hinaus in's Land,
Bettelnd durch des Ganges Schatten,
Bettelnd durch des Indus Sand.

Jeſſie Brown.

Es war ein Weib von Hochlandsblut
Zu Lucknow auf dem Schloß,
Als Indiens grimme Freiheitswuth
Die Britten eng umſchloß.

Und Jeſſie auf die Poſten fern
Trug Pulver Tag und Nacht,
Sie miſchte Grog und Whisky gern
Für jeden Mann der Wacht.

Noch grimmer als des Feindes Schwert
Umſchloß die Noth den Platz;
Geſchlachtet war das letzte Pferd,
Und fern blieb der Entſatz.

Auch auf den Knien feuert doch,
Auch auf den Knien der Mann;
Ein Britte ſchießt, ſolange noch
Der Arm ſich rühren kann.

Die letzte Hoffnung kam zu Fall,
Voll Leichen lag die Stadt,
Hinſank auch Jeſſie auf den Wall,
Von Durſt und Fieber matt.

Und Jeſſie lag im Fieber ſchwer — .
Da trug ein wilder Traum
Sie zu des Vaters Hütt' am Meer
Unter den Eibenbaum.

Sie murmelt leis: Der Schlaf mir fromm ,
Und mild bin ich genug;
So weckt mich nicht, bis Vater kommt
Nach Haus von ſeinem Pflug.

Sie hört im Traum des Sturms Getos,
Der Möve ſchrillen Pfiff,
Sie hört der Wellen hohlen Stoß
An Schottlands Felſenriff.

Sie hört — doch horch, was ſchallte ſo,
Das grimm ihr Elend höhnt?
Nein, das iſt Traum nicht mehr! Halloh!
Des Hochlands Pfeife tönt!

Sie reckt ſich auf, ſie fährt empor:
Hört ihr, o hört ihr's ſchall'n?
Der Slogan iſt's von Macgregor,
Der wildeſte von All'n!

Strack auf die Füße ſprang ſie, ſtand,
Hielt ſich am Fahnenſtab,
So ſtand ſie auf des Walles Rand
Und horcht' in's Thal hinab.

Wohl lauſcht auch der Soldat empor:
Der Kugeln wild Geſchwirr
Betrügt auch wohl ein Hochlandsohr,
Denkt er — ſie redet irr!

Und wieder ſchrie da Jeſſie Brown:
's iſt nicht mehr Macgregor,
Der zweite Ton, ich hör' ihn traun,
Dringt aus den Dſchungeln vor.

Der Heide Sohn, da kommt er ſchon,
Das iſt der ſtärkſte Clan:
„Clan Campbell kommt, Clan Campbell kommt,
Clan Campbell kommt heran!“

Ein Schweigen war's 'ne Viertelſtund,
Die Krieger lauſchen ſtill,
Da — ganz vernehmlich tönt vom Grund
Die Sackpfeif' wild und ſchrill.

Hoch lebe Großbritannia!
Rief's tauſendfach im Chor;
Zur Antwort trug die Sackpfeif' da
Die dritte Weiſ' empor:

„Wer denkt der alten Freundſchaft nicht,
Der alten Heimath gern?"
Und ſchau, wie's blitzt im Morgenlicht
Von Bajonetten fern.

Mit nacktem Knie, im Waffenglanz,
In feſtem munterm Schritt,
Ein Keil aus ihres Felſenſtrands
Gewürfeltem Granit —

So kommen ſie, ſo ſtürmen ſie
Auf die Sipoys heran!
Und jeder Mann ſank auf ſein Knie,
Und mit ſang jeder Mann:

„Wer denkt der alten Freundschaft nicht,
„Der alten Heimat gern?“
Und über Blut und Leichen bricht
Herauf der Rettung Stern.

Kanonen donnern ihren Gruß
Ringsum von jeder Schanz',
Und Jessie trägt mit schwankem Fuß
Den Rettern hin den Kranz.

Sonntag.

O lieber Sonntag, biſt du da,
Des armen Mannes Raſt!
Du nimmſt das Joch vom Nacken ja,
Hebſt ſeiner Sorgen Laſt.

Ein Stündchen länger in dem Arm
Der Liebſten ruht er heut,
Und aus den Federn weich und warm
Lauſcht er dem Frühgeläut —

Dem Frühgeläut, das heut ihn nicht
Zur lauten Werkſtatt ſchreckt;
Nein, das zu Frieden, Lieb' und Licht
Die müde Seele weckt.

Der ſchönſte Traum, der Morgentraum,
Den ſonſt er brechen muß,
Schwebt durch's Gelaß mit buntem Saum,
Pflegt auf ſein Haupt den Kuß.

Und Gottes Gleichniß wäſcht die Stirn
Vom Ruß der Arbeit rein;
In's friſche Herz, in's klare Hirn
Zieht hell die Luſt hinein.

Das Eiſen, das ſein Arm erſchuf,
Führt ſchneller, als den Lord
Zur Jagd trägt ſeines Vollbluts Huf,
Ihn zu den Fluren fort.

Am Seeſtrand geht auch er einmal
Und trinkt den ſalzigen Wind,
Und in dem lichten Blüthenthal,
Da ſpielt ſein blaſſes Kind.

Auch ſeiner Frau quillt jünger Blut
Durch's Herz in warmem Lauf:
O gönnt der Frau den Sonntagshut
Und auch die Blumen drauf!

Die Arbeit iſt des Mannes Pflicht,
Sein Recht des Sonntags Ruh';
Drum ſchließt, ihr harten Herzen, nicht
Sein Paradies ihm zu!

BIBL. UNIVERS. UPS.

Erlöſt aus enger Kirchenhaft,
Der Schöpfung zugeſellt,
Soll heut er ſpüren ſeine Kraft
Als freier Herr der Welt!

An meine reichen Landsleute in London.

Die Wahrheit läuft nicht auf den Gaſſen,
Sie ſchweigt, wo nicht zu reden frommt;
Im Tempel wartet ſie gelaſſen,
Bis Einer Weisheit ſuchen kommt.
Und vor ihr ſitzt mit ſtummem Munde
Manch weiſer und beherzter Mann,
Und harret ſtill der rechten Stunde,
Wo er zum Schwerte greifen kann.

Ihr eilt derweil auf allen Pfaden,
Und jede Kraft bewältigt ihr;
Euch bringen Schiffe ſchwerbeladen
Der fernſten Zonen Frucht und Zier.
Wir laſſen gern euch eure Plagen
Und gönnen euch zum Lohn das Gold;
Wir rufen nicht in's wilde Jagen,
Daß ihr nach Beſſerm ringen ſollt.

Doch manchmal, wenn am Nebelmorgen
Ihr vor lebend'gem Tode bangt,
Wenn mitten unter ird'schen Sorgen
Euch's nach Begeisterung verlangt,
Dann ruft ihr uns. Die Felsen schmelzen
Kann nur ein glutherfülltes Herz;
Nur eine stolze Seele wälzen
Der Rede dunkelflammend Erz.

Ihr fordert uns, und wir erscheinen!
Ja, unser Spruch reißt euch empor;
Was Alle fühlen, Alle meinen,
Wir stimmen's zum erhabnen Chor — — —
Doch wenn dann unsre Adern schwellen,
Da zürnt ihr dem empörten Blut;
Das Meer verlangt ihr ohne Wellen,
Die Flamme wollt ihr ohne Gluth.

Stolz vor dem Nichtheil hat gesprochen,
Kühn vor den Fürsten unser Mund;
Wir schwiegen nicht, als wir gebrochen
Im Schlachtfeld sanken, matt und wund.
Und ihr glaubt, daß die Gunst der Reichen
Den unbestochnen Blick verwirrt?
Ihr wähnt, wir werden leise schleichen,
Daß nicht am Arm die Kette klirrt?

Schmach ruht auf unſerm Vaterlande,
Und Gras bedeckt der Zeugen Gruft;
Nur hier am fremden Inſelſtrande
Hallt frei das Wort durch freie Luft.
Der Tag kommt, der den Stolz wird neigen,
Der Tag kommt, ob ihr zürnt und grollt;
Wir werden nicht vom Schwerte ſchweigen,
Weil ihr den feigen Frieden wollt!

Die Wahrheit ruht, bis ihr ſie ladet
Und aufruft aus dem heil'gen Ort;
Dann tritt ihr Bote gottbegnadet
Vor euch mit unverfälſchtem Wort;
Die Lava rollt, die Felſen brechen,
Und laut ſchallt's aus dem Heiligthum:
„Vom Vaterland darf keiner ſprechen,
Der ſchweigen will von Robert Blum!"

Zur Vollendung des Kölner Doms.

Auf dem Giltar-Felſen in Pembroke.

Auf dem ſchönſten Erdenflecke
Sitz' ich an der Felſenecke,
Mittagsruh' all um mich her,
Und in grenzenloſer Strecke
Dehnt ſich vor dem Blick das Meer.

Ja, mich feſſeln Blutesbande!
Hier an Wales' umbrauſtem Strande
Fühl' ich froh mich wie zu Haus;
Denn aus meinem Vaterlande
Zogen ſeine Männer aus.

Als die Dämme einſt ſich bogen
Vor der Nordſee tückiſchen Wogen,
Von der Noth gleich mir verbannt,
Haben ſie ſich hergezogen
Auf den ſichern Felſenrand.

Doch ſo ſchön auch hier die Wellen
Um die ſchroffen Felſen ſchwellen,
Einmal möcht' ich drüben ſein,
Und mit fröhlichen Geſellen
Dampft' ich dann hinab den Rhein.

Einmal noch der tiefen Minne
Meiner Heimath würd' ich inne,
Wenn im frohen Volksgebraus
Auf des Kölner Domes Zinne
Rheinland ſteckt den Zimmerſtrauß.

O aus des Portales Wänden
Einen langen Blick zu ſenden
In den farbenhellen Chor!
Zu der fertigen Wölbung wenden
Einmal Aug und Herz empor!

Unſrer Trennung böſe Tücke
Ließ viel hundert Jahr die Lücke
Klaffen zwiſchen Chor und Thurm;
Doch nun ſchlug die Kunſt die Brücke,
Und nun trotzt der Bau dem Sturm.

Als der Bruderbund den Streichen
Der Parteiung mußte weichen,
Stand am Dome ſtill der Krahn;
Die Vollendung ſei ein Zeichen,
Daß uns beßre Tage nahn.

Neu an's Vaterland gebunden
Heilte Rheinland ſeine Wunden,
Reich und ſtark ward's, und zum Bau
Haben Steine ſich gefunden
Aus dem allerfernſten Gau.

Wenn zu einem großen Werke
Alles Volk vereint die Stärke,
Iſt das Schwerſte bald geſchafft;
Rheinland, ſchau den Dom, und merke:
In der Einheit ruht die Kraft!

Seht ihr auf den hohen Hallen
Schwarzrothgold die Farben wallen?
Sammelt hier Euch Mann für Mann!
Laßt die bunten Lappen fallen,
Dieſem Banner ſchließt Euch an!

Höher nun den Blick geſendet!
Denn der Dom, er ſteht vollendet,
Nun an's neue Werk mit Macht!
Friſch die Hand zum Bau gewendet,
Bis Ein deutſches Reich vollbracht!

Ein Blatt aus der Kirchengeſchichte.

In den Ruinen des Biſchofspalaſtes zu Lamphey in Wales.

Das Salz ward dumm, die Zucht ward ſchlaff —
In dieſem Fenſterchen ſaß
Vor Alters manch ein fröhlicher Pfaff,
Auf dem Tiſchchen daneben das volle Glas,
Das fleißig zu leeren er auch nicht vergaß.

Der Sitz iſt doppelt; gegenüber, ſieh,
Ein hübſches Aebtißchen im Fenſterchen ſaß;
Sie rührten beinah zuſammen die Knie,
Und eng im Fenſterchen ſaßen ſie.

So nach dem Eſſen, beim Veſperklang
Im engen Fenſterchen ſaßen ſie,
Und lauſchten der Amſel Abendgeſang
Und des Bächleins Flüſtern die Wieſen entlang.

Heim kamen zum Stall in der Dämmerung
Die Böckchen und Lämmchen die Wieſen entlang;
Die Rehe ſchlüpften vom Wald im Sprung
Und ſchäkerten luſtig, alt und jung.

Und die Beiden ſahen die Thierchen gehn,
Sie dachten, ſo machen's Alt und Jung;
Der Mond ging auf — und was da geſchehn,
Das haben die Rehchen allein geſehn.

Derweil die Beiden ſich ſo gefreut,
Eine Zeit kam, wie man noch keine geſehn;
Es war eine Zeit voll Sturmgeläut,
Und der Same ging auf, den der Luther geſtreut.

Bei uns die Pfaffen kamen zu Fall,
Doch in England trifft man geſcheidtere Leut',
Die Biſchöf' ſchlugen gewandt den Ball
Und thaten dem König den Willen all.

So behielten ſie Land und Kirch' und Palaſt
Und thaten dem König den Willen all;
Die Aebtiſſin warf ab der Gelübde Laſt
Und empfing nun als Hausfrau ſelber den Gaſt.

Und ſitzen ſie Abends im Fenſterlein
Mit manchem frohen Confrater als Gaſt,
Kein Rehchen ſpringt mehr in die Wieſ' hinein,
Denn da tanzen und halten die Kinderchen klein
Sich bei den Händchen gefaßt.

Was kommen muß.

Hohe Klippen,
Hohe Klippen!
Doch alltäglich und allſtündlich
Waſcht die Fluth,
Meeresathem unergründlich
Nimmer ruht.
Hohe Klippen,
Einſt bricht euch die Fluth die Rippen.

Hohe Berge,
Hohe Berge!
Ueber eure Gipfel ſchreitet
Tief der Pflug,
Und in's Thal das Erdreich breitet
Still ſein Zug.
Hohe Berge,
Endlich ebnen euch die Zwerge.

Hohe Throne,
Hohe Throne!
Grollt doch Haß in ew'gen Wettern
Um euch her,
Und verhaltne Flüche ſchmettern
Dumpf und ſchwer.
Hohe Throne,
Ihr auch fallt dem Sturm zum Hohne!

An der Rheinmündung.

Schon ſachter wiegt die Fluth das Boot
Und nah ſind wir dem Ziel;
Vom flachen Strand in's Morgenroth
Hebt ſich der Thurm des Briel.

Der Briel! Wie ſchlug das Herz mir hoch,
Wie wuchs mir ſtolz der Muth,
Als nun das Schiff die Furche zog
Durch meines Rheines Fluth!

Dieß iſt der Platz, den hat zuerſt
Der Waſſergeuſ' erſtürmt; *
Den Wall, dran du vorüberfährſt,
Hat ſeine Hand gethürmt.

* Am 1. April 1572.

Wo einſt, umſpielt vom Wellenſchlag,
Wie Moſes auf dem Nil,
Das junge Kindlein Freiheit lag,
Die Wiege war der Briel.

Natur gab keinen Felſenwall
Dem Niederland zum Schutz;
Doch ſchirmt der graue Wogenſchwall
Den kühnen Mannestrutz.

Und gegen Macht und gegen Gold
Des Herrn der halben Welt
Ward kühn des Freiſtaats Fahn' entrollt,
Und ſie behielt das Feld.

Fromm ſchlug auch auf den Spanier los
Manch Juffrouw und Mevrouw,
Um Harlems Wälle tönt noch groß
Der Name der Kenau.

Von hier trug Wilhelms Orlogſchiff
Nach Albion den Brand;
Die Fackel ſtrahlt von Englands Riff
Hoch über Meer und Land.

Ein Fünkchen nach Columbia
Das Maienblümchen trug;
Zur hehren Flamme wuchs es da,
Die voll zum Himmel ſchlug.

Die Freiheit drang als Pionier
Kühn in der Wildniß Schooß;
Im Ringen mit des Urwalds Thier
Zog ſie die Kämpfer groß.

Nun ſtürmen dort ſie ſtolz und wild
Die Burg der Sklaverei,
Und waſchen ihren edeln Schild
Vom letzten Flecken frei.

Dann an den großen Strömen ſteht
Des Volkes hehres Reich:
So weit das Sternenbanner weht,
Kein Fürſt, und Alle gleich.

Wie Cäſar bog der Welt Genick
Zwei tauſend Jahre ſchier,
Pflanzt Waſhington der Republik
Unſterbliches Panier.

Schon iſt vom alten Erbſchaftsfluch
Die halbe Erde rein,
Und heute ſteht's im Schickſalsbuch:
Die ganze ſoll es ſein!

Und wer der Zeiten Ruf erkannt,
Blickt ruhig über's Meer:
Die Freiheit rollt, ein Steppenbrand,
Unwiderſtehlich her.

Und dann erſt iſt ihr Grimm gedämpft,
Erfüllt iſt das Geſchick,
Wenn wir der alten Welt erkämpft
Die junge Republik.

Im Hafen von Rotterdam.

14. April 1843.

Ich ſtand auf dem Schiff am Lenzestag,
Das früh nach England ging,
Und neben dem mächtigen Dampfer lag
Von Schiff ein zierliches Ding.
Auf dem Deck die Kajüte, ein gläſernes Zelt,
Und hübſche Frauen am Bord,
Die Flagge vom koſenden Weſt geſchwellt,
Der Steu'rmann fertig am Ort.

So ſchmuck war Alles, ſo feſtlich und fein,
Den Matroſen fragt' ich um's Schiff:
„Ein Flußboot," ſprach er, „und geht nach dem Rhein"—
Nach dem Rhein! Wie der Laut mich ergriff!
Nach dem Rhein, wo im Grünen die Wiege mir ſtand,
Wo die Jugend in Träumen mir ruht,
Nach dem Rhein, in das ſonnige wonnige Land,
Wo ſo ſtürmend mir wallte das Blut!

O Rhein, jetzt kommt dir die fröhliche Zeit,
Wo der Mai dich kleidet in Pracht;
Dem Lied und der Luſt iſt der Tag geweiht,
Und dem Maitrankbecher die Nacht.
O Luſt, von dem Hügel die Dörfchen zu ſchau'n
Verſchleiert im Blüthenſchnee,
Und raſtend auf blumigem Teppich der Au'n
Vergeſſen die Welt und ihr Weh!

Doch weil ſo hold dir die Sonne lacht
In dem luſtigen Land am Rhein,
Du haſt, mein Volk, es nicht bedacht,
Wie ſchön iſt's, frei zu ſein.
Du banntest den, der ungebeugt
Die Stirne trug, ein Mann;
Wo dich des Königs Schwert nicht ſcheucht,
Schreckt dich des Prieſters Bann.

Hinaus gen Weſt, zum Meer hinaus!
Wohl nebelt's drunten ſchwer,
In Wolken trägt des Weſtwinds Braus
Schon Englands Athem her.
Doch ſteht mir dort mein Haus gebaut
Auf Freiheitsfelſengrund,
Auch dort wohnt Liebe hold und traut,
Dort ſchlägt das Herz geſund.

Das Mannesſtolz die Welt gelehrt,
Der Stuarts Trotz gedämpft,
Zu Land und See, mit Wort und Schwert
Der Freiheit Sieg erkämpft:
Mit kühlem Blut, mit klarem Hirn,
Von Arbeit hart die Hand,
Und ob auch dunkel deine Stirn —
Segen dir, Engelland!

Die Glocke tönt! Den Freunden dort
Trag, Schiff, den Gruß mir hin;
Mich aber führt zum fremden Port
Der ungebeugte Sinn.
Schon faßt das Rad wie Schickſalsfauſt
Den Strom mit Eiſengriff,
Es ſchäumt die Fluth, der Dampf erbrauſt —
Fahr wohl, glückſelig Schiff!

Die Veteranen des Exils.

Nein, noch will das Blut nicht ſtocken,
Noch iſt klar des Auges Glanz;
Herrlich auch durch Silberlocken
Windet ſich der Eichenkranz.

Und ſo ſchlagen wir uns weiter
Auf der dampf-umwallten Bahn;
Feſter als der jüngſte Streiter
Steht der narbige Veteran.

Preßt die Fauſt auf Eure Wunde,
Kämpft noch fort, geſtützt auf's Knie;
Reißt den Feind mit Eu[illegible] zum Grunde,
Sterbet — doch ergebt Euch nie!

Frühling in Paris.

Ja das iſt deine goldne Sonne,
Das iſt dein ſtrahlend Himmelszelt,
Das deine grüne Frühlingswonne,
Paris, du Freudenkelch der Welt!

Wie oft ſich Wetter hier entladen
Und wild die feige Welt geſchreckt,
Sie ſind verſtummt — die Barrikaden
Haſt du mit Gärten zugedeckt.

Hier, wo einſt brachen Heldenherzen,
Sprießt die Kaſtanie aus dem Staub,
Und ihren Leuchter weißer Kerzen
Streckt ſie durch's lichte Frühlingslaub.

Wohl bluten noch geheim die Wunden,
Noch ward dein großer Traum nicht wahr!
Du aber haſt den Gram verwunden,
Das Herz iſt leicht, die Stirne klar.

Dich trübt es nicht im frohen Muthe,
Daß auf dem Pflaſter von Aſphalt
Von einem dreigeſpitzten Hute
Ein Schatten oft vorüberwallt.

Ob er vom Hut des Jeſuiten,
Ob von dem Stadtſergeanten fällt,
Den Scherz läßt du dir nicht verbieten,
Und deine Luſt wird nicht vergällt.

Der Schönheit Fürſtin, einſt vernichtet
Von Mönchthums ſelbſterwählter Qual,
Du haſt ſie wieder aufgerichtet
In deines Louvre Marmorſaal.

Stolz, wie ſie vor zweitauſend Jahren
Von Melos über's Meer geblickt,
Empfängt ſie heut der Pilger Schaaren,
Die noch ihr jede Zone ſchickt.

O Frankreich, Sonnenkind! das muthig
Sein Schwert am heil'gen Tage ſchwingt,
Und dann ſo raſch vergißt, wie blutig
Der Sieg war, wenn Triumph es ſingt!

Was könnte je dein Glück verſchütten,
Und brechen dir dein fröhlich Herz?
Haſt du doch Wein in allen Hütten,
Und braune Augen allerwärts!

Cornwallis.

Bedeckt mit weißen granitnen Koloſſen,
Wie öd in der Sonne die Heide liegt!
Sie ragen zerſtreut, gleich tauſend Geſchoſſen,
Womit ſich vor Alters die Rieſen bekriegt.

Dazwiſchen gewunden die moorigen Flüſſe,
Ihr Lauf iſt ſo breit, und ihr Bette ſo leer —
Nicht ſchwellen ſie mehr von dem Hochwald die Gäſſe,
Sie ſchleichen durch Krüppelholz dürftig zum Meer.

Nur Heide das Land, wo ſo luſtig einſt ragte
Das Jagdſchloß Arthur's in dem Forſt von Tregoſs,
Und die Wälder ſind kahl, wo Triſtan einſt jagte
Den Hirſch, und ihm folgte Iſolde zu Roß.

Auch die Häfen, wo einſt der Phönike gelandet,
Wo das Erz und das Zinn er geſtaut in ſein Schiff,
Sie liegen verſandet, die Welle nur brandet
In machtloſem Zorn um das grimmige Riff.

Die Heiligen, die aus der Fremde einſt kamen,
Den Glauben zu künden in keltiſchem Wort,
Ihr Thun iſt vergeſſen, es leben die Namen
In den Kirchen nur noch, die ſie ſtifteten, fort.

Und die Sprache, ſie ſchwand, es verſtummte die Sage,
Sie verſchmähte zu reden mit ſächſiſchem Mund;
Denn Alles ward engliſch; die einzige Frage
Iſt heut nach dem Pfennige noch und dem Pfund.

Doch gaſtfrei bliebſt du, o Völkchen, und bieder,
Und ward dein Ruhm dir auch flügellahm,
Du trinkſt vergnüglich den ſauren Cider,
Und borgſt von Devon den ſüßen Rahm.

Wo die Gräber der Helden vom Hügel noch winken,
Da wächſt die Kartoffel vortrefflich im Beet
Auf dem rechten Hang, indeß auf dem linken
Das methodiſtiſche Bethaus ſteht.

Du Fürſtin einſt auf der Dichtung Throne,
Weh, Cornwall, daß du dich ſelber verlorſt,
Und, niedergelegt die phantaſtiſche Krone,
Nur Englands Schleppe zu werden erkorſt!

Nicht ſingen dir mehr der Atlantis Sirenen
Von den Tagen des Ruhms, die dir ſchienen ſo hell;
Es erſteigt nur der Fremde mit Pilgrims Sehnen
Dein wogenumbrandetes Tintagel.

Chor zu Shakeſpeare's hundertjähriger Geburtsfeier,

geſungen im Kreis der Deutſchen in Paris.

Heil des Avons grünem Thale,
Heil dem goldnen Frühlingstag,
Jenem Tag, in deſſen Strahle,
Rund im Kranz
Elfentanz,
Er im Schooß der Mutter lag.

Englands Volk, ſo ſtark in Thaten
Und vor keiner Mühe bleich,
Darfſt des Sängers nicht entrathen,
Der dir ſoll
Farbenvoll
Aufthun auch das Geiſterreich.

Und auch uns gehört der Meiſter,
Uns an Blut und Muth verwandt!
An der Hand der größten Geiſter
Hoch und hehr
Ueber's Meer
Schritt er in das deutſche Land.

Hoher Meiſter jeder Tugend,
Feind von allen Gleißnerei'n,
Von dir lernt' es unſre Jugend:
Eines bloß
Macht uns groß:
Recht und voll ein Menſch zu ſein.

Schwerterklang und Liebeskoſen
Wechſeln dir in buntem Tanz,
Und ſo flechten wir dir Roſen
Duftig, dicht
Voll und licht
In den dunkeln Lorberkranz.

Was in ſtiller Bruſt der Frauen,
Ein Geheimniß, wogt und wallt,
Giebſt du ſchleierlos zu ſchauen —
Zorn und Schuld,
Treu' und Huld,
Alles ward dir zur Geſtalt.

Und ſo drückt den Kranz, den vollen,
Mädchen, auf ſein ſonnig Haupt,
Und ſo lang die Sterne rollen
Hoch im Licht,
Welkt er nicht,
Und kein Blatt wird ihm geraubt.

Eine Welt, die ihn bewundert,
Wächſt ihm neu im Schwung der Zeit!
Trag ihn denn, o neu Jahrhundert,
Hoch empor!
Unſer Chor
Weih' ihn der Unſterblichkeit!

Bundeslied

zum Feſt der deutſchen Turner in Paris,

Mai 1865.

Brüder, die ihr kommt zum Bundesfeſte,
Seid begrüßt mit Herz und Mund und Hand,
Hochwillkommen all ihr frohen Gäſte
An der Seine frühlingsgrünem Strand!
Hier auf fremdem Grund
Thut's das Herz uns kund:
Alle ſind wir Brüder blutsverwandt.

Ob du in der Hütte jung geworden
Oder biſt im Ahnenſchloß gezeugt,
Ob der Süden dich erzog, der Norden,
Weichſel oder Moſel dich geſäugt —
Feſt zu Spiel und Streit
Stehen wir gereiht,
Eines Waldes Eichen, ungebeugt.

Und ſo laßt das erſte Hoch erſchallen
Unſerm Bund, der frohen Turnerei,
Daß durch alle deutſchen Turnerhallen
Feſt das Mark und kühn der Muth uns ſei!
Bis die Kraft, bewährt,
Zu dem Schwerte fährt,
Blüh', o Jugend, fröhlich, friſch und frei!

Nun mit fränkſchem Wein, in frohem Chore,
Grüßen wir dieß ſonnenhelle Land,
Wo im Schutz der fremden Tricolore
Der Verbannte Lieb' und Heimat fand:
Frankreich lebe hoch,
Das vorauf uns flog,
Und zum Kampf der Freiheit ſchwang den Brand!

Und zuletzt nun, auf von Euren Sitzen,
Höchſten Eid dem Vaterland gezollt!
Füllt das Männerherz mit Wetterblitzen,
Denn hier weht die Fahne ſchwarz roth gold!
Schwört's mit heil'gem Muth,
Nie im Kampf gerubt,
Bis ſie über Deutſchland ſich entrollt!

Steig' empor, o deutſcher Einheit Halle,
Freiheit, lege du den erſten Stein!
Weht die Fahn' einſt dort, ſo ziehn wir alle
Jauchzend in die Heimat wieder ein,
Und im freien Land
Drücken wir die Hand
Euch, ihr deutſchen Brüder, über'm Rhein!

Docta Ignorantia.

Der alte Herr im Himmel ſitzt
Und ſieht der Welten Lauf;
Mit hunderttauſend Funken blitzt
Das Firmament herauf.

Sein ſonnenheiter Auge ſchaut
Auch auf der Menſchen Schwarm;
Er lauſcht der Liebe Jubellaut,
Er hört des Krieges Harm.

Er lächelt fein: „Euch gab ich, traun,
Zu knacken manche Nuß,
Und keine ſchwerer zu verdaun,
Als daß man ſterben muß.

„Ihr meint wohl, daß ihr's ganz verſteht,
Ihr meßt der Sterne Zahl —
Woher ihr kommt, wohin ihr geht,
Ja, ſagt mir das einmal!

„Das Evchen ſetzt' ich euch in's Neſt,
Das Keiner je begreift,
Und das doch Keinem Ruhe läßt,
Den nur ihr Saum beſtreift."

Kommt wo ein blonder Communiſt
Und läſtert recht ergrimmt,
Weil ſich ein Menſch, der Suppe ißt,
Den erſten Löffel nimmt; —

Kommt da Herr Hegel ſchwer gelehrt
Und ſchwäbiſch perorirt,
Und denkt, das Werden ſei erklärt,
Weil er es definirt;

Da ſtreicht Altvater ſich den Bart:
„Herr Doctor," ſtill er ſpricht,
„Wie ſchad', daß Ihr nicht bei mir wart,
Als ich es eingericht't!" —

Doch droht ein Bonz der Welt den Bann
Mit dem hochweiſen Schluß,
Daß, weil der Menſch nichts wiſſen kann,
Er etwas glauben muß —

Spricht gar ein Bomba vom Beruf,
Zu ſein des Glaubens Schild,
Und hält ſich, weil er Höllen ſchuf,
Für Gottes Ebenbild —

Das dünkt dem Alten recht ein Witz,
Ein Jocus ohne End' —
Da lacht er laut auf ſeinem Sitz,
Da kracht das Firmament;

Da ſchüttert ihm der Kopf vor Spaß,
Da wackelt ihm der Thron —
Und wir auf Erden nennen das
Ne Revolution.

Beim Meerleuchten.

Wie ſtill in des herbſtlichen Vollmonds Gluth
Spielt an den Strand hier die leuchtende Fluth!
Wie tauſend Fiſchchen im feuchten Glanz,
So hüpfen die goldenen Wellchen im Tanz.

Doch fort aus dem lichten Hafen hinaus
Die Seele entſchwebt in den offenen Braus;
Denn ach, mit der weichen weſtlichen Luft
Weht her mir des Schlachtfelds blutiger Duft.

Dort über dem ſtillen träumenden Meer,
Da pochen die Herzen jetzt bang und ſchwer;
Dort ſchlagen die tapfern Deutſchen die Schlacht,
Dort bricht manch junges Aug in Nacht.

Sie kämpfen, daß jedes Brudergeſchlecht,
Ob weiß, ob ſchwarz, erkämpfe ſein Recht;
Sie ſterben, daß allen Deſpoten zum Hohn
Die Freiheit mächtig bleibt auf dem Thron.

Die Wunde brennt auf gefurchter Stirn
Dem greisen Kämpfer, es fiebert sein Hirn;
Unter dem Sternenbanner mit Lust
Trüg' er der Kugel entgegen die Brust.

Soweit nach Freiheit ringt die Welt,
Ist der Deutsche stets mit der Linken gesellt;
Wo hallt der kämpfenden Freiheit Schrei,
Ist auch der deutsche Verbannte dabei.

Die Freiheit ist des Deutschen Braut,
Zur rechten Hand ihm angetraut.
Was uns durchglüht an dem fremden Strand,
Es fiebert auch drüben im Vaterland.

Der Tag kommt auch, ich höre sein Nahn,
Wo Deutschland wandelt die stolze Bahn,
Und wo die Rache der argen That,
Und wo dem Stolz die Vergeltung naht.

Dann, Streiter, heran von Ost und West,
Und den Drachen hart an den Busen gepreßt!
In fremden Schlachten gestählt, die Kraft
Zum letzten Siege zusammengerafft!

Dann ſchreiten wir Kämpfer im greiſen Haar
Mit der Fahne voran, als heilige Schaar;
Und ſelig der Mann, der niederſinkt,
Wenn dem rothen Banner Victoria winkt!

Le bon diable.

Lieber Gott auf dem Himmelsthrone,
Ei wie kannſt du behaglich ruhn,
Denn der Teufel, in harter Frohne,
Muß dir im Schweiß die Arbeit thun.

Schleswig-Holſteins, das ihr verriethet,
Nehmt ihr euch nun in Waffen an;
Und wer dieſes Geſchenk uns bietet,
Vive le diable! iſt auch unſer Mann.

Als wir Deutſchland zu einen gedachten,
Schlugt ihr uns tapfer die Köpfe ein;
Und nun müßt ihr in böhmiſchen Schlachten
Unſres Gedankens Vollzieher ſein.

Schmiſſen wir nieder die winzigen Thrönchen,
Kamt ihr, und ſchraubtet ſie wieder feſt;
Und nun jagt ihr die Mutterſöhnchen
Selbſt uns hinaus aus dem warmen Neſt.

Achte der Kegel bringt ihr zu Falle
Und der König ſteht noch allein;
Nun ſo wird der König für Alle
Einziges Ziel des Wurfes ſein.

Heut auf unſres Gedankens Herde
Schmieden wir luſtig die Republik,
Und ihr ruft ihr ſelber das Werde
Mit der pfiffigſten Politik.

Was wir verlangt, für Jeden die Stimme
Gebt ihr, und hofft, die Maſſen ſind dumm.
Armuth und Arbeit, in ihrem Grimme,
Wähnt ihr, ſie bleiben gefügig und ſtumm?

All das Volk in der Waffenehre
Wollten wir üben zum Kriegesſpiel:
Ihr vertheilt nun die Nadelgewehre,
Und ihr werdet ihr letztes Ziel!

Dichter oder Mann.

Mit dem Worte, mit dem Schwerte
Stand ich zu dem Vaterland,
Und der Ehre Ruf bewehrte
Früh des Jünglings weiche Hand.

Wohl, ich fühl's, mir ging verloren
Eines großen Dichters Loos,
Weil zum Streit ich ward geboren
Und nicht saß in Glückes Schooß.

Zum Erſinnen, zum Vollenden
Fehlte nimmer mir die Kraft;
Scharf den Pfeil in's Herz zu ſenden
Lehrte mich die Leidenſchaft.

Hätte nur mir noch des Lebens
Sommer friedereich geblüht,
Wahrlich, dann ward nicht vergebens
Mir dieß ſchaffende Gemüth!

Doch mich grämt's nicht! Angeſchlagen
Ward Ein mächtiger Accord,
Freiheit! — und in ſpäten Tagen
Singt mir den mein Volk noch fort.

Des Lebens Fülle.

Geſegnet ſei die Sonne,
Geſegnet ſei der Mond,
Geſegnet ſei die Wonne,
Die in dem Arm des Weibes wohnt.

Schön iſt es, wenn im Lenze
Das Grün uns wiederkehrt;
Schön, wenn die ſpäten Kränze
Die Winz'rin trägt, von Wein beſchwert.

Wo Friedenspalmen wehen,
Iſt ſüß des Weines Kuß;
Und auch im Kampf zu ſtehen
War männlich freudiger Genuß.

Ein Strom, iſt mir verfloſſen
Das Leben, reich und voll,
Und weil ich's ausgenoſſen,
Nicht grämt mich's, daß ich ſcheiden ſoll.

Froh ſoll das Herz mir ſchwellen,
Wenn nun mein Aug ſich ſchließt,
Daß fröhlichen Geſellen
Nach mir der Born in Fülle fließt!

Schweizerwein.

Heut, Kellnerin, bring mir Schweizerwein,
Kein Tröpfchen ſollſt du verſchütten!
Auch er fließt ſegensvoll und rein
Von der Kelter in die Bütten.
Er iſt nicht ſüß, doch iſt er gut,
Giebt muntre Kraft und friſches Blut
Dem Mann in armen Hütten.

Allüberall wo die Sonne glänzt
Auf Thurgau's ebne Auen,
Und wo die Aare laubumkränzt
Froh rauſcht in reichen Gauen;
Auch wo Helvetiens Seen hell
Sich füllen vom milchigen Gletſcherquell,
Iſt Rebengrün zu ſchauen.

Manch Wein läßt, hoch mit Ruhm bekannt,
Ueber die See ſich führen;
Der Wein hier liebt ſein Vaterland,
Klopft nicht an fremde Thüren;

Doch dem, der ihn laut mit Sorg' und Fleiß,
Dem ſtillt er den Durſt und lindert den Schweiß,
Und hilft ihm friſch ſich rühren.

Wo der Burſche ſein Mädel ſchwingt im Tanz
An der blühenden Frühlingslinde,
Wo die Schnitterin windet den Erntekranz
Beim ſchwülen Sommerwinde,
Da iſt ein feiner Trunk nicht genug,
Die wollen ziehen den vollſten Zug
Und trinken tief und geſchwinde!

Drum lebe der Wein, der herbe Wein
Aus ſchweren vollen Trauben!
Und ſteigt er den Männern ins Hirn hinein,
Und den Weibern unter die Hauben —
Auch des Bauern Trunk der Reb' entfloß,
Die unter Noah's Pflege ſproß,
An Brüderſchaft lehrt er uns glauben!

Neue Heimat.

Ja die Heimat liegt verſchüttet
Und verſunken hinter mir,
Und der Sturm hat mir zerrüttet
Meines Jugendgärtchens Zier.
Seit mein Deutſchland mich vertrieben,
Mich geworfen von dem Schooß,
Bin ein Fremdling ich geblieben
Und auf Erden heimatlos.

Ob auch manchmal auf dem Wandern
Mich ein fremder Reiz gerührt,
Hat doch keines von den andern
Völkern mich zu ſich verführt.
Stolz auch vor dem ſtolzen Britten
Blieb ich meinem Sinne ſtät,
Und ich habe ſeine Sitten
Und ſein Bürgerrecht verſchmäht.

Und die Heimat bleibt verloren!
Rufen ſie mich gleich zurück,

Niemals wird mir neu geboren
Jenes reiche Liebesglück.
Ueber's Grab möcht' ich nicht wallen,
Drin ſo mancher Freund verſank;
Mancher auch iſt abgefallen,
Der einſt mit mir ſchwärmt' und trank.

Doch im Schirm der Alpenzinne,
An des Gletſcherſtromes Lauf,
Baust du nun, o holde Minne,
Mir ein Haus noch einmal auf.
Dort erhebt ſich mir ein neuer
Blüth- und fruchtumkränzter Herd,
Den mit heil'gem Herzensfeuer
Mein geliebtes Weib mir nährt.

Noch einmal vonhort zu ſcheiden
Als mich rief der herbe Nord,
Ach mit welchen bittern Leiden
Zog ich von dir, Süße, fort!
Wie ein Blatt, am Baum geblieben,
Das der ſpäte Sturm dann pflückt,
Hab' ich fremd mich umgetrieben
Unbeglückend, unbeglückt.

Aus der Nebelinſel Qualen,
Die von Froſtesblumen ſtarrt,

Steur' ich wieder nach den Strahlen
Deiner lichten Gegenwart.
Dieſer Tag, der über weite
Schneeflur bang ans Licht ſich ringt,
Sieht mich ruhn an deiner Seite,
Heut, wenn ihn die Nacht verſchlingt.

Nicht die Heimat will ich klagen,
Wenn holdſelig, wie du thuſt,
Du, den Arm um mich geſchlagen,
Schlummernd an der Bruſt mir ruhſt;
Wenn ich leis die Hand dir rühre,
Suchend deiner Pulſe Flug,
Und an meiner Wange ſpüre
Deinen reinen Odemzug.

Draußen kalt die Sterne ſcheinen,
Nachtwind brauſt in Baum und Strauch;
Aus den Bettchen unſrer Kleinen
Quillt der warme Lebenshauch.
Und in wachem Traum ſich wiegend,
Dir im Arme, dir im Schooß,
Jauchzt das Herz, an dich ſich ſchmiegend:
Nicht mehr bin ich heimatlos!

Fünfzig Sprüche.

1.

Eiſen, es biegt ſich,
Holz, es bricht.
Sei wie der Stahl, der, wenn er ſchmiegt ſich,
Schneidet und ſticht!

2.

Frei vor Gott und Menſchen das Haupt
Zu tragen, laß Eine Regel dir nennen:
Nichts, was dein Herz nicht innig glaubt,
Sollſt mit den Lippen du bekennen.

3.

Wenn das Geſchick dich trifft mit Plagen,
Wenn ſcharfer Gram das Herz zerreißt,
Hilft das Gemüth wohl viel dir tragen,
Doch überwindet nur der Geiſt.

4.

Schlimm iſt's, wenn ſeicht und träg das Leben fließt,
Und weder Schmerz noch Glück das Herz genießt!
Nur ſie erſchließen tief des Schaffens Born,
Drum greif' ich nach der Roſe, und wag' es auf den Dorn!

5.

Nur Muth! Das iſt des Waſſers Brauch,
Hebt die Welle, ſo trägt ſie auch.

6.

Ob wir uns hin zum Ziele fechten,
Das ſei bezweifelt von den Schlechten:
Eins aber ſoll man von uns ſagen,
Daß wir in naß und trocknen Tagen
Uns unverdroſſen durchgeſchlagen.

7.

An die Gemeinheit, die überall thront
Auf breitem Sitz, ſind die Menſchen gewohnt.
Wer ſich an's Schlechte in ihnen hält,
Da ſehen ſie gleich, daß er Fallen ſtellt.
Habe den Muth, auf ihr Gutes zu bauen!
Sie werden dir doppelt gern vertrauen.

8.

Die Fluth mit gewaltigem Griff
Warf dir dein Boot auf ein ſcharfes Riff;
Kein Rudern und kein Zerren frommt —
Warte du ſtill, bis ſie wieder kommt.

9.

Anno 1848.

Warum mir in dem vollen Sturm
Kein Lied mehr wollt' erklingen?
Ja, liebe Herrn, da ſchlug ich drein
Und ließ euch Andre ſingen.

10.

Der Otto Schütz mit den Liederchen allen
Sollten dem heut'gen Geſchlecht gefallen;
Aber beim Nimrod war es mein Streben,
Ein Endchen auch noch in der Zukunft zu leben.
Das nächſte Geſchlecht, mit reinerm Gewiſſen,
Wird mir das Werk zu ſchätzen wiſſen.

11.

Mit meinen Gedichten als Turnpreis.

Du deutſcher Mann, der dieſen Preis gewinnt,
Des Dichters ſollſt du liebend denken,
Der den Gedanken ſinnt,
Den einſt dein ſtarker Arm zum Ziel ſoll lenken.

12.

Abermals an einen Turner.

Brav geſungen
Und brav gerungen!
Geiſt und Fauſt im Kampf geſellt
Bezwingen, befreien die ganze Welt.

13.

Warum einen weiten Geſichtskreis ich meſſe?
Ihr Herrn, das ſag' ich euch leicht und geſchwind:
Ich verzieh mir niemals ein Intereſſe,
Anders die Dinge zu ſehn als ſie ſind.

14.

Von Herzen bin ich ein friedlicher Mann,
Da ich das Recht des Gegners ſehe
Und mit euch Allen leben kann,
Weil, was ihr glaubt, ich wohl verſtehe.

15.

Hart mochte mich das Schickſal preſſen,
Doch ward Ein Glück mir voll und rein: —
Vom eignen Volke nicht vergeſſen,
Vom fremden Volk geehrt zu ſein.

16.

Warum wird Geographie getrieben?
Daß die Völker ſich achten lernen und lieben.

17.

Immer auf der Freuden Glanz
Legt der Satan ſeinen Schwanz;
Doch man ſoll nur tüchtig rütteln,
Und er iſt ſchon abzuſchütteln!

18.

Wenn der Reichthum Freiheit giebt,
Laß ich ihn democh laufen.
Soll ich, um morgen frei zu ſein,
Heute mich verkaufen?

19.

Den alten Mann
Sieht jede Arbeit ſchwer und bänglich an;
Doch greift er einmal herzhaft zu den Dingen,
Staunt er, wie raſch ſie ihm gelingen.

20.

Wie mächtig lockſt du, Glück, das Menſchenherz,
Das gegen alles Leid geſtählte!
Still trüg' ich Furcht und Noth und Schmerz,
Wenn mich die Hoffnung nur nicht quälte!

21.

Scheint dir unter Schmerzenslaſt
Schal das Leben und gering,
Dann bedenke was du haſt,
Nicht was dir verloren ging.

22.

Drei Menſchen beneide du nie:
In Paris, wenn ſie garſtig, die Dirn' auf den Gaſſen;
In Deutſchland die privilegirten Claſſen,
In England — ein Genie.

23.

O Freiheit, die des Meeres Hauch geboren,
Wie bald gehſt auf dem Lande du verloren!
Auf Flotten fährſt du ſtolz, und unter Waffen
Mußt du erſchlaffen?

24.

Ganze Nationen, blutig und wund,
Zermalmt der Tyrannen grimmiger Bund;
Das freie Volk der dreißig Sterne,
Gekreuzt die Arme, ſteht in der Ferne —
Wie lange noch ſoll die Deviſe dich zieren,
Amerika: „Niemals interveniren?"

25.

Ruhen die Waffen,
So kriegen die Pfaffen;
Aber ſobald die Hörner blaſen,
Ziehen ſie eiligſt ein die Naſen.

26.

Allwiſſend iſt nur Gott!
Will es ein Fürſt ſein, haut er in die Winde.
Die Polizei erfinde
Was Künſte ſie nur wolle —
Was hilft ihr die Controlle?
Der Geiſt macht ſtets ihr ſchwarzes Buch zum Spott.

27.

Bevor ihr ſelbſtlos lernt den Tücht'gen ſchätzen,
Könnt, Deutſche, ihr euch ſelbſt den Herrn nicht ſetzen.
Nicht eher wird dem Freiſtaat freie Bahn,
Bis ihr den Neid euch abgethan.

28.

Das Gute zu hindern, das friſch ſich ſchafft,
Hat freilich kein Tyrann mehr Kraft.
Aber ſind wir gebeſſert nun,
Wenn ſie im Kleinen das Böſe thun?

29.

Ein Jeder thut nur was er kann,
Und darum macht ein kluger Mann
Mit Bourgeois Oppoſition,
Mit Proletariern Revolution.

30.

„Wenn du uns fehlſt, ſo geht es ſchief“ —
Macht es nicht ſo gefährlich;
Die Welt läuft, wie ſie geſtern lief,
Niemand iſt unentbehrlich!

31.

Entweder entſchließ dich, gar nicht zu haſſen
Oder den Feind an der Gurgel zu faſſen.
Haß offenbaren und thatlos ruhn,
Das iſt ein allzugefährlich Thun!

32.

Wir fordern alle Erdengaben,
Nur um den Himmel winſelt ihr —
Den Himmel ſollt ihr künftig haben,
Allein die Erde nehmen Wir!

33.

Wir Alten haben uns mehr als recht
Mit Idealen herumgeſchlagen;
Dafür reitet dieß junge Geſchlecht
Doch auch etwas zu ſehr auf dem Magen.

34.

Stell' einen Prieſter in Fürſtengunſt,
Und gleich wie Joſeph treibt er die Sachen:
Gleich braucht er ſeine Prophetenkunſt,
Ein freies Volk leibeigen zu machen.

35.

In Deutſchland klagt man, daß über Gebühren
Sich mehren die krummen verwachſenen Rücken —
Kein Wunder, wo alle Frauen ſich ſchnüren,
Und alle Männer ſich bücken.

36.

Ein Weib kommt leicht nicht in's Gedränge,
Wenn ſie die Tugend am Prüfſtein ſtreicht.
Gewiſſe Dinge beſonders ſtrenge,
Gewiſſe nimmt ſie beſonders leicht.

37.

Willſt du mit Weibern vergnüglich leben
Und ſie ſelber dabei erquicken,
Laß von ihnen dir Küſſe geben,
Oder doch mindſtens die Handſchuh ſticken.

38.

Eins wünſch' ich den Frauen vor allen Gaben:
Den Muth, eine eigne Meinung zu haben.

39.

So lang der Pfarrer im Nachtſtuhl ſitzt,
Wird ſein Sermon nicht rühren;
Und während ein Mädel Strümpfe ſtrickt,
Wird Keinen ſie verführen.

40.

Die Frauen ſtürzen mit keckem Sinn
Sich in die Gefahr bis über die Ohren;
Sind ſie aber recht mitten drin,
Geht leider das Köpfchen zu ſchnell verloren.

41.

Bei Eurer Sklaverei hat's noch Verbleib,
Doch nicht vom Mann ward Knechtſchaft Euch geſetzt;
Uns gleich könnt Ihr nicht ſein, ſolang das Weib
Des andern Weibes Arbeit unterſchätzt.

42.

Oft könnte der Mann der Revolution,
Der grimmigen Zeit unmuthiger Sohn,
Im Kampfe mit Freund und Feind ermatten,
Einſchlummernd unter des Oelbaums Schatten,
Flammten nicht in der Frauen Herzen
Noch immer der reinen Begeiſtrung Kerzen.

43.

Die armen Studioſen der Theologie!
Ihnen gelingt es nie,
Studiren ſie auch alle Religionen auf Erden,
Mit den Manichäern fertig zu werden.

44.

Der Hohlweg war dir nicht genug,
Den Betmann haſt du dazu genommen.
Sprich, biſt du auf dem Hohlweg nun
Oder durch's Beten ſo hoch gekommen?

45.

Warum ſcheint Monarchie ſo feſt,
Als wäre ſie ewig auf Erden?
So lang ſich ein Volk betrügen läßt,
Verdient es betrogen zu werden.

46.

Moderuſte Anthropologie.

Gelehrte, Verkehrte, das weiß man ja!
Hier aber ſchlage das Wetter drein —
Nun ſoll der Gorilla des Menſchen Papa,
Und der Neger nicht einmal ſein Bruder mehr ſein!

47.

A. W. Schlegel: „Sonett."

Der Herr von Schlegel nach ſeiner Art
Verühmt ſich in einem Sonettchen zart,
Das er ſich zur Grabſchrift beſtimmt und zum Carmen,
Daß er gehend und ſtehend, und ſelbſt „im Bette"
Den Muſen obgelegen hätte —
Die Muſen, die armen!

48.

Alles mit Maaß! Beſonders der junge Wein,
Der will erſt recht mit Maaßen getrunken ſein!

49

Du wunderſt dich, giebt uns die Sage kund,
Daß Apollo den armen Marſyas ſchund?
Es zog, wenn der Gott das Spiel verloren,
Der Andre das Fell ihm über die Ohren.
Sie haßten ſich eben, das iſt kein Spaß,
Mit ächtem Muſikantenhaß.

50.

Wenn alle Privilegien fallen
Und vor dem Sturm der Zeit verwehn,
Glaubt ihr, das höchſte unter allen,
Das letzte wird noch lang beſtehn?

Ein Strauß aus dem Jugendgarten.

Beim Tode meiner frommen Mutter Maria.

November 1835.

1.

Du haſt, o treue Mutter, uns verlaſſen,
Als winterlich die erſte Flocke fiel,
Und mühten wir uns eifrig noch ſo viel,
Die Blumen fehlen — o die kalten, naſſen

Herbſtlichen Winde will ich immer haſſen!
Die Blume, ihres Zornes hülflos Ziel,
Gab alle Blätter ihnen hin zum Spiel,
Und alle Farben machten ſie erblaſſen.

Doch haſt du redlich immerdar gerungen,
Und wenn gerecht wird ſein der Kämpfer Sichtung,
Nicht ohne Kranz ſtehſt du dann vor dem Throne!

Drum nehm' ich Thränen, Schmerz, Erinnerungen
Und binde ſie mit dunkelm Band der Dichtung,
Dir alſo flechtend eine Liederkrone.

2.

Wenn ich ſo in dein Antlitz ſeh',
Wie's aus den weißen Tüchern ſieht,
Da bricht mir ſchier das Herz vor Weh,
Daß ſolch ein Weib der Welt entflieht.

Um Stirne und um Augen weht
Ein mild und friedlich Himmelslicht;
Schau, wie ſo innig im Gebet
Der Hände Paar zum Bund ſich flicht.

Doch ſagt, wie kommt's, der liebe Mund
Iſt ernſt und ſtrenge, ſchließt ſo feſt;
Die Lippen ſind nicht voll und rund,
Sie ſind ſo trutzlich feſtgepreßt.

Wer alſo fragt, der kennt ſie nicht,
Die wunderbare Kämpferin!
Eh ſolch ein Geiſt in Weichheit bricht,
Wirft Zephyrhauch die Eiche hin.

Das war kein weich und zärtlich Weib,
Das jeder Lebensſturm verſchlägt!
Der feſte Geiſt hat auch dem Leib
Die mächt'gen Züge aufgeprägt.

Sie ſtand im heißen, rechten Streit
Mit Welt und Sünde offenbar,
Zu jeder Seite recht bereit
Mit Waffen ehrlich ganz und gar.

So iſt ſie denn geſchieden auch!
Nicht müde, lebefiech verzehrt,
Stets kräftig, wie ihr ſteter Brauch,
Hat ſie des Todes Schlag verſehrt.

Gleich als ein rechter Chriſtenheld,
Der gegen Heiden-Uebermacht
Gefallen auf dem Siegesfeld,
So liegſt du, Mutter, ſtolz in Pracht.

Wär' nicht der Nachbarn enger Sinn
Zu ſtumpf für heiliges Symbol,
Gern legt' ein Schwert ich zu dir hin,
Wie du es führteſt treu und wohl.

Ich legt' ein Schwert in deine Hand,
Gewichtig, lang und ſcharf und breit,
Weil du in dieſem Kampfesland
Die Feinde überwandeſt weit!

Doch nein! Nicht Eiſen kennſt du ja!
Der Glaube war dein blankes Schwert,
Den nahmſt du mit — was wäre da
Dir noch die Erdenwaffe werth?

3.

Als deine körperfreie Seele,
Gelöſt von allem ird'ſchen Fehle
Zuerſt betrat die Himmelsau'n,
Da wagte wohl dein Aug, das blöde,
Noch nicht in jene Morgenröthe
Mit unverwandtem Blick zu ſchau'n.
Noch hing ein trüber Thränenſchleier
Gewoben von des Scheidens Gram
Vor deinem Blick, bevor er freier
Den Flug zu Gottes Throne nahm.

Da trat ein Engel dir entgegen,
Der führte dich auf Blumenwegen,
Nahm leiſer Hand den Schleier ab.
Da ſchwanden alle Erdenſorgen,
Der Kinder Schmerz ward dir verborgen,
Die Welt verſank für dich in's Grab.
Mit feſſelloſem Liebesdrange
Trieb's dich den Meiſter zu umfahn,
Doch war's dein armen Herzen bange
Dem Herrn des Lichtes ſich zu nahn.

Da ſchauteſt du ein ſchlichtes Weſen,
Wohl rein und heilig, auserleſen,
Doch gleichend einem ird'ſchen Mann.
Du ſankeſt vor ihm hin zum Grunde:
O wer du ſein magſt, gieb mir Kunde,
Wo meinen Herrn ich finden kann!
Noch hält er ſich vor mir verborgen,
Noch ſtrahlt mir nicht ſein Himmelsblick —
O laß mich länger nicht in Sorgen,
Sprich, wo ich finden ſoll mein Glück!

Da tönet aus dem holden Munde
Als deiner Frage traute Kunde
Das Eine Wort: Maria! bloß.
Da ſchlägſt du auf die Augenlider:
Rabbuni! rufſt du freudig wieder,
Du ſinkſt in deines Heilands Schooß.
Und er umfaßt mit treuem Sinne,
Gelöſt von allem Schmerz und Harm,
Die heil'ge Braut in ſel'ger Minne
Und trägt ſie in des Vaters Arm.

4.

Aus der Nacht der Vorzeit dringet
Auguſtins gewalt'ger Geiſt,
Wie er mit dem Irrthum ringet,
Den kein Forſcherblick zerreißt.
Mani's Jünger war er worden,
Zugeſagt dem finſtern Orden,
Der als Heil die Lüge preiſt.

Aus dem mütterlichen Hauſe
Treibt ihn fort ſein irrer Stern;
Aber drin in ſtiller Klauſe
Betet Monika zum Herrn,
Monika, die ſtark im Glauben
Will den Sohn der Hölle rauben,
Schweift er frevelnd noch ſo fern.

Und der Mutter heiße Thränen
Fallen in ſein dunkles Herz,
Und mit ungemeßnem Sehnen
Ziehen ſie ihn himmelwärts.

Und ſie ſchüren heiße Gluthen,
Seufzer ſteigen, Thränen fluthen,
Hell entbrennt der Buße Schmerz.

Bald der Mutter giebt er Kunde,
Und ſie rafft ſich raſch empor,
Steigt in's ſchwanke Schiff zur Stunde,
Legt von ſich den Wittwenflor.
Glaube lohnt mit höchſtem Lohne,
Segnend tritt ſie ein zum Sohne
In der Kirche hohen Chor.

Dort im hehren Dom zu Mailand
Durch Ambroſius weihend Wort
Nahm ihn in ſein Reich der Heiland,
Und ſchon geht's zur Heimat fort.
Aber ſtatt der Meereswüſte,
Statt Carthago's flacher Küſte
Schaute Sie den Himmelsport.

Sieh, ſo bin auch ich geſchritten
Durch des Irrwahns düſtern Graus;
Doch du haſt mit Gott geſtritten,
Mutter, einen ſtarken Strauß!
Riſſeſt, mahläſſig betend,
Vor dem Heil'gen mich vertretend,
Mich aus meiner Nacht heraus.

Aber als du mich erhoben
In dein ſchönes Himmelslicht,
Ach, da flog dein Geiſt nach oben,
Ruhend nach erfüllter Pflicht.
Doch im Glauben dir verbunden
Wird das kranke Herz geſunden,
Bis ein neuer Bund ſich flicht.

Und ſo überſtrahlt dein Sterben
Mich mit immer hellerm Glanz,
Streiten will ich, zu erwerben
Den von dir errungnen Kranz.
Heil'ger Seelenbund, zerbrich nicht!
Auguſtinus zwar bin ich nicht,
Aber Monika du ganz!

5.

Nun haben wir dich begraben,
Nun wird er ſtille, der Schmerz.
Nun treten wir wieder in's Leben,
Es ſchweiget das ſehnende Herz.

Doch wo wir auch gehen und ſtehen,
Da ſchwebet um uns dein Bild,
Das uns mit heiligem Ernſte
Im fröhlichſten Scherze erfüllt.

Wohl nach zwölf kurzen Monden
Da legen die Trauer wir ab —
Die Trauer drinnen im Herzen,
Die nehmen wir mit in's Grab.

6.

Oft, wenn Isis ihren Sternenschleier
Vor mir lüftete, wenn voller, freier
Wahrheit sich dem Jünglingsgeist vermählt;
Wenn der Künste göttliche Gestalten
Vor dem Auge mir vorüber wallten,
Wenn ich dann mich fühlte gluthbeseelt: —

Oder wenn bunt und gewaltig das Leben
Reich im Genusse und kräftig im Streben
Voll mir kredenzte den Becher der Lust:
Wenn vor der mächtigen Bildungen Fülle
Wollte sich lösen die leibliche Hülle,
Wollte zerspringen die klopfende Brust —

Ging ich Abends stille zu der Stätte,
Wo du, Mutter, ruhst im engen Bette,
Deine Stimme tönte da herauf:
„All dieß Glühen, all dieß wilde Leben
Wird man einst, wie mich, dem Staube geben —
Richte du zum Ewigen den Lauf!“

Mit Bürger's Gedichten.

Wenn du in nächtlich ſtiller Feierſtunde
Gelöſt die Seele von des Tages Mühn,
Luſtwandelſt in des Thales dunkelm Grunde,
Ringsum geſchirmt vom heil'gen Waldesgrün;
Da hörſt du rings aus unſrer Sänger Munde
Viel reiche Lieder wonnevoll erblühn.
Es einet ſich im Bund der deutſchen Töne
Von jedem Land und Volk das höchſte Schöne.

In feſtem Schritte wandeln Griechenklänge,
Sie ſendet Platen aus dem Römerland;
Des hohen Nordlands alte Sittenſtrenge
Führt Fouqué her, das Schlachtſchwert in der Hand;
Des mittlern Alters holde Minneſänge
Hat Uhland in die Saiten feſtgebannt.
Italiens glüh'nden, Spaniens ſtolzen Maßen
Hat Schlegel zu uns angebahnt die Straßen.

Des tapfern Frankreichs junge Kraftgedanken
In fränk'ſchem Kleide führt Chamiſſo vor;
Caſchmirs Ghaſelen, die ſich üppig ranken,
Arabiſcher Sprüche vielgereimten Chor,
Der Blumen Duft, die am Hoangho ſchwanken,
Sammt Indiens dichtumlaubtem Blüthenflor
In buntem Kranze, voll und nie geſtückert,
Beut überreich der Völkerdolmetſch Rückert.

Auch iſt die Bardenharfe nicht entſaitet,
Doch ach, ſie klingt nicht minniglich und traut!
Gleichwie den Kämpen, der zum Schlachtgraun ſchreitet,
Umklirrt das Eiſen ſchaurig wild und laut,
So, zürnend mit der Zeit Bedrängniß, gleitet
Das deutſche Lied, daß ſchier vor ihm uns graut.
Es gilt den Kampf für Recht und Licht und Freiheit,
Und eiſern klingt das Lied für dieſe Dreiheit.

Nie iſt ein Land und Volk ſo reich erklungen,
Als heut des deutſchen Liedes Ernſt und Scherz;
Der deutſche Geiſt hat jedes Volk bezwungen,
Er nahm die Brüder an das große Herz;
Sie flüſterten ihm zu in ihren Zungen,
Erzählten ihm des Lebens Luſt und Schmerz;
Drum ſchwelgen wir in des Gedankens Fülle,
Der uns entzückt mit ſeiner bunten Hülle.

Doch andre Zeiten nahn, wenn wir geſchieden;
Ich höre ihren ſegenvollen Schritt.
Dann ruht Germania, mit ſich ſelbſt in Frieden,
Errungen iſt, um was ſie feindlich ſtritt;
Dem Sohn iſt zum Genuß die Frucht beſchieden,
Um derentwillen ſchwer der Vater litt.
Er wohnet ſtill im Schatten jener Rechte,
Die Kampfpreis ſind dem lebenden Geſchlechte.

Nun ſage mir: wenn Deutſchland ganz ſich fühlet,
Und ſich erkennt in ſeinem eignen Werth,
Ob's dann wohl noch nach fremden Schätzen wühlet,
Da reichre Dichtung blüht am eignen Herd?
Wenn erſt der heiße Freiheitstrieb gekühlet,
Wer ſingt ein Lied noch, das ein ſchneidig Schwert?
Wenn wir uns anſchaun in dem eignen Volke,
Deckt fremden Nachklang des Vergeſſens Wolke.

Dann kehrt der Enkel zu den Männern wieder,
Die deutſch zu ſein alleinig ſich beſtrebt,
Die nur in deutſchen Weiſen traut und bieder
Geſungen, wie ſie deutſch auch nur gelebt.
Die felſenſtarken, liebemilden Lieder,
Bei denen manches Herz ſchon ſüß erbebt,
Sie werden noch von Roſenlippen klingen,
Noch Manchem glühend zu dem Herzen dringen!

So bieten wir denn im prophetiſchen Sinne
Dem deutſchen Jüngling hier den deutſchen Mann,
Daß er aus ihm die Zuverſicht gewinne:
Einſt brechen wir der fremden Völker Bann;
Ein deutſcher Haß und eine deutſche Minne
Sind unſre höchſten Ehrenzeichen dann;
Und frei von fremden Flitterputzes Glanze
Verſchlingt ſich Geiſt und Weiſ' in Einem Kranze!

Das Kind der Natur.

O geh hinaus im frühen Jahr
Nur die Natur laß werden laut,
Die aus der Vögel bunter Schaar,
Aus Knospen redet hold und traut.

Und wenn der Sommer reifend glüht,
Dann streck' dich unter grünen Baum,
Und schau' wie durch die Blätter blüht
Der duftigblaue Himmelsraum.

Da schwindet Denken und Verstehn,
Du fühlest selbst als Pflanze dich,
Nur träumerisch Gefühle wehn,
Das Leben kehrt sich still in sich.

Du möchtest an dem Sonnenblick
Hinsterben seligen Blumentod,
Verwehn in friedlichem Geschick,
Dem Wölkchen gleich in's Abendroth.

So liegt in Mutterſchooß ein Kind,
Tiefſelig, aber unbewußt.
Du ſei dem Kinde gleich geſinnt,
Und träumend ſink an Mutterbruſt!

In früher Krankheit.

Zweierlei Ruhe iſt wonnig und ſtille,
Ruhe des Lebens am Buſen des Weibes;
Aber noch wonniger, ſtiller des Leibes
Leiſes Zerfallen in Grabeshülle.

Freudig, o Jüngling, durchwandre das Leben;
Leiſe, doch ſchleunig, entwandeln die Stunden —
Eines von beiden haſt bald du gefunden;
Sprich, was willſt du dem Schickſal erbeben?

Neuer Pfad.

Es kommen Stunden in des Jünglings Leben,
Wo fahl und todt ihm rings die Welt erſcheint,
Wo all die Freuden, die ihn reich umgeben,
Als trüglich eiteln Tand das Herz verneint.

Doch magſt du froh auch ſein — da wirſt du innen,
Daß untreu dir ein Freund, den du geliebt —
Was ſollſt du nun mit deinem Glück beginnen,
Das ungetheilt wie Meeresſchaum zerſtiebt?

Auch dieſes trügſt du noch! allein dir fehlet
Ein Weib, dem all dein raſtlos Mühen gilt,
Dem du, was du gewannſt von Muth beſeelet,
Zu Füßen legen kannſt getreu und mild.

Was ſollſt du thun? Sollſt du die Welt verdammen?
O nein! du kennſt ſie noch nicht voll und ganz.
Sollſt dämpfen Lieb' und Treu, die in dir flammen?
O wirf nicht fort der Jugend grünſten Kranz!

Tritt, müdes Herz, aus deines Lebens Bahnen,
Such einen Weg dir, den du nie begingſt!
Und bald wirſt du im tiefſten Herzen ahnen,
Viel Schönes blüht noch, werth daß du's erringſt.

Denn ſieh, ſchon naht ein muntrer Weggeſelle
Und ſpricht dich an — gewiß, ihr kennt euch bald!
Da iſt die alte Freundſchaft raſch zur Stelle,
Der du entrinnen wollteſt mit Gewalt.

Doch mehr! ein Mädchen wandelt dir entgegen,
Sie blickt dich an — du bleibſt geſeſſelt ſtehn,
In beiden will ein neu Gefühl ſich regen —
Gewiß, du kannſt nicht trotzig weiter gehn!

So ſollteſt du von deinem Leid geſunden,
Dir wird das Lied im Buſen wieder laut —
Auf Einem Wege haſt du ja gefunden
Des Lebens Luſt, den Freund, ein Liebchen traut.

Liebe als Siegerin.

Dein Lieben hab' ich ſtrenge bekämpft
Und wollte davon nicht wiſſen,
Die junge Luſt mit Gram gedämpft,
Des Trauerns mich befliſſen.

Da ſah ich dir einmal in's Aug hinein,
In die Seele brach mir das Leuchten;
Das gab ſo tröſtlich hellen Schein,
Daß eitel all Schmerzen mir deuchten.

Nun weiß ich von Luſt nur und nichts von Noth,
Und blickſt du mit Lachen mich an,
Wie finſter auch rings das Wetter droht,
Feſt bleib' ich, und bleib' ein Mann!

Morgenunſchuld.

Die Sonne hebt ſich herauf vom Wald,
Umgeben von Wölkchen als Zofen flink,
Vor ihr ein morgendlich Wehen kalt,
Da ſchmettert die Lerche, da zwitſchert der Fink.

Und wie, wenn ſtrahlend in Schönheitspracht
Dem Hofe die bräutliche Fürſtin ſich zeigt,
Im Volk ein freudiges Leben erwacht
Und jedes Herz ſich der Herrin neigt —

So auch vor der Sonne aufblitzendem Roth
Belebt ſich der Weltgeſtalten Gewühl;
Die Farben erwachen aus ſchwarzem Tod
Und wecken die Erde vom nächtlichen Pfühl.

Die hat vergeſſen im Schlaf und Traum
All Schmerz und Sorge, all Thränen und Blut;
Und wähnt, jetzt ſei ſie geſchaffen kaum
Und fühlt ſich erneuert im Jugendmuth.

Sie hebt ſich empor vom Lager ſchnell
Und neigt ſich der Sonne mit Kindesgruß;
Die Sonne verſendet freundlich hell
Die glühendſten Strahlen als Mutterkuß.

Ach aber, wenn jetzt mit ſtillerm Sinn
Die Erde den Blick zu ſich ſelber lenkt,
Da iſt ihr entſchwunden des Traums Gewinn,
Und wieder ſteht ſie in Schmerz verſenkt.

Die Sonne ihr weinendes Kind verläßt
Und lenkt im Frieden ihr lichtes Geſpann;
Der Mittag nahet, ſie ſtrebt nach Weſt —
Der Morgen, und wehe, ſein Glück verrann!

Auf der Wolkenburg.

Auf der Bergeskrone ruhten
Wir gelehnt am ſchroffen Stein,
Von den klaren Abendgluthen
Trunken, wie von jungem Wein.

Langgeſtreckte Bergesketten
Deckten ſich mit Waldespracht,
Gleich als wollten ſie ſich betten
Zu dem Schlaf der lauen Nacht.

Wie ein Kindlein in der Wiege
Lag das Dörfchen in der Kluft;
Seine würzigen Odemzüge
Hauchten Rebenblüthenduft.

Glühend ſpielten Purpurſcheine
Auf dem Strom, daß er im Fliehn,
Durch das Thal gewunden, eine
Rothbeſchuppte Schlange ſchien.

Und den Becher hoch gehoben
Auf den Felſen ſchwang ich mich:
Land, das alle Dichter loben,
Himmliſch Land, dein Sohn bin ich!

Stolz, wie meine Wangen brennen,
Schwör' ich dir's, o Vater Rhein,
Deutſch ſoll man dich ewig nennen,
Und auch frei ſollſt du mir ſein!

Wahrheit in Schönheit.

Mein Liebchen, das biſt du, o Wahrheit,
Der ich treueigen bin,
Und heute zu allen Stunden
Kamſt du mir nicht aus dem Sinn.

Dich hab' ich eifrig geſuchet
Bei Meiſtern alt und neu.
Beim hellen denkenden Tagslicht,
Da warſt du mir nicht treu.

Doch nun, o hohe Minne,
Es kommt die dunkle Nacht;
Da willſt du den Freund beglücken,
Dein Auge mir freundlich lacht.

Du kleideſt dich ein in Schönheit,
Du grüßeſt mich als Geſang!
Der Harfe bei deinem Kuſſe
Entquillt ein ſehnender Klang.

Gluth durch Wolken.

O haſt du hinausgeſchauet
In den ſtrahlenden Abendſchein?
Der Himmel blickt wolkig drein,
Wie düſter die Feſte blauet!

Und nur an der Einen Stelle
Da ſtrahlt es mit purpurnem Licht —
Ha, wie es die Wolke durchbricht
Mit zauberiſch blendender Helle!

Erkennſt du den Ernſten wieder,
Du Trauter, im Bilde mich?
Der düſtre Himmel ich,
Die Gluthen meine Lieder.

Mitleid.

Und warum weinſt du, wenn ich klage?
Was iſt der fremde Knabe dir?
Du kannſt nicht theilen meine Plage,
Du blühſt in friſcher Jugend Zier.

Dein Herz iſt rein, dein Geiſt iſt helle,
Noch hat bei dir die Liebe Raum —
Des frohen Jugendtempels Schwelle
Berührte kaum dein weh'nder Saum.

Mein Herz jedoch hat ausgeglühet,
Da meine Liebe ich verlor —
Das Lied nur aus der Aſche ſprühet
Als Funke ſchmerzend noch hervor.

Und dennoch theilſt du meine Schmerzen
Und biſt ſo milde mir, ſo gut —
Wie, ahndeſt du's auch ſchon im Herzen,
Wie weh verkannte Liebe thut?

Als ſie zürnte.

Nun erſt hab' ich dich gewonnen
Recht von Herzen lieb,
Seit der Zorn des Blutes Bronnen
Dir in's Antlitz trieb.

Du, das hab' ich nun erfahren,
Biſt nicht marmorhart,
Und es ſind die hellen, klaren
Züge nicht erſtarrt.

Kann der Zorn dich ſo bewegen,
Darf ich hoffen kühn,
Daß, will Lieb' in dir ſich regen,
Du erſt recht wirſt glühn.

Wie Pygmalion drum werben
Will ich um dich traut,
Bis mein Glühn dich roth wird färben,
Weiße Marmorbraut!

In ihr ruhend.

Ein Spiegel iſt die Seele,
Sie ſpiegelt die ganze Welt;
Sie wirft zurück getreulich
Was immer in ſie fällt.

Vor meiner Seele ziehen
Tauſend Bilder vorbei;
Der Spiegel iſt groß, drum faßt er
Geſtalten vielerlei.

Herrliche Ritter und Helden,
Frauen aus alter Zeit
Mit Rüſtung und Gebände
Ziehen da ſchön gereiht.

Alter Völker Geſchichten,
Prächtiger Städte Fall,
Großer Könige Thaten
Strahlet ſie wieder all'.

Frühling mit ſeinen Roſen,
Berge im Waldeskranz,
Ströme rauſchend ergoſſen
Wiederleuchten im Glanz.

Durcheinander wogen
Flüchtig die Bilder im Reihn; —
Ewig darinnen ſtehen
Bleibet Ein Bild allein:

Ruhend an Weibes Herzen
Träumet ein Jüngling hold;
Ueber ihm ſchwebt ihrer Locken
Spielendes Sonnengold.

Ueber die ſtrengen Züge
Gießt blauer Augen Paar
Mildverklärenden Schimmer
Aetherglänzend und klar.

Weißt ja, ich bin der Jüngling
Träumend in Wonneruh;
Aber der blaue Aether,
Liebchen, wer wär' es als du?

Laß die Geſtalten wogen
Flüchtig im tollen Reihn;
Bleib' in der Seele ſtehen
Ewig dieß Bild allein!

Dreifach Geliebter.

Liebchen, haſt mich nie gefraget,
Wer ich ſei und was mein Thun;
Da mein Mund es nie geſaget,
Meld' ich dir's im Liede nun.
Zwar du biſt mir liebetrunken
In den offnen Arm geſunken,
Ohne Forſchen, gläubig-traut;
Aber ſollſt es nun vernehmen,
Brauchſt dich deſſen nicht zu ſchämen,
Daß du nennſt dich meine Braut.

Kind noch war ich — und ich ſchaute
Abendroth im Stromeslauf;
Rings erklangen Frühlingslaute,
Eine Thräne ſchwoll herauf.
All die bunten Weltgeſtalten
Huben an in mir zu walten,

Erſtes Lied erklang da laut.
Bildkraft wuchs mit dem Erkennen,
Und nun darfſt du ſtolz dich nennen,
Liebchen, eines Dichters Braut.

Doch ich ſchritt aus Liedeswonnen
Vor in der Gedanken Kreis;
Vieles hab' ich da gewonnen
Und errungen manchen Preis.
In der Jugend Kreiſe lehrend
Steh' ich, der, mich freudig ehrend,
Auf mein ernſtes Wort vertraut.
Schau' mein Leben hell erblühend,
Nenne dann dich ſtolz erglühend,
Liebchen, eines Lehrers Braut.

Doch nicht frei von Noth und Streiten
Drang ich zu ſo hohem Ziel;
Wollt' ich rüſtig vorwärts ſchreiten,
Drohten mir der Feinde viel.
Doch geſchmelzt in Leidensgluthen,
Dann gekühlt in Haſſesfluthen,
Klingt als Stahl mein Eiſen laut.
Nimmer biegt er, nimmer bricht er,
Dein iſt nicht ein eitler Dichter,
Nein, biſt eines Mannes Braut.

Einladung in's eigne Haus.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin hehr,
Tritt in den Garten ein!
Die Blumen grämten ſich ſo ſehr,
Daß ihnen deiner Augen Schein
Leuchtete nicht bisher.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin ſchön,
Tritt ein in's luſtige Haus;
Es öffnet die Fenſter — die blauen Höh'n,
Die Gründe lieblich überaus
Grüßen dich mit Getön.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin traut,
Tritt in mein Herz herfür!
Es ſchlug ſo hoffnungswild und laut
Und ſprengte ſehnend auf die Thür,
Wollte empfahn die Braut.

Tritt ein, tritt ein, o Herrin hold,
Ganz in dein Eigenthum!
Die Schlüſſel ächt von treuem Gold
Dir kniend bieten, ſei mein Ruhm;
Lächle — das ſei mein Sold!

Die früher Geliebten.

Daß auch Andren hold ich geweſen bin,
Schlag' es, mein Liebchen, dir aus dem Sinn!
Biſt doch für jetzt die einzig Eine,
Und nach dir, ſo fürcht' ich, kommt weiter Keine —
Aergre dich nicht, mein holdes Kind,
Daß auch Andre lieb mir geweſen ſind.

Unſer Jahrhundert erfordert ja Fleiß,
Bis man die Sachen auch gründlich weiß;
Wollten mir Jene den Mund nicht gönnen,
Hätt' ich dich je wohl ſo küſſen können?
Siehe, das dankſt du denen, mein Kind,
Die vor dir lieb mir geweſen ſind.

Freilich iſt mir im frohen Gemüth
Manch ein Lied auch für Andre erblüht;
Aber geübt nun in Liebesklange
Komm' ich mit ewig neuem Geſange
Krönen dein liebliches Haupt, mein Kind —
Biſt nun auf Jene noch zornig geſinnt?

Eiferſucht auf die Geſchiedene.

Haſt gewonnen dir zu eigen
Einen Garten, ſüßes Lieb,
Und vor dir muß drin ſich neigen
Jeder junge Blüthentrieb.

Doch es hat ſich ausbedungen
Der der Garten einſt gehört,
Daß in ſeinen Dämmerungen
Ruhn ſie dürfe ungeſtört.

Magſt ihr gönnen das, Geliebte!
In dem Winkel, ferne ab,
Hat ſie ſich, die tiefbetrübte,
Eingeſenkt im ſtillen Grab.

Oft vielleicht in kühlen Nächten,
Wann das Mondlicht Todte weckt,
Möchte ſie noch mit dir rechten,
Aus dem Grabe aufgereckt.

In der Zeit der Nachtgeſichte
Stehen alle Geiſter auf;
Doch vor frühem Tageslichte
Flüchten ſie in bangem Lauf.

Laß drum Jene ruhig wallen
Ihren Gartenpfad entlang,
Laß ihr Klagen dir gefallen,
Ihren ſehnenden Geſang.

Strahlt der Morgen purpurglühend,
Schau', wie ſie verweht ſo bald —
Du biſt warm und roth und blühend,
Sie iſt todt und bleich und kalt.

Stürmiſch Wandern.

Felſen ſteigen herauf, herab,
Fliegt es zum Himmel? Stürzt es in's Grab?
Und über die Felſen hinab, hinauf
Geht ungehalten mein ſteter Lauf;
Oben umwandelt der Sturm mich rund,
Los mich zu reißen vom feſten Grund;
Unten aber der Ströme Grauſen,
Die grimmig ſchwellend zum Meere brauſen;
Schnee auf den Höhen, Regen im Thal,
Grauſen und Schrecken allzumal —
Nimmer verzagt,
Nimmer geklagt und gejammert!
Sprung da gewagt!
Feſt an den Fels dich geklammert!
Und dem Sturm zuwider mit trotziger Luſt
Jauchz' ich aus wild arbeitender Bruſt,
Und dem brauſenden Gießbach, dem eiſigen Regen
Ruf' ich ein fröhliches Lied entgegen:

Mein Liebchen in ſeinem Stübchen
Sitzet ſo ſtill zu Haus,
Und denkt des Liebſten, der ferne
Zog in das Land hinaus.

Die Fenſter ſind eng verſchloſſen,
Der Ofen lodert hell,
In's Zimmer nicht dringt noch in's Herzchen
Winter, der böſe Geſell.

Und erſt an ihrem Buſen
Die Roſe blüht aus Schnee —
Und wenn ich daran denke,
Dann freilich wird's mir weh.

Statt ihres Buſens Wogen
Das Meer da drunten ſchwillt,
Statt ihres Herzſchlags pochen
Die Fluthen am Felſen wild.

Statt ihres weichen Händchens
Regen ſtreicht das Geſicht,
Statt liebewarmen Mundes
Schont Sturm die Lippen nicht.

Und doch, wenn dein ich denke,
Wird's innen hell und warm;
Hältſt ja dem Frierenden offen
Herz und Buſen und Arm.

Im Apennin.

Bin ich im Vaterlande wieder
Gedrückt von nordiſcher Natur,
Dann ſing' ich laute Sehnſuchtslieder
Nach dir, Heſperiens grüne Flur.

Dann gäb' ich wohl für eine Stunde
In dieſen Lüften lau und blau
Den allerwärmſten Kuß vom Munde
Der wunderſchönſten deutſchen Frau.

O Menſch, wie wenig zu genießen
Verſtehſt du doch den Augenblick!
Jetzt möcht' in Sehnſucht ich zerfließen,
Hier mitten in des Südens Glück.

Der Himmel möchte ſich verdüſtern
Für einen Blick aus blauem Aug;
Und hört' ich ſie: mein Liebſter! flüſtern,
Gäb' ich den würzigen Blüthenhauch!

Für einen Kuß vom rothen Munde
Opfr' ich Granatenblüthenpracht —
Sei Winter, klarer Lenz, zur Stunde
In ihrem Arm für Eine Nacht!

Uneigennützige Küsse.

Könnt' in jener Zeit ich leben,
Als in Blüthe Hellas stand,
Wollt ich leicht den Kranz erstreben,
Der des Sängers Stirn umwand.

Zwar um Dichterpreis zu streiten,
Wär' zu viel gewagt für mich,
Denn im Wettkampf goldner Saiten,
Wer besiegte, Pindar, dich?

Auch nicht mit der Kraft der Fäuste,
Nicht im Wagenlenkerstreit
Siegt der Mann, den nur im Geiste
Kämpfen lehrte seine Zeit.

Doch gewiß der allerbeste,
Und der höchsten Anmuth voll
War der Wettstreit bei dem Feste
Des philesischen Apoll.

Sein Geſetz: den Preis gewinnet
Und den Siegeskranz der Mann,
Der das Mädchen, das er minnet,
Da am ſchönſten küſſen kann.

Und hier möcht' ich wohl mich ſtellen,
Zweifelnd nicht an Sieges Ehr',
Doch geſetzt in allen Fällen,
Daß mein Mädchen bei mir wär'.

Denn wir haben durchſtudiret
Tief die Kußmetaphyſik,
Gründlich, wie's den Deutſchen zieret,
Herz an Herz, und Blick in Blick.

Doch zur Zeit, da leider keine
Preiſe ſolche Kunſt verſchafft,
Treibt zur Uebung uns die reine
Liebe nur der Wiſſenſchaft.

Wenn Beide träumen.

Die Abendglocken! Raſch nun ſchließt der Himmel
Des Südens ſeine goldnen Pforten zu.
Wie Mondlicht rings ſäumt der Olivenhain
Das Thal; die Stadt glänzt wie ein Stern hervor.
Und müd vom Schaun umdunkelt ſich das Auge,
Und matt vom Forſchen ſinkt zur Raſt der Geiſt.

Nun aber wacht die weiche Seele auf —
So frühlingslüſtern weht die Luft herein,
Sehnſucht erregend grüßen hoch die Sterne,
Das lockt ſie mächtig in die Abendkühle.
Getragen von der ſchweren Erdenluft
Schwebt ſie, der Nachthauch dehnt ihr weit die Flügel,
Der Thau kühlt ihre Wangen heiß vom Flug,
Es regt der Wald im Traume ſeine Wipfel,
Die Ströme unter ihr ziehn rauſchend hin,
Es glänzt das Meer, ein zweiter lichter Himmel.
Doch hält das Meer ſie nicht, denn heller noch

Strahlt aus der Ferne Liebchens Kammerfenſter,
Und wie der Schmetterling dem Lichte nachgeht,
So zieht dieß Licht auch ihren leichten Stoff.

Da ſteht das liebe Liebchen, und es ſteckt
Die Locken ſich zuſammen für die Nacht,
Und ſeine Aeuglein ſchläfern, müd von Sehnſucht.
Und zwiſchen jeder Hülle, die nun ſinkt,
Steigt ein Gebetchen auf für ihren Liebſten.
Sie glaubt ihn fern — ach und er iſt ſo nah,
Und wüßte ſie's, ſie möchte wohl erröthen.
Da kann die Lauernde ſobald nicht fort,
Ob auch die Lamp' erliſcht und Liebchen ſchläft.
Sie ſetzt ſich an ſein Bett und fängt den Odem,
Den die geheime Sehnſucht heiß entpreßt,
Mit Wonne auf, und giebt ihn athmend wieder —
Und Liebchen wird ſo heiß und bang erregt,
Wie eine Braut, wenn an dem Hochzeittage
Der Bräutigam beim Putztiſch ſie erhaſcht;
Und was wahrhaftig iſt, das träumt ihr nur,
Daß der Geliebte auf dem Bette ſitzt
Und ihrer Bruſt lebend'gen Hauch empfängt.

Doch ach, wir müſſen ſcheiden! Einmal noch
Küßt ſie des Liebchens Lippe heißen Kuſſes,
Daß es im Schlaf erſchrickt und hoch erröthet —
Und trägern Schwunges ſtrebt ſie nun zurück,

Und müde, müde kommt ſie an beim Ziel,
Schläfrig von Flug und Sehnſucht, geht ſie ruhen.

Das Liebchen aber, wenn es Morgens aufwacht,
Erzählt dem Schweſterchen: denk nur, heut Nacht
War Er leibhaftig bei mir und — —
Nein, was man doch verrücktes Zeug ſich träumt!

Nachts zur See.

So mancher hat heute dir Grüße gebracht,
Daß kaum du des fernen Geliebten gedacht;
Weißt nicht, daß er ſchaukelt auf wallendem Meer,
Weißt nicht, daß ihm woget das Herze noch mehr.

Die Sterne ſie ſteigen aus rauſchender Fluth,
Sie ſchauen dein Haupt, das in Schlummer ſchon ruht;
Ich habe ſo lang heut an dich nur gedacht,
Nicht raſten noch läßt mich dein Bild in der Nacht.

Es taucht mir der Geiſt von manch ſeligem Tag
Herauf aus der Bruſt, wo in Träumen er lag.
Noch einmal erleb' ich die fröhliche Zeit
Und der Jugend goldenſte Herrlichkeit.

Wie die ſchaukelnde Woge die Möve dort trägt,
So ſchwankt mir das Herz, das die Sehnſucht bewegt!
Wie die Wolke dort ſchwebet dem Schiffe voraus,
So die Seele zu dir in beflügeltem Lauf!

Eitler Troſt.

Aus! Sie hat ſie ganz vergeſſen,
Jeden Kuß und jeden Schwur!
Meine Liebe ungemeſſen
Blieb als Schmerz mir nur!

Höchſter Wonnerauſch des Lebens
Ausgeträumt nun hinter mir!
Lebten wir bis heut vergebens?
Herz, was machen wir?

Ei, was frag' ich? Römerfrauen,
Carneval und Corſofahrt!
Heißer Blick aus langen Brauen,
Gluthen ſchwach verwahrt!

Reichſtes Leben, Luſt und Fülle
Nachts in des Theaters Kranz;
Aus der Locken ſchwarzer Hülle
Klarſter Schönheitsglanz!

Komm' ich's für ein Elend halten,
Daß ich mein nun wieder ſei?
Darf doch um die Huldgeſtalten
Schwärmen frank und frei.

Jede darf zum Tanz ich fodern,
Fragen: Willſt mein Lieb du ſein?
Blicke, die ſo ſüdlich lodern,
Nenn' ich fröhlich mein!

Und das find' ich ganz vergnüglich,
Ewig junger Liebe Frucht,
Und das iſt zumeiſt vorzüglich:
Keine Eiferſucht!

Hab' dieß Lied in Rom geſungen,
Friſch in ſchwarzes Aug geſchaut;
Auf den Alpen hat's geklungen
Luſtig noch und laut.

Doch als ich mit leichtem Fuße
Niederſtieg, und leichterm Sinn,
Grüßte mich mit deutſchem Gruße
Eine Sennerin.

Als ich der in's Auge blickte —
Weh, die Augen waren blau!
Wie ſo ſchnell den Sang erſtickte
Neuer Thränen Thau!

Neue Roſen.

Das war ein kalter Winter,
So ſprach der Roſenſtrauch,
Ich bin in mir erſtorben
Vor nächtlich kaltem Hauch.

Die andern Bäume blühn ſchon
In friſcher Lenzeskraft;
Ach aus der Erde ziehet
In meinen Stamm kein Saft.

Muß warten, lange warten,
Bis aus der Wurzel ſchießt
Ein neuer Wald von Ranken,
Die noch der Grund verſchließt.

Ach bis zu neuen Roſen
Der junge Schoß gereift
Wie leicht, daß Windestoſen
Ihn wieder niederſtreift!

Und doch, ich kann's nicht wehren,
Ihn weckt der Frühlingswind —
So komm zu Licht und Leben,
Mein Sproß, mein zartes Kind! —

Das war ein kalter Winter,
Des Liebchens Lieb' erfror,
Daß ich zum Lieben, Dichten
Und Leben Kraft verlor.

Muß warten, ſchmerzlich warten,
Bis aus des Herzens Gruft
Der friſche Hauch des Frühlings
Die jungen Schoſſe ruft.

Denn ungeduldig hebet
Tief unten ſich empor
Die Ahnung neuer Liebe
Und neuer Lieder Chor.

Doch ach, bis Lied und Liebe
Mir wieder Roſen bringt,
So lang wird's, daß wohl eher
Mein Todtenglöcklein klingt!

Die Winde bringen Botſchaft.

Wenn der Südwind weht, zittert ſo ſüß die Natur;
Wenn der Weſtwind geht, tränket der Regen die Flur,
Und der Nord macht kalt, naht er in ſchneidendem Lauf,
Und der Oſtwind klar rollet den Himmel auf.

Wie die Welt mein Geiſt — kalt wenn der Nord uns plagt,
Bei dem Oſt dann hell, freudig und unverzagt,
Bis der Süd mir regt heimliches Weh in der Bruſt,
Bis der Weſt mir weckt Sehnen vergangener Luſt.

Einen Gruß mir bringt Süd von der ew'gen Rom,
Wo ich einſt, einſt trank glühendſten Lebens Strom,
Und im Weſthauch küßt Luft der Provence mich —
Ob des Nordlands Qual wein' ich dann bitterlich.

Ihr ruhig Bild.

Vom Bergland kam ich hergegangen
Im letzten Abendſonnenſchein;
Es glühten noch die braunen Wangen
Von Bergluft, Lebensluſt und Wein.
Ich kam vom jauchzenden Gelage
Mit einer trauten Männerſchaar,
Aus einer Dreizahl froher Tage,
Von denen heut der beſte war.

Und was mich ſo mit Luſt durchdrungen,
So heiß gemacht, was mocht' es ſein?
Manch Liedchen hatte mir geſungen
Des Pfarrers wildes Töchterlein,
Sie mochte gern vom Weine nippen —
Und wenn Gelegenheit ſich gab,
So fiel von ihren vollen Lippen
Für mich auch wohl ein Küßchen ab.

So plötzlich hatt' ich mich entriſſen
Der liebevollen Gegenwart —
Vom lauten Becher ſcheiden müſſen
Und rothem Mund iſt immer hart.
Da ſtandſt du drunten in dem Thale,
Mich abzuholen kamſt du her;
Da war für mich mit Einemmale
All die vergangne Luſt nicht mehr!

Es ſpielte auf des Haares Bräune
Der Abendſonne klares Gold;
Es glommen in dem rothen Scheine
Die kleinen Lippen wunderhold —
Stillſelig, ernſt und freundlich milde,
Vollkommne Jungfrau ſtandſt du da,
Wie wohl auf einem deutſchen Bilde
Ich Heil'ge hochbewundernd ſah.

Es ebnete dein ſtiller Friede
Den Lebensſturm in meiner Bruſt;
Mir ward ſo weich und lebensmüde,
Und doch im Innern ſo voll Luſt.
Wie einſt ich in der Mutter Arme
Geruht, ein friedſam ſtilles Kind,
So ſchlief mein Geiſt, von Luſt, von Harme
Gelöſt, in dir ſo fromm geſinnt.

Da hab' ich's tief und wahr empfunden,
Du biſt's, o Bild der ſeligen Ruh,
In deren Arm ich kann geſunden —
Dir ſtrebt mein wildes Weſen zu!
Es ruft ſeitdem des Herzens Stimme:
Ergreif' und wähle, ſtarker Mann!
Sie iſt's, die in des Kampfes Grimme
Den Frieden dir bewahren kann.

Die weiße Hand.

Nach anders nichts trag' ich Verlangen,
Als nur nach einer weißen Hand!
Die zarten, liebebleichen Wangen,
Der Lippen dunkelrother Brand,
Mondschein des Aug's aus dunkeln Schlangen
Der Locken — Alles das iſt Tand —
Das Alles reizt nicht mein Verlangen,
Allein nur ihre weiße Hand.

Die Hand iſt wärmſter Liebe Zeichen,
So marmorweiß und marmorkühl!
Nichts iſt der Wonne zu vergleichen,
Wenn mit dem glühendſten Gefühl
Die heißen Lippen auf ihr hangen,
Zu röthen ſie mit Kuſſes Brand —
Drum brennt mich ewig das Verlangen
Nach dir, du kühle weiße Hand.

Mein Herz iſt wild — o daß ſie's hegte
In ihrer Hand voll Allgewalt!
Heiß brennt die Stirn — o daß ſie legte
Die Hand darauf, ſie würde kalt.
Ich bin von Wirren rings umfangen,
Von Schmerzen allwärts wund gebrannt —
Nach anders nichts trag' ich Verlangen,
Als nach der kleinen weißen Hand.

O fürchte nichts, nicht mag ich rauben,
Was ich nicht ewig halten will.
Gieb frei die Hand! Du darfſt mir glauben,
Tief iſt mein Lieben, klar und ſtill.
Gieb ohne Sorgen ſie und Bangen,
Bräutlicher Liebe Unterpfand —
Dieß Eine nur iſt mein Verlangen,
O gieb ſie mir, die weiße Hand!

Geiſt und Gemüth.

Ein Liebesbund, er iſt nur fügſam,
Wo gleicher Geiſt den gleichen wählt.
Schwer wird's gebüßt, wenn ſich genügſam
Der Genius dem Gemüth vermählt.

Denn einmal kommt die Prüfungsſtunde,
Da kühn der Geiſt die Flüge wagt;
Dann weilet das Gemüth am Grunde
Fluglos dahinten und verzagt.

Der Geiſt wird durch die Wolken dringen
Und findet drunten nicht mehr Glück;
Wo nicht, nur mit gelähmten Schwingen
Führt Sehnſucht ihn in's Neſt zurück.

Abſchied.

Auf dem weißen Kreuz bei Altenahr.

Hier war es, hier! Die ſchmale Stelle,
Ein liebend Paar umfaßt ſie kaum,
Wo in des Herbſttags klarer Helle
Wir träumten unſern kurzen Traum.
Zum Gipfel hatt' ich dich geleitet,
Dein weißes Händchen in der Hand;
Hier zeigt, ich dir das Land gebreitet,
Durchgaukelt von des Fluſſes Band.

So auf des Berges ſchroffſter Spitze,
Selbſt alles ſchauend, ungeſchaut,
Ein Gott auf ſeinem Königsſitze
Zeigt' ich die Welt dir, meiner Braut!
Ich kniete heiß zu deinen Füßen,
Das Haupt an deinem Buſen feſt,
Empfand des Herzens Schlag, den ſüßen,
Den ſteilen Weges Müh' erpreßt.

Wie hätt' ich's damals wohl verſtanden,
Wenn mir verkündet ein Prophet,
Daß mich gelöſt von dieſen Banden
Hier wieder Lenzeshauch umweht?
Und doch, es iſt! Ich breche Ranken
Für eine andre Herrin hier,
Doch preſſen traurige Gedanken
Entſchwundnen Glücks die Seele mir!

Es iſt geſchehn — wir ſind geſchieden,
Ich ſelbſt zerriß das holde Band,
Dir wiederſchenken wollt' ich Frieden,
Zu mächtig war für dich mein Brand.
Du wäreſt Semele geworden,
An meinem Gluthenhauch verſprüht,
Dich liebend mußt' ich dich ermorden —
Still denn, du kampferſtarrt Gemüth!

Fort von der Stelle, fort in's Weite!
Fort in ein nie betretnes Thal,
Wo nicht Erinnrung giebt Geleite,
Mit Himmelsluſt und Höllenqual!
Es fiel das Loos — zu ſpät die Reue —
Das Paradies liegt weit zurück, —
Eins aber ahnt mir: deine Treue
War meines Lebens frömmſtes Glück!

Nacht in der Wüſte.

Einſam über dem Möriſſee
Hebt ſich die Nacht aus der Wüſte herauf.
Aus Dattelhainen, aus Obſtbaumgärten
Steigt's wie ein Nebel vom feuchten Boden,
Und ſanftgekräuſelte Purpurwölkchen
Umflattern des Mondes ſilbernen Blick.

Einſam über dem Möriſſee
Schwebt ein Ibis im Abendlicht.
Einmal — zweimal — dreimal noch zieht er
Langſam und ſchweigend die gleichen Kreiſe,
Dann ſinkt er hinab in das wallende Schilf.
Stumm nun liegt die Wüſte ringsum,
Und Alles iſt ruhig, und Alles ſchläft.

Einſam über dem Möriſſee
Steht ein Kiosk, ein weißer Kiosk.
Wer ihn erbaute, und wer dort wohnte —
Ob er im ſchwülen Schweigen der Nacht

Je ſchon ein flüſterndes Liebespaar
Als ein verſchwiegen Aſyl geſchirmt —
Wer weiß es?

Einſam über dem Mörisſee
Flattert in dieſer Frühlingsnacht
Deine Seele verſchämt und zitternd
Nach dem Kiosk, dem weißen Kiosk —
Und wenn ſie öffnet die Thüre,
Zuckt ſie ſchamhaft in ſich zuſammen,
Denn meine Seele ſchon findet ſie da,
Die vor dir dort ſehnend gelandet,
In der verzauberten Frühlingsnacht
Dein zu warten.

Des Lebens Arbeit.

Ja du gehſt, und wie du ſcheideſt,
Kehrſt du bei dir ſelber ein;
Alle Qualen, die du leideſt,
Lebſt du durch mit dir allein;
Auf den Grund in deinem Herzen
Sinkt hinab die Laſt der Schmerzen,
Eine Perle klar und rein.

Aber ich, von Gram ermattet,
O daß ich nicht raſten kann!
Selbſt den Schrei, dem Thier geſtattet,
Weigert noch die Welt dem Mann;
Gleich dem Wetter, vielgeſtaltig,
Dunkeldrohend, allgewaltig,
Dringt das Leben auf mich an.

Volle Klarheit, volle Stärke
Heiſcht von mir der wache Tag,
Und er gönnt nicht, daß vom Werke
Einmal nur ich raſten mag.

Ruhe hofft ein Mann vergebens —
Auf dem Webeſtuhl des Lebens
Fliegt das Schifflein Schlag auf Schlag.

Neide du in deiner Stille
Mich nicht, der im Kampfe ringt,
Den der ungezähmte Wille
Zum gewalt'gen Siege zwingt —
Der, ein Atlas, ohne Klagen
Muß den Druck der Felſen tragen,
Und zu ſtolz iſt, daß er ſinkt!

Morgens und Abends.

Wenn die thauerfriſchte Sonne
Aus dem dunkeln Meere ſpringt,
Und des Schaffens Jugendwonne
Pulſend durch das Blut mir dringt —

Dann, ja dann auf kurze Stunden
Birgt ſich mein geheimes Weh,
Denn ich tauche meine Wunden
In des Lebens weite See.

Und ſo lang mit ſeinen lichten
Augen ob mir ſteht der Tag,
Steh' ich treu den Mannespflichten,
Treu wie Einer es vermag.

Aber wenn mit dunkeln Streifen
Dämm'rung dämpft die goldne Luft,
Wenn die Schatten länger ſchweifen,
Mahnend an die künft'ge Gruft —

Wenn der Tag zum Meer ſich wendet
Und der Wolke Saum verblaßt,
Wenn das Tagewerk geendet
Und das Herz verlangt nach Raſt —

Dann in Wehmuth neugeboren
Weint der ſtille Schmerz in mir:
Wiederum ein Tag verloren
Aus dem Leben, fern von dir!

Ewiger Abſchied.

O dieſe letzten gefährlichen Küſſe!
Du gedenkſt der Pflicht und reißeſt dich los —
Da, in den Qualen des ewigen Abſchieds,
Umfaßt ſie noch einmal, noch einmal dich —
Und ſo hat nie ihr Buſen gewogt,
Und ſo hat nie dich ihr Händchen geſtreichelt,
So nie dich die vollen Arme gepreßt!
Und weil ihr die letzten der Küſſe ſie nennt,
Und weil du weißt, du wirſt nie mehr ſie haben,
Brichſt du das Siegel der ſtürmiſchen Lippen!
So gedenkt ihr zu ſcheiden,
Träumer, Betrogne!
Und der Kuß, der, ihr ſchwurt es, der letzte war,
Kettet euch feſter als je zuſammen
In unverſöhnlich unſterblichem Schmerz!

Anaſtaſia.

Aus dem Liederſpiel: Friedrich in Suza.

Du willſt die Liebe ſcheiden?
O nein, das kannſt du nicht,
Stirbt Einer von uns Beiden,
Trifft Beide das Gericht.

Was gilt die Rebenranke,
Wird ihr der Stamm geraubt?
Am Boden liegt die ſchwanke,
Entkräftet und entlaubt.

Was gilt die grüne Aue,
Wenn ihr der Strom verſiegt?
Sie dorrt und welkt — o ſchaue,
Wie ſie verſchmachtend liegt.

Sein Aug iſt meine Sonne,
Sein Kuß mein Himmelreich;
Ihn raubſt du, meine Wonne,
Und tödteſt mich zugleich!

Der Knabe in der Wildniß.

Aus dem „Traum im Speßart.“

Welle, darfſt du nimmer weilen,
Nie zu mir in Liebe glühn?
Sprich, was zwingt dich, fortzueilen
Aus des Waldes trautem Grün?
Laß in Sehnſucht ungemeſſen
An die heiße Bruſt dich preſſen!
Faſſ' ich dich, laſſ' ich dich nimmer von hier —
Wehe, du fliehſt, und ich lodre nach dir!

Hindin, braune, holde, ſchlanke,
Lockt dich ſo die Waldesnacht?
Warum meideſt du die Schranke,
Drin mein lieber Garten lacht?
Laß mit holdem Wort dir ſchmeicheln,
Laß dich koſen, laß dich ſtreicheln!
Wehe, du fliehſt in geflügelter Zier,
Ach und du läſſeſt mich Einſamen hier!

Keine Wellen, keine Winden
Gleichen doch dem holden Bild,
Das ich nie vermocht zu finden,
Doch im Herzen ſteht es mild.
Oft wohl mein' ich, aus den weiten
Wäldern müßt' es grüßend ſchreiten —
Selige Schönheit, enthülle dich mir!
Weh, du zerrinnſt, und ich lodre nach dir!

Blaue Blumen, rother Klee.

Aus „Otto der Schütz."

Grünt der Wald und röthet ſich die Heide,
Winter floh mit ſeinem Flimmerkleide,
An der Halde ſchmolz der Schnee.
Wo die wilden Vöglein lockend ſchlagen,
Geht des Königs Kind mit leiſen Klagen:
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Laß mich weinen, traute Waldesſtille!
Hold iſt mir des lock'gen Knappen Wille,
Und ich weiß nicht wie's ergeh':
Zu dem Armen neigt ſich mir die Seele,
Weh, was frommt, daß ich mir's ſelber hehle?
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Kam der Knabe durch den Tann gezogen,
Jagte ſchweifend mit dem Pfeil und Bogen
Nach des Waldes ſchlankem Reh.
Sieht die Maid er, naht ſich bang und ſchweigend,

Und er ſeufzt, das Knie zur Erde neigend:
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Rings von Minne ſchlagen Nachtigallen,
Minne löſcht in kühlen Schattenhallen
Aller Sehnſucht brennend Weh.
Locken dich in deiner ſtolzen Strenge
Nicht des Glückes jauchzende Geſänge?
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Eine Hütte weiß ich tief im Walde,
Rehe graſen dort an grüner Halde,
Fiſchlein ſchwimmen tief im See;
Heimlich wird die Quelle dort uns tränken
Und der Wald ein dichtes Dach uns ſchenken —
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Stolzer Knabe! Frevelnd will dein Minnen
Raub an deines Königs Kind beginnen?
Fleuch, daß ich dich nimmer ſeh'!
Trug ich ſtill dich im verzagten Herzen,
Trag' ich ewig nun der Trennung Schmerzen —
Blaue Blumen, rother Klee,
Blüht nicht mehr, mein Herz iſt allzu weh!

Ballade.

Nach Alexander Dumas, in „Catharina Howard."

In der tiefen Gaſſe Mitte
Hoch vom Schloß der König ſchaut.
Sittſam dort mit leiſem Schritte
Geht des Schützen Richard Braut.
Haſtig tritt er ihr entgegen:
O nach Haus auf ſchmalen Wegen
Laß mich deinen Führer ſein!
Nein!

Hör', wie wär' dir wohl zu Muthe,
Wollt' ich Liebe dir geſtehn?
Du, die Magd von niederm Blute,
Wirſt den Ritter du verſchmähn?
Dame wird man zu dir ſagen,
Deine Hand den Handſchuh tragen,
Drauf die muntern Falken ſchrei'n —
Nein!

Willſt dein Zaudern noch nicht enden?
Lockt dich die Baronin nicht?
Eine Krone kann ich ſpenden,
Welche ſchmuck ſich biegt und flicht;
Und zwei Leuen ſtolz und mächtig
Werden zu zwei Seiten prächtig
Deines Schildes Halter ſein —
Nein!

Willſt du mir nicht Gunſt gewähren,
Nicht erwidern Liebesgruß?
Biet' ich doch der Gräfin Ehren
Dir als Preis dem erſten Kuß,
Sammt der Kron', in deren Spitzen
Mild als Blumenknoſpen ſitzen
Perlen klar und ſonnenrein —
Nein!

Sei mir gut, o ſei mir linde,
Stern der Mädchen, hold und klar!
Und die herzogliche Binde
Wind' ich morgen dir in's Haar.
Um Rubinen zierlich ſchwanken
Zartgegoſſne Rebenranken
Hell von Golde rein und fein —
Nein!

Nur Ein Wort, o ſprich's geſchwinde!
Schau den König denn in mir,
Sprich dieß Wort, und mein Geſinde
Neigt als Königin ſich dir.
Willſt du faſſen dieſe Krone,
Welche die Vaſallin ohne
Augenblendung nimmer ſah?
Ja!

Lied der chaldäiſchen Sklavin.

Aus dem Trauerſpiel: Nimrod.

Fern von den Zelten, am rauſchenden Bach,
Der bräunliche Hirte, da ſchlich er mir nach.
Es lachte die Liebe herab im Morgenſtern,
O ſüß war der Kuß — wie fern, o wie fern!

Abends, da ſaß ich beim Vater am Mahl,
Die blökende Herde, ſie kam aus dem Thal.
Das Läuten der Glocken, ich hört' es ach ſo gern,
O ſüß war das Mahl — wie fern, o wie fern!

Ach nun gefangen im nebligen Land,
Ich webe mit feiger, mit zitternder Hand;
Ich webe das Kriegskleid dem trotzig droh'nden Herrn —
O ſüß war das Zelt — wie fern, o wie fern!

Die Möve vom Michigan.

„The steamer went along the shore."

Wir fuhren traulich zuſammen
Entlang des Sees Rand;
Dunkel vorüber ſchwammen
Die ewigen Wälder am Strand;
Fern dampften die gelben Düfte
Der brennenden Prärie:
Ich ſah nicht Waſſer und Lüfte,
Ich ſah nur dich, Marie!
Du blickteſt ſo frei und empfandſt nicht mein Weh,
Du wilde Möve vom Michiganſee!

Das Boot in ſchäumender Eile
Durchſchnitt die azurene Fluth;
Da hab' ich die kurze Weile
An deiner Wange geruht;
Da gabſt du widerſtrebend
Den Mund zum Kuſſe mir,

Und träumend, ſchaudernd, bebend
Verſank ich ganz in dir —
Doch du biſt keuſch und kalt wie der Schnee,
Du wilde Möve vom Michiganſee!

O herzverzehrend Scheiden
Verlorner Leidenſchaft!
Es bricht dieß grimme Leiden
Die ſtarke Manneskraft.
Als hätt' ich ihn beſeſſen,
Den ſchöngebauten Leib,
Nie kann ich dein vergeſſen,
Du jung verlockend Weib.
Mich umgaukelt dein Bild, wo ich gehe und ſteh',
Du wilde Möve vom Michiganſee!

Fort von den blauen Fluthen,
Fort in das öde Land;
Aus ſoll das Herz ſich bluten,
Bis es den Schmerz gebannt.
In Bahnen unermeßlich
Lockt mich die Thatenluſt,
Doch ewig unvergeßlich
Ruhſt du in meiner Bruſt —
Die nimmer, o nimmer ich wiederſeh',
Du wilde Möve vom Michiganſee!

Jägerlied am Wintermorgen.

In dem luſtigen Forſt, in dem ſtäubenden Schnee
Da wandelt ſich's wohlgemuth;
Da kreiſen die Sterne ſo friſch in der Höh',
So friſch in den Adern das Blut.

Auf des Felſen gewaltigen Gipfel geſtellt,
Ringsum der erſtorbene Wald,
Da fühlt ſich der Schütze als Herrn der Welt
Und frei von des Kummers Gewalt.

Wenn die Sonne die Fichtenwipfel beſäumt,
Da zieht's durch die Seele ihm warm;
Er faſſet, derweil der Schwächling noch träumt,
Das Leben ſo heiß in den Arm!

Auf dem Dampfboot Marianne.

Wie ſchwillt ſo friſch mir Herz und Sinn,
Wie iſt die Welt pläſirlich!
Fahr' ich doch wieder auf dir hin,
Marjännchen blank und zierlich.

Marjännchen iſt das ſchmuckſte Schiff,
Ein Rheinprinzeßchen iſt es,
Und wie ein fröhlich Königskind,
So hüpft und ſchwebt und ſchießt es.

Die Berge ſtellen ſich auf die Zeh'n
Und möchten ſich überragen,
Und laut-aufrauſchend jauchzt der Strom
Vor Luſt, Marjännchen zu tragen.

Muß es gelebt dem einmal ſein,
Sei's mindeſtens in Schnelle,
Und zieh' ich in's fremde Land hinein,
Dann raſch auf alle Fälle!

He, Meiſter Steuermann, nun dreht
Das Rad noch eins ſo kräftig;
Ihr habt einen wilden Geſellen an Bord,
Ihr Heizer, ſeid geſchäftig!

Noch einmal ſo laut laßt toben die Fluth
Rund um Marjännchens Rippen!
Es ſchäume die Brandung noch eins ſo hoch
Uns nach an den Uferklippen!

Da ſchwingen empor auf der Säule von Rauch
Sich hoch die ſtolzen Gedanken,
Und wie die Wellen gepeitſcht vom Rad
Die wilden Gefühle ſchwanken!

Und ſchwillt mir dann ſo Herz und Sinn,
Iſt nicht die Welt pläſirlich?
Marjännchen ſauſt mit mir dahin,
Das Schiffchen flink und zierlich.

Des Flözers Abendlied.

Friſch auf, ihr Geſellen, zum Mahle heran!
Das Floß iſt geankert, die Arbeit gethan;
Es ſpannt der Himmel ſein ſterniges Zelt,
Nun ſind wir die frohſten Geſellen der Welt.

Uns fehlen die Häuſer, doch reicheres Gut
Erwirbt uns des Stroms beglückende Fluth;
Die iſt uns ſtatt Heimat, ſtatt Hof und ſtatt Haus,
Sie trägt uns und nährt uns und führt uns hinaus.

Der Schiffer mag zagen auf ſchwankendem Kahn,
Uns fechten die brauſenden Stürme nicht an!
Ob drunten die Woge auch zürnet und droht,
Uns ſchaukelt ſie ſänftlich, wir haben nicht Noth.

Und ſtürmet das Floß in gewaltigem Lauf,
Wie thun da die Joche der Brücke ſich auf!
Wie wenden die Schiffe, die Ponten entfliehn
Zum Ufer, ſich ſicherem Tod zu entziehn.

Wir ſind es, die knüpfen zuſammen die Welt,
Wir bauen die Schiffe! Hinauf in den Belt,
Hernieder nach Süden, nach Weſt und nach Oſt
Entſchwimmen die Maſten dem Schwarzwald entſproßt.

Doch bleiben wir gern bei zufriedenem Sinn,
Und wenn wir erworben den mäß'gen Gewinn,
Dann geht's in die Heimat, das Oberland zehrt
Vom Golde, das Holland ihm reichlich beſchert.

Wir kehren im Herbſte zu Weib und zu Kind,
Der Winter entfliehet beim Herde geſchwind,
Bis Frühling uns ruft mit dem ſonnigen Schein
Von neuem zu dir, o hochherrlicher Rhein!

Das Hünengrab.

Ich ſtand im Hünengrabe, den Spaten in der Hand.
Schon wich dem rüſtigen Arme die dichte Seitenwand,
Bis dann die innre Mauer des Eiſens Kraft durchbrach —
Da ſtand ich an des Helden uraltem Sarkophag.

Des Forſchens glühnder Eifer betrog mich um die Zeit,
Das helle Mondlicht träumte da draußen weit und breit,
Rings ſchwieg im Schlaf die Erde: fern von des Dorfes Uhr
Erklang die zwölfte Stunde, doch dumpf und ſchwächlich nur.

Da ſteigt aus Sarges Mitten ein Nebel grau hervor:
Draus funkelt's roth wie Blitze — und plötzlich hoch empor
Erhebt ſich aus der Wolke, die ſich zuſammenballt,
Den ich im Sarg geſtöret, des Hünen Schreckgeſtalt.

Es kreiſt der Schlachtenhammer in hochgehobner Fauſt,
Daß in dem jähen Schwunge er wie Gewitter ſauſt.
Aus düſterm Helme lodert des Auges zuckend Licht,
Das auf des Panzers Ringen ſich tauſendfältig bricht.

Mir löſt der Schreck die Glieder: da ſah er meine Angſt
Und ſprach: Was faßt dich, Jüngling, daß alſo du erbangſt?
Ich bin nicht wild und zornig, du Sohn der neuen Zeit:
Nur hab ich eine Frage: zur Antwort ſei bereit.

Kein Gold war unſer Erbe, nur Eiſen uns bekannt,
Das iſt nun auch verroſtet, ſolang zum Staub gebannt.
Nicht Schätze darfſt du hoffen: was treibt dich, ſprich, herzu,
Was ſuchſt du bei den Todten, was ſtörſt du unſre Ruh?

Da hub mein Haupt ich kecker, und ſah den Schemen an:
Das will ich dir verkünden, du hochgewalt'ger Mann!
Es geht durch alle Lande der Ruf von Euerm Ruhm,
Ihr alten Nordlandsrecken, von Euerm Heldenthum.

Und wenn der Enkel glühet in Ahnung Eurer Kraft,
Dann ſucht er treue Kunden und rechte Wiſſenſchaft,
Er möchte viel erfahren von Euerm edeln Thun,
Es läßt des Wiſſens Eifer ihn nimmer träge ruhn.

Er ſinnet zu erfunden, wie Ihr gelebt zur Zeit,
Will Euern Geiſt erkennen und ſchauen Euer Kleid;
Er ſchafft von Euerm Wirken ein ganz lebendig Bild;
Drum ſucht er Euern Panzer ſammt Schwert und Speer
und Schild.

Zu Euern Ehren ſteigt er ſo gern in Eure Gruft,
Wo lang verſunkne Größe er aus dem Moder ruft:
Es tagt der alten Zeiten hochherrlich Kampfgeſchick
Zu neuer That begeiſternd vor ſeinem Forſcherblick.

Da ward von mildem Lächeln umſpielt des Geiſtes Mund.
Fürwahr, nur gute Märe thuſt du, o Jüngling, kund.
Mag in die Winde ſtäuben mein bleich und morſch Gebein,
Wenn nur die Ehre bleibet, der ich gedient allein.

Hier faſſe meinen Hammer — kaum trug ich ſeine Laſt —
Nimm ihn zum Gaſtgeſchenke, du kühner Grabesgaſt!
Auch Schild und lichten Panzer, ſie gürt' ich nun mir ab:
Sag', ſolch ein ſtark Gewaffen fandſt du in meinem Grab.

Mir frommt der Tand nicht länger, für ewig laß ich nun
Dieß Grab, um in Walhalla bei Wodan auszuruhn.
Du ſei des Todten Erbe, ſein Segen ſei dein Lohn:
Bring meinen Gruß den Brüdern, du neuer Zeiten Sohn!

Der Zauberin Rache.

Taucht auf, ihr Geſpenſter aus Gräberduft,
Steigt nieder, ihr Hexen aus hoher Luft!
Empor aus den qualmenden Höllengluthen,
Herauf aus des Nordmeers ſchaurigen Fluthen!
Herauf und herab, daß der Weltbau kracht,
Herauf und herunter, ihr Geiſter der Nacht!

Lucilla ruft's mit gebietendem Mund,
Da bebt ihr zu Füßen der Weltengrund; —
Die heran ſie zwingt mit des Stabes Gewalten,
Schon wimmeln um ſie die grauſen Geſtalten;
Sie ſchlingen im Kreiſe den hölliſchen Reihn,
Durch Nachluft züngelt ein blaulicher Schein.

Hört, Geiſter des Dunkels, der Herrin Gebot,
Gebt meinem Buhlen, ihr kennt ihn, den Tod!
Erſt bringt ihn mir lebend zu dieſer Stelle,
Dann ſchleppt ihn über die flackernde Schwelle!
Halloh, friſch auf, du hölliſche Jagd,
Eh Morgen leuchtet, ſei Alles vollbracht!

Da heult es ſchaurig: du kennſt die Schaar,
Die ſtets der Meiſterin folgſam war!
Doch willſt du die fremde Seele verderben,
Mußt ſelbſt du von mordlichen Händen ſterben,
Du folgſt ihm, du ſcheideſt vom goldenen Licht,
Die Geiſter ſind frei, dein Stab zerbricht.

Bleich ſtarret ihr Antlitz, es zittert die Bruſt,
Doch zürnend ruft ſie mit ſchauernder Luſt:
Er lag mir am Buſen, er hat mich verlaſſen,
In dem buhlenden Arm einer Andern zu praſſen!
Reiß her ihn, o Schwarm, gern folg' ich ihm nach,
Wenn ich lüſtern geſchaut, wie das Herz ihm brach.

Wild jubelt des doppelten Opfers das Heer,
Da ſchwirrt's, da praſſelt's — der Ring iſt leer —
Doch ſiehe, ſchon ſtürzt zu der Mächtigen Füßen
Geſchleudert der Jüngling, den Frevel zu büßen,
Er ſchaut ihr in's Aug — und ſie trägt nicht den Blick —
Zu ſpät — kein Erbarmen ſchmelzt das Geſchick.

Denn ziſchend, krallend, mit wüthiger Haſt
Hat beide der hölliſche Reigen erfaßt, —
Sie wirbeln im ſauſenden feurigen Kreiſe
Und tiefer und tiefer wühlt ſich die Reiſe, —
Aus grauſig klaffendem Abgrundsther
Zuckt rieſig des Erdkerns Flamme hervor.

Eine antike Gemme.

Des Plato Kopf mit Pſyche's Schwingen,
Gegraben in des Steines Blut, —
Im Traum von längſt vergangnen Dingen,
Wie gern auf dir mein Auge ruht!

Zur Heidenzeit, wie haſt du glühend
Schon manche weiße Hand geſchmückt!
Wie manche Lippe, warm noch blühend,
Hat ſehnend ſich auf dich gedrückt!

Dich gab, berauſcht vom erſten Kuſſe,
Das Mädchen dem beglückten Mann,
Als heiß im Liebesüberfluſſe
Er ihren jungen Leib gewann.

Vielleicht in ſpäten Römerzeiten
Trug dich ein Greis, im Geiſt noch frei,
Der in des Denkens kühnen Weiten
Vergaß den Druck der Tyrannei.

Dann hat wohl einer Wittwe Sehnen
Dem Staub des Gatten dich geweiht;
Sie taufte dich mit heißen Thränen
Zum Sinnbild der Unſterblichkeit.

Nun wieder aus der Gruft erhoben
Stiegſt du zu unſrer Welt herauf,
Und in dem Glanz der Lichter oben
Begannſt im Kreis den neuen Lauf.

Jetzt ſteckt die ſchönſte Hand dich wieder
Dem Finger ihres Dichters an;
Und heut von neuem weckſt du Lieder,
Und übſt den ſüßen Zauberbann.

Mit jedem Funkeln giebſt du Kunde
Von ſeliger Gefangenſchaft,
Von geiſtdurchblitztem Liebesbunde
Und dunkelglühender Leidenſchaft.

Sei der Erde Sohn.

Mit der Erde Sohn zu ringen
Kommt der hohe Götterſohn;
Sicher jeden Feind zu zwingen
Spricht Antäos keck ihm Hohn.

Müde von der Keulen Kampfe
Werfen ſie hinweg die Wehr,
Und es preßt im Zorneskrampfe
Rieſenbruſt an Bruſt ſich ſchwer.

Dreimal warf der Götterſchößling
Seinen Feind zu Boden hin,
Doch die Mutter hat dem Sprößling
Ihres Schooßes Kraft verliehn.

Dreimal hat er ſich erhoben,
Wunderſam von ihr geſtärkt,
Kämpfte dann mit wilderm Toben,
Bis der Feind die Liſt gemerkt —

Und mit ſchlauem Ueberſchwange
Ihn in blaue Luft erhub,
Dann in ſeiner Arme Zwange
Seines Odems Quell begrub.

Drum ſo ſtehe feſt geſtemmet
An der Mutter greiſes Haupt,
Und ſo wahr ſie, feſtgedämmet,
Nie vom Meere wird beraubt —

Und ſo wahr auf Felſen ſtützet
Sich ihr innerlichſter Kern,
Wird ihr Sohn von ihr beſchützet,
Weilt in ihrem Arm er gern.

Aber wer in eitlen Träumen
Aus dem Mutterhauſe flieht
Und nach dunkeln Geiſterräumen,
Ein unſeliger Augur, ſieht —

Den ergreifen Geiſtermächte,
Die ſo keck er angeſchaut,
Und die ſchwärzeſte der Nächte
Deckt ihn, daß dem Starken graut.

In Verzweiflung wird ſich wandeln
Dann das Loos, das er verſtieß,
Daß er klares Denken, Handeln
Auf dem feſten Grund verließ.

An Jupiter Pluvius.

Ei das iſt ein luſtig Wetter,
Schwarz der Himmel wie das Grab!
Baum läßt hangen ſeine Blätter,
Vöglein ſparen ihr Geſchmetter;
Prächtig Wetter!
Regen trieſt ſo ſtill herab.

Sonſt im hellen Morgenſcheine
Flattern die Gedanken aus;
Laſſen mich beim Buch alleine,
Fliegen über Stock und Steine
In dem Scheine
Klarer Sonne aus dem Haus.

Und dann rennt am hellen Tage
Her das intereſſante Pack,
Und das iſt die ſchwerſte Plage, —
Gebt Pardon mir, daß ich klage!
Solche Tage
Sind des Lebens Ungeſchmack!

„Poppelsdorf iſt ſchön gelegen,
Und das Gute liegt ſo nah!
Müſſen heut uns doch bewegen
Schon der ſchönen Sonne wegen;
Ganz gelegen
Sind Herr Doctor morgens da!

„Lernen einen Mann da kennen
In der Jugend Poeſie,
Und beſonders hoch zu nennen,
Weil er ſcheint vor Luſt zu brennen,
Um zu kennen
Jedes keimende Genie."

Und da klingelt's! Durch die Seele
Geht erſchütternd mir der Klang.
Ja was frommt's, daß ich mich quäle,
Langeweile mühſam hehle?
Arme Seele,
Sag's dem ſchönen Wetter Dank.

Rette heut mich vor dem Jammer,
Jupiter o Pluvius!
Schlage du vor meine Kammer
Eine wohlgefügte Klammer —
Doch, o Jammer,
Noch ſchon läßt des Regens Guß!

An die Meiſter.

Ihr ſcheltet mich, ihr Meiſter, unbeſcheiden,
Weil ich euch achte, weil ich's nicht ertrage,
Daß meine Zunge Heuchelei euch ſage,
Weil meine Rede ſtählern iſt, nicht ſeiden.

Ihr ſcheltet mich, und ich? — ich muß es leiden!
Ich kann mein Wort nicht wägen auf der Wage;
Drum, ob euch auch mein ehrlich Weſen plage,
Ich will und kann die Weiſe nicht vermeiden!

Eins aber wünſch' ich, und ihr müßt es loben:
Daß mir auch einſt, wie euch von mir geſchehen,
Die Jünger Wahrheit ſagen ohne Schonung.

Da mag ſich denn mein wahrer Sinn erproben,
Dann mögt ihr meine Demuth doch erſehen —
Nennt's Strafe ihr, ich nenn' es Lohn Belohnung!

Fakultätssitzung.

So ging es, so geht es noch heute.
Goethe.

Heut gilt's sich zusammenrotten,
Ein Privatdocent will spotten
Der gesammten Fakultät.
Eh' er uns das Brot verbittert,
Eh' er endlich gar zersplittert
Unsre Lehrauctorität,
Laßt uns ihn ersticken,
Sticken,
Knicken, knicken,
Eh's am Ende wird zu spät.

Sprach Sankt Schnack: Zum grünen Rasen,
Wo die frommen Lämmlein grasen,
Hab' ich oft dieß Schaf gelockt.
Aber er mit Kraftgedanken
Macht auch mich im Glauben wanken,
Und er selber blieb verstockt.

Laßt uns ihn erſticken,
Sticken,
Knicken, knicken,
Daß nicht Andre er verbockt.

Sprach der Kleinſte: Er will lenken
Friſch auf's Leben alles Denken,
Und ich ſeh's, mein Ruf verfällt.
Nur um pergamentne Auen
Mit gelehrtem Kohl zu bauen
Bin ich brauchbar auf der Welt.
Laßt uns ihn erſticken,
Sticken,
Knicken, knicken,
Weil der Codex B ſonſt fällt.

Sprach der Imperator endlich:
Wißt, er lehret unabwendlich
Ein aeſthetiſch Chriſtenthum.
O der Sünde! Trum ſchlechthinig
Ihn zu brechen Willens bin ich,
Aechter Lehrfreiheit zum Ruhm.
Laßt uns ihn erſticken,
Sticken,
Knicken, knicken,
Daß nicht ſiegt das Heidenthum.

Sang der Chorus ſchön zuſammen:
Er bläſt auf des Aufruhrs Flammen
Bei Studenten offenbar;
Hat uns oft ſchon angegriffen
Und uns in den Steiß gekniffen,
Wo er ungepanzert war.
Laßt uns ihn erſticken,
Sticken,
Knicken, knicken,
Denn er bringt uns noch Gefahr.

Da begannen ſie zu drücken,
Ihm das Brot vom Mund zu rücken,
Aber ach, ihm blieb der Wein,
Ihm der Jugend Hoffnungsblüne,
Ihm auch der Studenten Treue,
Und ein Liebchen klug und fein.
Mochten ſie erſticken,
Sticken,
Knicken, knicken,
Er ward ſtark, ſie blieben klein!

Der Grobſchmied von Antwerpen.

Gruß an Minna.

Auf dem Giltar-Felsen in Süd-Wales,

Herbst 1882.

Vom hohen Fels am Meere sende
Ich Grüße dir, mein junges Lieb,
Du holder Schatz, der auf der Wende
Des Lebens mir noch eigen blieb.
Auf Möwenschwingen in die Thale
Send' ich dir Grüße, wo du weilst;
Sie danken dir, daß aus der Schale
Der Minne meinen Schmerz du heilst,
Daß um dieß Herz, in dir gelandet,
Nur leis, wie hier, die Welle brandet.

Vor mir, das Meer in Sonntagsfeier
Von blauem Stahl ein Spiegel ruht,
Und silbern deckt des Mittags Schleier
Mit lichtem Duft die ferne Fluth.
Nur einzle Wolkenschatten schweben
Wie Fleckchen auf dem feuchten Glanz,
Doch mir zu Füßen tanzend heben
Die Wellchen ihren goldnen Kranz;
So gleiten über meinem Herzen
Wie Schatten nur die alten Schmerzen.

Das Schicksal will, daß wir's ertragen,
Und zum Ertragen giebt's die Kraft;
Armselig ist's der Lust entsagen,
Weil Eine Lust uns ward entrafft!
Zum Leben einmal sich entschlossen,
Dann sei's auch voll und stark gelebt;
Willst Lust du, sei auch unverdrossen
Der Erde ganze Lust erstrebt.
So lang die goldnen Becher winken,
Ist's Frevel, wenn wir sie nicht trinken.

Geſegnet ſei mir drum die Stunde,
Da ich zu lieben mich entſchloß,
Da in die tiefe Herzenswunde
Ich deiner Treue Balſam goß.
Mit deiner jugendfriſchen Minne
Bringſt du den Traum von altem Glück,
Mit deinem heitern Kinderſinne
Bringſt du die Jugend mir zurück,
Und hell wie dieſe Meeresbläue
Glänzt mir das Leben heut auf's Neue.

Es kommt die Fluth vom Weſt getragen
Und krauſt der Wellen weich Gelock;
Zu meinen Füßen ſeh' ich ragen
Den altergrauen Rieſenblock.
Einſt im Orkan herabgeſchmettert
Vom Urkern dieſer Felſenwand,
Von Gluth gedörrt, vom Sturm umwettert,
So ſtand umkräuſelt er vom Sand.
Ein Bild des Todes, öd und ſchaurig,
Lag er da in der Ebbe traurig.

Nun kommt die Fluth — die Wellchen ſchlüpfen
Um ihn herum im Schlängellauf;
Er weiſt ſie ab, allein ſie hüpfen
Ihm ſpielend zu der Bruſt herauf.
Sie ſcheinen ſchäkernd ihn zu fliehen,
Doch kehren ſie im leichten Schwung,
Und höher nur geſchwellt, umziehen
Sie ihn mit doppelt keckem Sprung.
Mit hundertfachem Kuß umſchmeicheln
Sie ihn und neckiſch lindem Streicheln.

Die tauſend Muſcheln und Korallen
Um ihn hielt auch der Tod in Haft;
Doch wie die Fluthen höher wallen,
Durchdringt ſie friſcher Lebensſaft.
Die Muſcheln und Korallen trinken
Mit Jugendluſt die blaue Fluth,
Meergräſer auf den Wellen blinken,
Die ſterbend auf dem Sand geruht;
Und in der Nymphe lauen Armen
Der Felsblock ſelbſt, er muß erwarmen.

Ja, das ſind wir! Auch mir erſtarrte
Die Lebenskraft im Sonnenbrand;
Fern von der Heimat, warf das harte
Geſchick mich aus an fremden Strand.
Da ward ein Lieben mir gegeben,
An das ich längſt nicht mehr geglaubt;
Mit tauſendfachem holdem Leben
Umſpielſt du mein ergreiftes Haupt.
Ich fühl' in deiner Minne Wellen
Die Lebensgluth durch's Herz mir quellen.

Die Harfe, die du neu beſaitet,
Stellſt du mit Lächeln mir zur Hand.
Scheu durch ſie erſt der Finger gleitet,
Doch bald begrüßt ſie mich bekannt.
Dieß Lied, am grünen Rhein begonnen,
Vollend' ich an der blauen See,
Und wie mein eigner Schmerz zerronnen,
So ruf' ich's laut in fremdes Weh:
Niemals ſollſt du dem Glück entſagen
Und an der Freude nicht verzagen.

Und ſoll der Sang nicht ſein verloren,
Ruf' auch die Kinder mir heran!
Von ihnen war mir keins geboren,
Als ich dieß frühe Lied begann.
Heut werden ſie daran ſich freuen,
Und dir und ihnen ſing' ich's aus;
Doch ſoll ſich recht die Luſt erneuen,
Lad' auch von Gäſten voll das Haus!
Folgt denn vom wälſchen Felſenſtrande
Zurück mir nach dem Niederlande!

Erſte Hiſtorie.

Soll ich euch etwas Gutes gönnen,
Ei da beſinn' ich mich nicht lang:
Ihr ſolltet einmal machen können
Durch mein Antwerpen einen Gang,
Dann, wenn vom Abendlicht geſchärft
Die Schatten langſam höher klimmen,
Wenn auf der Schelde, auf dem Werft
Der Sonne Scheidegrüße ſchwimmen,
Und ſelbſt der Grachten trübe Fluth
Verklärt wird von der Abendgluth.

Die Ebbe weicht, die Fluth ſpringt auf
Und wiegt im Spiel der Schiffe Schwere
Entgegen Wind und Fluſſeslauf
Heran zur Stadt aus hohem Meere.

Die Ballen rollen auf den Platz;
Es grüßen der Matroſen Lieder
Die liebe Stadt der Heimat wieder,
Und mancher herzt ſchon ſeinen Schatz:
Denn lachend längs dem Strome wandern
Die Mädchen ſchön und friſch von Flandern.

Es iſt ein kräftig, froh Geſchlecht
Im lieben Flandern allerwegen,
So wie es nur erzieht das Recht
In ſeinem warmen Mutterſegen.
Die freie See erfriſcht den Mann
In ew'gem Haß der Sklavenbande,
Und führt dem kühnen Volk heran
Der Erde Gut aus jedem Lande:
Genuß und Fülle, Kraft und Muth,
Du ſchenkſt ſie, Freiheit, höchſtes Gut!

Und haſt du Alles dir beſchaut, —
Nach Stille ſuchſt du hier vergebens —
Dann lockt die alte Stadt ſo traut
Dich aus dem Bann des lauten Lebens.
Es zieht dich fort, du weißt nicht wie,
Zurück zur alten Kathedrale:

Dort in dem letzten Abendſtrahle
Wie eine Greiſin ſiehſt du ſie
Aus lang verſchollnen großen Tagen
In unſre Zeit herüberragen.

Hier iſt noch alte Sage wach
In milden halberloſchnen Zügen.
Komm nur, wir gehn den Mädchen nach
Mit ihren irdnen Waſſerkrügen:
Sie ziehn zum Brunnen, der am Thor
Der Kirche ſeinen Segen ſpendet;
Dort ſteht er, wo der Weg ſich wendet
Und ſieh, da ragt er ſchon hervor!
Zehn Menſchenalter ſind verdämmert,
Seit ihn des Meiſters Hand gehämmert.

Umwandelſt du den Brunnen rund
Mit ſeinen roſt'gen Eiſenſtäben,
Siehſt du Figuren reich und bunt
Im Wechſeltanz vorüberſchweben.
Der runde Kranz, den erſt du ſahſt,
Löſt ſpielend ſich zu einem Sterne;
Das Treiben neckte dich von ferne
Und wird ein Kranz, indem du naht'ſt.

. Traun, in der Hand, die dieß geſtaltet,
Hat wohl ein klarer Geiſt gewaltet!

Und dieß Gewirr — mit reichem Laub
Hat es geprangt von Eiſenblättern,
Doch auch das Eiſen ſank zum Staub,
Wie Waldesſtreu in Märzeswettern.
Zigürchen ſtanden rings als Zier,
Sie fraß der ſalzige Hauch der Winde:
Nur übrig blieb die Eva hier,
Kaum kenntlich noch am Haargewinde,
Und eben ſteht noch unverſehrt
Der Roland mit dem langen Schwert.

Der junge Meiſter früh am Tag
Steht in der Schmiede friſch geſchäftig:
Es geht der Hammer Schlag auf Schlag,
Der Blasbalg ſauſt, die Gluth iſt kräftig.
Wohl winkt ihm nun der Ruhe Zeit:
Schon geſtern war das Werk ihm fertig,
Der Maurermeiſter ſteht bereit,
Es aufzuſtellen heut gewärtig.
Allein der Schmied hat noch nicht Ruh —
Noch einmal treibt es ihn herzu.

Von allem, was er je vollbracht,
Hat er der kleinen Eva Zügen
Am allermeisten nachgedacht,
Und nun will sie ihm nicht genügen.
Die ganze Nacht hat's ihn gequält,
Zum Dornenbett ward ihm das Lager;
Er spürt, wie's überall noch fehlt,
Dieß ist zu stark und das zu hager —
Und mit dem ersten Morgenroth
Beginnt auf's Neue seine Noth.

Er reißt das Bildchen vom Gestell,
Nur mühsam weicht's dem harten Zwange:
Er wirft es in die Gluthen hell,
Preßt es zu Schanden mit der Zange.
Dann packt er's, als es glühend weiß,
Und auf den Amboß muß es nieder;
Auf's Neue durch des Hammers Fleiß
Entstehen die geschwellten Glieder;
Die Feile ächzt, bis scharf und rein
Glänzt jeder Zug im Eisenschein.

Vergebens! Hart wie das Metall
Starrt ihm die volle Brust entgegen;

Es ſtockt das Haar in wirrem Schwall,
Und dieſer Fuß wird nie ſich regen.
Was er im Geiſt ſo klar geſchaut,
Nicht will es ſich im Stoff geſtalten;
Im Traume grüßt' es oft ihn traut,
Doch er vermag's nicht feſtzuhalten:
So ſpröd wie Stein, ſo kalt wie Eis
Verhöhnt es trotzig ſeinen Fleiß.

„Verfluchtes ſchwarzes rohes Erz,"
So ruft er aus, „du ſchaffſt nur Leiden!
Gilt es, ein armes Menſchenherz
Mit kaltem Stoße zu zerſchneiden,
Dann biſt du raſch! Doch zu erfreu'n,
Iſt alle Müh an dir verſchwendet,
Und ewig muß es mich gereu'n,
Daß ich auf dich die Kunſt gewendet.
In dir iſt Alles mir verglüht,
Was mir ſo voll im Herzen blüht.

„So ſteht das Bild mir vor dem Blick!
Ich kenn's vom Wirbel bis zur Sohle;
So ſitzt das Köpfchen am Genick
(Er ſpricht's und greift zu einer Kohle);

So iſt die Stirn und ſo der Mund,
So geht der feine Zug der Brauen,
Und ſo wölbt ſich des Auges Rund —
Ich ſah's ſo oft bei ſchönen Frauen! —"
Leis ſpricht er's hin — und wie er ſpricht,
Steht auf der Wand ſchon das Geſicht.

O Wunder! unter ſeiner Hand
Erwächſt das Bild aus dem Gemüthe,
Raſch hebt ſich aus der rauhen Wand
Des holden Frauenleibes Blüthe;
Mit feſtem Striche, ſcharf und klar
Springt vor der Glieder ſchöne Fülle;
Der Buſen und der Hüften Paar
Taucht auf aus lichter Lockenhülle —
Und ſchöner, als er's je gedacht,
Schaut er's von ſeiner Hand vollbracht.

Mit Staunen ſteht er vor dem Bild:
„Das alſo war es, was mir fehlte?
Das war's, warum ſich mir unmild
Die volle Schönheit ſtets verhehlte?
Die Schönheit lebt in Luft und Licht,
Sie haust nicht in dem Qualm der Eſſe!

Ob das Metall ich grimmig preſſe,
Zum Leben zwing' ich's dennoch nicht!
Die Schönheit webt in Form und Farben —
In ſchwarzem Ruſſe muß ich darben!"

Sagt, kennt ihr ihn, den ſchwerſten Schmerz,
Der je die Menſchenbruſt zerdrückte?
Er kommt nicht wie ein ſchneidend Erz,
Allmählich ſpürt ihn der Beglückte.
Wie leiſes Gift im jungen Blut
Löſt er unmerklich auf, unſäglich;
Doch bald mit Qualen unerträglich
Zerknickt er den geſunden Muth —
Das iſt der Schmerz verlornen Lebens,
Verlornen Handelns, Schaffens, Strebens!

Wenn du den Freund verloren giebſt,
Ein wenig ſpürſt du jene Wunden:
Haſt du ein Weib, das du nicht liebſt,
Du haſt ſie halb und halb empfunden.
Doch wenn du deine Jugendkraft
Haſt auf ein irrig Werk gewendet,
Das dir nicht ſelbſt Genügen ſchafft, —
Dann haſt dein Kleinod du verſchwendet,

Und troſtlos wie ein Wüſtengraus
Dehnt ſich vor dir das Leben aus.

Das iſt's, was Quintin Meſſys ſpürt
In jener ſtillen Morgenſtunde.
Die Hand, die lang den Hammer führt,
Iſt rauh von mancher Schwiel' und Schrunde.
Die Bauerdirn' hat er gewählt,
Die Kunſt, ſein roh Metall zu ſchmieden:
Nun lockt die Muſe geiſtbeſeelt,
Von der er ſelber ſich geſchieden —
Es legt ſich der Entbehrung Fluch
Um ihn, ein düſtres Leichentuch.

Verzweifelt fährt er aus der Raſt
Und regt die eiſenſtarken Glieder,
Ergreift des Hammers wuchtige Laſt
Und ſchaut mit Grimm auf's Werk hernieder.
Was er erſchuf in vielen Jahren,
Jetzt reizt es ihn mit wüthigem Grau'n —
Mit ſtarrem Blick, mit wirren Haaren
Entſetzlich war er anzuſchau'n.
Wie Thor ſpringt in den Schlachtenjammer,
So ſchritt er mit geſchwungnem Hammer.

Schon holt er aus zu mächtigem Hieb,
Und Rolands Haupt und Helm wird sinken —
Da plötzlich klingt ein Liedchen lieb,
Er sieht ein kleines Fenster blinken;
Und wie des Sturmmeers Wogengroll
Doch glänzt vom goldnen Sonnenstrahle,
So fiel ein Glanz mit Einem Male
In seine Brust, so wild sie schwoll.
Was er begann, er kann's nicht enden —
Der Hammer sinkt ihm aus den Händen.

Rasch springt er in der Schmiede Thor,
Und drüben aus dem Fenster munter
Streckt sich ein Mädchenkopf hervor,
Der winkt ihm einen Gruß herunter
Mit halbverschlafnen Aeugelein,
Die Wangen roth vom Morgenschlummer;
Die Stimme glockentief und rein
Ruft mild hinein in seinen Kummer:
„Ei guten Morgen, Quintin! Sag,
Was schaffst du denn so früh am Tag?"

Es giebt Gesichtchen — liebe Herrn,
Hier denke jeder an die Seine:

Wer Eine hat, der glaubt mir's gern
Und wird begreifen, was ich meine:
Gesichtchen, ganz voll Fried' und Ruh,
So voll vom holdesten Behagen —
Sehn sie dich an, wie konntest du
Wohl dann noch über Leiden klagen?
Ihr Lächeln dringt in dich hinein
Und löst dir spielend deine Pein.

Er sieht sie an — sein Herz ist schwer,
Es ist ihm schwer bis zum Zerbrechen:
Ach danken möcht' er ihr so sehr,
Er will es wohl und kann nicht sprechen;
Nur freundlich grüßt er mit der Hand,
Ein Lächeln spielt auf seinem Leide —
Daß Jedes Blick den Andern fand,
Das war genug für alle beide.
„Gute Verrichtung!" ruft's ihm zu;
Dann schließt das Fenster sich im Nu.

Gute Verrichtung! Ja, es sei!
Er kehrt mit Muth zum bittern Werke
Und schmückt es noch mit Mancherlei,
Daß niemand sein Verzagen merke.

Er giebt dem blanken Glanz den Reſt;
Da kommt der Maurer mit Geſellen,
Um es auf's Poſtament zu ſtellen:
Er ſchweißt den letzten Nagel feſt,
Er giebt es ihnen, und ſie gehn —
Er ſelbſt bleibt in der Werkſtatt ſtehn.

Zweite Historie.

Nun kommt — doch geht mir auf den Zeh'n,
Damit nicht knarrt der Treppe Glimmer!
Durch's Schlüsselloch jetzt sollt ihr sehn
In eines hübschen Mädchens Zimmer,
In süßer Keuschheit klaren See,
In's Heiligthum, das ohne Makel,
Das reiner als der Alpenschnee
Und still ist wie ein Tabernakel,
Daß selbst der klare Morgenschein
Nur scheu und zaghaft blickt hinein.

Kaum schlief sie noch — ein Streiflicht traf
Die Stirn, das sie an's Fenster ladet.
Schon ist sie auf, sie hat vom Schlaf
Die Aeugelein sich rein gebadet:

Noch ſpielt auf ihrer Wangen Gluth
Noch voller holder Schlummerfriede,
Der Nachtwelt ſüßes Lächeln ruht
Noch auf dem klaren Augenlide;
Denn eben ſchwirrt mit goldnem Saum
Durch's Fenſter fort ein Morgentraum.

Und ſeht ihr euch das Mädchen an,
Ich weiß nicht, ob's euch ganz gefiele.
Es iſt kein Weib für jeden Mann,
Ein wenig ſo im Pallasſtyle.
Die ſchlanke mächtige Geſtalt,
Der weite Schritt, die tiefe Stimme,
Die Stirn ſo klar, ſo weiß, ſo kalt,
Als ob ſie Groß nie erklimme,
So männlich ſchön und feſt der Leib —
Mit Einem Wort, ein flandriſch Weib!

Beim großen Schüler des Van Eyck
Seht dort die Frau'n am Kreuzesholze;
Ihr kennt am Grabe von Vandyck
Die Magdalena wohl, die ſtolze;
Sie iſt von tiefſtem Gram geknickt,
Von Thränen fiebern ihre Lider,

Und doch wie klar dieß Auge blickt,
Wie ſtramm und ſtark noch dieſe Glieder!
Der ſchwellenden Geſundheit Kraft
Weicht nie der wirren Leidenſchaft.

Suchſt du der Fräulin keken Muth,
Gleich heiß in Zorn und Liebesflammen,
Und auch des Nordens friſches Blut,
In Flandern findeſt du's beiſammen.
Und biſt du deutſchen Sinn gewohnt,
Nicht fehlt der Luft der farbigen Blüthe,
In dieſer ſchwell'nden Fülle wohnt
Ein fromm und innig deutſch Gemüthe.
Gewalt my nw hart! wenn ſo ſie ſpricht,
Sieh Acht, du widerſtehſt ihr nicht!

Sie flicht das lange braune Haar
Mit ſeidnen Bändern ſich zuſammen;
Es blitzt ein Goldſchein licht und klar
Auf ſeinen dunkelwall'nden Flammen.
Die Bruſt umhüllen zart und fein
Durchbrochne Spitzen jetzt von Mecheln,
Durch die die Luft mit kühlem Fächeln
Zum warmen Buſen ſpielt herein:

So ſpielt ein Hauch durch Schattenlauben
In's heiße Neſt der weißen Tauben.

Nun über's Atlaskunterkleid
Wirft ſie die Jacke weit und wallend
Von Purpurſammt, mit Ermeln weit,
Und faltig auf die Hüfte fallend.
Das weiße Häubchen deckt das Haar,
Von dem zwei Flügel niederſinken,
Und auf dem Halſe blendendklar
Spielt der Korallen blutig Blinken;
Zuletzt ſchmiegt ſich der Cordnan
Dem runden Fuße zierlich an.

Ein herrlich Bild der Bürgerpracht,
Die längſt in Flanderns Städten waltet,
Seitdem Burgundiens ſtolze Macht
Ihr Banner ob dem Land entfaltet.
Dem Fläming ſtrömt das Schönſte her
Aus Nordens Hallen, Südens Zelten,
Und nie ſind Brügge's Hallen leer
Vom edeln Gut der weiten Welten.
Stolz wie ihr Land, frei wie ihr Meer,
So ſchritt die Jungfrau nun daher.

Sie ſteigt herab zum untern Flur,
Und im Vorbeigehn auf dem Gange
Mahnt ſie der Kukuk auf der Uhr,
Ihr Vater warte heut ſchon lange:
Der Meiſter Aloris, erſter Stern
In Flanderns alter Malergilde,
Geehrt von Fürſten und von Herrn,
Berühmt ob manchem wackern Bilde.
Ihm mangelt's nicht an Gut und Geld,
Sein Haus iſt reich und wohl beſtellt.

Indeß beim Putz die Tochter ſäumt,
Sitzt er ſchon bei dem Morgenmahle:
Der feurige Burgunder ſchäumt
Vor ihm in ſilbernem Pokale.
Die Tochter tritt zum Vater ein,
Ehrfürchtig grüßt ſie ihn mit Neigen,
Sie will ſich raſch geſchäftig zeigen,
Sie gießt das Waſſer zu dem Wein
Und miſcht es wohl; mit leichtem Nippen
Kredenzen's ihm die warmen Lippen.

Behaglich plaudernd, weiß nicht was,
So ſitzen ſie im ſtillen Saale

Und tauschen redend Ernst und Spaß —
Da braust es laut mit Einem Male;
Es wälzt sich vor dem Fenster her
Ein Menschenstrom mit lautem Rufen;
Sie springt hinauf des Fensters Stufen,
Da wogt's vom Volke wie ein Meer:
Sie lassen, daß die Fenster beben,
Den Grobschmied Quintin Messys leben.

Der alte Herr steht auf und spricht:
„Was gilt's, der Nachbar Messys heute
Hat seinen Brunnen aufgericht,
Drum jubiliren so die Leute.
Das ist doch schon ein ganzer Mann,
Ich sah's ihm an von Kindesbeinen;
Nicht Mancher lebt, der's besser kann
Als er mit Stahlgeschmeid im Reinen.
Ich hab' ihn wirklich gern, und traun
Das Ding muß ich mir auch beschaun."

„'s ist um den braven Jungen schad',
Daß er hantieren muß im Eisen;
Da ist für wahre Kunst kein Rath,
Die wird ihm stets den Rücken weisen.

Nun aber freilich iſt's zu ſpat,
Was Einer kann, dran ſoll er halten!"
Er ſpricht's und greift nach dem Barett
Und dreht ſich in des Mantels Falten;
Er grüßt und geht — mit ihrem Glück
Bleibt einſam ſie im Haus zurück.

Das iſt der Frauen höchſte Luſt,
Wenn den ſie rühmend hören nennen,
Den in der ſtillverſchwiegnen Bruſt
Sie längſt als groß und herrlich kennen.
Das Beſte, was der Mann vollbringt,
Gereift ihm nur in dem Gedanken,
Daß ihm für Alles was gelingt
Der Liebſten Mund wird freudig danken:
Doch Frauenbruſt wird ſtolz geſchwellt,
Wenn den Geliebten ehrt die Welt.

Und dieſe Luſt wird ihr gewährt!
Sein Name tönt im Feierklange
Ihr zu, der ihr ſo längſt ſo werth —
Ihr wird ſo wohl, ſo freudig bange.
Noch einmal vor der Seele ziehn
Verwandt ihr die Jugendtage:

Sie ſchauet ſich, ſie ſchauet ihn
Noch los von Lebensmüh' und Plage:
Sie denkt der Zeit, da als Geſpiel
Er ſchon am beſten ihr gefiel.

O Kindheit, die du Arm und Reich
In gleicher Lieb' und Luſt verbindeſt,
Das heil'ge Wort, daß Alle gleich,
In jedem Spiele fromm verkündeſt:
Warum muß in des Lebens Haſt
Dieß roſige Empfinden bleichen,
Daß, die ſich erſt ſo treu umfaßt,
Sich nimmer, nimmer mehr erreichen,
Bis, die ſich einſt geliebt als Kind,
So kalt, ſo fremd einander ſind!

Ach ihm ward früh das Spiel verſagt!
Sein Vater ſtarb, die Mutter lebte —
Da ward nicht lange nachgefragt,
Ob er vor rauhem Handwerk bebte.
Und mocht' er weinen bitterlich,
Er blieb ein rußiger Schmiedesbube.
Niemals, wenn er vorüberſchlich,
Wagt' er's, zu ſchau'n in ihre Stube,

Wo ſie nun ſaß, ein reiches Kind,
In Glanz und Schmuck, vom Glück genimmt.

Doch rüſtig, wie er immer war,
Bezwang er ſeinen ſtillen Jammer:
Berühmter ward mit jedem Jahr
In ſeiner Kunſt der Schmiedehammer.
Im Kampf mit Schickſal und mit Stahl
Lernt' er ſich ſelber wieder achten,
Er lernte, wär' es auch mit Qual,
Im Kleinen nach dem Größten trachten;
In Ruß und Dampf am Schmiedeherd
Empfand er ſeinen Manneswerth.

Da hob er auch den Blick auf's Neu'
Zu der Geſpielin beſſrer Zeiten;
Er grüßte wieder ohne Scheu,
Sah er ſie längs der Werkſtatt ſchreiten.
Die alte Liebe roſtet nie
Und fragt nicht viel nach dem Geſchicke;
Er ſandte frohen Muths an ſie
Als Liebeswerber ſeine Blicke;
Sie brachten der Gewährung Glück
Ihm in der Werkſtatt Qualm zurück.

Sie kennen aus der Kindheit her
Noch jedes Plätzchen zum Verstecken:
Da wird's der Liebe denn nicht schwer
Sie wieder schirmend zu bedecken.
Und wann fragt wohl ein liebend Paar,
Ob Liebe je sich enden müsse?
Nur schöner folgte Jahr um Jahr,
Nur süßer wurden ihre Küsse —
Doch heut zum allererstenmal
Schlägt's ihm in's Herz wie Wetterstrahl.

Nun muß er wissen, was sein Loos!
Es geht nicht mehr mit leichten Scherzen,
Auf stehn im Kampfe, riesengroß,
Hoffnung und Furcht in seinem Herzen.
Entschluß ist ihm das höchste Gut,
Es werde besser, werde schlimmer,
Des Volkes Jubel macht ihm Muth,
Und leis tritt er zu ihr in's Zimmer.
Noch niemals hat er das gewagt,
Heut aber thut er's unverzagt.

Erstaunt blickt sie den Jüngling an,
Dann liegt sie froh in seinen Armen,

Und beide ſchweigend, Weib und Mann,
An langem, langem Kuß erwarmen.
Er fühlt beklemmt der Stunde Wucht,
Die ihm ſein Leben wird entſcheiden,
Und feſſeln möcht' er ihre Flucht —
So ruhen ſich im Arm die Beiden:
Ihr iſt ſo wohl und ihm ſo bang,
So ſtehen ſie — wer weiß wie lang.

Es rauſcht — wer kann ſo früh das ſein?
Sie hören nicht die leiſen Tritte:
Der alte Aloris tritt herein
Und ſteht ſchon in des Saales Mitte.
Sie fahren aus einander ſchnell,
An Schrecken löſt ſich das Verlangen,
Und ſchamhaft ſteigt des Blutes Quell
Vom Herzen in der Jungfrau Wangen.
Der Alte, der das Pärchen ſchaut,
Scheint auch nicht eben ſehr erbaut.

Doch Quintin faßt ſich raſch und ſpricht:
„Ihr wißt nun, was wir Euch verhehlten;
Es braucht auch längern Schweigens nicht,
Laß wir in Minne uns erwählten.

Ehrlich erwerb' ich mäßig Gut,
Ihr habt's gesehn an meinem Werke:
Noch bin ich jung von Arm und Muth,
Noch wachsen Meisterschaft und Stärke.
Doch daß die Lust beim Schaffen bleibe —
Gebt Eure Tochter mir zum Weibe."

Ein Weilchen erst der Alte staunt,
Dann bricht er aus in helles Lachen:
„Ich merk's, du bist heut gut gelaunt
Und weißt 'nen guten Schwank zu machen.
Auch ich war jung, und übel wär',
Wenn ich es heut verschwören müßte,
Daß ich wie du in Zucht und Ehr'
Ein hübsches Nachbarsmädchen küßte.
Die Minne schätz' ich nicht gering:
Verathen ist ein ander Ding.

Such' ich nach einem Schwiegersohn,
Den kann ich ohne dich noch finden:
Mich dünkt, es wartet Mancher schon,
Wenn ich mich einmal selbst will binden.
Nur wer hier in Sanct Lucas malt,
Den will ich meinen Eidam nennen,

Den Künsten und Prälaten kennen
Und dessen Kunst sich wohl bezahlt.
Und du meinst gar, ein Schmied gewinnt
Des reichen Aloris einzig Kind?"

Der Jüngling beißt die Lippen wund,
Doch faßt er sich und spricht gelassen:
„Ihr habt mir Euern Willen kund,
Nun mögt Ihr mich auch reden lassen.
So gut wie Eures ist mein Blut,
Ich selber fang' es an zu fühlen.
Um ewig in dem Naß zu wühlen,
Ehrlich gesagt, bin ich zu gut.
Gibt's keinen andern Rath auf Erden,
So will auch ich ein Maler werden."

Da lacht der Alte überlaut:
„Fürwahr, du bist gescheut, Geselle,
Du wirbst zugleich um Kunst und Braut
Und meinst, das geht so in der Schnelle.
Ach ja, ein Nagel macht sich flink,
Man lernt es wohl in dreien Tagen:
Das Malen ist ein schlimmer Ding,
Da gilt's, sich lebenslang zu plagen.

Ihr habt ein Plänchen Euch erdacht —
Sag's Keinem, du wirst ausgelacht."

„Ist's Euch so spaßhaft denn, wohlan,
Laßt sehen, wer zuletzt mag lachen!
Wir stehen hier Mann gegen Mann,
So laßt uns eine Wette machen.
Wenn ich ein Bild, das Euch behagt,
Euch stelle hier mit diesen Händen,
Daß Ihr als braver Mann mir sagt:
So was kennt' ich doch nicht vollenden —
Sagt, gebt Ihr mir dann meinen Lohn,
Und bin ich Euer Schwiegersohn?"

„Nun, topp! du närrischer Kauz, das gilt!
Nur wohlgemerkt, die da muß sagen,
Ob, bis du kommst mit deinem Bild,
Als Jungfer sie sich wird behagen."
Sie schlagen ein, dann wendet er
Zur Jungfrau sich: „Sprich, soll ich's glauben?
Zwei Jahre siehst du mich nicht mehr,
Soll Keiner dich so lang mir rauben?
Nimm dich: giebst du dein Wort,
So zieh' ich frisch und fröhlich fort."

Kaum Jahr getrennt! Das Wort wie Gift
Bohrt sich in ihres Herzens Gründe;
Doch stürzt die Liebe siegerisch
Sich über des Verzweifelns Schlünde.
Sie weint nicht, und sie zittert nicht,
Ob auch die Lippen ihr erblassen;
Sie blickt ihm klar in's Angesicht
Mit braunem treuem Aug; gelassen
Und milde spricht sie: „Quintin, nein,
Kommst du nicht, soll mich Keiner frei'n!"

Da sinkt er vor ihr auf die Knie
Und, Sieger über alle Schmerzen,
Mit heißer Lust umfaßt er sie
Und neigt sein Haupt zu ihrem Herzen:
„So bist du mein vor Gott und Welt,
Und so gelob' ich denn hinwieder,
Dir treu und standhaft lebt' ich wieder,
Wie nicht dieß Herz in Staub zerfällt.
Kein ander Weib soll je uns scheiden,
Es sei durch Lust, es sei durch Leiden!"

Auf springt er rasch, und ungescheut
Fühlt er sich auch von ihr umschlingen;

Die Lippen, die sie willig beut,
Im tiefen Abschiedskusse ringen.
Dem Vater, der verwundert stand,
Faßt seine Tochter, sonst so herbe,
So rasch ein Freier sich erwerbe,
Drückt nochmals herzhaft er die Hand.
Ein Blick, ein Kuß noch ohne Worte —
Und schon ist er hinaus zur Pforte.

Sie wankt zum Fenster, und sie sieht
Ihn schon in seiner Werkstatt schalten,
Er ist zum letztenmal der Schmied,
Die Kohlen läßt er rasch erkalten;
Den Hammer lehnt er an den Herd
Und faßt zusammen seine Habe;
Die Hüfte schmückt ein kurzes Schwert,
Dann greift er nach dem Wanderstabe.
Sie sieht ihn vor der Thüre stehn
Und in dem Schloß den Schlüssel drehn.

Den letzten Kuß, den letzten Gruß
Winkt er hinauf, sie sieht mit Beben
Des Vielgeliebten raschen Fuß
Am letzten Eck schon verschweben.

Da bricht ihr ganzes Herz hervor,
Es schwanken die gelenken Kniee:
In's Kämmerlein steigt sie empor,
Hinweinend sinkt sie hin: „Marie,
So mild sie, bei des Sohnes Schmerz,
Nicht brechen laß mein armes Herz!“

Doch Quintin ist schon weit von ihr:
Er sieht vom Mast die Herrlichkeiten
Der Heimatstadt vor ihm sich breiten;
Ihr sagt sein Lebewohl er hier;
Lebwohl dem Fluß, der leis umfließt
Die prächtige Stadt in stolzem Bogen;
Er wirft in seine lieben Wogen
Den Schlüssel, der sein Haus verschließt,
Und fort vom Norden ohn' Ermüden
Strebt er hinab, hinab zum Süden.

Dritte Historie.

Er pilgert durch das flache Land,
Durchkreuzt vom Schimmer der Kanäle,
Kaum ihm seine Wiege stand
Und das er liebt aus voller Seele.
Er grüßt das ewige Köln am Rhein,
Die Königin im Zinnenkranze,
Als dessen höchster Edelstein
Der Dom erstrahlt im Morgenglanze:
Er schaut der sieben Berge Ehr
Umwoben von des Mondes Flor.

Hindurch! und beiderseits des Rheins
Des Schiefers wildzerspaltte Wände;
Dahinter thürmt das alte Mainz,
Das Haupt gelehnt an's Rebgelände.

Es winken Straßburgs luftige Thürme —
Ihn hält es nicht, und nichts erschlafft
Den regen Fuß, die muntre Kraft,
Fort geht's durch Alpenschnee und Stürme —
Noch tief in seine Seele steigen
Farben und Linien als sein Eigen.

Und nun — an einem Abend war's,
Die Sonne ging im See zur Rüste,
Indeß der Hauch des frühen Jahrs
Die ersten Rosen offen küßte —
Da sah er von dem Alpensteg
Hin auf Lombardiens grüne Matten,
Und auf den schroff gesenkten Weg
Warf ihm die erste Pinie Schatten;
Ein Alpbach springt im Bogen weit
Rauschend in all die Herrlichkeit.

Von allen Seiten wuchernd träuft
Das Schlinggeflecht in dunkle Tiefen,
Am Hügelrande blaß verläuft
Der Silberstreifen der Cipressen.
Der Städte Thurm- und Kuppelpracht
Sonnt sich noch in den rothen Gluthen,

Die bald in bleichen Tod verbluten,
Denn von dem Meer steigt auf die Nacht,
Und breitet auf die weiten Lande
Die blauen sternigen Gewande.

Da hält er an im strengen Lauf;
Er spürt, wie sich der Geist ihm weitet,
Und in der Seele geht's ihm auf,
Daß ihn ein guter Geist geleitet.
Er sieht, bis heute war er blind,
Nun fühlt er in sich schöpfrisch Leben
Zum Wettkampf mit Natur sich heben.
Was Farben und was Formen sind,
Man weiß es nicht in nordischen Landen —
Heut hat der Messys es verstanden.

Zur grauen Stadt Bononia
War selig pilgernd er gekommen
Vom alten Meister Francia
Hat er die Märe dort vernommen —
Einst vor der Esse stand auch der,
Als Mann erst ist er Maler worden;
Sein Name glänzt jetzt licht und hehr
Vor andern in Sanct Lucas Orden

Da dacht' er ſich, das iſt der Mann,
Der mir am beſten helfen kann.

Freundlich, wie ächten Meiſters Art,
Will Francia ihn zu empfangen,
So ſehr um ihn ſich drängend ſchaart
Der Schüler Zahl, die Rath verlangen.
So fleißig wie der nordiſche Mann
Iſt keiner von den welſchen Knaben,
Die lang noch Zeit zum Lernen haben:
Doch Quintin greift es mächtig an,
Und eh der Sommer noch vergliommen,
War er ſchon Allen vorgekommen.

Erſt zeichnet er noch Alles hart,
Als ob er's mit der Feile ſchliffe,
Doch löſt ſich bald, was eiſern ſtarrt,
Er führt den Stift mit freiem Griffe;
Die Hand iſt feſt, das Aug iſt ſcharf,
Sie ſind geſchult am harten Stahle;
Raſch wirft er's hin mit Einem Male,
Er weiß es, daß er's kühnlich darf,
Weit längſt in ſeines Geiſtes Tiefen
Die Formen nur noch leiſe ſchliefen.

Auch Alles, was daheim ſie thun,
Muß er mit ſtrengem Sinn verneinen;
Er ſieht ſie in der Farbe ruh'n.
Ihm gnügt es nicht, das bunte Scheinen;
Ein tiefer Wiſſensdurſt ihn treibt,
Natur, die Meiſtrin, zu ergründen,
Ihr Leben, wie's im Körper leibt,
In jedem Umriß zu verkünden —
Das lernt ſich nicht von Wangen roth,
Er lernt das Leben von dem Tod.

Es bricht die laue Nacht herein:
Die muntern Schüler alle wandern
Zur Schenke fort, zu Tanz und Wein;
Er aber geht nicht mit den andern.
Dann legt er einſam vor ſich hin
Den Todtenkopf, und ſtill befliſſen
Den Linien, Kanten, Nähten, Riſſen
Folgt er mit kühnem ernſtem Sinn.
Er forſcht, wie, der hier einſt gewaltet,
Der Geiſt ſich ſeine Burg geſtaltet.

Zur Leiche tritt er, wo der Tod
Des Scheinens Maske weggezogen,

Wie Alles, was zu täuſchen droht,
Vor grauſer Wahrheit ganz verſtogen.
Da ſchaut er, wie der Seele Kraft
In Bein und Muskel ſich geſchloſſen
Und dann den heiligen Lebenssaft
In Nerv und Adern ausgegoſſen —
Den ganzen Hausrath, den ſie ſich
So wohl beſtellt, eh ſie entwich.

Ihm iſt nicht vor den Todten bang:
Er ſprengt des Leibes feſte Klammern
Und dringt mit ungeſtümem Drang
Bis in der Seele tiefſte Kammern.
Er lauſcht, wie auf des Geiſts Gebot
Die Glieder arbeitſam ſich recken,
Und wie, wenn ſtreng die Seele droht,
Der Leib ſich beugt in blaſſem Schrecken,
Wie jedem Ruf, der ihr entlönt,
Der Leib als ſtummer Sklave fröhnt.

Im Todtenantlitz lieſt er gern;
Das iſt der Wahrheit feinſter Spiegel,
Drauf der gebrochne Augenſtern
Sich drückt als ächter Wahrheit Siegel.

Der Teufel und der Engel, die
In Menschenbrust im Leben wohnten,
Als letzten Abschied prägen sie
Ihr Bild auf's Antlitz, wo sie thronten.
So macht der Leiche stummer Mund
Ein ewig fremdes Land dir kund.

Und was er so in ernster Nacht
Dem Tode denkend abgerungen,
Das stellt sich ihm in strenger Macht
Auf seine Leinwand ungezwungen.
Aus einer jeden Ader bricht
Allmächtig die verhüllte Seele;
Zu stolz, als daß sie sich verhehle,
Tritt sie hervor an's Tageslicht.
Von Blendung frei, in scharfer Klarheit
Zeugt, was er schafft, von freier Wahrheit.

Froh wird sein Thun; ihm mangelt nie
Die reiche Fülle der Gedanken;
Die heitre Fürstin Phantasie
Legt diesem Geiste keine Schranken.
Die andern bleiben eng und klein
Verbannt in ihren Heiligenbildern;

Er greift in's Leben frisch hinein
Und mag den Spaß am liebsten schildern.
So neben einer Muttergottes
Steht manch ein Bild voll kecken Spottes.

Die Kluft, die spaltet Reich und Arm,
Wie er es an sich selbst erfahren,
Er rächt an ihr den tiefen Harm,
Der ihn zerfraß in jungen Jahren.
Doch warnt ihn Stolz der Armuth auch,
Des Mammons Katzenschwanz zu streicheln
Und Glück ihm höndisch vorzuschmeicheln:
Er zeigt es kühn dem feisten Bauch,
Daß Reichthum doch bei aller Pracht
Den Eigner noch nicht glücklich macht.

Er malt den alten kalten Herrn,
Der sich nach all dem Scharren, Plagen
Ein schmuckes Weibchen nahm, die gern
Mit Andern sich's nun läßt behagen.
Der Geizhals hier, in Sünd' ergraut,
Am feilen Minne gleich dem Diebe
Schleicht er, weil er sich nicht getraut,
Ein Nest zu bau'n der edeln Liebe.

Hart, wie er's oft im Leben ſah,
So hart ſteht's auf der Tafel da.

Sieh hier die Geldwolf' im Contor!
Es iſt ihr inniges Vergnügen,
Wie unterm dünnen Freundſchaftsflor
Sie ſchlau beim Handel ſich betrügen.
So neben jenem Wolkenzelt,
Wo Heilige hoch im Aether thronen,
Läßt er Geſtalten dieſer Welt
Im gleichen Recht des Daſeins wohnen.
In jeder Kunſt zeigt er ſich gleich,
Ein Herr in der Erfindung Reich.

Und will des ernſten Denkens Zug
Ihn von der feſten Erde raffen,
Dann ſtürzt er ſich mit raſchem Flug
Begeiſtert in das kühnſte Schaffen —
Im Glanz der Farben mild verkühlt
Der heiße Drang der Forſchgedanken,
Und feſt an's ſüße Leben ranken
Sich alle Zweifel, die er fühlt.
Will ihm der Geiſt am Stoff verzagen,
Muß er den Stoff zu zwingen wagen.

O ew'ger Geiſt in Menſchenbruſt,
Wie oft wird's dir ſo eng, ſo bange!
Des Himmels biſt du dir bewußt,
Dich hält die Welt mit hartem Zwange.
In dir gährt eine Ewigkeit,
Du ſtiegſt zum allerletzten Sterne,
Und doch beklemmt dich ſtets die Zeit,
Und was unendlich, bleibt dir ferne.
Es hält mit wandelloſer Kraft
Der Stoff dich ewig in der Haft.

Wohl zürnſt du, ein gefangner Aar,
Doch nie entflieheſt du der Erde,
Und ſtrebſt du ſcharf zu ſchau'n und klar,
Drückt dich hinab des Staubs Beſchwerde.
So zwiſchen Geiſt und Stoffe ſchwelt
Die Seele, ſtets in ſich verzagend —
Je höher Wiſſen ſie erſtrebt,
Den Blick zur nackten Wahrheit wagend,
Je müder ſinkt der matte Flug
Hinab in bittern Sinnentrug.

Drum Heil der Seele, die es faßt,
Daß hinter Schein das ganze Leben;

Die nicht die holden Schranken haßt,
Die uns als Formen rings umgeben!
Des Künstlers Seele taucht hinab,
Um in dem Stoffe zu vergehen —
Sie wühlt sich in der Form ein Grab,
Um aus ihm selig zu erstehen —
Dann taucht sie auf, und mit sich reißt
Sie ein Stück Welt, durchblitzt vom Geist.

Kein Denker ahnt, kein Glaube lehrt,
Wie süß im Stoff die Seele waltet,
Die nicht ihm zu entfliehn begehrt,
Die nur in's Leben ihn gestaltet.
Das Leben schläft in jedem Stein,
Durch Ton und Farben ist's ergossen,
Doch will's vom Geist entzaubert sein,
Sonst bleibt es streng in sich verschlossen;
Der Meister naht — und groß und mild
Springt aus dem Stein der Venus Bild.

Lern' ein Geheimniß hier verstehn!
Auch Gott ward frei nur in dem Schaffen —
Hervor aus sich erst mußt' er gehn
Und eine Welt zusammenraffen —

Da war es, wo er selbst sich fand
In der Erkenntnis Morgenglanze,
Als vor ihm eine Erde stand
In ihrem ersten Blumenkranze —
Und willst wie Gott so frei du sein,
Im Schaffen lerne dich befrei'n!

Vierte Hiſtorie.

Geprieſen ſei des Nordens Kraft,
Geprieſen ſei die Lieb' im Norden!
Hier iſt die wilde Leidenſchaft
Zum klaren Quell des Lieds geworden.
Es reift des Sanges Feuerwein
Am heißen Schmerze der Entbehrung,
Und ewiger Entſagung Pein
Strahlt in der Dichtung Goldverklärung —
Wie weiße Lilien auf der Fluth,
So rein die Lieb' in Sehnſucht ruht.

Doch anders als der heilige Nord
Begehrt und fühlt des Südens Minne:
Sie ſtürzt ſich froh, zum eignen Mord,
In's heiße Blut der jungen Sinne.

Der Sehnsucht ist Gewährung nah,
Die Schönheit birgt in leichter Hülle
Der Freuden unermeßne Fülle:
Die spart sie nicht — es konnten ja
Des Kreuzes Krieger unter Sandeln
Und Palmen auch nicht straflos wandeln.

Recht mitten in der Lenzesnacht
Geht durch die Luft ein schwüles Grüßen:
Frau Venus aus dem Schlaf erwacht
Und streift den Thau mit nackten Füßen.
Wohin sie blickt, da hebt sich schwül
Duft der Orangen und Jasmine,
Die Myrten weben Baldachine —
Und jede Matte wird zum Pfühl.
Die trunknen Düfte ziehen leise
Das Herz in wirre Zauberkreise.

Weh Jedem, der in solcher Nacht
Verfällt den irdischen Gewalten!
Ihn löset keine Himmelsmacht,
Sie werden ewig fest ihn halten.
Verfallen ist so Mann als Weib
Den alten Göttern, den gestürzten,

Die ihm durch einen süßen Leib
Den Wein im Opferkelche würzten.
Arend bleibt er dann in Ewigkeit
Der eignen Welt, der eignen Zeit.

Vier Jahr hat Wessys nun gelebt
Im fremden Land der welschen Zungen;
Vier Jahr hat rastlos er gestrebt
Und ist zum Ziel hindurchgedrungen.
Er weiß, daß jetzt sich Keiner mißt
Mit seiner Kunst am Scheldestrande,
Und daß auch in dem welschen Lande
An Kunst kein Meister gleich ihm ist.
Er rüstet alles, um mit Ehren
In seinem Herde heimzukehren.

Das Sammthier wartet schon im Stall,
Das soll ihm in den nächsten Tagen
Die Güter und die Bilder all
Hinüber zu dem Rheine tragen.
Er sitzt noch vor der Staffelei
Und eilt sich, mit den regen Händen
Sein letztes Hauptwerk zu vollenden;
Dann ist sein Herz von Welschland frei.

Doch Mancher sattelt früh und zäumt,
Der bis zum Abend weit noch säumt.

Nah vor Bologna's Mauern lag
Ein Landhaus, still von Wald umgeben,
Umzirkt von einem Myrtenhag
Und spiegelhellen Wassergräben.
Schon lange streckt' es unbewohnt
Zum Wald hervor die grauen Zinnen;
Nun aber fast seit einem Mond
Hauset ein fremdes Weib darinnen:
Sie rüstete das öde Haus
Mit Märchenpracht des Ostens aus.

Es war ein Weib von Griechenblut
Aus der Comnenen altem Hause,
Das einst den rothen Purpurhut
Trug an des Vespers Festgebrause.
Ein Ungarfürst ward ihr vermählt;
Doch in der Brautnacht Lustgelose
Riß ihn, der keine Stunde wählt,
Der Tod hinweg von seiner Rose
Osmanen brachen ein — er fiel
Als eines schwirrenden Pfeiles Ziel.

Sie floh, nicht Weib, nicht Jungfrau mehr,
Mit ihren Perlen und Juwelen;
Sie schweifte über Land und Meer
Und mochte keine Heimat wählen.
Bald mit der Trauer schwand der Gram;
Das Leben lockte sie zu mächtig —
Denn sie war schön: wohin sie kam,
Erschien sie fremd und zauberprächtig,
Und ihres schwarzen Auges Gluth
Zog auf der Männer Herzensblut.

Sie sah den Messys, und wie der
War ihr kein Mann zuvor erschienen:
Die Stirne klar und frei und hehr,
Voll Kraft und Trotzes seine Mienen.
Die Schönheit, der er nachgestrebt,
Um die er längst so treu gerungen,
War ihm durch jeden Zug gedrungen
Und in ihm selber aufgelebt.
Von einem Pagen nur begleitet
Sie keck zu ihm in's Zimmer schreitet.

Sie spricht zu ihm in fremdem Laut:
„Sie sagen, Messys, daß du könnest

Vorher den andern Malern graut,
Und auch der Welt ihr Recht vergönnest.
Ich will gemalt sein — aber sieh,
Nicht als Madonna noch als heilig:
Die Heiligen sind sehr langweilig —
Ich mag nicht aussehn so wie sie:
Du sollst mich wie in Indiens Thalen
Als ruh'nde Amazone malen."

Er spricht verwirrt: „Es mag geschehn.
Sagt mir, wann ist es Euer Wille?"
Sie drauf: „Ich will dich bei mir sehn,
Zu morgen früh auf meiner Ville."
Er neigt sich stumm: sie schreitet fort;
Er springt empor sie zu geleiten,
Doch eh er findet Laut und Wort,
Ist sie wie lange schon im Weiten,
Indessen ihre Prachtgestalt
Ihn wie ein heißer Quell durchwallt.

Er setzt sich wieder vor sein Bild
Und ringt nach Ruh' im ernsten Streben —
Doch seine Adern pochen wild
Und alle Pinselstriche beben.

Denn zwischen alles, was er malt,
Schiebt sich ihr Schwanenhals verlockend,
Der wie Carrara's Marmor strahlt,
Und jeden Zug vollführt er stockend.
Er weist sie ab — wie er sich zwingt,
Alles umsonst — kein Strich gelingt.

Er stürmt hinaus vor's Thor der Stadt,
Es zieht ihn zu der Zauberville —
Sie liegt in schwüler Mittagsstille,
Es regt sich drin kein Laub, kein Blatt.
Unsinnig rennt er um die Fluth,
Den Ort, darin sie weilt, umschweifend,
Nicht mehr die Welt und sich begreifend
Verweilt er bis zur Abendgluth.
Die Kraft verzehrt vom heißen Süd
Wankt er nach Hause todesmüd.

Erschöpft sinkt er auf's Bette hin;
Umsonst — die Phantasien wandern
Von einem wirren Bild zum andern,
Doch immer steht dieß Weib darin.
In grausen Träumen schwebt ihm vor
Medusens Haupt, er fühlt mit Beben

In sich zum Stein erstarr'n das Leben
Und fährt entsetzt vom Schlaf empor.
Verstört giebt er sein Haar den Winden,
Und stürmt hinaus um sie zu finden.

Er fand sie. Denkt ein griechisch Bild
Von Skopas weicher Hand gemeistert,
Denkt solchen Leib von Blute mild
Durchwärmt, voll Jugendlust begeistert:
So stand sie vor dem Gartenhaus
Bei einem Strauch der vollsten Rosen.
Sie blätterten mit weichem Kosen
Ihr auf das Haupt das Leben aus.
Sie lud ihn hold auf ihre Schwelle
Und setzte sich ihm zum Modelle.

Er malt. — So hat er nie gemalt:
Was ihm in seinen besten Stunden
Von Schönstem in sein Herz gestrahlt,
Das hat er hier vereint gefunden.
Es ist, als ob den raschen Stift
Ein fremder Geist ihm wild beseelte,
Als ob ihm Der die Farben wählte,
Daß er alsbald das Rechte trifft —

Er ſpürt nicht, wie die Stunden rauſchen,
So lang er ihrem Laut darf lauſchen.

Sie neigt ſich freundlich über ihn —
Zu ſehn wie ihm ſein Werk gelinge;
Vergebens will er ſich entzieh'n,
Nur feſter ſchürzt ſich ihm die Schlinge.
Er malt ſie, wie ſie ihm gebot,
In furchtbar ſchönem Zorne raſtend,
Die lichtverklärten Glieder laſtend
Auf den zerdrückten Roſen roth.
Ave Maria. Er macht Ende;
Sie reicht zum Kuß ihm ihre Hände.

Daheim hat er noch keine Ruh,
Das Bild lockt ihn ſo furchtbar prächtig —
Er malt und malt noch immer zu
Und die Geſtalt wird übermächtig.
Des zierlichſten Modelles Knie
Wählt er, um ihres zu empfinden;
Und doch iſt nichts ſo ſchön wie ſie,
Er malt ſich müd bis zum Erblinden;
Und fertig faſt zur Zauberin
Trägt er ſein Bild am Morgen hin.

Sie ſieht es an — da lacht ſie hell
Und ſpricht zu dem verwirrten Meiſter:
„Du wollteſt malen nach Modell,
Wo blieben da wohl deine Geiſter?
So haſt du wirklich dir gedacht,
Daß noch ein Weib auf Erden lebe,
Das würdig ſei an Schönheitspracht,
Daß es mir ſeine Glieder gebe?
Laß ruh'n das Bild, komm wieder morgen,
Und mich laß ſin's Modell du ſorgen.

„Doch nicht ſo früh bin ich bereit,
Die Mittagsgluth iſt mir zur Plage.
Komm morgen, wenn die Abendzeit
Sich in den Kampf wagt mit dem Tage.
Hier dieſer Schlüſſel führt dich ein
Dort in das laubumkränzte Zimmer,
Da will ich dein gewärtig ſein,
Sobald ſich kühlt des Tages Schimmer."
Der Schlüſſel bleibt in ſeiner Hand,
Indeſſen ſie im Laub verſchwand.

Er ſchwankt hinaus, in ſeiner Bruſt
Bekämpft es ſich wie Rieſenſchlangen;

Es zieht ihn hin die irre Luſt,
Und doch befällt ihn grauſig Bangen. —
Daheim vor ſeiner Staffelei
Sitzt Francia, der Seelengute,
Und muſtert ihm mit bangem Muthe
Die graue Farbenſudelei,
Die er in dieſen letzten Tagen
Auf ſein Altarblatt aufgetragen.

„Sag' Quintin, ſpricht er, du biſt irr;
Das geht nicht zu mit rechten Dingen;
Dein Malen hier iſt gänzlich wirr
Und wird dir keine Ehre bringen.
Hör' du — Theſſaliens Hexerei
Iſt wohl bekannt aus alten Sagen.
Du biſt ein Mann und du biſt frei,
Ich will nichts gegen Minne ſagen —
Doch ſolchen Byzantinerfrau'n
Soll nie ein braver Junge trau'n.

„Setz dieſes böſe Spiel nicht fort!
Du ſpielſt um allzu hohe Looſe;
Bei ſolcher Liebe ſchlummert Mord
Wie die Tarantel in dem Mooſe.

Ein Weib des Oſtens gilt für rein,
So lang ſie Keiner ſündig nennet;
Doch wenn ein Mund als ſchwach ſie kennet,
Verſiegelt ihn der Leichenſtein.
Nimm dich in Acht; des Himmels Gnade
Bewahre dich auf glattem Pfade!"

Er hört's betroffen, hört's erblaßt
Und mag doch nicht die Schuld geſtehen —
Zuletzt ſpricht er mit rauher Haſt:
„Verſprochen hab' ich's, ich muß gehen —
Ich kann nicht anders! doch mich hält,
Sobald ihr Bildniß erſt vollendet,
Kein Zauber auf der ganzen Welt;
Jetzt iſt dein Rath umſonſt geſpendet!"
Dem Alten eine Thräne ſteht
Im Aug, allein er ſchweigt und geht.

Der Abend kommt, er geht zur Stund;
Doch in dem Thor erbebt der Starke,
Sich ſchüttelnd in dem tiefſten Marke,
Und ſcheu und ängſtlich blickt er rund.
Doch ſtill wie geſtern iſt der Hag,
Und leiſe flüſtert's in den Blättern;

Im Westen sinkt der müde Tag,
Die Nachtigall beginnt ihr Schmettern —
Dort winkt der Pfad ihm eng und schmal,
Die Thür springt auf — er steht im Saal.

Da ruht sie schweigend, hingegossen,
Ein Bild aus seliger Heidenzeit,
Vom leichten Schleier hell umflossen,
Trunken von eigner Herrlichkeit.
So nach Adonis einst verlangend
Lag Kypris in dem Myrtenwald,
Schon leise vor der Botschaft bangend,
Die bald zu ihrem Ohre schallt.
So brach aus blendend weißer Hülle
Blendender vor der Glieder Fülle.

Erbebend greift er zum Geräth
Und eilt, von seliger Schönheit trunken,
Das Bild, das ihm vor Augen steht,
Zu bannen, eh die Nacht gesunken.
Kein irdisch Wünschen taucht ihm auf,
Bis er vollbracht was nie gesehen;
Wohl sinkt die Sonne rasch im Lauf,
Doch rascher seine Striche gehen —

Und als der Tag zum Meer ſich wendet,
Hat er ſein göttlich Werk vollendet.

Sie winkt ihn her: er zeigt es ihr;
Sie greift darnach mit wildem Reize —
Sie trinkt mit flammender Begier
In's Herz der eignen Schönheit Reize.
Und zwiſchen Bild und zwiſchen Weib
Gehn wankend ſeine irren Augen,
Bis auf den letzten Tropfen ſaugen
Möcht' er in's Auge dieſen Leib —
Er möcht' ihn ewig ewig malen,
Die Welt mit Licht ganz zu durchſtrahlen.

Der Tag erliſcht im fernen Weſt,
Blumen und Sterne Küſſe tauſchen;
Die Nacht ſteigt auf im Oſt, und läßt
Den blauen Vorhang niederrauſchen.
Ein Flüſtern klingt wie Liedesweiſe
So fremd und weich, berauſchend hold:
„Ich danke dir, ſo ſpricht ſie leiſe,
Heut gabſt du mir, was ich gewollt;
Dieß Bild ſchenkt mir unſterblich Leben —
Was ſterblich, ſollt' ich dir's nicht geben?"

Sie bebt, er fühlt ihr pulsend Blut,
Doch wie er naht dem heißen Munde,
Ein Zauber taucht, der lang geruht,
Plötzlich aus seiner Seele Grunde.
Das Bild der treuen deutschen Braut
Durchblitzt ihm die erglühten Sinne,
Und in dem Herzen klingt ihm laut
Das Wort, das er gelobt der Minne:
Es sei durch Lust, es sei durch Leiden,
Kein ander Weib soll je uns scheiden!

Und vor dem Bild gerinnt sein Mark,
Es stockt das Blut in seinen Adern
Gebrochen ist der Zauber stark
Und er vermag mit sich zu hadern.
Auf springt er von dem weichen Pfühl
Und reißt sich schon aus ihren Ringen;
Um Haupt und Busen spielt ihm kühl
Die Abendluft mit reinen Schwingen.
Die Schwüle weicht, die ihn gekettet,
Und seine Liebe ist gerettet.

Doch hinter ihm erhebt es sich:
Das Griechenweib springt auf die Füße

Ihr Auge lodert fürchterlich,
Und zur Erinnys ward die Süße.
Sie fliegt daher, er hört mit Grausen
Den scharfgeschliffnen Dolch am Ohr
Vorbei mit hellem Zischen sausen.
Sie schreit: „Was fliehst du, junger Thor?
So meintest du, ein griechisch Weib
Dent ungestraft dir Seel' und Leib?

„Genossen und verschmäht ist gleich!
Wem ich mich gab, der ist verloren.
Du gehst hinab in's Schattenreich,
Zum Opfer meiner Huld erkoren!“ —
Er hört nicht mehr, er stürzt hinaus
Zu fliehn die grausige Mänade,
Und hinter ihm schon liegt das Haus —
Der Sternglanz zeigt ihm matt die Pfade;
Doch plötzlich regt sich's rings im Laub —
So schleicht der Tiger nach dem Raub.

Der Page steht im engen Gang,
Zwei Mohrensklaven ihm zur Seiten:
Sie sperren ihm den Weg gedrang,
Und mitten durch sie muß er schreiten.

Gebt Raum! so ruft er ihnen zu —
Die Mohren fletschen mit den Zähnen
Gleich tückisch lachenden Hyänen
Und warten fein mit kühler Ruh.
Er zögert noch, bald wird er's innen:
Hier gilt fürwahr kein lang Besinnen.

Er schreitet vor: da plötzlich springt
Der Page ihm in seinen Nacken;
Ein Dolch im irren Sternglanz blinkt —
Er fühlt sich bei dem Haupthaar packen.
Ein Stoß — er spürt den Hals geritzt,
Mit schweren Aexten nah'n die Mohren;
Schon merkt er Blut — er ist verloren —
Da fühlt er sich von Zorn durchblitzt:
Er schüttelt wild die starken Glieder;
Der Page gleitet an ihm nieder.

Zur rechten Stunde sieht er nah
Ein Eisengitter, morsch, verschoben;
Er springt zurück wie er es sah,
Rasch hat er's aus dem Grund gehoben.
Er bricht sich eine Stange los,
Und, wie vorzeit den Hammer, schwingt er

Sie rund um ſich mit Hieb und Stoß,
Und muthig auf die Feinde dringt er.
Es wird ihm wohl: in heißer Wuth
Wollüſtig kocht ihm auf das Blut.

Mit Einem ungeheuern Schlag
Wirft er den einen Mohren nieder;
Ein zweiter Schwung: der Page lag
Im Grün, zerſchmettert ſeine Glieder.
Der andre Mohr im Schrecken weicht,
Als er zum Hieb ſich neu bereitet.
Er überſpringt die Hecke leicht
Und ruft, indem er weiter ſchreitet:
Ein andermal laßt hübſch mich wandern:
So haut der Grobſchmied, merkt's, von Flandern!

Fünfte Historie.

Es war erst jüngst der Freiheit Lenz
Erblüht dem stammverwandten Volke,
Da ging ich durch die Straßen Gent's,
Gedrückt von schwerer Kohlenwolke.
Durch's hochgewölbte Burgportal,
Durch alten Fürstenschlosses Bogen
Kam wie die Meeresfluth gezogen
Der Touriers bemützte Zahl.
Wo einst Burgundens Hof gethront,
Hat König Dampf sich eingewohnt.

Der laute Pfiff der Eisenbahn
Verkündet, daß ein neues Wesen
Bekämpft den alten Priesterwahn,
Der sich dies Land zur Rast erlesen.

Die Flamme brennt, von Menſchenhand
Aus dunklem Erdenſchooß entbunden;
Nicht wo Prometheus ihn gefunden,
Sucht dieß Geſchlecht des Himmels Brand.
Wo dieſe Flamme ſich entzündet,
Steht des Gedankens Reich gegründet.

In's hohe Münſter trat ich ein,
Von all dem Drang der Welt zu pflegen,
Da hob ſich mir vom Altarſchrein
Des Rubens mächtig Bild entgegen.
Sankt Bavo iſt's, der Graf und Held,
Der müd der reichen Lebensfülle
Erwählt des Prieſtertes dunkle Hülle
Und heut entſagt der bunten Welt.
Im ſtolzen Staat, mit Thränen bitter
Umgeben ihn Vaſall und Ritter.

Die Menge füllt den weiten Platz,
Noch Gold halb gierig, halb im Leide,
Denn es vertheilt des Herren Schatz
Der Schaffner hier im ſchwarzen Kleide.
Dort ſteht ſein künſtliches Gemälde,
Die ſeinen letzten Ruf empfangen.

Aufrecht, doch mit erblichnen Wangen,
Umflagt von ihrer Ahnen Zahl.
Fest, wie ein Held nach schwerem Siege,
Ersteigt der Graf die Kirchenstiege.

Siehst du's? Nicht gänzlich herrscht Gewinn
Bei diesem ernsten Krankenstamme;
Noch glüht vom alten Kirchensinn
Ein Funken bei der Erdenflamme.
So frisch der Mensch der Welt gehört
Mit allem Muth des irdischen Wagens,
Es bleibt die Lust auch des Entsagens,
Die mitten im Genuß ihn stört.
Wird einmal Sturm den Geist ermatten,
Lockt ihn der stille Klosterschatten.

So trat ich aus dem Münster. Lind
Sah ich des Abends Rosen blühen,
Und durch der Straßen Irrgewind
Schritt ich im lichten Purpurglühen.
Ich sah der Arbeit rußigen Sohn
Allwärts zum eignen Herd sich hasten,
Ihn lud, vom Tagesschweiß zu rasten,
Des Glockenspieles lustiger Ton.

Da trat fern auf den stillsten Wegen
Mir eine neue Stadt entgegen.

Von Ziegeln war sie aufgebaut,
Von rother Mauer hoch umschlossen;
Aus zierlichem Kapellchen traut
Kam leiser Orgelklang geflossen.
In engen Gäßchen dicht gestellt
Stehn da viel hundert Puppenhäuschen;
Am Fensterbrett ein Blumenstraußchen
Durchduftet drin die kleine Welt.
Weinlaub und Klämmerchen umranken
Das Dach mit heitern Weltgedanken.

Von Bibelsprüchen wohlbekannt
Trägt jedes Zellchen seinen Namen;
Du fühlst dich, wie im heiligen Land
Die Pilger, die nach Salem kamen.
Der Simon gastlich Haus in da,
Hier Martha's Weinberg mit den Träubchen,
Maria's Schlafgemach und Läubchen,
Der Oelhain von Bethania.
Ein Häuschen hab' ich auch gefunden,
Das hieß das Haus zu den fünf Wunden.

Ihr fragt mich, was dieß Wunder sei?
Ihr seht den Hof, wo die Beginen
Dem Herrn, von Klosterfatzung frei,
Mit Beten und mit Arbeit dienen.
Sie essen stolz ihr eigen Brot,
Ernährt mit immer rüstigen Händen,
Und schaffen mehr noch, nun zu spenden
Wo sie den Armen seh'n in Noth:
Sonntags mit freundlichem Erbarmen
Näh'n sie noch Kleider für die Armen.

O wie mein wildes Herz ergriff
Dieß friedsam gottesstille Leben!
Mir schien es wie ein festes Riff,
Um das umsonst die Fluthen beben.
Da draußen Lärm, Gewühl und Kampf,
Und hier der ungetrübte Frieden,
So ungetrübt als ihn hienieden
Erlaubt des Menschenherzens Krampf;
Draußen des Lebens Noth und Sorgen
Ein Leben hier, in Gott geborgen.

Es sinkt der Tag. Der Abendchor,
Von Frauenstimmen nur gesungen,

Hat silbern sich zum Herrn empor
Durch rosigen Abendduft geschwungen.
Die Sonne wirft den letzten Glast
Durch's bunte Fenster der Kapelle
Und senkt mit feuerfarbner Helle
Hinter den Bäumen sich zur Rast.
Die Orgel tönt: nach kurzem Beten
Die Schwestern all in's Freie treten.

Das Haupt, das frei zu dem Altar
Geblickt, so lang gewährt die Feier,
Verhüllt von Leinwand fein und klar
Jetzt wieder vor der Welt der Schleier.
Doch hält des Abends goldne Pracht
Ein Weilchen sie noch vor der Pforte,
Sie wechseln leis und traulich Worte
Und wünschen heiter gute Nacht.
Jetzt durch der Gäßchen enge Zeilen
Sieht man sie paarweis sich vertheilen.

Zwei Frauen wallen im Verein:
Die eine schon gebeugt von Jahren,
Doch zeugt der Wangen frischer Schein
Vom Leid nicht mehr, das sie erfahren.

Die andre weltlich noch in Tracht:
Nur hüllt ein Kopftuch ihr bescheiden
Die Haube goldgestickt von Seiden
Und ihres Haares dunkle Pracht.
So geht sie heim; im Abendschimmer
Betreten sie ihr stilles Zimmer.

Wie traut ist's hier! Still steht die Zeit,
Und keine Uhr misst ihre Länge;
In dieser schmucken Häuslichkeit
Thut sich das Leben selbst Genüge.
Das Tischtuch wie ein Lilienblatt,
Warm und behaglich wie ein Nestchen
Und zierlich wie ein Puppenkästchen
Ist diese ganze Friedensstatt.
Kaum durch das Fenster nickt die Linde
Mit Vogelsang und Laubgeflüster.

Ihr kennt Alyt, des Malers Braut.
Sie ist, der Seestadt Lärm entnommen,
Die ewig tobt verwirrt und laut,
Der Tante zum Besuch gekommen.
Der Weltpracht und der Feste müd,
Die in des Vaters reichem Hause

Sie stets umschwirr'n mit Sorg' und Brause,
Will hier sie rasten ihr Gemüth;
Dem andachtstillen Klosterleben
Hat sie ein Weilchen sich ergeben.

Die Tante pflegt des Tisches jetzt
Und läßt nichts am Behagen fehlen:
Weißbrot und scharlachne Garnelen
Und löwisch Bier wird aufgesetzt;
Orangen von Sevilla's Fluß
Und blaue Trauben von dem Rheine;
Ein Krug von süßem spanischem Weine,
Dem Gast zu Ehren, macht den Schluß.
Und bei der Lampe sanftem Strahle
Setzen sie plaudernd sich zum Mahle.

Ab räumt die Alte dann, und frisch
Noch vor dem Schlaf zum Werk beflissen
Stellt sie für beide Frau'n die Kissen
Zum Spitzenklöppeln auf den Tisch.
Ein zierlich Thun wohl seinen Sinn
Verlangt's, wenn flink die Klöppel fliegen,
Die Fäden zum Gebild sich schmiegen,
Doch nimmt es nicht die Seele hin;

Es gehn die Fingerchen geschwinde,
Das Denken fliegt in alle Winde.

So in Gedanken sitzen still
Sich gegenüber lang die Beiden.
Dann springt das Mädchen auf, es will
Sie nicht mehr bei der Arbeit leiden.
Sie legt der Tante still ihr Haupt
Auf ihre Knie, die Wangen brennen,
Und spricht: „Laß einmal dir bekennen,
O Mutter, was die Rast mir raubt!
Vor keinem Priester möcht' ich's wagen,
Du bist ein Weib, dir kann ich's klagen.

„Du weißt, ich liebe! Doch es bebt
Das Herz mir oft und zuckt zusammen;
Die Schwinge, die zum Himmel strebt,
Versengt sich an den irdischen Flammen.
Auf hochgeschwellter Lebensfluth
Treibt los mein Schiff, ein Spiel den Winden,
Und Ruhe weiß ich nicht zu finden,
Solang im Herzen flammt die Gluth.
Die Liebe hält der bittern Sorgen
Stachel im Honigseim verborgen.

„Sieh, dieſes Herz iſt ungeſtillt!
Das einſt des Himmels milder Spiegel,
In Angſt und Sehnſucht pocht es wild
Und ſchmerzvoll bricht's durch Schloß und Riegel.
Wenn Leben ſo am Leben zehrt,
Iſt denn mit dieſem Hoffen, Bangen,
Mit dieſem Sehnen und Verlangen
Das Leben wohl das Leben werth?
Erſchöpft von wildem Liebesjagen
Möcht' ich der Liebe ſelbſt entſagen.

„Nun ſeh' ich dich, o Mutter, hier
In deinem friedſam milden Schalten,
Von Wünſchen frei und eh'n Begier
Entrückt dem Spiel der Weltgewalten.
Wenn draußen uns zu keiner Friſt
Raſt gönnen Noth und Angſt und Plage,
Sieh Antwort du auf Eine Frage:
Sag mir, ob du nun glücklich biſt?
Winkt je uns eine Raſt hienieden,
Wo fänd' ich, als bei dir, den Frieden?"

Die Nonne ſeufzt — doch fromm geſinnt
Ruft ſie: „Geſegnet die Gedanken,

Lie dich noch rein und zart, mein Kind,
Heimrufen aus dem irdiſchen Schwanken.
Sieh, ich war ſchön wie du und jung;
Doch Alles, was mir groß und wichtig,
Wie eitel ſcheint's mir nun, wie nichtig
Im Spiegel der Erinnerung!
Denn jede Aue, die mich grüßte,
War nur ein Trugbild in der Wüſte.

„Ach Alles, Alles, was mir lieb
Und ſüß einſt, ward mir gallenbitter!
Mein Glück fiel vor des Todes Hieb,
Wie friſches Gras fällt vor dem Schnitter.
Den Mann ſchlang mir die wilde See,
Die Söhne ſind im Krieg geſtorben,
Mein Haus und Hof, ſie ſind verdorben —
Von all der Luſt, von all dem Weh,
Die mich in Aengſten umgetrieben,
Was iſt von Allem mir geblieben?

„Was bleibt? Es kann der Liebe Luſt
In Froſt nur oder Jammer enden —
Und was du einmal miſſen muſt,
Warum an das dein Herz verſchwenden?
Raſt wird nur dem, der nichts mehr will;

Solang du wünschest, bleiben Klagen;
Froh wird das Herz nur im Entsagen,
Und meins ward froh — ich hoffe still
Nach all den fieberheißen Träumen
Nur auf ein Grab bei jenen Bäumen."

Die Alte schweigt. Das Mädchen bebt
Und spricht: „Kannst du das Grab mir finden,
Wo all die Gluth, die in mir lebt,
Zum Aschenhäufchen leis mag schwinden?
Wie kann' ich seiner Minne Bild
Wir aus dem Blut, dem jugendwarmen?" —
Die Nonne drauf: „Es hilft Erbarmen,
Wo unsre Stärke nichts mehr gilt.
Der Himmel reicht, den Sieg zu schaffen,
Dem Kämpfer die gefeiten Waffen.

„Vernimm: Beim Kloster ist ein Quell,
Er springt aus tiefen Felsenadern;
Die Römer in ein Becken hell
Faßten ihn ein mit Marmorquadern.
Doch als nun auf des Glaubens Pfad
Aus Rheims zu uns die Boten kamen,
Hier pflanzten sie ihr Kreuz und nahmen
Zum Taufbronn sich das Heidenbad.

War mancher Kreuzer, gottverloren,
Ward hier im Waſſer neugeboren.

„Groß iſt noch heut des Vornes Kraft,
Er kühlt den Schmerz der indiſchen Wunden;
Wo Sinn und Seele ringen, ſchafft
Er Sieg; auch du magſt dort geſunden.
Geh morgen hin: vom Erdenland
Entkleid' in Demuth deine Glieder,
Und knie vor dem Schöpfer nieder
Wie er in's Leben dich geſandt.
Dann tauche zu den kühlen Fluthen
Und löſche dieſe dunkeln Gluthen."

Auf ſteht die Jungfrau feierlich
Und küßt die Stirn der frommen Alten:
„Vor deiner Weisheit beug' ich mich
Und will, ſo wie du ſagſt, es halten.
Iſt wahrhaft dieß des Himmels Ruf,
Ich will mich ohne Widerſtreben
Der Liebe wie der Welt begeben
Und Dem nur dienen, der mich ſchuf!
So mag erleuchten mich die Gnade —
Morgen geh' ich zum heiligen Bade."

Sechste Historie.

Der Morgen heiß und schwül die Luft,
Die Sonne glänzt mit fahlem Strahle;
Es schwimmt ein silberbleicher Duft
Um's Schifferhaus an dem Kanale.
Die Arbeit, Königin von Gent,
Fragt nicht nach Muth und nicht nach Kühle,
Sie füllt die Straßen mit Gewühle,
Wo Alles drängt und Alles rennt.
Und nur in der Beginen Klause
Ist Fried' und Stille noch zu Hause.

Die Jungfrau geht mit ernstem Sinn
Zum heiligen Werk, fromm und gelassen,
Und schweigend führt die Pförtnerin
Sie durch des Klosters enge Gassen.

Das Schloß ſpringt auf: da öffnet weit
Sich eine mächtige Rotunde;
Scheu blickt die Jungfrau in die Runde,
Faſt zitternd vor der Einſamkeit.
Nun hinter ihr ſpringt zu die Pforte,
Sie ſteht allein am heiligen Orte.

Ihr dünkt, hier gehn noch Geiſter um,
Die dieſen Platz der Luſt einſt weihten;
Sie fühlt, wie ſie im Zugwind ſtumm
Durch modergeruchte Hallen gleiten.
Dazwiſchen auch aus frömm'rer Zeit
Die Schatten, die ſich hier entſündigt —
Der halbverfallne Bau verkündigt
Den ewig ungeſühnten Streit:
Des Heiden heitre Luſt der Sinne,
Des Chriſten bange Gottesminne.

Inmitten glänzt der Born; er quillt
In unverſiegbar kühler Reine,
Und wie das Waſſer überſchwillt,
Fällt's leiſe rauſchend über Steine.
Durch feuchte Mauern ſtiehlt ſich's fort,
Und unter breiten Pflanzenblättern,

Die über Schutt und Steine klettern,
Verſchwindet's leis am düſtern Ort.
Kaum zu des Himmels Licht geboren,
Im dunkeln Erdſchooß iſt's verloren.

Doch durch der Kuppel Wölbung bricht
Der Sonnenſchein mit vollen Strahlen,
Und auf dem dunkeln Spiegel malen
Die Fenſter ſich in goldnem Licht.
Nur manchmal, wenn vom tiefen Grund
Die Bläschen gurgelnd aufwärts quellen,
Erbebt die Fluth mit Zitterwellen
Und bricht das Bild im dunkeln Rund.
Dann flattert an der Kuppel droben
Der Wellen Spiel, zum Netz gewoben.

Die Jungfrau kreuzt ſich und beginnt
Das heilige Werk mit leiſem Bangen:
Ihr Haar entfeſſelt ſie geſchwind
Und löſt behend des Gürtels Spangen.
Um blickt ſie — ja, ſie iſt allein!
Die Bruſt entquillt dem knappen Mieder,
Und leiſe von den Hüften nieder
Sinkt zögernd jetzt der warme Lein.

Auch deckt ihr Haar, dem Netz entfallend,
Sie wie ein Schleier niederwallend.

Sie steigt die Treppen ab und bebt,
Denn in des Brunnens dunkelm Runde
Strahlt plötzlich, zauberhaft belebt,
Ihr Bild entgegen ihr vom Grunde.
Sie hat, behütet von der Zucht,
Sich nie am eignen Leib geweidet,
Und wenn sie sittsam sich entkleidet,
Nahm vor dem Spiegel sie die Flucht.
Jetzt, ungewollt, sieht aus dem Feuchten
In Warmerpracht ihr Bild sie leuchten.

Der Anmuth unerschöpfter Born
Liegt ihren Augen aufgeschlossen,
Den Gott aus seiner Fülle Born
In holden Frauenleib ergossen.
Zögernd, vom eignen Reiz besiegt,
Mag sie den Zauber noch nicht sprengen,
Und sich den Anblick zu verlängen
Kniet sie am Rand des Quells geschmiegt
Und flüstert, tief ihr Bild beschauend,
Der Einsamkeit sich still vertrauend:

„Bin ich so schön? Ich ahnt' es nicht!
All dieß kennt' ich dem Liebsten schenken,
Und wollte zu des Himmels Pflicht
Mein Herz entlagend von ihm lenken?
Ward dieses Jugendglühen wohl
In solche reine Form gegossen,
Daß Keinem es zur Lust, verdrossen
Und ungeliebt erkalten soll?
Mein sind sie, diese vollen Gaben,
Geliebter Mann, du sollst sie haben!

„Ein Kästchen köstlichen Gesteins
Hatt' er's vertraut mir zu bewahren,
Darf ich's vor ihm, als wär' es meins,
Wenn er's nun wiederfordert, sparen?
Auch dieser Leib ist nicht mehr mein,
Sein Siegel brennt auf ihm im Kusse;
Ich halt' ihn heilig im Verschlusse,
Doch ist er drum wohl minder sein?
Darf ich wohl um sein Pfand ihn kränken
Und lieblos es an Gott verschenken?

„Hinweg von mir die Eigensucht,
Die für sich will den Himmel haben!

So sei mein Herz die volle Frucht,
Um ihm den durstigen Mund zu laben.
Ich will kein Leben still und zahm
Hinschleppen um mein selber willen!
Und kann ich je ein Leid ihm stillen,
Ich will den Schmerz, ich will den Gram!
Hält er nur mich im Arm geborgen,
Willkommen Noth und Angst und Sorgen!

„Nein, jede Schönheit, jeder Reiz,
Die hier die Fluth mir wiederspiegelt,
Dir ohne Neid und ohne Geiz,
Geliebter, sei der Schatz entriegelt.
Dein Haar hier, duftig und gelockt,
Entfesselt sei's in goldne Schlangen
Und spiel' um deine braunen Wangen;
Dein Alles ——" hier ihr Traumen stockt,
Die Scham vom Haupt rinnt durch die Glieder
Ihr purpurn zu den Hüften nieder.

Ihr Lilienbild in dunkler Fluth,
Das zu ihr aufglänzt aus dem Feuchten,
Verwandelt sich in Rosengluth,
Und wunderherrlich sieht sie's leuchten.

Bezaubert von dem eignen Bild
Trinkt sie den Rausch der Schönheitsfülle:
Sie wirft zurück der Locken Hülle
Und schwelgt im eignen Reize wild —
Bis endlich die erregten Sinnen
Strömend in Thränen niederrinnen.

Auf springt sie, Tochter der Natur,
Zu Liebe selig neugeboren!
Sie hebt die Hand empor zum Schwur,
Zu anderm Schwur, als sie erkoren!
Das Herz, von matter Qualerei
Erlöst und bänglichem Entsagen,
Fühlt sie mit hellem Jauchzen schlagen,
Sie ruft mit lautem Jubelschrei:
„Dein bin ich ganz! und Alles dein!“
Und froh springt sie in's Bad hinein.

Siebente Hiſtorie.

Der Meiſter Aloris wohlgemuth
Will früh ſich an die Arbeit machen,
Wie er es alle Tage thut,
Und rüſtet ſeine Siebenſachen.
Er hat auf ſeiner Staffelei
Ein großes Bild geführt zum Schluſſe
Und hofft ſo recht mit Hochgenuſſe,
Daß es heut Abend fertig ſei.
Mit Einem Wort, ſo ungefähr
Er denkt: Wenn ich am End' erſt wär'!

Er malt der böſen Engel Fall,
Wie aus der Luft geworfen werden;
Wild in den Wolken wogt der Schwall
Mit grimmig ſcheußlichen Geberden;

Mit Hundskopf und mit Drachenſchwanz
Wirren ſie durcheinander greulich.
Die Engel aber helfen treulich
Sich oben in dem Himmelsglanz —
Das Alles quillt im engen Raum
Wie ein vom Alp gedrückter Traum.

Der Meiſter Aloys kommt ſchon früh
Und kürzt ſogar den Morgenſegen;
Heut gilt's zum Schluß der langen Müh'
Die letzte Hand daranzulegen.
Da ſitzt auf eines Teufels Bein
Ganz wohlgemuth 'ne dicke Hummel,
Als ſaugte ſie ſich mit Gebrummel
So recht in's feſte Fleiſch hinein.
Die Hummel herzlich freut den Alten,
Er denkt, hat ſie's für Fleiſch gehalten?

Allein ſein Kopf war kahl von Haar,
Die Angſt iſt greiſen Haupts Gebrechen —
Er fürchtet, daß die Hummel gar
Ihn auf die Glatze könnte ſtechen.
Drum kommt er erſt um ſchen und bang,
Um ſie ganz ſanftlich zu verjagen —

Sie geht nicht fort, ihm wird's zu lang.
Er bläst — sie scheint nach nichts zu fragen.
Als wie in einen Leckerbissen
Hat sie sich in das Bild verbissen.

Des Spielchens wird er endlich müd,
Er merkt, er muß was Großes wagen
Und spricht: Die hat ein hart Gemüt,
Ich will sie mit dem Schurz erschlagen.
Er holt auch ganz allmächtig aus
Und kriegt sie richtig in die Patsche —
Da hast du's! — aber wie, o Graus!
Die Hummel weicht noch nicht dem Klatsche
Ist das ein Ernst, ist das ein Spott?
Die Hummel ist gemalt, bei Gott!

Noch traut er seinen Augen nicht,
Die sonst doch ziemlich klar noch blitzen,
Er trägt das Bild an's Fensterlicht —
Die Hummel bleibt wahrhaftig sitzen.
Er zieht die kahle Stirne kraus,
Er prüft zuletzt es mit dem Finger,
Sein Staunen wird drum nicht geringer,
Und endlich bricht er heftig aus:

„Ei Gudverdam, das iſt ein Strich —
Der das gemacht, kann mehr als ich!“

Und kaum war ihm das Wort entſchlüpft,
Da ſpricht's und lacht's mit luſtigen Lauten,
Und hinterm Vorhang fröhlich hüpft
Die Tochter vor mit ihrem Trauten.
Er fällt dem Alten um den Hals:
„Nun ſeht, Ihr ſelbſt habt's ausgeſprochen —
Eu'r Urtheil gilt doch allenfalls,
Daß Unſereins darauf mag pochen.
Ihr habt's mir jetzo ſelbſt vergönnt,
Daß ich was kann, was Ihr nicht könnt.

„Und nun ſchaut her! Das war ein Spaß,
Jetzt will ich meinen Ernſt Euch weiſen,
Damit Ihr ſeht, man lernt doch was,
Wenn man ſo Jahre bleibt auf Reiſen.“
Ein groß beflügelt Altarblatt
Nimmt er hervor aus einem Kaſten
Und ſtellt es an die rechte Statt
Und lädt ihn ein, davor zu raſten.
„Nun ſeht, dieß ſchuf des Schmiedes Fauſt,
Den Euer Spott ſo arg gezauſt!“

Da ſteht das Bild: es iſt die Raſt
Der Träger mit des Herren Leiche —
Von ungeheuerm Schmerz gefaßt
Die Mutter dort, die todesbleiche:
Salome mit dem Salbenhorn,
Und Joſeph hält die Dornenkrone
In tiefem heiligem Manneszorn,
Daß ſo die Liebe ſich belohne —
In allen tobt des Schmerzes Gluth,
Indeß ſo ſtarr die Leiche ruht.

Ahnſt du, was aus dem Bilde ſpricht?
Kein Meiſter hat in allen Landen,
Das zeugt dieß blaſſe Angeſicht,
So tief und wahr den Tod verſtanden.
Den Schmerz, der nicht mehr Thränen ſucht,
Hat keine Seele ſo empfunden,
Wie er aus dieſen blauen Wunden
Hervorbricht mit des Schreckens Wucht.
Die auf dem Bild mußt' er verſteinen,
Du aber ſiehſt es — und kannſt weinen.

Das iſt ein Bild, das Kirchenſtille
In deine ganze Seele gießt,

Vor dem dein Denken und dein Wille
In tief Empfinden ganz zerfließt.
Der Alte fühlt's, dieß Bild bedroht
Mit Untergang sein eigen Streben,
Doch jauchzend sieht er draus sich heben
Die junge Kunst im Morgenroth,
Wie Mose sah im Todesbeten
Das Land, das er nicht soll betreten.

Er blickt, und blickt sich nie genug —
Und als er schaut die Magdalene,
Die seine Tochter Zug für Zug,
Da tritt in's Aug ihm eine Thräne.
Was diese beiden Herzen band,
Wohl fühlt' er's jetzt, es war das Rechte;
Still faßt er seines Mädchens Hand
Und legt sie in des Mannes Rechte:
Sie sinken vor ihm auf die Knie,
Und segnend weiht er also sie:

„Dich, Quintin, führt der Geist der Kraft,
Der helle, freudige, lebende,
Der alle höchsten Wunder schafft
Durch kunstgerechte Menschenhände.

Auf dir, o Tochter, ruhe ſtill
Der Geiſt der hoffnungsfrohen Liebe,
Die nicht das Glück erſtürmen will,
Und ob es ewig ferne bliebe.
So ſei der Bund, der heut ſich ſchließt,
Ein Born, draus ewige Fülle fließt!“

Beschreibung

der

Burg Kyburg.

Von

M. Pfau

und

Professor G. Kinkel.

Zürich.
In Commission bei S. Höhr.
Druck von David Bürkli.
1870.

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

Band XVI. Abtheilung II. Heft 4.

Burg Kyburg.

Von **Matthäus Pfau.**

Ungefähr in der Mitte der ehemaligen Grafschaft Kyburg, welche fast den ganzen, östlich der Glatt gelegenen Theil des jetzigen Kantons Zürich einnahm, erhebt sich auf einem jäh gegen das linke Ufer der Töss abfallenden Vorsprunge der Hochebene zwischen der Töss und der darein mündenden Kempt 2107′ über dem Meere und 624′ über dem eine Stunde nördlich entfernten Winterthur die alte sechsthürmige Kyburg, im Mittelalter des Landes schönste Krone, aber auch jetzt noch durch ihre malerische Lage eine Zierde desselben. — Nach Norden schweift der Blick über den gewaltigen Eschenberger Wald, das fürstliche Geschenk Rudolfs von Habsburg an sein getreues Winterthur, und die Gelände des Thur- und Rheinthales bis zum fernen Schwarzwald und dem burgenreichen Hohgau; nach Osten über die wilden, waldbekränzten Ausläufer des Schauenbergs nach dem obern Thurgau und dem jenseits des Bodensees in blauer Ferne sich verlierenden Heiligenberg; nach Süden über die amphitheatralisch aufsteigende freundliche Dorfalmend zum herrlichen Gebirgsstock des Glärnisch und den Spitzen der Alpen bis zum Rigi, und nach Westen über wildromantische, bewaldete Schluchten und dem dahinter auftauchenden Albis, Uetli und Lägerenberg bis zum Pilatus, dem Berner-Oberland und dem fernen Jura. — Eine alte Sage erzählt uns, dass die mächtigen Beherrscher des Schlosses einst von dessen Zinnen aus nicht weniger als 70 Burgen ihrer Vasallen überblicken konnten.

Die an der Kehle des Vorsprungs in einer Einsenkung des Terrains gelegene Vorburg, dermalen ein Kirchdorf mit 22 Wohngebäuden und 200 Einwohnern, zeigt gegenwärtig noch eine von einem Abhange zum andern gehende doppelte Umwallung. Am äussersten Ende des Vorbühls, da wo er am höchsten ist, erhebt sich, durch zwei Gräben von der Vorburg getrennt und dieser die Langseite von 220′ zukehrend, der gewaltige Schlossbau. Die Burg verdankt ihre gute Erhaltung wohl hauptsächlich dem Umstande, dass sie seit ihrem um die Mitte des 15. Jahrhunderts erfolgten Uebergang von Oestreich an Zürich, von Letzterm als Sitz der Landvogtei und später des Oberamts benutzt wurde und es ist diese Verwendung aber auch mit ein Grund, warum namentlich im Innern der Gebäulichkeiten, den jeweiligen Bedürfnissen angemessen, so mannigfaltige Aenderungen erfolgten, dass von der ursprünglichen Eintheilung nur hie und da einiges übrig geblieben ist. Jedes Zeitalter hat hier seine Spuren zurückgelassen und insoweit bietet die Architektur auch wieder einiges Interesse.

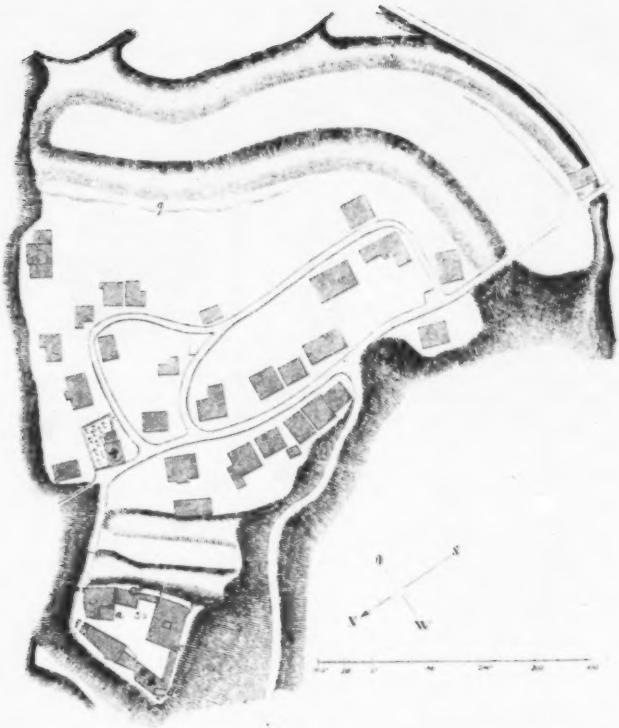
Am südlichen Ende der Vorburg, innerhalb der innern Umwallung, vereinigen sich die Strassen von Winterthur (der sogenannte Reitweg) und First und bilden die Hauptstrasse des Dorfes bis zur Kirche, von welcher sie sich, der obern Kante des östlichen Bergabhanges folgend, links gegen das Schloss wendet, den äussern Graben, der früher überbrückt war, auf einem Damme überschreitet und

an der herrlichen Lindengruppe beim Eingange zum Schlossgarten vorbei über die Brücke des innern Grabens zum überdachten Thorbogen des Schlosses führt. Am hohen Fries ob dem Bogen erblickt man in Fresko zwischen zwei Karyatiden zwei Löwen, mit der einen Tatze ein blau-weisses Banner mit der andern den Zürcher Wappenschild haltend. Oben in der Mitte in einem Kranz von Lorbeer und Palme steht die Inschrift: »Sub Umbone Divino ac Regimine Tigurino Floreat Kiburgum« unten noch die Wappen von Kyburg und Habsburg mit der Jahreszahl 1816, als Datum der letzten Restauration des berühmten Hans Aspers Malerei von 1556.

Von hier gelangt man in einen kleinen, links durch die nordöstliche Front des Grafenhauses, rechts durch eine am jähen Abhange aufgeführte Brustwehr begrenzten Vorhof, der hinten durch den Willenthurm vertheidigt wird. Dieser Zugang an der nordöstlichen Ecke der Burg, der dem eindringenden Feinde gestattete, sich mit dem Schild am linken Arme zu decken und mit dem rechten die Waffe zu führen, lässt sich nur dadurch rechtfertigen, dass die Terrainverhältnisse an der entgegengesetzten Ecke ohne gewaltige Kunstbauten einen solchen nicht erlaubten. — In etwas zurückgezogenem Winkel führt ein zweiter Thorbogen, ob welchem ein Gang das Grafenhaus mit dem Willenthurm verbindet, in den eigentlichen Schlosshof, der zwischen Grafen- und Ritterhaus durch einen 1578 errichteten zweiröhrigen Brunnen und zwischen Ritterhaus und Kapelle durch eine gewaltige, die Gebäulichkeiten überragende Platane geziert ist. Bei dem laufenden Brunnen befindet sich noch der meist in Fels (Nagelfluh und Kalkstein) gehauene 52' tiefe Sodbrunnen.

Zu der Schilderung der einzelnen Lokalitäten übergehend, beginnen wir beim Schlossthurme, der von zwei Seiten gegen den Schlosshof freisteht und mit den andern zwei sich an das daran gebaute und mit ihm unter einem Dache stehende Grafenhaus lehnt. Derselbe ist 25' ins Geviert und seine Mauern haben eine Dicke von 8'. Die Fundamente bestehen aus grossen erratischen, nur hie und wieder an den Stossflächen behauenen Blöcken, während dann bis zum dritten Stock der Steinverband derjenige einer mächtigen Rustica mit glattem Randbeschlag und mit vorstehenden, den natürlichen Bruch zeigenden Buckeln ist. Vom dritten Stocke aufwärts zeigt das Mauerwerk in seinen roh bearbeiteten Werkstücken einen spätern Ursprung. Bis zum Dache befinden sich im Thurme selbst keine Treppen, sondern im 1., 3. und 4. Stock Rundbogen. — Eingänge vom Grafenhause her. Im Fussboden des 1646 zu einem Schatzgewölbe eingerichteten 1. Stocks ist eine Oubliette, durch die man in das im Niveau des Hofes liegende Burgverliess hinuntersteigt. Der 2. Stock enthält ohne direkten Zugang einen finstern, leeren Raum, der 3. und 4. Gefängnisse. Vom Luginsland des obersten Dachbodens entrollt sich dem Auge das Eingangs geschilderte reizende Panorama.

Vom Hofe aus führt neben der südöstlichen Seite des Schlossthurms eine schmucklose romanische Thür ins Innere des Grafenhauses, das im nordöstlichen Theile des Erdgeschosses den 1683 errichteten Banketsaal der Landvögte enthält, der, seitdem er bei der Plünderung von 1798 seiner Zierden beraubt worden, seiner tiefen Lage wegen nur noch als Kellerraum benutzt wird. Im ersten Stock finden wir neben andern Wohnungsräumen die gemüthliche grosse Habsburgerstube mit drei kleinern Fensternischen nach Nordost und einer grossen, mit gemalten Glasscheiben verzierten und mit Ruhebänken versehenen, über 6' ins Geviert haltenden nach Südost, wo zwischen Tannenwipfeln der mächtige Glärnisch uns entgegenwinkt. Hier mag nur noch erwähnt werden, dass die äussern Umfassungsmauern des Grafenhauses wie diejenigen der südöstlichen Ringmauer und, soweit der starke Bestich des Ritterhauses es zu unterscheiden erlaubt, auch ein grosser Theil des Letztern ebenfalls von Rustica-Bau sind. Vom Vorhofe



Situationsplan: a. Schlossthurm. b. Taubenthurm. c. 3 Thürme. d. grosser Thurm. e. Hexenthurm. f. Wilhelmthurm. g. Alte Stadtmauern. Fundstelle.

aus sieht man am leise vorspringenden Winkel der Façade des Grafenhauses in der Höhe des 1. Stocks eine Console, früher vermuthlich als Stütze einer hölzernen Gallerie dienend, und etwas weiter unten drei zugemauerte Doppel-Rundbogenfenster, ohne Zweifel gleichen Alters wie das opus rusticum. An der südöstlichen Façade dieses Gebäudes in der Mitte zwischen dem Taubenthurm und dem Eingang zum Vorhof macht sich sodann nach unten in der Breite von 20' und 16' Höhe ein Mauerstock bemerkbar, der in seiner rohen Arbeit aus sehr gemischtem Material zum übrigen Rustika-Bau gar nicht passt und entweder ein stehen gebliebenes Stück der allerfrühesten Anlage oder dann eine flüchtig und unregelmässig zugemauerte Bresche aus der Belagerung und Erstürmung des Schlosses vom Jahre 1079 sein muss.

Durch ein rechtwinkliges Vorzimmer betreten wir den langen Gang ob der über 10' dicken Ringmauer, an welche gegen den Hof hin Bad- und Waschhaus nebst Holzschuppen angebaut sind, und gelangen so am halbrunden Taubenthürmchen vorbei nach dem Ritterhaus, das einst zur Aufnahme der am gräflichen Hoflager erschienenen Edeln bestimmt war. Dieses Gebäude ist ohne das Erdgeschoss zwei Stockwerke hoch und von unten nach oben in drei Theile getheilt, von denen der mittlere das geräumige Treppenhaus nebst Flur, der nordwestliche Wohnungsräume von untergeordneter Bedeutung und der südöstliche dagegen Räume von hohem geschichtlichem Interesse enthält. So treffen wir im ersten Stocke den alten Rüstsaal 23' breit, 46' lang und 13' hoch, auf dessen steinernen Consolen an der Decke die Jahreszahl 1527 eingemeisselt ist, was anzudeuten scheint, dass derselbe damals unter Landvogt Hans Rudolf Lavater, dem nachmaligen Anführer der Züricher in der unglücklichen Schlacht von Cappel, restaurirt worden. In der Mitte des Saales nimmt eine gothische achteckige Säule eine starke hölzerne Console auf, die den Unterzug der Decke trägt. Längs der linken Seite zieht sich in einer Höhe von 7' eine 10' breite hängende Gallerie, welche bei Kriegszeiten vermuthlich einem Theile der Besatzung als Schlafstätte diente. Die Mauer ist dick genug, um in deren durch kleine Fenster erleuchtete Nischen je zwei steinerne 5' lange Bänke aufzunehmen.

Ein Stockwerk höher, dem so eben geschilderten Raum an Grösse entsprechend, betreten wir durch ein Vorzimmer den Rittersaal. Bei der Restauration von 1816 sind die kleinern gothischen Fenster, zwischen deren zwei an der äussern Mauer der Reichsadler mit dem Wappen von Kyburg und

Grundriss des Schlosses. Plainpied.

A. Alte Grafenwohnung.

1) Trinksaal der Landvögte. (Früher Pfarrstube.)
2) Rauchfur.
3) Gothisches Stichbogenfenster.
4) Burgverliess.

B. Waschhaus neu.

5) Kleiner Ausgang.

C. Ritterhaus.

6) Remise.
7) Hausthur.
8) Schlossscharten aus romanischer Zeit.
9) Eingang zum Keller.
10) Wachtstube zur Zeit der Landvögte.
11) Gefängniss.

D. Schwarzer Gang.

12) Gang.
13) Ausfallpfeifchen.

E. Schlosskapelle.

14) Schiff.
15) Chor.
16) Sakristei.
17) Romanische Fenster.
18) Gothische Fenster.
19) Romanischer Eingang.

F. Ställe, Remisen.

21) Treppe zum Willenthurm.

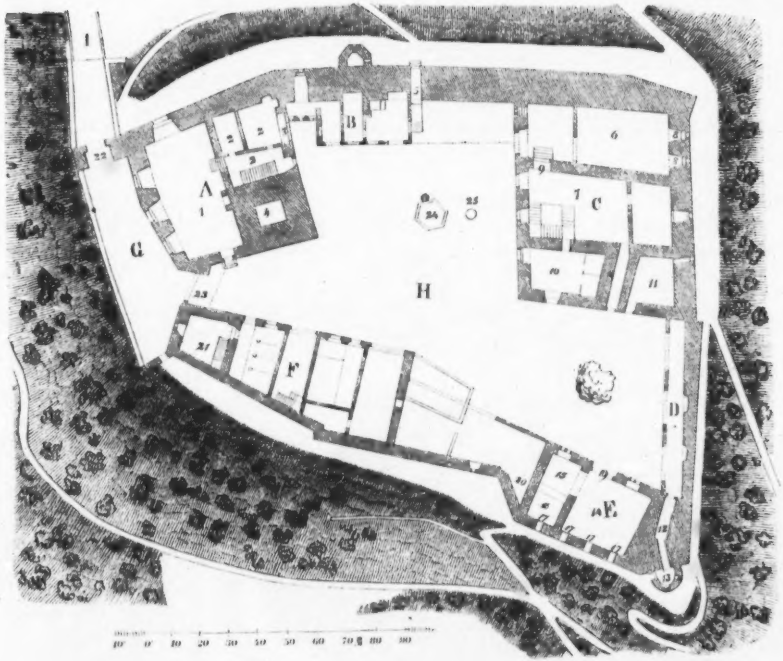
G. Vorhof.

22) Erstes Thor.
23) Zweites Thor.

H. Grosser Hof.

24) Laufender Brunnen (16. Jahrhundert).
25) Alter Seifbrunnen (52' tief).

I. Brücke.


A
B
C
D
E
F
G
H
10 0 10 20 30 40 50 60 70 80 90

Zürich von Hans Asper 1556 gemalt war, beseitigt und durch neue grössere ersetzt worden, welche den Saal jetzt ebenso hell erleuchten, als er früher in Dämmerlicht gehüllt gewesen sein mag. Das Innere ist nunmehr modern dekorirt und es können uns nur noch die Umfassungsmauern erzählen, dass hier es war, wo Rudolf von Habsburg 1266 die Abgeordneten Zürichs empfing, das ihn im Kampfe gegen Lüthold von Regensberg zum Schutzherrn und Feldhauptmann gewählt, dass Gräfin Kunigunde von Montfort 1411 hier für ihren Gemahl und seine zur Schweinshatze geladenen Gäste von Schaffhausen und Winterthur jenes reiche Festmahl bereit hielt, welches dann durch den Ueberfall der Züricher so jämmerlich gestört wurde, und dass im Herbste 1442 Kaiser Friedrich IV. in Folge des Vertrags von Aachen die Huldigung der Grafschaft hier entgegennahm. Unter den Landvögten und Oberamtmännern wurde hier Gericht gehalten. — Gegen die Hofseite sind die Fenster des Gebäudes alle modern bis auf drei gothische mit geradem Sturz im ersten Stock. Im Wagenschuppen ist der ausgebauchte Rundbogen-Eingang in den geräumigen Schlosskeller. — Das Dach des Ritterhauses, das früher an jeder seiner vier Ecken durch ein Thürmchen geziert war, ist 1816 abgebrochen und durch ein neues, oben in der Mitte mit einem Dachreiter versehenen ersetzt worden, in welch letzterm sich die von der Gräfin Kunigunde von Montfort in ihrem Todesjahre gestiftete Evangelistenglocke, die oberhalb den vier Medaillons die Inschrift trägt: »Lucas - Marcus - Mattheus - sante Johannes - MCCCCXXIIII Jar«, und mit ernst feierlichem Klang noch jetzt die Stunden schlägt.

Vom zweiten Stock des Ritterhauses führt längs der westlichen Ringmauer der schwarze Gang, so genannt, weil die zum Tode verurtheilten über denselben abgeführt wurden, nach dem oben im grauen Thurm gelegenen Stübchen, von dessen zwei kleinen Doppelfensterchen aus sich ein reizendes Landschaftsbild enthüllt. — Ein Stockwerk tiefer befindet sich die nur von einer Oeffnung über der Thüre düster beleuchtete Folterkammer und im Erdgeschosse des Thurmes führt ein gewölbter Gang zur Rondelle aus dem Ausfallpförtchen.

An den grauen Thurm östlich schliesst sich die alte Burgkapelle, welche in ganz rohem, romanischem Styl gebaut, vielleicht noch über das 11. Jahrhundert hinaufreichen dürfte. Betrachten wir dieselbe, wie sie etwa 1424 zur Zeit des ersten Uebergangs des Schlosses an Zürich ausgesehen haben mag. Die Façade gegen den Hof zeigt eine einfache Rundbogenthür von 10′ Breite und 13′ Höhe und je rechts und links derselben ein gothisches Doppelfenster mit geradem Sturz, das nach vorhandenen Spuren an die Stelle eines ältern romanischen trat. Ob denjenigen rechts sieht man noch das ungarische Doppelkreuz, von dem aber durch ein später ausgebrochenes Fensterchen der obere Theil mit dem kleinen Querbalken verloren ging. Dieses Wappen scheint die Sage zu bestätigen, dass die Kapelle einst durch Königin Agnes von Ungarn renovirt worden sei. Die Nordfaçade mit einem starken Unterbau von Tuffstein, gemischt mit Ziegellagen, hatte ursprünglich vier Rundbogenfenster, von denen aber schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts die beiden mittlern zugemauert worden sein müssen, um für das dieser Zeit angehörige und noch jetzt theilweise erhaltene Bild des Weltgerichts die nöthige Wandfläche zu gewinnen. Das Schiff der Kapelle hält etwa 23′ ins Geviert und durch einen 12′ breiten und 17′ hohen Rundbogen tritt man in das 11′ Quadrat haltende, von Osten durch ein Spitzbogenfenster beleuchtete Chor, von welchem ein weiterer Rundbogen von 10′ Höhe links in die gegen das Schiff ganz abgeschlossene, etwas kleinere Sakristei führt. Letzterer Bogen bildet den Haltpunkt für die vierte Mauer des sich über die Sakristei erhebenden, damals als Glockenthurm dienenden Bäglerthurms, der auf der Ostseite unter dem Dach durch ein sehr primitives romanisches Doppelfenster mit Säulchen in der Mitte geziert ist.

Die Kapelle scheint eine flache Decke gehabt zu haben, da die Seitenmauern für das Tragen eines Gewölbes zu schwach erscheinen und auch keine Spuren eines Ansatzes zeigen. In der Sakristei wurden unter Rudolf von Habsburg, Albrecht I. und Friedrich dem Schönen die deutschen Reichskleinodien und Reliquien aufbewahrt und durch diese Beherbergung der Bundeslade deutscher Nation wird dieser Raum stets ein denk- und ehrwürdiger bleiben. Den 1865 durch den jetzigen Schlossbesitzer entdeckten und ans Tageslicht geförderten Wandgemälden wird eine kundige Feder ein eigenes Kapitel widmen und es bleibt nur noch übrig, zu bemerken, dass dieselben zur Reformationszeit mit Kalk übertüncht, das Schiff für ein Zeughaus eingerichtet, Schiessscharten und Fenster herausgebrochen, andere zugemauert, der Boden um etwa $1\frac{1}{2}'$ erhöht und sogar gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Chor und Sakristei zu Gefängnissen bestimmt wurden.

Von der Kapelle aus führen Oekonomiegebäude bis zum Willenthurm, der mit dem gegenüber liegenden Schlossthurm den Zugang zum Schlosshof vertheidigte und in seinem Innern durchaus nichts Bemerkenswerthes bietet.

Geschichtliche Notizen über die Schlosskapelle in Kyburg.

Die frühesten urkundlichen Berichte von dem Bestehen einer Kapelle im Schlosse Kyburg sind in den Namen mehrerer Kapläne der Grafen enthalten. Schon 1235 erscheint Hartmann, Kaplan der Frau Gräfin (Margaretha von Savoyen) und Chorherr der Stiftskirche Beromünster als Zeuge auf der Burg zu Baden in einer Urkunde des Grafen Hartmann des Aeltern über Zehnten zu Kilchdorf. Im Schlosse Kyburg selbst bezeugt 1239 Conrad, Kaplan der beiden Grafen Hartmann (älter und jünger oder Oheim und Neffe) eine letztwillige Vergabung ihres Dienstmannes, des Ritters Heinrich von Wurmenhusen. E., Kaplan des Grafen Hartmann und der Gräfin Margaretha, wohnt 1252 beim Schlosse Mörsburg einer Schenkung derselben an das Kloster Wettingen bei. Endlich wird 1254 bei der Veste Baden unter den Zeugen einer von dem ältern Grafen Hartmann besiegelten Vergabung des Freien Rudolf von Kaiserstuhl und seiner Gemahlin Adelheid an dasselbe Gotteshaus Conrad, der Burgkaplan in Kyburg und Leutpriester in Diessenhofen, genannt. Man darf desnahen annehmen, dass mindestens im Anfang des 13. Jahrhunderts, wenn nicht schon früher, eine Burgkapelle in Kyburg sammt dazu gestifteter Pfründe vorhanden gewesen sei. Diese Muthmassung wird durch ein Zehntenbuch vom Jahre 1275 ausdrücklich bestätigt. Als nämlich damals die Geistlichkeit des Bisthums Constanz, wozu Kyburg gehörte, durch einen Beschluss der Synode in Lyon für einen neuen Kreuzzug sechs Jahre lang (1274 bis 1280) den zehnten Theil ihrer Einkünfte dem Papste zu steuern verpflichtet wurde, so bezahlte der Leutpriester von Zell im benachbarten Tössthale, welcher, wie es scheint, nach dem Erlöschen der Grafen von Kyburg (1264) den Gottesdienst in ihrer ehemaligen, nach Illnau pfarrgenössigen Residenz temporär besorgte, von der Kapelle in Kyburg im Ganzen 5 Mark Silbers. Später jedoch erhielt Letztere wieder einen eigenen Kaplan; denn es verkaufte 1296 der Ritter Albrecht von Uerikon sein Gut in Eschlikon (Pfarrei Dynhart), ein Erbleben des Klosters Einsiedeln, an Heinrich Goldweber, Kaplan in Kyburg, und Heinrich, dessen natürlichen Sohn, um $36\frac{1}{2}$ Mark Silbers Winterthurer Gewicht, und die Käufer wurden damit von Abt Heinrich gegen Entrichtung eines jährlichen Zinses von $\frac{1}{2}$ ℔ Wachs fränkisches

Gewicht belehnt. Im Jahre 1313 aber veräusserte der Kaplan Goldweber jenes Gut mit lehensherrlicher Bewilligung an das Kloster Rüti. Es scheint ferner aus einer Gegenrechnung der Wittwe des in der Schlacht am Morgarten gefallenen Burgvogts Rudolf von Landenberg hervorzugehen, dass wie in der Zeit der Hohenstauffen zu Weissenau, bei den Reichsinsignien, auch in der Schlosskapelle Kyburg, wo dieselben verwahrt waren, ein ewiges Gebet verrichtet wurde; denn diese Wittwe bringt 1316 Kostgeld für «do das Rych bi mir ze Kyburg lags in Rechnung, worunter man sich nur zwei Kapläne denken kann, die einander in der Kapelle ablösten. Anno 1329 ist Ulrich, Priester der Kapelle in Kyburg, zu Winterthur einer der Zeugen, als Johannes von Schlatt, Dekan und Kirchherr daselbst, dem Kloster Rüti sein Psalterbuch schenkte. Reliquien scheinen noch 1352 in der Schlosskapelle aufbewahrt gewesen zu sein; denn nach dem Plenarium Beronense enthob im Oktober dieses Jahres Rudolf von Rinach daselbst in Gegenwart Kaiser Carl IV. Reliquien des h. Laurentius und Pelagius, die er dann dem Stift Beromünster schenkte. Noch wird im Jahrzeitbuche der St. Laurenz Kirche zu Winterthur 1417 Ulrich Hirt als Priester und Kaplan im Schlosse Kyburg erwähnt. Inzwischen war 1387 von Rudolf Stucki, genannt Strubel, und Johannes Hoppler in Winterthur zum St. Katharinen-Altar in der Vorburg zu Kyburg eine Pfründe gestiftet worden, der 1424 die Vergabung eines Hauses, Hofes und Baumgartens (des jetzigen Pfarrhauses) an den Altar U. L. Frau in der (St. Katharina) Kapelle im Vorhof zu Handen eines Kaplans durch Kunigunde von Montfort, geborne Gräfin von Toggenburg, folgte. Dieselbe verpflichtete zugleich für den Fall, dass die Inhaber der Veste Kyburg das etwas zergangene Bild der Ablöse (Kreuzabnahme) in der dortigen Kapelle wieder aufbringen oder machen lassen wollten, den Schultheiss und Rath zu Kyburg, dannzumal von ihrer Gottesgabe 4 ℔ Heller an diese Reparatur beizutragen. Endlich berichtet der Predigermönch Felix Faber in seiner Geschichte von Schwaben, die Königin Agnes von Ungarn († 1364) habe im Schlosse Kyburg, als am sichersten Orte, behufs Aufbewahrung der später nach Nürnberg gebrachten Reichskleinodien und Reliquien eine schöne Kapelle in der Ehre der Abnahme des Leibs des Herrn vom Kreuze erbaut, zu welcher bisweilen Leute von weit entfernten Orten zur Verehrung des Kreuzes gepilgert seien, wie er selbst während seines Aufenthaltes im Schlosse (bei seinem Oheim Landvogt Oswald Schmid 1452—1461) oft gesehen habe. In dem obern Stein der Thüre über dem Haupte des Eintretenden sei ein Schild mit den Insignien des Königreichs Ungarn ausgemeisselt worden und die gut mit Eisen beschlagene Kiste, worin einst die Reichskleinodien niedergelegt waren, sei damals noch vorhanden gewesen. — Die Nachricht Fabers von der Erbauung der Kapelle durch die Königin Agnes kann sich aber wohl nur auf eine Renovation derselben beziehen; denn die ursprünglich romanische Anlage derselben geht weit über die Zeit der Agnes hinauf, wogegen das zugemauerte Spitzbogenfenster an der Ostseite des Chors von ihr herrühren dürfte. Unter den aufgefundenen Fresken findet sich keine Darstellung der Kreuzabnahme; möglich daher, dass diese auf dem nicht mehr existirenden Flügelaltar enthalten war. Das in Stein gehauene ungarische Wappen sieht man, aber nur noch im unteren Theile ganz erhalten, über dem zugemauerten Fenster an der Südseite des Chors. Ob sich Faber in der Stelle, wo er das Wappen gesehen zu haben glaubte, geirrt, oder ob dasselbe später versetzt worden, kann kaum mehr ermittelt werden.

A. Nüscheler.

Die mittelalterlichen Wandgemälde der Schlosskapelle.

Von Professor **Gottfried Kinkel.**

Aus den voranstehenden geschichtlichen Notizen über die Schlosskapelle in Kyburg ergiebt sich, dass neben der spätern Katharinenkapelle auf der Vorburg, die jetzt der kleinen Gemeinde des Dorfes als Kirche dient, noch auf dem Schlosse selbst eine Kapelle sich befand, deren frühester Kaplan 1235 erwähnt wird. Ohne Zweifel ist die noch erhaltene Schlosskapelle dieselbe, welche schon damals bestand; denn alles, was an ihr ursprünglich ist, zeigt in den Halbkreisbogen von Eingängen und Fenstern den vorgothischen Stil etwa des zwölften Jahrhunderts. Hiermit stimmen auch die historischen Daten. Im Jahre 1079, während der Kämpfe zwischen Papst Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV., wurde die Kyburg, und zwar ein zweites Mal, erobert und gebrochen. *) Graf Hartmann III., ein mächtiger und wohlhabender Fürst, der 1151 starb, gilt als Wiederhersteller der Veste, **) und damals wird, dem Stile nach, auch die Kapelle neu gebaut worden sein.

Der Grundriss des kleinen Gebäudes, den der umstehende Holzschnitt zeigt, ist sehr eigenthümlich. Die ganze Kapelle bildet ein etwas unregelmässiges Rechteck. Von diesem Rechteck ist ein Quadrat für das Schiff abgeschnitten, der übrige Raum aber wieder in zwei kleine Quadrate getheilt. Eines dieser Quadrate bildet den Chor, über dem zweiten erhebt sich der Glockenthurm, aber das unterste Stockwerk dieses Thurms war zur Kapelle gezogen, so dass man zwar nicht aus dem Schiff, wohl aber durch einen hohen Thorbogen aus dem Chor in dasselbe eintreten konnte. Ursprünglich war wohl dieser Raum zur Sakristei, Kleider- und Paramentenkammer bestimmt; da er aber von den festen und undurchbrochenen Mauern des Thurms geschützt wird, also einen sehr sichern Verwahrungsort darbot, scheint man ihn später unter den habsburgischen Besitzern der Burg mehrmals zur Aufbewahrung der Reichsreliquien und Reichskleinodien benutzt zu haben, welche hier in einer eisenbeschlagenen Truhe niedergelegt waren. Das Eigenthümliche der Anlage war also, dass der Chor nicht in der Mitte, sondern seitwärts, rechts von dieser Mitte, ans Schiff sich ansetzte, so dass links vom Choreingang, gerade vor den Augen der Gläubigen, eine grosse einheitliche Mauer sich befand, welche zu malerischer Ausschmückung herausforderte. Gegenwärtig ist diese Mauer von zwei Thüren übereinander roh durchbrochen, da man während der Zürcher Herrschaft Chor und Sakristei zu je zwei Gefängnissen übereinander verwandt hat.

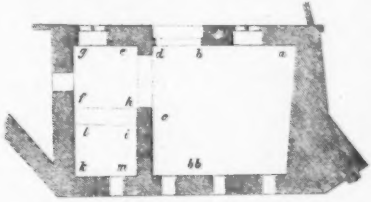
Ueberhaupt hat die Schlosskapelle dadurch sehr gelitten, dass sie seit den protestantischen Zeiten zu andern Zwecken verwendet worden ist. Durch alle drei Räume, in welche die Kapelle zerfällt, hat man einen starken Holzboden durchgezogen und Alles in zwei Stockwerke zerschnitten. Das Schiff

*) Pupikofer, Geschichte der Burgfeste Kyburg (in Bd. XII der Mittheilungen unserer antiquarischen Gesellschaft), S. 21.

**) Ebendaselbst, S. 23.

diente als Zeughaus, auf dem untern Boden standen Kanonen, und vier kreisrunde Schiessscharten wurden hier in der Nordmauer durchgebrochen, während man die alten Rundfenster vermauerte. Chor und Sakristei aber verwandte man, wie gesagt, in ihren beiden Stockwerken als Gefängnisse. Letzteres soll erst am Ende des vorigen Jahrhunderts geschehen sein. Ob nun bei diesen baulichen Veränderungen oder bereits in Folge der bilderfeindlichen Reformation, wurden dann die sämmtlichen Wände im Innern überweisst und die Wandgemälde verdeckt. Das Einbrechen neuer Lichtöffnungen hat aber auch viele Theile der letztern unrettbar zerstört. Was noch erhalten, hat Herr Oberstlieutenant Pfau seit einigen Jahren wieder aufgedeckt, indem er die Tünche erst mit einem hölzernen Hammer leise klopfte und wenn sie dabei zu blättern anfing, sie ablöste. Seitdem sind die Farben ziemlich stark im Verbleichen; die antiquarische Gesellschaft liess sie daher 1867 durch ihren Zeichner, Herrn Ludwig Pfyffer von Luzern, mit allen noch erkennbaren Farben-puren abbilden, und nach diesen grossen Zeichnungen sind die Lithographien dieses Heftes reducirt. Als Proben für die farbige Ausführung sind zwei dieser Wandgemälde in Farbendruck beigegeben. Es war diese Zeichnung eine mühsame und fleissige Arbeit, obwohl in einigen wenigen Punkten der Sinn des Originals nicht verstanden worden ist. Die Originalbilder können in ihrem jetzigen Verfall nur bei sehr hellem Himmel studirt werden, doch ist der durchgezogene Boden dafür eher vortheilhaft, denn auf diesem Boden stehend hat man die Figuren, die einst nur von unten in der Höhe gesehen wurden, jetzt unmittelbar in der Höhe des Auges und zum Theil sogar unter der Augenhöhe vor sich. Herr Pfyffer hat daher einige Köpfe sogar auf den Originalen durchzeichnen können.

Seltsamer Weise hat sich auf der grossen Wand dem Chor gegenüber gar keine Spur von Malereien unter der Tünche gefunden. Diese Wand schien doch gerade zur Malerei einzuladen, da sie nicht einmal, wie die Westseiten anderer Kirchen, von der Eingangsthür durchbrochen ist; vielmehr liegt der alte Eingang an der einen Längenseite nach Süden, weil hier der Schlosshof neben der Kapelle sich ausbreitet. Dann kommen die Bilder in folgender Ordnung:



1. Im Schiff.

(Man vergleiche die Buchstaben auf dem beigegebenen Grundriss der Kapelle.)

Rechte Wand, unmittelbar bei der Ecke:

a. St. Christoph, das Jesuskind durch den Fluss tragend.

Weiter nach dem Chor zu, über der Hauptthüre:

b. Das Leiden Christi, in drei Bildern: Geisselung, Dornenkrönung und Kreuzschleppung.

Gegenüber:

bb. Das Weltgericht.

Chorwand des Schiffes, auf der grossen Wand links vom Choreingang, welche die Sakristei vom Schiff trennte:

c. Die heilige Regula, geköpft und den Kopf in der Hand tragend. (Ihre beiden männlichen Leidensgeführten sind zerstört.)

Rechts vom Choreingang:

d. Christus in der Glorie mit Spruchband, die Regula und ihre Genossen in die himmlische Herrlichkeit einladend.

2. Im Chor.

Rechte Wand:

e. Weibliche Heilige mit ihren Attributen, in zwei Reihen übereinander stehend.

Altarwand:

f. g. Links vom Altar St. Ulrich, rechts vom Altar St. Antonius der Eremit, beide Figuren statuenartig gehalten. Ueber St. Ulrich (jetzt) das Zürcher Wappen, über St. Antonius der Reichsadler mit Einem Kopfe.

Linke Wand:

h. Anbetung der heiligen drei Könige; daneben der heilige Franciscus.

3. In der Sakristei.

Auf der Wand nach dem Schiff zu:

i. Die heilige Regula vom Landpfleger zum Tode verurtheilt.

Auf der Ostwand:

k. Dieselbe in Oel gesotten.

l. Dieselbe gegeisselt.

Auf der Nordwand:

m. Dieselbe enthauptet.

Das Meiste der Malereien in der Sakristei ist zerstört. Ihre Rückwand hat keine Bilder, weil hier der hohe Bogen die Wand zerschnitt, durch den man sonst vom Chor in diesen Raum eintrat.

Die Ausführung ist in allen diesen Wandmalereien ziemlich die gleiche; aber verschiedene Hände verschiedener Jahrhunderte geben sich sofort zu erkennen. Geschichtliche Nachrichten über die Anfertigung der einzelnen Bilder haben wir nicht; nur aus dem Stil kann also die Zeit ihrer Entstehung erschlossen werden. Diess aber ist auf dem Boden der Schweiz schwieriger als anderswo. Die Schweiz hat im Mittelalter keine leitende Malerschule gehabt, sondern war von Einflüssen aus den Nachbarländern vielfach abhängig. Man blieb daher im Stil hinter Frankreich und Deutschland der Zeit nach zurück, sowohl in Architektur als Malerei, so dass spätere Werke auf Schweizerboden oft ältere Typen länger bewahren.

Die chronologische Verschiedenheit der Arbeiten lässt den Gedanken eines einheitlichen Cyclus nicht aufkommen, wie man ihn sonst bei Kirchengemälden leicht aufweisen kann. Nur die zwei auch dem Stil nach zusammengehörigen Bilder des Schiffs, Christi Leiden und das jüngste Gericht, haben eine moralische Beziehung auf einander, das übrige ist zusammenhangslos nach der zufälligen Laune und Devotion der Besteller hingemalt.

Die Technik aller Gemälde ist die gewöhnliche des Mittelalters in den nördlichen Ländern, nicht das eigentliche Fresko auf nassem Kalk, sondern in Wasserfarben, welche einfach auf den trockenen Bewurf aufgestrichen wurden, daher sie auch so stark vergangen sind. Es war aber Gebrauch, die Conturen, die innern Umrisse in den Gesichtern und die Hauptfalten der Gewänder zuerst roth auf die Wand zu zeichnen und diese Zeichnung dann mit Farben bloss wie eine Illumination auszufüllen. Diese Umrisse sind in Kyburg mit dem Pinsel aufgemalt; die rothe Farbe war sehr haltbar, daher auch, wo die später aufgemalten Farben erloschen sind, diese Zeichnung noch sehr deutlich hinter der Tünche wieder herausgetreten ist. Auf den spätesten dieser Bilder, in der Sakristei, wo die Marter-geschichte der heil. Regula dargestellt wird, sind diese Umrisszeichnungen auch mit dem Pinsel, aber in schwarzer Farbe gemacht. Bei deutschen Wandgemälden, z. B. in der Kirche zu Schwarzrheindorf bei Bonn, sind die Umrisse nicht mit dem Pinsel, sondern mit gelbem Rothstift gezeichnet und dann vor dem Bemalen hin und wieder mit schwarzer Farbe verbessert. *) Hieraus ergiebt sich, dass solche Gemälde von Einem Meister mit mehreren dienenden Gehülfen als Illuminationen angefertigt worden sind: der Meister entwarf die Gestalten auf der Wand, oder wo nach seinen Zeichnungen ein Gehülfe sie etwa auf die Wand in Roth durchgehaust hatte, corrigirte er sie, wie in Schwarzrheindorf, in Schwarz. In dieser Manier arbeitet man heute noch in den griechischen Kirchen, obwohl in wirklichem Fresko. Der Meister zeichnet die Heiligenfiguren aus dem Kopf auf den nassen Kalk, die Gehülfen füllen dann die Farben und die Vergoldung ein und fügen die Inschriften bei, welche der Meister immer aus dem Gedächtniss dictirt. Da Alles ganz handwerklich geschieht, so wird die Arbeit unglaublich rasch voll-endet. Der französische Archäologe Didron sah in einem Kloster des heiligen Berges Athos einen Mönch mit fünf Gehülfen binnen einer Stunde Christus und elf Apostel in Lebensgrösse, und zwar ohne Cartons und Durchzeichnungen, an die Wand malen! **) Hieraus begreift es sich, wie auch bei uns im frühen Mittelalter so zahllose und so grosse Wandflächen bemalt werden konnten, ohne dass die Namen dieser wohl meist klösterlichen Künstler uns erhalten blieben.

Die Umrisszeichnung, welche wir also in der Kyburger Kapelle sehen, sollte eigentlich nicht gesehen werden, da die undurchsichtige Erdfarbe der Illumination sie zudeckte. Hieraus erklärt sich manches, was auf unsern Tafeln erst sonderbar erscheint. So hat z. B. der heil. Christoph (Tafel III. A) oben auf seinem Stecken ein blosses Eirund, womit die Blätterkrone eines ausgerissenen Bäumchens angedeutet

*) Andreas Simons, die Doppelkirche zu Schwarzrheindorf, Bonn 1846. S. 105 des Textheftes. In Italien wird es nicht anders gewesen sein. Die Fresken des Lorenzetti in der Cancelleria zu Siena haben überall die Conturen sichtbar, so dass sie nach vollendeter Modellirung um die Figuren nachgezogen zu sein scheinen. Und in Spinello's Wandbildern daselbst, wie die Kyburger Sachen al secco gemalt, überschreitet alles Mass die gewöhnliche Manier des Meisters, seine Figuren, wenn er sie oberflächlich modellirt hatte, mit dicken dunkeln Conturen zu umziehen. (Förster, Anmerkungen zum deutschen Vasari, VI. 320. 327.) Schwerlich nachher, sondern vorher. Die erste Vorzeichnung ist auch dort durchgewachsen.

**) Kugler-Burckhardt, Geschichte der Malerei (2. Auflage des Kuglerschen Handbuchs), I. S. 3.

wird. Sieht man aber das Original genau an, so erkennt man, dass die grüne Farbe der Illumination überall über dieses Eirund hinausging und die harte Linie mit aufgemalten Blättern durchbrach. Auf dem Bild der Kreuzigung (Tafel V) hängt an einem der Kreuzesarme die Dornenkrone: sie ist in der Vorzeichnung nur durch zwei concentrische Ovale ausgedrückt und schwebt frei wie ein Ring um den Kreuzesarm, ohne ihn zu berühren. Es ist klar, dass der Illuminator sie mit Dornen ausstatten und so als auf dem Kreuz aufgestützt darstellen sollte.

Die ältesten Malereien unserer Kapelle sind die auf der rechten und linken Seite des Schiffes. Rechts steht zunächst der heil. Christoph, den der Eintretende gleich zur linken Hand über sich hatte (Taf. III, A). Sein unter der Last des kindlichen Herrn der Welt gebeugter Kopf ist noch gut erkennbar. Er hat sich als Stecken einen jungen Baum ausgerissen, dessen Krone noch grüne Farbe zeigt. Sanct Christoph steht hier am Eingang nicht ohne Grund. Das Mittelalter glaubte, dass wer ihn am Morgen anblicke, der werde an dem Tage keines jähen unbussfertigen Todes sterben. Ihn in die Schlosskapelle zu malen, war also ein sehr kraftvolles Anziehungsmittel zu unfehlbar täglichem Kirchenbesuch.

Weiter folgt nun auf derselben rechten Wand das Leiden Christi, in drei Scenen: die Geisselung, Dornenkrönung und Kreuzschleppung (Tafel IV, A). Bei der Krönung ist die Dornenkrone nicht mehr sichtbar, gewiss hatte der illuminirende Gehülfe sie ohne Vorzeichnung aufgeführt. Dass sie aber da war, beweist das im spätern Mittelalter stets vorkommende Motiv, dass die Kriegsknechte mit kreuzweis gelegten Ruthen diese Krone auf Christi Haupt herabdrücken, woraus dann wieder bei den Schmerzensmännern und Grablegungen des 15. und 16. Jahrhunderts der Zug herstammt, dass die langen Dornen zwischen Schädelknochen und Kopfhaut hineingepresst erscheinen, wie auf dem entsetzlichen Christuskopf in Berlin (angeblich von Hugo von der Goes) und auf dem berühmten Vesperbild des Quinten Matsys in Antwerpen. Es sind für diese Kyburger Passion drei einzelne Scenen gewählt, weil hier, von der Seite her, der grosse rundbogige Eingang in die Kapelle führt, also für eine einheitliche Darstellung die Mauer keine Fläche bot. Den Bogen dieses Eingangs hat unsere Tafel unterhalb jenem Bilde angedeutet. Diese drei Gemälde sammt dem heil. Christoph stammen, glaube ich, aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Sie können noch aus dem spätern 13. Jahrhundert sein. Früher nicht, denn über der Geisselung erkennt man deutlich ein Ornament des Spitzbogenstils, der in die Schweiz schwerlich vor 1250 eindrang. Charakteristisch ist, dass Christus als die Hauptperson jedesmal grösser als die Henkersknechte abgebildet ist.

Derselben Zeit und wohl auch denselben Händen gehört auch das gegenüberstehende jüngste Gericht auf der Nordwand, eine Composition von etwa lebensgrossen Figuren an (Tafel V). Christus als bartloser Jüngling, halbnackt, nur mit einem Purpurmantel umkleidet, sitzt mit erhobenen Händen auf dem Regenbogen, unter welchem (eine seltene Vorstellung!) die Todten aus den Flammen des Fegfeuers sich zur Auferstehung erheben. Maria und Johannes der Täufer knien fürbittend zu beiden Seiten des Weltrichters: der Täufer eine kräftig gezeichnete Gestalt in braunem Eremitenkleid, Maria das Haar nonnenhaft mit einem Kopftuch verdeckt. Beide Figuren sind wieder etwas kleiner als Christus. Ueber Christus ist einer der tubablasenden Engel der Auferstehung erhalten, nahebei steht als Symbol der Erlösung das Kreuz von Engeln umschwebt; über dem einen Kreuzarm ist die Dornenkrone aufgehängt. Rechts ist dann die Hölle. Gähnend thut sich ein Drachenschlund auf, wie er auch in den kirchlichen Schauspielen des Mittelalters die Hölle bezeichnete; in seine Flammen ziehen die koboldartig kleinen Teufel mittelst eines um alle herumgelegten Seiles die Verdammten hinein. Lucifer, als Hauptperson wieder

gross gebildet, hält eine Säule umkrallt, ein Abgott in Teufelsgestalt, der auf dieser Säule hockt, hält das eine Ende des Seils, das die armen Seelen zu Einer Gruppe umschlingt. Unter den Verdammten, welche alle bekleidet sind, befinden sich mehrere Frauen, ein durch die Mitra bezeichneter Bischof und einige geschorene Mönche. Unten links erhebt sich aus dem Boden eine nackte Frau, welche eben vom Todesschlaf erstehend ihre Hände erschreckt einem jungen Manne unter den Verdammten nachstreckt, der sich verzweifelnd mit beiden Händen in die Haare greift. Er wird als ihr Ehemann zu fassen sein, und die beiden Figuren erläutern die furchtbare biblische Stelle (Luc. XVII, 34), dass von zwei Menschen, die in Einem Bette schlafen, der eine wird angenommen, der andere verworfen werden. Diese ganze Seite der Hölle ist noch sehr gut erkennbar, sogar mit vielen Farbenspuren. Zur rechten Hand des Weltrichters, also links vom Beschauer, haben wir uns nach Analogie anderer Kirchenbilder das Paradies mit den Seligen zu denken; aber dieses Drittel der Composition ist vollständig zerstört. *)

Offenbar fehlt nun zwischen dem Leiden Christi und dem jüngsten Gericht ein drittes Gemälde, das den Kreis der erwähnten Thätigkeit als Centrum zusammenfasst, nämlich die Darstellung der Kreuzigung oder der Kreuzabnahme. Nun wissen wir aber aus den oben gegebenen geschichtlichen Notizen, dass eine Kreuzabnahme das Hauptbild der Kapelle, ja dass die Kapelle zu Ehren der Kreuzabnahme geweiht war. Ein Bild dieses Gegenstandes war 1424 in schadhaftem Zustand, und man dachte an eine Reparatur. Der Verfasser der »Historischen Notizen« glaubt, das werde die nicht mehr vorhandene Altartafel des Chores gewesen sein. Allein da die zwei Wandbilder im Schiff den Crucifixus zwischen sich zu fordern scheinen, dürfte es eher auch ein Wandbild gewesen sein. Dann muss es auf der Wand links vom Choreingang gestanden haben, wo man jetzt die heil. Regula ohne Kopf sieht. Vorn am Durchgang zwischen Schiff und Chor stellt das Mittelalter regelmässig das Kreuz mit dem Crucifixus auf. Nun aber traf es sich, dass gerade in jenem Jahre 1424 Zürich in den Besitz von

*) Der Besitzer des Schlosses, Herr Oberstlieutenant Pfau, hat für die Verweisung des Bischofs und der Mönche in die Hölle scharfsinnig eine historische Anknüpfung aufgesucht. Um das Jahr 1220 war Herr auf Kyburg der Graf Ulrich, Grossvater von Rudolf von Habsburg. Er hatte zwei Söhne. Diese schä ligten das Stift Beromünster, dasselbe legte Beschwerde ein bei dem Bischof von Constanz. Der Bischof bannte die Junkherren und verklagte sie bei Kaiser Friedrich II. Es drohte die Reichsacht, doch es kam nicht dazu, weil Friedrich II. dem mächtigen Grafen Ulrich zum Theil seine Krone verdankte. Als nämlich Friedrich aus Italien an den Bodensee kam, stand hier wider ihn der Gegenkönig Otto. Da erklärte sich Ulrich und der Abt von Sanct Gallen für den Hohenstaufen und geleiteten ihn bis Basel. Der Kaiser sprach auch wirklich die Acht gegen die Junkherren von Kyburg nicht aus, sondern vermittelte den Frieden mit dem Bischof von Constanz. (Vrgl. Pupikofer a. a. O., S. 26, 27.) Auf diesen Span zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt soll es sich nun beziehen, dass Bischof und Mönche hier in die Hölle versetzt sind. Es wäre angenehm, hier für die Entstehungszeit dieser Wandgemälde im Schiff einen Anhalt zu gewinnen. Aber Exemplare der Welt- wie Klostergeistlichkeit in die Hölle zu versetzen, ist stete Kunstpraxis des Mittelalters, und diese Bilder sind schwerlich vor Friedrichs II. Tod ausgeführt, der genau in die Mitte des 13. Jahrhunderts fiel. Durch den Streit zwischen den Päpsten und den Hohenstaufen, der tausend Einzelfehden zwischen Bischöfen, Aebten und Landherren hervorrief, war die Stimmung der Laien gegen die Geistlichkeit im ganzen 13. Jahrhundert eine sehr gespannte und konnte bei mehr als einem Anlass zu solchen dem Klerus feindseligen Bildern führen. Ich gestehe, ich möchte gerne diese Wandbilder des Schiffes der Königin Agnes zuschreiben. Wir hätten dann eine Erklärung, wie Felix Faber, ein Mann, der sich in Kyburg selten aufgehalten hat, hundert Jahre nach Agnes die Behauptung aufstellt, diese habe die Kapelle erbaut, und ihr ungarisches Doppelkreuz, das über dem Eingang der Kapelle gesehen wurde, liesse sich vielleicht begreifen, wenn sie auch nur für die künstlerische Ausstattung mit Bildern bezahlte. Allein mit der Sinnesweise der Agnes hätte es sich doch wohl nicht vertragen, Bischof und Mönch so in die Hölle stossen zu lassen. Dem Stil nach könnten die Bilder des Schiffs sonst ganz gut in die Zeit der Agnes (um 1330) gehören.

Kyburg kam, wenn auch vor der Hand nur bedingungsweise. Es lag nahe, jetzt in die Kapelle des neu erworbenen Schlosses die zürcherischen Landesheiligen als neue Götter einzuführen. Damals mag die Sakristei, die man zur Aufbewahrung der nach Nürnberg versetzten Reichskleinodien längst nicht mehr brauchte, der heil. Regula als Spezialkapelle geweiht worden sein, und auf die Hauptwand zwischen Chor und Schiff kamen die drei Zürcher Schutzpatrone zu stehen, denen Christus von der andern Seite des Choreingangs her in der Glorie erscheint, um sie in sein Himmelreich einzuladen. Die beschädigte Kreuzabnahme, welche ursprünglich hier nach unserer Vermuthung stand, werden die neuen Herren ruhig abgeschlagen und die Wand frisch beworfen haben, um das neue Bild dort aufzumalen. *)

In der That, die statuarisch aufgefasste Gestalt links vom Choreingang, welche durch ein Spruchband deutlich als Sancta Regula erwiesen wird (Tafel III, B), zeigt einen mächtigen Fortschritt der Kunst über die Wandgemälde des Mittelschiffes hinaus. Sie endet oben in dem vom Blut dunkeln Stummel des Halses und trägt ihren Kopf mit geschlossenen Augen in der rechten Hand. Ihr Obergewand erscheint bräunlich, das Untergewand grün oder blau, das Haar war hellbraun. Sicher ist, dass sie dort nicht allein stand. Hinter ihr sieht man noch das Ende eines zweiten, und weiter links, fast im Eck, den Anfang eines dritten Namenszettels, so dass ihre zwei Mitgekrönten, Felix und Exuperantius, ihr nachschritten. Den drei Märtyrern neigt sich nun (rechts vom Choreingang) Christus im Kreuznimbus aus der Höhe entgegen, gerade so wie er dieselben Heiligen auf der schönen Glasscheibe von 1505 aus Maschwanden (jetzt in einem Fenster der Zürcher Stadtbibliothek) in sein Reich einladet. Er scheint drei seltsam geformte Dinger zu halten, welche in der Umrisszeichnung geriefelten Gefässen gleichen; auf dem Original bemerkt man um sie Spuren von Grün; können es Bänder sein, womit die für die drei Märtyrer bestimmten grünen Siegeskronen zusammengebunden sind? Christus erscheint hier, um die drei Heiligen ins Paradies einzuladen, und diess drückt die Inschrift der Schriftrolle aus. Auf ihr ist ganz bestimmt und unzweifelhaft zu lesen: ir gesegeneten, vor dem ir steht ein Wort, das man sint oder vielleicht syt lesen möchte: also jedenfalls ein Stück aus der Anrede Christi beim jüngsten Gericht (Matth. XXV, 34): »Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt.« Dass diese Inschrift deutsch statt lateinisch, und dass sie, wie auch gegenüber die Inschrift Sancta Regula, in Minuskel geschrieben ist, das spricht auch stark für das 15. Jahrhundert.

Treten wir nunmehr in den Chor ein.

In allen drei Abtheilungen der Kapelle, Schiff, Chor und Sakristei, sind die Bilder nur auf die obern Theile der Wände gemalt. Nur die zwei lebensgrossen Heiligen links und rechts vom Altar machen eine Ausnahme, sie reichen mit den untern Theilen bis unter den eingezogenen Holzboden, und man muss in das Bodenstockwerk eintreten, um diese unteren Theile zu sehen. An der Altarwand war keine Hinderung, sie so tief hinabzuführen; an allen andern Wänden standen im Chor wahrscheinlich Chorstühle, in der Sakristei Schränke zur Aufbewahrung von Kleidern und Kirchengeräthen. Jene beiden Heiligen sind Ulrich, Bischof von Augsburg, der hierher gehörte, weil er der Sage nach auf Kyburg geboren ist, und Sanct Antonius der Eremit, welcher als Stifter des Coenobitenlebens und folglich sämmtlicher Mönchsorden der Welt eine ausgezeichnete Verehrung genoss (Taf. II, C, B). Sanct Ulrich

*) Dem Vogt Johannes Schwend, der Kyburg für Zürich besetzte, gab seine Stadt für Herstellung des Schlosses in zwei Raten die ansehnliche Summe von 5000 Gulden. Pupikofer a. a. O. S. 48.

ist durch Beischrift seines Namens. Sanct Antonius durch den Stab mit dem aegyptischen Kreuz (in Form eines griechischen T), an welchem die Schelle hängt, und durch das Schweinchen bezeichnet, das wie ein Hündlein an seinem Gewand emporspringt. Ueber dem Antonius steht ein Wappen mit dem Reichsadler, über dem Ulrich der weiss und blaue Schild von Zürich, letzterer scheint neu aufgemalt, es könnten die schreitenden Löwen von Kyburg ursprünglich dort gestanden haben. Aber die beiden Heiligen sind spät: sie müssen gemalt sein, als das jetzt wieder vermauerte Spitzbogenfenster über den Altar eingesetzt wurde, und sie scheinen, wie die übrigen Bilder des Chors, der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts anzugehören.

Rechts im Chor stehen weibliche Heilige, von denen mehrere ganz oder zum Theil zerstört sind (Tafel I. A und IV. B). Sie waren in ganzer Figur, zwei Reihen über einander, eher schreitend als stehend dargestellt, die Köpfe porträitartig, aber mit einem Hauch idealer Schönheit, die Gewänder grossartig schlicht herabwallend. Man erkennt in der obersten Reihe (Tafel IV. B) noch die heil. Katharina am Schwert und Rad, Magdalena am Salbengefäss, Verena, die berühmte Lokalheilige des Aargaus, an dem gehenkelten Wassergefäss, aus welchem sie die Kranken wusch; in der zerstörten linken Hand wird sie, zu gleichem Zweck, den Kamm gehalten haben. In der unteren Reihe hat Ursula, mit dem schön geflochtenen Haar, den Pfeil neben sich; Dorothea trägt den Blumentopf mit den Paradiesesblüthen, die sie ihrem auf Erden zurückgebliebenen Liebhaber durch einen Engel schickte, und durch den Kelch mit Hostie wäre Barbara bezeichnet, wenn die Figur nicht, gegen alle Gewohnheit, statt fürstlicher Tracht Nonnenkleider trüge. In diesen ausgezeichnet fein und schlank gezeichneten Gestalten mit den schönen fliessenden Draperien zeigt sich ein starker Einfluss der Kölner Schule von der Mitte des 15. Jahrhunderts.

Das gegenüberstehende Gemälde der Anbetung der Könige dagegen (Taf. I. B), welches einen langen Streifen der linken Chorwand füllt und von sämmtlichen Wandbildern der Kapelle am besten und vollständigsten erhalten ist, mahnt stark an die flandrische Schule, deren Einfluss auf Oberdeutschland in Meistern wie Herlin, Schongauer, Zeitblom so spürbar in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sich geltend macht. Doch halte ich diess Bild als von Einer Palette mit den schreitenden Jungfrauen gemalt, wofür besonders das durchgehende zarte Blau in den Gewändern spricht. Flandrische und kölnische Einflüsse haben sich auch sonst in Oberdeutschland gemischt. Dass noch keiner der drei Könige als Neger gedacht ist, entscheidet bei Bildern ausserhalb des Erzstifts Köln nicht gegen eine so späte Entstehung. *) Die Madonna in reich und kunstvoll gefaltetem Mantel und das Kind, welches mit ganz freier Bewegung, die aber für den Künstler gar nicht leicht zu studiren war, nach den Goldmünzen im Kästchen des knieenden ältesten Königs greift — diese ganze Gruppe könnte buchstäblich aus einer flandrischen Tapete der Eyckschen Schule herausgeschnitten sein. Die Adler und die Flügelmuster auf den blauen Mänteln der beiden jüngern Könige bezeichnen diese Mäntel als orientalische Gewebe, wie sie Brügge zur Zeit seines Glanzes aus dem Morgenland importirte. Genau dieselben Muster kommen auf noch vorhandenen liturgischen Gewändern orientalischen Ursprungs schon früher vor. **) Selbst die lose Composition spricht für die flandrische Schule, welche Vereinzelung ihrer Figuren

*) Auf einer kleinen Anbetung der Könige, gemalt von Fiesole (Nationalgallerie in London, No. 582), kommt auch noch kein Mohr vor.

**) Das Adlermuster und die ausgespannten Flügel, ohne einen Leib zwischen ihnen, sieht man bei Bock, liturg. Gewänder, Bd. II. Tafel 8 und 9.

nicht scheut, weil sie die Lücken mit ihren schönen Landschaften zu füllen verstand. Endlich sieht man den flandrischen Einfluss in der mehr portraitmässigen als idealen Zeichnung der Köpfe; besonders der kniende König ist im Original noch weit charakteristischer als auf unserer Lithographie. Auch sind die Farben hier noch so schön, dass selbst unsere Nachbildung den Eindruck eines wirklichen Gemäldes macht. Dieser Eindruck wird dadurch verstärkt, dass die ganze Composition durch einen aufgemalten architektonischen Rahmen zusammengeschlossen ist und nach oben wie nach unten durch breite Bordüren abgegrenzt wird.

Links von diesem Hauptbild haben wir einen Mönchsheiligen, der auf demselben Wandstreifen steht, aber von der Anbetung der Könige durch eine aufgemalte architektonische Scheidung getrennt und so in sein eigenes Rähmchen beschlossen ist. Nach unserer Zeichnung sollte man vermuthen, dass rechts an den drei Königen in einem ähnlichen Rähmchen eine zweite Engelfigur gestanden hätte. Dem ist aber nicht so; die alte Mauer der Altarseite stösst hier fast ganz nahe an das Hauptbild an. Der Mönch hat einen grauen, einst vielleicht versilberten Heiligenschein. Auch seine Kutte sieht jetzt grau aus, soll aber bei der Aufdeckung schwarz gewesen sein. Die Form der Kutte und das Emporhalten der Hände lassen wohl auf Sanct Franciskus von Assisi schliessen; doch fällt immerhin auf, dass ihm weder Hände noch Füsse mit Stigmen durchbohrt sind. Die schwarze Kutte spricht nicht gegen diesen Heiligen: gerade im 15. Jahrhundert behaupteten die Franciskaner, dass ihr grosser Ordensstifter sie so und nicht anders getragen habe; die Kapuziner dagegen schieden sich 1528 zum Theil desswegen als besondere Congregation aus, weil sie gewissenhaft überzeugt waren, Sanct Franz habe eine braune Kutte mit einer spitzen Kaputze getragen. *)

Die letzten noch zu besprechenden Wandgemälde befinden sich in der Sakristei, welche seit der Zürcher Herrschaft in eine besondere der heil. Regula gewidmete Kapelle verwandelt wurde (Taf. II, A, D, E und IV, B). Den historischen Anhalt für sie dürfte der Umstand geben, dass im Jahre 1452 die Kyburg für immer an Zürich überging, nachdem Oestreich sie vorher nochmals zehn Jahre lang besessen hatte. Nach diesem Ereigniss scheint die Regulakapelle und der Chor ausgemalt zu sein.

Die Gemälde dieser Kapelle sind nicht so gut erhalten wie die im Chor. Sie sind alle weit unter Lebensgrösse und stellen die Marter der heil. Regula dar. Auf der Westwand sieht man noch vier halbe Figuren aus der Verurtheilung der Heiligen. Der Landpfleger mit Krone auf dem Haupt, einst in Goldbrokat gekleidet, sitzt im Richterstuhl; er ist von dünner Taille, und die affektirte und sentimentale Haltung des Kopfes mahnt an die gemüthlichen Christenverfolger auf den Marterbildern des Dirck Stuerbout. Vor ihm steht Regula, von einem Schergen bewacht, rechts sieht man einen Mann mit Heiligenschein, der die Hände betend emporhält; es wird also einer der zwei männlichen Märtyrer sein, die mit Regula starben. Auf der Wand gegenüber steht erstens Regula in Oel gesotten

*) »Im vorigen Jahrhundert, als das Franciskanerkloster in Solothurn noch blühte, gab der Guardian desselben dem Maler Franz Michael Schwaller den Auftrag, den heil. Franz von Assisi zu malen. Der Guardian der Kapuziner, die ebenfalls Francisci Nachfolger sind, suchte nun den Maler zu überreden, der Heilige müsse in einer braunen Kleidung erscheinen, während der Guardian der Franciskaner darauf bestand, Franciscus habe eine schwarze Kutte getragen. Der Maler, welcher es mit keiner Partei verderben wollte, erklärte endlich seinen Drängern, er habe einen Ausweg gefunden, mit dem beide Theile zufrieden sein würden, und da er schon etwas vom Disteli-Geist in sich hatte, malte er den Heiligen im Bette, neben welchem eine schwarze und eine braune Kutte hing, und sagte: »Der heilige Mann wird schon wissen, wenn er aufsteht, welche Kutte er anlegen will.« Osenbruggen, Culturhistorische Bilder aus der Schweiz. 1864. S. 206

(Tafel II), ein Scherge giesst ihr mit einem Kübel an einer Stange Oel über den Kopf; und ferner Regula nackt an einen Pfahl mit den Füssen aufgehängt, das Haar ganz herabhängend, die Arme über dem Busen gekreuzt. In dieser Attitude wird sie von zwei Henkersknechten mit Besen gestäupt. Das Nackte ist gut verstanden (auch das spricht für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts), die Umrisse dieses weiblichen Körpers sind die feinsten von allen diesen Figuren. Auf der dritten Wand ist Regulas Hinrichtung, der Henker schwingt das Schwert über ihren Nacken. Diess Bild ist kaum noch zu erkennen; unsere Tafeln geben daher keine Abbildung davon. Obwohl nun Chor und Regulakapelle Einer Zeit angehören, scheint mir doch zwischen den Händen, welche beide ausmalten, ein Unterschied zu sein. Auch die Palette ist verschieden: wie das Blau, waltet in der Regulakapelle ein dunkles Purpur in den Gewändern vor.

Ueberblicken wir die Gegenstände dieser Gemälde, so gehören sie sämmtlich dem Anschauungskreise des Mittelalters an, der uns modernen Menschen unendlich fern liegt. Aber jene Zeit, zumal das 15. Jahrhundert, hatte starke Nerven und wollte kraftvolle Aufregung durch Blut und Schmerz. Wo dagegen in unsern Bildern eine höhere Festfreude zur Anschauung kommt, wie in der von den drei Königen verehrten Mutter Maria oder in den verklärten weiblichen Heiligen des Chors, fehlt wahrlich auch der Sinn für Schönheit, Anmuth und menschliche Würde nicht. Aus Entwurf und Zeichnung der sämmtlichen Gemälde sieht man, dass sie von geübten und vielbeschäftigten Händen ausgeführt sind. Alles ist frei und meisterlich hingesetzt: diese Künstler sahen und machten nicht Alles richtig, aber so wie sie jeden Gegenstand innerlich sahen und machen wollten, so machten sie ihn mit vollkommen sicherer Hand.

Interessant ist bei diesen Gemälden endlich noch, dass keines einen Hintergrund von Landschaften oder ausgeführter Architectur hat, dass vielmehr statt eines solchen die Flächen zwischen den Figuren überall, bei den Bildern des 13. gerade so gut wie bei denen des 15. Jahrhunderts, mit vereinzelten Sternen verziert sind. Diese Sterne sind bei den spätern Bildern noch gelb, bei den ältern jetzt schwarz; was wohl beides auf anfängliche Vergoldung zurückweist. Nur die Marterbilder der Regulakapelle haben keine Sterne. Bei der Anbetung der Könige und dem heil. Christoph könnte man schon versucht sein, an den wirklichen Himmel mit seinen Sternen zu denken und beide Scenen in die Nacht zu verlegen: aber bei der statuarischen Figur der heil. Regula und den verklärten wirklichen Heiligen will diess ja nicht passen. Wir müssen wohl tiefer zurückgehen auf die allgemeine Frage, was sich das Mittelalter eigentlich unter dem Hintergrund vorgestellt hat.

Die ältesten Kirchenbilder stellen Heilige dar, deren Häupter mit dem Nimbus umgeben sind. Sie erscheinen damit in die Glorie erhoben, dem irdischen Leben bereits entnommen. Wie die Göttergestalten der griechischen Tempelstirnen sich von dem blaugemalten Giebeldreieck als von dem durchsichtigen Azur des Aethers abheben, so ziemt den Heiligen der Kirche die Luft des Paradieses als Hintergrund. Alle lichten Töne daher, welche die sonnenverklärte Luft annehmen kann, werden zu solchen Hintergründen gebraucht. So hatten für die Luft schon die Römer auf Mosaiken das Weiss gebraucht, z. B. auf der berühmten Alexanderschlacht aus Pompeji; auch die christliche Kunst, in den Mosaiken des Grabes des Constantin und dann in der Vorhalle der Marcuskirche zu Venedig, brauchte weisse Hintergründe. Noch natürlicher war das Blau, welches in den meisten altchristlichen Kirchenmosaiken von Rom für die colossalen statuarischen Heiligenfiguren als Hintergrund dient. Dass hier

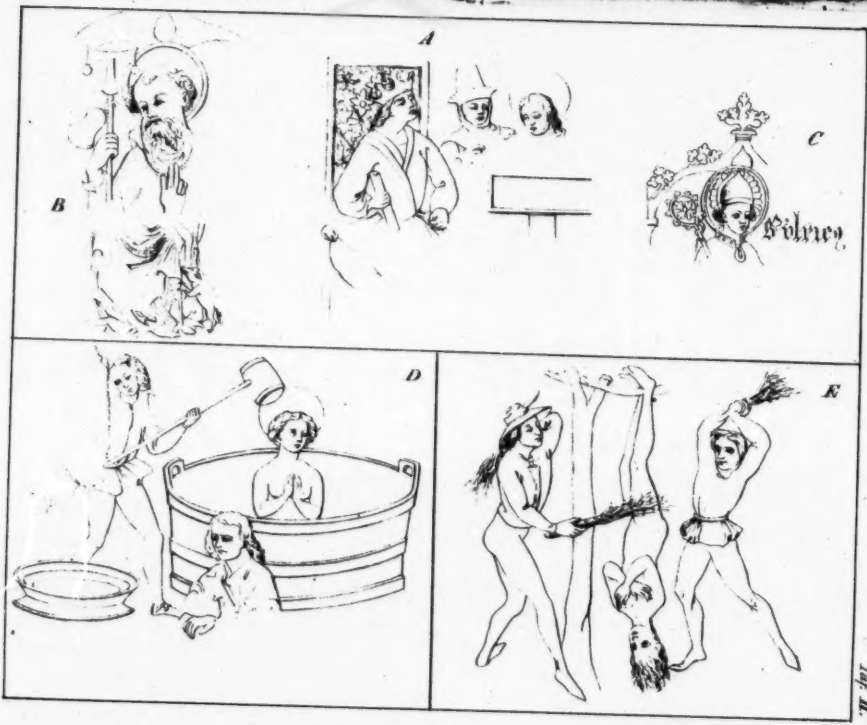
wirklich der Himmel gemeint sein soll, beweisen auch die goldnen und rothen Wölkchen, welche auf diesen blauen Gründen um die Heiligenfiguren sich verbreiten. In der byzantinischen Kunst tritt dagegen der Goldgrund auf: er ist entweder eine Nachahmung der schönen Goldtöne des Abendhimmels, oder, da wir dort auf griechischem Boden stehen, der Nachklang des Empyreums der Philosophen, der Feuerluft des obersten Aethers, welche sich dem Christen naturgemäss in die Atmosphäre des himmlischen Paradieses verwandelt. Dieser Goldgrund ist aber der Wirkung der Malerei nicht günstig; er wirft durch seinen blinkenden Glanz die Figuren ins Dunkel. Bei mittelaltriger Wandmalerei wäre dem ärmern Abendland für diese grossen Flächen ohnehin Gold zu theuer geworden. Um also doch immer noch den offenen Himmel als Atmosphäre festzuhalten, nahm man diese Sterne gleichsam als Abbreviaturen des Goldgrundes, und konnte dann für den eigentlichen Hintergrund einen leichten neutralen Ton wählen, welcher die Wasserfarben an den Figuren und Gewändern nicht mehr ertödtete.

Zürich, im November 1869.

A

B

Lithogr. B. MAHR in Zürich


A
B
C
D
E
Tab. II.

A
B

Taf III

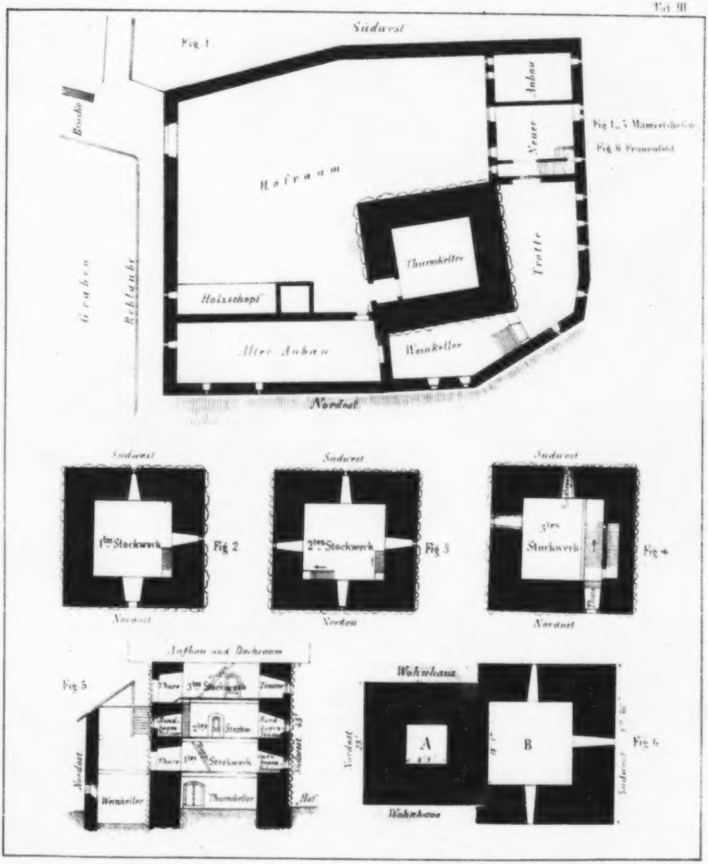


Fig 1
Südwest
Brücke
Graben
Reblaube
Hofraum
Anbau
Neuer
Thurmkeller
Trotte
Holzschopf
Alter Anbau
Weinkeller
Nordost
Fig 6 Frauenfeld
Südwest
1tes Stockwerk
Fig 2
Nordost
Südwest
2tes Stockwerk
Fig 3
Nordost
Südwest
3tes Stockwerk
Fig 4
Nordost
Aufbau und Dachraum
Fig 5
Thüre
3tes Stockwerk
Fenster
2tes Stockw
1tes Stockwerk
Nordost
Südwest
Weinkeller
Thurmkeller
Hof
Wohnhaus
A
B
Nordost
Fig 6
Südwest
Wohnhaus